

AGONALE INVEKTIVITÄT

Konstellationen und Dynamiken
der Herabsetzung im italienischen
und deutschen Humanismus

Uwe Israel,
Marius Kraus und
Ludovica Sasso
(Hrsg.)



Das Mittelalter
Beihefte 17

AGONALE INVEKTIVITÄT

DAS MITTELALTER

Perspektiven mediävistischer Forschung

Beihefte

Herausgegeben von
Ingrid Baumgärtner, Stephan Conermann und Thomas Honegger

Band 17

AGONALE INVEKTIVITÄT

Konstellationen und Dynamiken
der Herabsetzung im italienischen
und deutschen Humanismus

Herausgegeben von
Uwe Israel, Marius Kraus und Ludovica Sasso

Uwe Israel  <https://orcid.org/0000-0002-3147-0406>

Marius Kraus  <https://orcid.org/0000-0002-8363-5559>

Ludovica Sasso  <https://orcid.org/0000-0003-4028-8582>

Funded by the German Research Foundation within the Collaborative Research Center 1285 'Invectivity, Constellations and Dynamics of Disparagement' at the TU Dresden and the Mediävistenverband.

The publication of this book has been generously supported by the Mediävistenverband e. V.

The peer review is carried out in collaboration with external reviewers who have been chosen on the basis of their specialization as well as members of the advisory board of the Mediävistenverband e. V. in a double-blind review process.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-SA 4.0 veröffentlicht. Die Umschlaggestaltung unterliegt der Creative-Commons-Lizenz CC BY-ND 4.0.

Publiziert bei Heidelberg University Publishing (heiUP)
Heidelberg 2021.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf den Verlagswebseiten von Heidelberg University Publishing <https://heup.uni-heidelberg.de> dauerhaft frei verfügbar (Open Access).

urn: urn:nbn:de:bsz:16-heup-book-862-5

doi: <https://doi.org/10.17885/heup.862>

Text © 2021. Das Copyright der Texte liegt beim jeweiligen Verfasser.

ISSN 2698-2129
eISSN 2748-3614

ISBN 978-3-96822-087-1 (Hardcover)
ISBN 978-3-96822-088-8 (PDF)

Vorwort

Mit dem vorliegenden Band werden die Arbeitsergebnisse eines Workshops publiziert, der am 18. und 19. Oktober 2018 an der Technischen Universität und im Residenzschloß Dresden in Kooperation mit den Staatlichen Kunstsammlungen und im Rahmen des Sonderforschungsbereichs der Deutschen Forschungsgemeinschaft ‚Invektivität. Konstellationen und Dynamiken der Herabsetzung‘ stattfand. Allen Beteiligten sei nochmals nachdrücklich für ihre Unterstützung gedankt: den Referenten, den Diskutanten, den helfenden Händen in Universität und Schloß, den Institutionen für ihre Gastfreundschaft.

Erfreulicherweise kann der Band in den Beiheften zum ‚Mittelalter‘ erscheinen, wofür wir dem Mediävistenverband, namentlich Frau Prof. Dr. Ingrid Baumgärtner, herzlich danken möchten. Der Text konnte im Verlauf der Manuskripterstellung von der kritischen Lektüre zahlreicher Helfer profitieren: Neben den Beiträgern den studentischen Hilfskräften des Teilprojekts, Cornelius Caspar und Ronny Steinicke, gebührt den Peer Reviewern sowie Frau Anja Konopka für den Verlag ein großer Dank.

Die Herausgeber

Inhaltsverzeichnis

Uwe Israel, Marius Kraus und Ludovica Sasso Einleitung	1
ITALIENISCHER HUMANISMUS	
Johannes Klaus Kipf Antipoggiana	17
Eine wenig beachtete Sammlung von Fazetien und Invektiven Gian Mario Filelfo gegen Poggio Bracciolini	
Giancarlo Abbamonte Texte und Kontext eines kulturellen Zusammenstoßes	33
Die Invektiven von Bartolomeo Facio und Lorenzo Valla (Neapel, 1445–48)	
Ludovica Sasso Poggio Bracciolini – Lorenzo Valla – Niccolò Perotti	49
Ein Beispiel für invektive Dynamiken in der Humanistengemeinschaft Italiens (1452–54)	
Tobias Daniels Dynamiken der Herabsetzung in humanistischen Kontroversschriften während der Pazzi-Verschörung	81
Alessio Patané Lorenzo Valla gegen Poggio Bracciolini	95
Die Rezeption des ‚Antidotum in Pogium‘ im 16. Jahrhundert	
Giuseppe Peterlini Scherzi di donne ignude	107
Agostino Carraccis ‚Nympe, kleiner Satyr und Kind‘ als invektive Bildparodie im künstlerischen Wettstreit mit den <i>micelangioli</i>	
Jürgen Müller Der Maler als Pasquino – Spott, Kritik und Subversion	143
Eine neue Deutung von Caravaggios <i>Amor vincitore</i>	

DEUTSCHER HUMANISMUS

Robert Gramsch-Stehfest

Nemo alteri dicat convicia turpia inhonesta seu alia 193

Die scholastische Streitkultur der Universitäten und die Humanisten

Jan-Hendryk de Boer

Imaginierte Angriffe auf den Humanismus 209

Zur Legitimierung invektiver Praktiken um 1500

Marius Kraus

Invektivität und Öffentlichkeit 243

Die Bedeutung der humanistischen Invektiven Ulrichs von Hutten im Kontext der publizistischen Fehde gegen Herzog Ulrich von Württemberg

Christian Ranacher

Ein Streiter und sein Schwert 281

Die Invektiven des Zisterzienserabtes Paul Bachmann in seinem Kampf für den ‚alten‘ Glauben

Reinhardt Butz

Über die ältere und edlere Herkunft der Wettiner in Sachsen 307

Georg Spalatins Invektive von 1541 gegen Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig

Schlagwortregister 333

Einleitung

Kontakt

Prof. Dr. Uwe Israel,
Technische Universität Dresden,
Lehrstuhl Mittelalterliche Geschichte,
01062 Dresden,
uwe.israel@tu-dresden.de
 <https://orcid.org/0000-0002-3147-0406>

Marius Kraus M. A.,
Technische Universität Dresden,
SFB 1285 ‚Invektivität.
Konstellationen und Dynamiken der
Herabsetzung‘, 01062 Dresden,
marius.kraus@tu-dresden.de
 <https://orcid.org/0000-0002-8363-5559>

Ludovica Sasso M. A.,
Technische Universität Dresden,
SFB 1285 ‚Invektivität.
Konstellationen und Dynamiken der
Herabsetzung‘, 01062 Dresden,
ludovica.sasso@tu-dresden.de
 <https://orcid.org/0000-0003-4028-8582>

Zusammenfassung

Die Publikation geht unter Berücksichtigung von theoretischen Überlegungen des Dresdner Sonderforschungsbereichs 1285 den invektiven Kommunikationsformen im italienischen und deutschen Humanismus nach. Sie verfolgt Fragen, welche Funktion die humanistischen Invektiven im Hinblick auf Gruppenbildungsprozesse hatten, wie sie Grenzen von Kommunikation verschoben und in welcher Weise sie auf die frühen reformatorischen Auseinandersetzungen Einfluss nahmen.

Mit Hilfe einer an der Antike geschulten Oratorik perfektionierten die Humanisten ihre sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten zwischen (inszenierter) Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Ihre rhetorische Virtuosität gestattete es ihnen, sich nach außen sichtbar als eigene Gruppe zu konstituieren und Konflikte untereinander in elaborierter Form auszutragen. Der Band zeigt auf, wie mit Invektiven Macht- und Geltungskonkurrenzen ausgefochten wurden und sich soziale Gruppen durch In- und Exklusionsmechanismen formierten. Es wird auch das Spannungsverhältnis zwischen der durch Invektiven dynamisierten inneren Konkurrenz unter den Humanisten und der Abgrenzung der Gesamtgruppe nach ‚außen‘, gegenüber den ‚Nichthumanisten‘, thematisiert. Hier wird zum einen nach der Bedeutung des Invektiven für das dahinter zu erkennende Bemühen um die Durchsetzung einer neuen Bildungsbewegung durch Diskreditierung der alten gefragt: Wer dem Neuen nicht folgen

wollte oder konnte, wurde mit beißendem Spott überzogen. Auf der anderen Seite zeugt die Bereitschaft, eine Invektive zu adressieren bzw. sie zu beantworten, von der Zubilligung gegenseitiger Satisfaktionsfähigkeit. Insofern wird berücksichtigt, inwiefern Invektivität zur Einhegung von Konflikten auf dem diskursiven Feld und zur sozialen Integration der ‚Humanistengemeinschaft‘ insgesamt beitrug.

Die Frage nach einer Regelmäßigkeit im Ablauf von Schmähreduellen verweist auf kulturelle Modelle aus anderen agonalen Arenen der Zeit: Inwiefern wurde mit Invektiven ein kompetitives Kräfteressen ausgetragen, wie es etwa auch beim Wettbewerb im Rahmen der Kunstpatronage zu beobachten ist? Auch bei dieser Praktik kam es in der Renaissance regelmäßig zu persönlichen Entehrungen, Schmähungen und Herabwürdigungen der Gegner. Es wird in dem Band auch danach gefragt, inwiefern Konkurrenzen um einflussreiche Positionen unter den italienischen Humanisten in der ersten Hochphase des Humanismus zum wechselseitigen Austausch von Invektiven führten, die zugleich eine gruppenspezifische Funktion hatten. In diesem Kontext sind mit Rekurs auf antike Vorbilder mustergültige Textformen gefunden worden, die große Wirkung auf Literaten auch außerhalb Italiens hatten. Bei der in diesem Band vorgenommenen Zusammenschau von italienischem und deutschem Humanismus können Konjunkturen und Diffusionsformen des Invektiven erkannt und aufgezeigt werden, in welchem Verhältnis seine Formen, Konstellationen und Funktionen zu den jeweiligen kulturellen Milieus standen.

Forschungsstand

Die Forschung widmete den humanistischen Invektiven lange keine besondere Aufmerksamkeit. Erst in jüngerer Zeit ist ein gesteigertes Interesse an den gelehrten Auseinandersetzungen der Humanisten erkennbar. Gerade diese Perspektive verspricht neue Erkenntnisse in Bezug auf den Humanismus und seine Zirkel.¹ Es fehlen trotz einer Reihe von Einzelversuchen für eine neue Monographie noch an Detailstudien, um damit einen systematischen Zugang in das weite Feld der humanistischen Invektive zu ermöglichen.²

1 „Phänomene der Schmähung und Herabwürdigung, der Beschämung und Bloßstellung lassen sich als epochen- und kulturübergreifende Arten von Kommunikation verstehen. Als Störungs-, Stabilisierungs- und Dynamisierungsmomente prägen sie gesellschaftliche Ordnungen und besitzen das Potential, Gemeinschaften zu bilden, zu verändern und zu zerstören.“ Dagmar ELLERBROCK u. a., Invektivität – Perspektiven eines neuen Forschungsprogramms in den Kultur- und Sozialwissenschaften, in: *Kulturwissenschaftliche Zeitschrift* 2 (2017), S. 2–24, hier S. 3. Siehe auch Eckhard BERNSTEIN, *Group Identity. Formation in the German Renaissance Humanists*, in: Eckhard KESSLER u. Heinrich C. KUHN (Hgg.), *Germania latina, Latinitas teutonica. Politik, Wissenschaft, humanistische Kultur vom späten Mittelalter bis in unsere Zeit* (Humanistische Bibliothek 1, 45), München 2003, S. 375–385.

2 Vgl. Vittorio ROSSI, *Il Quattrocento*, 9. Aufl. Mailand 1973, S. 147–149; Remigio SABBADINI, *Il Metodo degli Umanisti* (Biblioteca del Saggiatore 3), Florenz 1922, S. 47–60; David RUTHERFORD, *Early Renaissance Invective and the Controversies of Antonio da Rho* (Medieval and Renaissance

Dass es auch im Mittelalter invektive Textsorten gab, hat die Forschung bereits herausgearbeitet.³ Die mittelalterlichen Schmähbriefe und Schandbilder gehören zwar auch in das erweiterte Themenspektrum, doch sollen sie hier hinsichtlich ihrer Form und Funktion nur am Rande interessieren.⁴ Die Frage, ob sich unmittelbare Kontinuitäten zur Renaissance nachzeichnen lassen, beziehungsweise die Humanisten sich diese Vorbilder zu eigen machten, muss aufgrund der „Frequenz, Intensität und Typik“ der humanistischen Invektiven eher verneint werden.⁵ Das zeigen auch zwei ältere Monographien: Auf der einen Seite das frühe Werk von Charles NISARD, der bereits im Jahre 1860 eine Abhandlung zu wenigen einschlägigen Autoren aus Italien, Frankreich und Deutschland vor allem des 16. und 17. Jahrhunderts vorlegte,⁶ auf der anderen der Versuch Felice VISMARAS, der einen Überblick über wichtige italienische Invektiven bieten wollte.⁷ Wesentlich später widmete sich Pier Giorgio RICCI der Frage nach der Tradition der Invektive zwischen Mittelalter und Humanismus,⁸ bevor Ennio RAO nach einer knappen Reflexion über die humanistische Invektive als literarische Gattung⁹ eine Monographie über die von 1352–1453 in Italien geführten Streitreden

Texts and Studies 301. Renaissance Text Series 19), Tempe AZ 2005, S. 1–7 u. 17–22; überwiegend zur Neuzeit: Agnès MORINI, *L'invektive. Histoire, formes, stratégies*, Saint-Etienne 2006.

- 3 Paul G. SCHMIDT, *Elemente der Invektive im lateinischen Mittelalter* (Garnier von Rouen, Gunzo und Anselm), in: Helma BREHME (Hg.), *Angewandte Sprachwissenschaft. Interdisziplinäre Beiträge zur mündlichen Kommunikation* (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte), Stuttgart 1988, S. 193–207; Eric BEAUMATIN u. Michel GARCIA (Hgg.), *L'invektive au Moyen Âge. France, Espagne, Italie. Actes du colloque, Paris 4–6 février 1993* (Atalaya. Revue Française d'Etudes Médiévales Hispaniques 5, 1994), Paris 1995; Étienne DUSSOL, *Petite introduction à l'invektive médiévale*, in: Didier GIRARD u. Jonathan POLLOCK (Hgg.), *Invektives. Quand le corps reprend la parole*, Perpignan 2006, S. 163–174.
- 4 Matthias LENTZ, *Konflikt, Ehre, Ordnung. Untersuchungen zu den Schmähbriefen und Schandbildern des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit (ca. 1250 bis 1600)*. Mit einem illustrierten Katalog der Überlieferung, Hannover 2004.
- 5 Vgl. Johannes HELMRATH, *Streitkultur. Die ‚Invektive‘ bei den italienischen Humanisten*, in: Marc LAUREYS u. Roswitha SIMONS (Hgg.), *Die Kunst des Streitens. Inszenierung, Formen und Funktion öffentlichen Streits in historischer Perspektive* (Super alta perennis. Studien zur Wirkung der Klassischen Antike 10), Göttingen 2010, S. 259–294, hier S. 262, der wiederum Dieter SCHALLER, *Poggio Bracciolinis Invektive gegen Niccolò Perotti. Ein Stück von der Nachtseite des Renaissance-Humanismus*, in: Justus MÜLLER HOFSTEDT (Hg.), *Florenz in der Frührenaissance. Kunst, Literatur, Epistolographie in der Sphäre des Humanismus*. Festschrift für Paul Oskar KRISTELLER, Rheinbach 2002, S. 171–180, hier ab S. 177 folgt.
- 6 Charles NISARD, *Les gladiateurs de la république des lettres aux XV^e, XVI^e et XVII^e siècles*, Paris 1860 (ND Genf 1970).
- 7 Bedauerlicherweise ist der Überblick stark fehlerbehaftet: Felice VISMARA, *L'invettiva, arma preferita degli umanisti nelle lotte private, nelle polemiche letterarie, politiche e religiose*, Mailand 1900.
- 8 Pier G. RICCI, *La Tradizione dell'invettiva tra il Medioevo e l'Umanesimo*, in: *Lettere italiane* 26 (1974), S. 405–414.
- 9 Ennio I. RAO, *The Humanist Invektive as a Literary Genre*, in: Gregorio C. MARTIN (Hg.), *Selected Proceedings of the Pennsylvania Foreign Language Conference, Pittsburg 1988–90*, S. 261–267.

vorlegte.¹⁰ Einen Überblick zu diesen wie weiteren bekannten Invektiven aus dem 15. Jahrhundert bietet auch der tabellarische Katalog mit über 140 Textzeugen aus dem ‚Atlante della letteratura italiana‘¹¹ sowie ein kurzer Aufsatz von Claudio GRIGGIO, der die Tradition dieser von Petrarca bis Poliziano verfassten Invektiven abhandelt.¹²

Während der humanistische Dialog bereits als performatives Gestaltungsmedium des soziokulturellen Milieus der Humanisten gewürdigt wurde,¹³ wollte die Schmäherei offenbar nicht so recht in das hehre Bild passen, das man sich von einer auf Klassiker rekurrierenden Bildungsbewegung machte, und wurde lange vernachlässigt.¹⁴ Auch wenn sie nicht in das moralische und pädagogische Ideal des Humanismus zu passen scheint, ist die Invektive während des 15. Jahrhunderts doch ein Markenzeichen des Humanismus in Italien und später darüber hinaus in ganz Europa.¹⁵ Die humanistischen Bildungs-Systeme und Kontexte erregten bereits im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert die Aufmerksamkeit der Wissenschaft, z. B. bei SABBADINI und FIORETTO¹⁶; seit der Veröffentlichung der Werke von Ronald WITT und Robert BLACK haben die damit zusammenhängenden Fragestellungen eine neue Dringlichkeit erhalten, wobei insbesondere literarische Entwicklungen interessierten.¹⁷

-
- 10 Ennio I. RAO, *Curmudgeons in high dudgeon. 101 years of invectives (1352–1453)*, Messina 2007, mit einem nützlichen Repertorium im Anhang.
- 11 Guido DE BLASI u. Amedeo DE VICENTIIIS, *Un'età di invettive*, in: Amedeo DE VICENTIIIS (Hg.), *Atlante della letteratura italiana*, Bd. 1: *Dalle origini al Rinascimento*, Turin 2010, S. 356–363.
- 12 Claudio GRIGGIO, *Note sulla tradizione dell'invettiva dal Petrarca al Poliziano*, in: Maria G. PENSA (Hg.), *Bufere e molli aurette. Polemiche letterarie dallo Stilnovo alla ‚Voce‘*, Mailand 1996, S. 37–51.
- 13 Leonid BATKIN, *Die italienische Renaissance. Versuch einer Charakterisierung eines Kulturtyps*, Dresden 1979, S. 265–323.
- 14 Zur Dialogforschung: Klaus W. HEMPFER, *Möglichkeiten des Dialogs. Struktur und Funktion einer literarischen Gattung zwischen Mittelalter und Renaissance in Italien (Text und Kontext 15)*, Stuttgart 2002; DERS., *Poetik des Dialogs. Aktuelle Theorie und rinascimentales Selbstverständnis (Text und Kontext 21)*, Stuttgart 2004; Bodo GUTHMÜLLER u. Wolfgang G. MÜLLER (Hgg.), *Dialog und Gesprächskultur in der Renaissance (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung 21)*, Wiesbaden 2004.
- 15 Hier nur: Robert BLACK, *Humanism and Education in Medieval Renaissance Italy. Tradition and Innovation in Latin Schools from the 12th to the 15th Century*, Cambridge 1991.
- 16 Giovanni FIORETTO, *Gli umanisti: o lo studio del latino e del greco nel secolo XV in Italia*, Verona 1881; SABBADINI (Anm. 2).
- 17 Vgl. Ronald G. WITT, *„In the Footsteps of the Ancients“: The Origins of Humanism from Lovato to Bruni*, Leiden 2000; DERS., *Italian Humanism and Medieval Rhetoric*, Ashgate 2002; DERS., *The Two Latin Cultures and the Foundation of Renaissance Humanism in Medieval Italy*, Cambridge 2012; R. BLACK, *Humanism and Education in Medieval Renaissance Italy. Tradition and Innovation in Latin Schools from the 12th to the 15th Century*, Cambridge 1991. Siehe auch Anthony GRAFTON u. Lisa JARDINE, *From Humanism to the Humanities: Education and the Liberal Arts in Fifteenth- and Sixteenth-Century Europe*, London 1986; Clémence REVEST, *La naissance de l'humanisme comme mouvement au tournant du XVe siècle*, in: *Annales. Histoire, Sciences Sociales* 68,3 (2013), S. 665–696.

Durch das gewachsene Interesse an einer Kulturgeschichte verbaler Gewalt¹⁸ kam es in der Renaissanceforschung zu einer Reihe von Untersuchungen zum Phänomen der sprachlichen Herabsetzungen. Seit den 1980er Jahren erschienen einige exemplarische Untersuchungen, die sich diesem Thema allerdings ebenfalls eher mit einem philologischen Zugang annäherten.¹⁹ Abgesehen von den ‚Dunkelmännerbriefen‘²⁰ gerieten die Invektiven des nordalpinen Humanismus erst deutlich später in den Fokus.²¹ Nachdem die humanistische Elitenbildung südlich der Alpen zur Konstituierung von Akademien,²² nördlich der Alpen seit der Wende zum 16. Jahrhundert vermehrt zu Sodalitäten führte,²³ versuchte man den elaborierten Schlagabtausch in Schmähreduellen vornehmlich aus dem Freundschaftsdiskurs heraus zu erklären,²⁴ was für sich allein unbefriedigend ist.

-
- 18 Franz KIENER, *Das Wort als Waffe. Zur Psychologie der verbalen Aggression*, Göttingen 1983; Marie-Hélène LAROCHELLE (Hg.), *Invectives et violences verbales dans le discours littéraire*, Québec 2007; Jutta EMING u. Claudia JARZEBOWSKI (Hgg.), *Blutige Worte. Internationales und interdisziplinäres Kolloquium zum Verhältnis von Sprache und Gewalt in Mittelalter und Früher Neuzeit* (Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung 4), Göttingen 2008.
- 19 Martin C. DAVIES, *An Emperor without Clothes? Niccolò Niccoli under Attack*, in: Maistor. Festschrift für Robert Browning, Canberra 1984, S. 269–308; Karl ENENKEL, *Ein erster Ansatz zur Konstituierung einer humanistischen Streitkultur: Petrarca's ‚Invective contra medicum‘*, in: LAUREYS u. SIMONS (Hgg.) (Anm. 5), S. 109–126; Jeroen DE KEYSER, *Francesco Filelfo's Feud with Poggio Bracciolini*, in: David A. LINES u. a. (Hgg.), *Forms of Conflict and Rivalries in Renaissance Europe*, Göttingen 2015, S. 13–26.
- 20 Paul R. BECKER, *A war of fools. The letters of obscure men. A study of the satire and the satirized*, Bern 1981; Erich MEUTHEN, *Die Epistolae obscurorum virorum*, in: Walter BRANDMÜLLER u. a. (Hgg.), *Ecclesia Militans. Studien zur Konzilien- und Reformgeschichte*, Bd. 2. Paderborn 1988, S. 53–80; Fidel RÄDLE, *Die Epistolae obscurorum virorum*, in: Hartmut BOOCKMANN (Hg.), *Kirche und Gesellschaft im Heiligen Römischen Reich des 15. und 16. Jahrhunderts*, Göttingen 1994, S. 103–115.
- 21 Dieter MERTENS, *Struktur – Konzept – Temperament. Jakob Wimpfeling's ‚Fehden‘*, in: LAUREYS u. SIMONS (Hgg.) (Anm. 5), S. 317–330.
- 22 August BUCK, *Die humanistischen Akademien in Italien*, in: DERS. u. a. (Hgg.), *Studia humanitatis. Gesammelte Aufsätze 1973–1980. Festgabe zum 70. Geburtstag*, Wiesbaden 1981, S. 216–226; Guido CAPPELLI, *L'umanesimo italiano da Petrarca a Valla*, Rom 2010, bes. S. 173–225; Michele MAYLANDER, *Storie delle accademie d'Italia*. 5 Bde., Bologna 1926–30, bes. Bd. 4; Tibor KLANICZAY, *Die Akademie als die Organisation der intellektuellen Elite in der Renaissance*, in: DERS. u. August BUCK (Hgg.), *Sozialgeschichtliche Fragestellungen in der Renaissanceforschung* (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung 13), Wiesbaden 1992, S. 1–15.
- 23 Vgl. Harald DICKERHOF, *Der deutsche Erzhumanist Konrad Celtis und seine Sodalitäten*, in: Klaus GARBER, Heinz WISMANN u. Winfried SIEBERS (Hgg.), *Europäische Sozietätsbewegung und demokratische Tradition. Die europäischen Akademien der Frühen Neuzeit zwischen Frührenaissance und Spätaufklärung* (Frühe Neuzeit 26/27), S. 1102–1123; Heinrich LUTZ, *Die Sodalitäten im oberdeutschen Humanismus des späten 15. und frühen 16. Jahrhunderts*, in: Wolfgang REINHARD (Hg.), *Humanismus im Bildungswesen des 15. und 16. Jahrhunderts* (Acta Humaniora), Weinheim 1984, S. 45–60.
- 24 Christine TREML, *Humanistische Gemeinschaftsbildung. Soziokulturelle Untersuchung zur Entstehung eines neuen Gelehrtenstandes in der frühen Neuzeit* (Historische Texte und Studien 12), Hildesheim 1989; Amyrose MCCUE GILL u. Sarah R. PRODAN (Hgg.), *Friendship and sociability in premodern Europe. Contexts, concepts, and expressions* (Centre for Reformation and Renaissance Studies), Toronto 2014. Vgl. demgegenüber Uwe ISRAEL, *Defensio* oder die Kunst

In Bezug auf die Oratorik²⁵ wurden aus philologischer²⁶ und auch historischer Perspektive²⁷ jüngst spannende Erkenntnisse gewonnen, die unser Thema bereichern. Die Korrelation zwischen den Modi der gegenseitigen Schmähung und Herabsetzung und der Konsistenz des Humanismus selbst scheint in der jüngeren Forschung zwar erkannt worden zu sein. Beispielsweise ist das in den Publikationen der Bonner Forschungsgruppe „Traditionen okzidentaler Streitkultur. Formen, Sphären und Funktionen öffentlichen Streits“ zu sehen, die allerdings mit den Begriffen ‚Streitkultur‘²⁸ und ‚Polemik‘²⁹ operieren, oder bei Versuchen, die das Feld von seiner emotionalen Seite her angehen.³⁰

Demgegenüber versucht das hier vorgestellte Konzept der Invektivität theoretische Grauzonen und terminologische Unschärfen zu beseitigen, indem es alle Kommunikationsformen und Phänomene, die das Potential der Herabsetzung oder Schmähung in sich bergen, in einen gemeinsamen analytischen Horizont rückt und in ihrer Gesamtheit abzubilden sucht.³¹ Im weiteren sollen neue Ansätze dieses Konzeptes zur Anwendung kommen und gleichzeitig der Bedeutung von Agonalität und Ritualität streithafter Auseinandersetzungen³² für die dynamischen Gruppenbildungsprozesse der Humanisten Aufmerksamkeit geschenkt werden, was in Weiterführung von

des Invektierens im Oberrheinischen Humanismus, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 46 (2019), S. 407–441, bes. S. 422 und 432f.

- 25 Vgl. Uwe NEUMANN, *Invektive*, in: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik* 4 (1998), Sp. 549–561.
- 26 Vgl. Marc LAUREYS, *Competence matters. Grammar and Invective in Girolamo Balbi's ‚Rhetor gloriosus‘*, in: Uwe BAUMANN, Arnold BECKER u. DERS. (Hgg.), *Polemik im Dialog des Renaissance-Humanismus. Formen, Entwicklungen und Funktionen (Super alta perennis. Studien zur Wirkung der Klassischen Antike 19)*, Göttingen 2015, S. 63–86.
- 27 Vgl. HELMRATH (Anm. 5).
- 28 LAUREYS u. SIMONS (Hgg.) (Anm. 5); Uwe BAUMANN, Arnold BECKER, Astrid STEINER-WEBER (Hgg.), *Streitkultur. Okzidentale Traditionen des Streitens in Literatur, Geschichte und Kunst (Super alta perennis. Studien zur Wirkung der Klassischen Antike 2)*, Göttingen 2008.
- 29 BAUMANN, BECKER u. LAUREYS (Hgg.) (Anm. 26); im engeren Umfeld: Marc LAUREYS u. Roswitha SIMONS (Hgg.), *The Art of Arguing in the World of Renaissance Humanism (Supplementa Humanistica Lovaniensia 34)*, Leuven 2013.
- 30 Andrea RIZZI, *Violent Language in Early Fifteenth-Century Italy. The Emotions of Invectives*, in: Susan BROOMHALL u. Sarah FINN (Hgg.), *Violence and Emotions in Early Modern Europe*, London 2016, S. 145–158.
- 31 Zur Varianz der Invektive vor allem Christiano SPILA, *Il discorso irato. Elementi e modelli dell'invettiva*, in: DERS. u. Giuseppe CRIMI (Hgg.), *Le scritture dell'ira. Voci e modi dell'invettiva nella letteratura italiana. Atti di convegno, 16 aprile 2015 (Fondazione Marco Besso)*, Rom 2016, S. 7–28, sowie Marc LAUREYS, *Per una storia dell'invettiva umanistica*, in: *Studi umanistici piceni* 23 (2003), S. 9–30.
- 32 William LABOV, *Rules for ritual insults*, in: DERS. (Hg.), *Language in the Inner City. Studies in the Black English Vernacular*, Oxford 1977; Claudia GARNIER, *Injurien und Satisfaktion. Zum Stellenwert rituellen Handelns in Ehrkonflikten des spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Adels*, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 29 (2002), S. 525–560; Peter STROHSCHNEIDER, *Dialogischer Agon*, in: Klaus W. HEMPFER u. Anita TRANINGER (Hgg.), *Der Dialog im Diskursfeld seiner Zeit (Text und Kontext. Romanische Literaturen und Allgemeine Literaturwissenschaft 26)*, Stuttgart 2010, S. 95–120.

Untersuchungen gesehen werden kann, die die Bedeutung kompetitiver Praktiken für die soziale Gruppenbildung bereits aufzeigten.³³

Invektivität

Invektivität soll jene Aspekte von Kommunikation (verbal oder nonverbal, gestisch oder bildlich) fokussieren, die dazu geeignet sind, herabzusetzen, zu verletzen oder auszugrenzen.³⁴

„Invektivität“ kann für alle Formen von Beleidigung und Schmähung bis hin zu den Mikroaggressionen des Alltags stehen. Die gemeinsame Eigenschaft oder den Modus dieser lebensweltlichen Phänomene bezeichnen wir in diesem Kontext als ‚das Invektive‘, ein einzelnes Kommunikationsereignis als ‚eine Invektive‘. Invektiven destruieren oder produzieren, dynamisieren oder eskalieren soziale Verhältnisse.³⁵ Das ‚Spiel von Schmähung, Provokation und Ehrverteidigung wird oft als Attribut der vormodernen Anwesenheitsgesellschaft ausgemacht,³⁶ die wechselseitige Herabwürdigung des Gegners hatte dann in den reformatorischen Auseinandersetzungen eine durch Druckmedien in die breitere Öffentlichkeit getragene Hochphase.³⁷

Jeder als herabsetzend intendierte oder wahrgenommene Akt erhält seine invektive Qualität unter den Bedingungen der Situation, die ihn ermöglicht und hervorbringt. Die Konstellationsanalytik nimmt ihren Ausgang in einer Differenzierung der jeweils konkreten Konstellationen der Akteure und ihrer sequenziellen Dynamiken. Idealtypischer Ausgangspunkt ist aus interaktionstheoretischer Sicht die invektive Triade mit den Positionen Invektierer, Invektierter und ‚Publikum‘.³⁸ Der kommuni-

33 Uwe ISRAEL u. Gherardo ORTALLI (Hgg.), *Il duello fra Medioevo ed età moderna: Prospettive storico-culturali* (I libri di Viella 92), Rom 2009; Uwe ISRAEL u. Christian JASER (Hgg.), *Agon und Distinktion. Soziale Räume des Zweikampfs zwischen Mittelalter und Neuzeit* (Geschichte, Forschung und Wissenschaft 47), Berlin 2016.

34 ELLERBROCK u. a. (Anm. 1), S. 3. Vgl. Gerd SCHWERHOFF, *Invektivität und Geschichtswissenschaft. Konstellationen der Herabsetzung in historischer Perspektive – ein Forschungskonzept*, in: *Historische Zeitschrift* 311 (2020), S. 1–36.

35 Ebd., S. 4 und 6.

36 Rudolf SCHLÖGL, *Anwesende und Abwesende. Grundriss für eine Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit*, Konstanz 2014.

37 Gerd SCHWERHOFF, *Radicalism and Invectivity. ‚Hate speech‘ in the German Reformation*, in: Bridget HEAL u. Anorthe CREMERS (Hgg.), *Radicalism and Dissent in the World of Protestant Reform*, Göttingen 2017, S. 36–53. „Nur wer gut mit der Feder streiten konnte, sicherte sich in der sich neu formierenden literarischen Öffentlichkeit die erforderliche Aufmerksamkeit.“ Karl ENENKEL, *Einleitung*, in: DERS. u. Christian PETERS (Hgg.), *Humanisten über ihre Kollegen. Eulogien, Klatsch und Rufmord* (Scientia universalis I. Studien zur Wissenschaftsgeschichte der Vormoderne 3), Berlin 2018, S. 1–6, hier S. 3.

38 Vgl. ELLERBROCK u. a. (Anm. 1), S. 12f.; Jürgen STENZEL, *Rhetorischer Manichäismus. Vorschläge zu einer Theorie der Polemik*, in: Franz J. WORSTBROCK u. Helmut KOOPMANN (Hgg.), *Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit*, Tübingen 1986, S. 3–11.

kative Erfolg von Invektiven hängt demnach davon ab, inwiefern sie vom Adressaten und/ oder dem Publikum³⁹ als verletzend aufgefasst werden.⁴⁰ Das ‚Publikum‘ ist als ‚Figur des Dritten‘ konstitutiver Bestandteil der invektiven Triade bzw. der invektiven Kommunikationssituation. Weiterhin bildet es in Korrelation zu ‚Öffentlichkeit‘ und ‚Arena‘, im Sinne einer räumlich-zeitlichen Verortung der Triade, den Resonanzraum der Invektiven ab, der sich durch Anschlusskommunikation, Medialität und öffentliche Meinung in ständiger Dynamik befindet. Unter dem Terminus ‚Arena‘ ist ein Kommunikationsraum mit individuellen materiellen und sozialen Settings zu verstehen.⁴¹ Besonders sind dabei „Grade von Formalität bzw. Informalität in Rechnung zu stellen.“⁴² Hochgradig formalisierte Räume können attraktiv für tabubrechende Symbolhandlungen werden.⁴³ Daneben sind unterschiedliche Schwellen- und Zugangsbedingungen oder Lizenzen zu erwarten, die sowohl erteilt als auch verwehrt werden können.⁴⁴ So spielen in diesen Schlagabtauschen häufig auch die Satisfaktionsfähigkeit und die Qualifiziertheit des Publikums eine Rolle.

„Die ‚Inszenierung‘ der Invektive umfasst mithin zwei Aspekte: ... die literarische Form des Streitens“ und „ein Publikum ... vor dem und für das sich die Streitenden in Szene setzen ... So stehen hier die Strategien zur Gewinnung des Dritten, seine Involvierung in den Streit sowie die Funktionalisierung literarischer Texte im Kontext von sozialen Formierungsprozessen im Zentrum.“⁴⁵

Angesichts dieser Aspekte ist es möglich, noch einen weiteren Faktor in Betracht zu ziehen: die Darstellung spezifischer Feindbildungen, die immer auch eine soziale Funktion und Auswirkung hatten. Die Darstellung des Gegners hat nicht nur die Funktion, die Gegenpartei zu disqualifizieren, sondern soll auch der eigenen Gruppe ihre jeweilige Situation plausibel machen. Daraus folgt ein performatives Potential

39 Vgl. ELLERBROCK u. a. (Anm. 1), S. 12–15.

40 Vgl. Arnulf DEPPERMAN, Glaubwürdigkeit im Konflikt. Rhetorische Techniken in Streitgesprächen. Prozessanalysen von Schlichtungsgesprächen, Radolfszell 2005; DERS., Gespräche analysieren. Eine Einführung, 4. Aufl. Wiesbaden 2008.

41 Dazu gehören unter anderem Handlungslogiken, Diskurse, Konventionen, Opportunitätsstrukturen, Aufmerksamkeitsmuster etc. „Wer in der Frühen Neuzeit eine Frau als ‚Hure‘ beschimpfte, bekräftigte damit zugleich die Norm sexueller Enthaltsamkeit für unverheiratete Frauen; die pauschale Verwendung von ‚schwul‘ als Beleidigung unter Jugendlichen stützt eine heteronormative Ordnungsvorstellung. Das Invektive taugt somit als Sonde zur Analyse komplexer Normenhorizonte einer Gesellschaft oder einer Epoche.“ ELLERBROCK u. a. (Anm. 1), S. 14. Vgl. Heinrich POPITZ, Soziale Normen, Frankfurt a. M. 2006.

42 ELLERBROCK u. a. (Anm. 1), 13. Bspw. im Wirtshaus, bei einem formellen Anlass oder die Dichotomie von Stammtisch gegenüber dem Sakralraum.

43 Bspw. der reformatorische Bildersturm, die 68er-Bewegung oder das Phänomen Pussy Riot. Vgl. Joachim SCHARLOTH, 1968. Eine Kommunikationsgeschichte, Paderborn 2011; Lars KOCH u. Tobias NANZ, Ästhetische Experimente. Zur Ereignishaftigkeit und Funktion von Störungen in den Künsten, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 173 (2014), S. 94–115.

44 Bspw. das Rekurrenieren auf antike Autoritäten im Humanismus, *street credibility* in der Großstadt.

45 Vgl. Marc LAUREYS u. Roswitha SIMONS, Einleitung in: DIES. (Hgg.), S. 9–18, hier S. 10.

der Invektiven.⁴⁶ Die Normalisierung der Darstellung des Gegners unter negativen Werten legt innerhalb einer als dysfunktional inszenierten Wirklichkeit seine Benennung als Feind nahe, was aber auch eine sozialstabilisierende Funktion haben kann, wenn sie zum Festhalten am Überkommenen motiviert.⁴⁷

Agonalität. *Eruditio, Latinitas*

Die erste und wichtigste Manifestation der humanistischen Natur ist das glühende Verlangen nach Kontroversen: die Lieblingswaffe ist die Beschimpfung, derer sie [die Humanisten] sich oft sogar als Hauptmittel bedienen, um ihre Gelehrsamkeit zu zeigen.⁴⁸

Bei den Gruppenbildungen kam der *latinitas* in den Invektiven eine distinktive Kraft zu.⁴⁹ Gelehrsamkeit, Kompetenzen in der Literatur und Sprache des Altertums, die Fähigkeit, in der Art der Alten zu schreiben sind wesentliche humanistische Werte und Voraussetzungen für das Erreichen des Humanistenstatus. Hauptziele der Humanisten waren die *fama* und die *gloria aeterna* als Dichter oder Redner, als quintilianischer *vir bonus dicendique peritus*, deren Kultur und Ausbildung basierend auf den *studia humanitatis* meist nicht als Selbstzweck gedacht, sondern auch *ad communem* (oder *publicam*) *utilitatem* gerichtet war. Ungelehrt zu sein bedeutete unwürdig zu sein – als Mensch, als Bürger oder um ein offizielles Amt zu erlangen. Latinität wird zum *palladium* und zur „ontischen Kernqualifikation jedes Humanisten“.⁵⁰ Die Invektive ermöglichte es den Humanisten, sich durch die Zurschaustellung der Gelehrsamkeit darzustellen und zu inszenieren, um Reputation für sich selbst in der eigenen Gemeinschaft zu erlangen. Deswegen war es unvermeidlich, eigene Gelehrsamkeit zu zeigen, auch wenn das Hauptziel einer Invektive vielleicht ein anderes war. Diese intellektuelle Tendenz wird durch den Terminus des *self-fashioning* treffend beschrieben.⁵¹

46 „Der Gegner ist Rivale und doch zugleich Komplize individueller Profilierung.“ HELMRATH (Anm. 5), S. 284.

47 Vgl. Michael WOLTER, Der Gegner als endzeitlicher Widersacher, in: Franz BOSBACH (Hg.), Feindbilder. Die Darstellung des Gegners in der politischen Publizistik des Mittelalters und der Neuzeit, Köln, Weimar u. Wien 1992, S. 23–39.

48 VISMARA (Anm. 7), Einleitung, S. VI, übers. v. Ludovica Sasso.

49 Exemplarisch ist die Invektivkette zwischen Poggio Bracciolini und Lorenzo Valla, die von den ‚Elegantiae Linguae Latinae‘ herrührt, bei denen es sich im Übrigen um die erste Abhandlung über die lateinische historische Grammatik handelt, oder aber der Konflikt mit Niccolò Perotti, einem ‚Schüler‘ von Valla, der sich vor allem als Intellektueller vorstellt. Der Agon ist also immer auf die Gelehrsamkeit zugeschnitten. Siehe hierzu auch den Beitrag von Ludovica Sasso in diesem Band.

50 HELMRATH (Anm. 5), S. 275. „Der Humanismus hat seine Wurzeln ganz in der Philologie, seine ganze Ehre ist die Philologenehre.“ SCHALLER (Anm. 5), S. 179.

51 Die Definition stammt aus: Stephen GREENBLATT, Renaissance Self-fashioning. From More to Shakespeare, Chicago u. London 1980; zur Konzeption siehe ebd., S. 9 f. Die raffinierte

Die Humanisten pflegten nicht nur gemeinsame Ideale und Bestrebungen, sondern konkurrierten auch häufig auf einem relativ engen professionellen ‚Markt‘. In diesem Zusammenhang war die Kompetenz in der lateinischen Grammatik und im lateinischen Stil, die Beherrschung der korrekten Normen und Standards der Latinität immer der überzeugendste Beweis für die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Humanisten.⁵² Die perfekte Beherrschung der Regeln und Prinzipien der lateinischen Grammatik und des Stils war die Grundlage, auf der nicht nur das gesamte Programm des Humanismus aufgebaut war, sondern auch die agonale Konkurrenz als typische Handlung der humanistischen intellektuellen Gemeinschaft.⁵³

Eruditio und *latinitas* bildeten das Fundament des wettbewerblichen und kompetitiven Charakters der humanistischen Invektiven. Schon Jacob BURCKHARDT erklärte die Invektive der italienischen Humanisten zum Inbegriff für das ‚ausgebildete Individuum‘ und sprach von ihrem agonalen Charakter bei den gelehrten Konkurrenzkämpfen im Humanistenmilieu.⁵⁴ Die Invektiven unter den Humanisten gehörten zu den wettbewerblichen Vergleichsmedien, die sich auch im *paragone* der Gelehrten nach dem Muster des *imitari – aemulari – superare* realisierten.⁵⁵

Invektive Kommunikationsformen

Tatsächlich hatte der direkte persönliche Angriff mit dem Ziel der Herabsetzung und Verächtlichmachung des Gegenübers einen festen Platz im System der antiken Rhetorik, und zwar vor allem in der Gestalt der Tadel- oder Scheltrede (*ψόγος/vituperatio*), die beinahe ausschließlich als Gegenstück zur Lobrede (*ἔπαινος/laus*) gesehen wurde.⁵⁶ Schon in der Antike wurde versucht, ihre Funktion moralisch zu verbrämen, worin man einen apologetischen Reflex sehen kann, weil Beleidigungen und

Selbstdarstellung oder Selbstinszenierung der Humanisten als Mittel für eine mögliche Karriere am Hof findet sich auch in ‚Il Cortegiano‘ von Baldassar Castiglione (1528). Zur Selbstdarstellung und der Unterscheidung der Humanisten zwischen ‚Hof‘ und der *res publica literaria* nur: Gadi ALMÁSI, Humanisten bei Hof. Öffentliche Selbstdarstellung und Karrieremuster, in: Thomas MAISSEN u. Gerrit WALTHER (Hgg.), Funktionen des Humanismus. Studien zum Nutzen des Neuen in der humanistischen Kultur, Göttingen 2006, S. 155–165.

52 LAUREYS (Anm. 26), S. 66.

53 Vgl. Clémence REVEST, Naissance du cicéronianisme et émergence de l’humanisme comme culture dominante: réflexions pour une histoire de la rhétorique humaniste comme pratique sociale, in: *Mélanges de l’École française de Rome* 125, 1 (2013), S. 219–257; Patrick BAKER, *Italian Renaissance Humanism in the Mirror*, Cambridge 2015.

54 Vgl. Jacob BURCKHARDT, *Die Cultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch*, hrsg. v. Mikkel Mangold, München 2018, S. 105–115.

55 Vgl. Peter BURKE, *Die europäische Renaissance. Zentren und Peripherien*, 2. Aufl. München 2012, S. 92–133.

56 Vgl. Quint. *Inst.* 3. 7. 19–22: *Qui omnis etiam in vituperatione ordo constabit, tantum in diversum. Nam et turpitude generis opprobrio multis fuit et quosdam claritas ipsa notiores circa vitia et invisos magis fecit.*

Schmähungen eigentlich gesellschaftlich geächtet und zum Teil auch juristisch verfolgbar waren.⁵⁷

Unter einer Invektive wird im Weiteren durchaus mehr als nur der einmalige kommunikative Vorgang einer Beleidigung oder die aus der Antike überlieferte literarische Gattung der *invectiva oratio* verstanden,⁵⁸ obwohl dieses Genre gerade im Humanismus wiederentdeckt wurde.⁵⁹ In welchen kommunikativen Formen und Mustern realisierte sich nun Invektivität? Einige rhetorische und literarische Gattungen sind einschlägig:⁶⁰ Invektive, Polemik, Satire, Pasquill, Dialog, Witz etc.⁶¹ Für die Frage nach der Formenvielfalt und -geschichte der Invektiven ist jedoch zu berücksichtigen, dass auch andere Gattungen invektiv aufgeladen bzw. über bestimmte Verfahren (Parodie, Persiflage, Travestie) invektiv transformiert werden können. Für deren poetologische Beschreibung bedarf es eines flexibleren Konzeptes.

„Auf pragmatischer Ebene verbindet die unterschiedlichen Erscheinungsformen des ‚Invektiven‘ eine gemeinsame Modalität sozialer Interaktion und Kommunikation. Diese Modalität wird beispielsweise durch den Gebrauch von Schimpf- und Fluchphrasen, pejorativen Ausdrücken,

57 Vgl. NEUMANN (Anm. 25), Sp. 549–561.

58 Vgl. Severin KOSTER, Invektive und Polemik in der Antike. Suche nach einer Verhältnisbestimmung, in: Oda WISCHMEYER u. Lorenzo SCORNAIENCHI (Hgg.), Polemik in der frühchristlichen Literatur. Texte und Kontexte (Beihefte zur Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft 170), Berlin u. New York 2011, S. 39–53; HELMRATH, Streitkultur (Anm. 5); LAUREYS (Anm. 31).

59 Wahrscheinlich auch durch die Wiederauffindung alter Handschriften dank des Spürsinns eines Poggio Bracciolinis und anderer Intellektueller des Quattrocento wie Giovanni Aurispas für die Texte des griechischen Altertums zu Beginn des 15. Jahrhunderts, die unter den vielen Werken der griechisch-lateinischen Vergangenheit auch wichtige ciceronianische *orationes invectivae*, wie ‚In Verrem‘ und ‚In Pisonem‘ ans Licht brachten. Siehe RAO (Anm. 9) und RUTHERFORD (Anm. 2).

60 Vgl. Klaus HEMPFER, „Gattung“, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft 1 (1997), S. 651–657; Klaus MÜLLER-DYES, „Gattungsfragen“, in: Heinz L. ARNOLD u. Heinrich DETERING (Hgg.), Grundzüge der Literaturwissenschaft, München 2001, S. 323–348.

61 Zur Satire hier nur Robert C. ELLIOT, *The Power of Satire. Magic, Ritual, Art*, Princeton 1960; Jürgen BRUMMACK, Zu Begriff und Theorie der Satire, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 45 (1971), S. 275–377. Zum Dialog hier nur: David MARSH, *The Quattrocento Dialogue*, Cambridge 1980; Virginia COX, *The Renaissance Dialogue*, Cambridge 1992; HEMPFER (Anm. 11); außerdem: Wolfgang G. MÜLLER, *Dialogue and Dialogicity in Renaissance Drama*, in: Fritz-Wilhelm NEUMANN u. Sabine SCHÜLTING (Hgg.), *Proceedings, Anglistentag 1998, Erfurt, Trier 1999*, S. 211–224; Carmen CARDELLE DE HARTMANN, *Lateinische Dialoge 1200–1400. Literaturhistorische Studie und Repertorium* (Mittelateinische Studien und Texte 37), Leiden u. Boston 2007; Wolfgang G. MÜLLER, *Prinzipien einer Poetik des Dialogs, dargestellt am Beispiel des Prosadialogs der englischen Renaissance*, in: BAUMANN, BECKER u. LAUREYS (Hgg.) (Anm. 26), S. 17–35. Zur Polemik hier nur Sigurd P. SCHEICHL, Art. „Polemik“, in: *Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte* 3: P–Z (2003), Sp. 117–120.

Generalisierungen, Verabsolutierungen, Hyperbeln, Superlativen, Vorwurfsintonationen etc. kontextualisiert.“⁶²

Im weiteren sollen aber auch Phänomene in die Analysen miteinbezogen werden, die sich einer solch klaren formalen Zuordnung entziehen und ihren invektiven Charakter erst durch subtile Kontextualisierung, durch Anschlusskommunikation oder durch Interpretation Dritter erhalten.⁶³ Bewusst wird dadurch die Semantik der *invectiva oratio*⁶⁴ als intentionaler und artifizieller Schmähere überschritten und weitere rhetorische Gattungen wie etwa Polemik, Satire, Parodie oder Karikatur miteinbezogen. Die Bandbreite des invektiven Spracharsenals der Humanisten wirkt aus heutiger Sicht befremdlich, denn Paranomasien, Tiervergleiche oder Sexual- und Fäkalsprache galten in der humanistischen Disputation als „polemischer Standard“. Weit verbreitet war auch der verbale Pleonasmus, der sich oft in einer asyndetischen Aneinanderreihung unzähliger malediktischer Adjektive realisiert.⁶⁵

Invektive Kommunikation vollzieht sich auf unterschiedlichen medialen Ebenen und in konkreten historischen Konstellationen. Etablierte invektive Gattungen fungieren als Formenarchive, die Muster der Herabsetzung für den gesellschaftlichen Kommunikationshaushalt verfügbar halten. Für die Beschreibung der unterschiedlichen Austausch- und Transformationsprozesse erscheint der Begriff der ‚kommunikativen Gattung‘ geeignet, da sie die Aspekte der kommunikativen Situation, den sozialen Kontext und die sprachliche Form zusammenführt.

62 ELLERBROCK u. a. (Anm. 1), S. 6.; Vgl. Carmen SPIEGEL, Streit. Eine linguistische Untersuchung verbaler Interaktionen in alltäglichen Zusammenhängen, Tübingen 1995, S. 233–270; Werner KALLMEYER, Kritische Momente. Zur Konversationsanalyse von Interaktionsstörungen, in: Wolfgang FRIER u. Gerd LABROISSE (Hgg.), Grundfragen der Textwissenschaft. Linguistische und literaturwissenschaftliche Aspekte (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 8), Amsterdam 1979, S. 59–109.

63 Vgl. ELLERBROCK u. a. (Anm. 1), S. 7; Thomas EDLINGER, Der wunde Punkt. Vom Unbehagen an der Kritik, Frankfurt a. M. 2015.

64 Die Invektive leitet sich nach antikem Verständnis etymologisch vom Adjektiv *invectivus* ab und ist daher als *invectiva* lediglich eine Verkürzung der Junktur *oratio invectiva* (Schmähere). „Das substantivierte Adjektiv ist im Lateinischen hingegen relativ selten und hat sich als Fremdwort auch im Deutschen nicht eingebürgert. Das heißt, dass es sowohl in der Antike wie auch heute durch andere Begriffe vertreten wird, im Deutschen vornehmlich durch das Wort Polemik, das im geläufigen Sprachgebrauch das mit abdeckt, was für die Invektive spezifisch ist, nämlich den emotionalen Angriff [*ad personam*] in Form von Verbalinjuriem.“ KOSTER (Anm. 58), S. 40; vgl. auch weiterhin: DERS., Die Invektive in der griechischen und römischen Antike, Meisenheim 1980.

65 Vgl. HELMRATH (Anm. 5), S. 270; DERS., Poggio Bracciolini als päpstlicher Propagandist. Die ‚*Invectiva in Felicem antipapam*‘ (1447), in: Fabio FORNER, Carla M. MONTI u. Paul G. SCHMIDT (Hgg.), *Margarita amicorum. Studi di cultura europea per Agostina Sottili 1* (Biblioteca erudita 26), Mailand 2005, S. 541–584, hier S. 568–575; SCHALLER (Anm. 5), S. 173–179.

Gruppendynamik

Beobachtungen hinsichtlich der italienischen Humanisten des Quattrocento legen nahe, dass diese mittels eines intensiven Invektivengebrauchs Ziele der sozialen Positionierung verfolgten.⁶⁶ So geht es bei Invektivketten, wie etwa Schmähreduellen, nicht nur um Gesichtswahrung⁶⁷ und Positionierung in der *Res publica literaria*, sondern auch um die Zuweisung von Sozialpositionen, wobei Vermittler oder Schiedsrichter wichtig werden konnten.⁶⁸ Dies wird vor allem an der Textdistribution deutlich, die selten unmittelbar an den Gegner erfolgte, sondern oft über Dritte weitergereicht wurde.⁶⁹

Die Invektive erweist sich als wichtiger Faktor auch bei der Formierung kollektiver Identitäten. Rhetorische Virtuosität bei Invektiven gestattete es den Humanisten, sich nach außen hin sichtbar als eigene Gruppe zu konstituieren und Konflikte untereinander in elaborierter Form auszutragen.⁷⁰ Es wird im Weiteren versucht, die folgende These zu stützen: Es war gerade das Medium der Invektive, das Gruppenbildungsprozesse anregte und zu den weitverzweigten Zirkeln, Sodalitäten und Akademien der neuen Bewegung des Humanismus führte.⁷¹

Dabei wird insbesondere das Spannungsverhältnis der durch Invektiven dynamisierten inneren Konkurrenz unter den Humanisten und der Abgrenzung der Gesamtgruppe nach ‚außen‘, gegenüber den ‚Nichthumanisten‘ zu analysieren sein.⁷² Es gilt zu untersuchen, inwiefern Konkurrenzen um einflussreiche Positionen unter den Humanisten in der ersten Hochphase des Humanismus zum wechselseitigen Austausch von Invektiven führten, die zugleich eine gruppendynamische Funktion hatten.

66 Vgl. ENENKEL (Anm. 19), S. 121–124.

67 Vgl. Axel HONNETH, Die soziale Dynamik von Mißachtung. Zur Ortsbestimmung einer kritischen Gesellschaftstheorie, in: Leviathan. Zeitschrift für Sozialwissenschaft 22,1 (1994), S. 78–93; DERS., Integrität und Mißachtung. Grundmotive einer Moral der Anerkennung, in: Merkur 44 (1990), S. 1043–1054.

68 Vgl. Sesto PRETE, Personaggi secondari nella polemica tra Poggio Bracciolini e Lorenzo Valla, in: Giovannangiola TARUGI (Hg.), Validità perenne dell’Umanesimo (Busti di Studi umanistici ‚Angelo Poliziano‘), Florenz 1986, S. 335–348.

69 Vgl. HELMRATH (Anm. 5), S. 272 f.

70 McCUE GILL u. PRODAN (Anm. 24).

71 Vgl. August BUCK, Die humanistischen Akademien in Italien, in: Fritz HARTMANN u. Rudolf Vierhaus (Hgg.), Akademiegedanke im 17. und 18. Jahrhundert, Bremen 1977, S. 11–25; LUTZ (Anm. 23), S. 45–60.

72 Vgl. TREML (Anm. 24); Harald MÜLLER, Habit und Habitus: Mönche und Humanisten im Dialog (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 32), Tübingen 2006; Jan-Hendryk DE BOER, Unerwartete Absichten – Genealogie des Reuchlinkonflikts (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 94), Tübingen 2016; DERS. u. a. (Hgg.), Zwischen Konflikt und Kooperation. Praktiken der europäischen Gelehrtenkultur (12.–17. Jahrhundert) (Historische Forschungen 114), Berlin 2016; DERS., Wie aus Agon Antagonismus wird. Scholastisch-humanistische Grenzpolitik um 1500, in: Historische Zeitschrift 303,3 (2016), S. 643–670.

**ITALIENISCHER
HUMANISMUS**

Antipoggiana

Eine wenig beachtete Sammlung von Fazetien und Invektiven Gian Mario Filelfos gegen Poggio Bracciolini

Abstract This article presents and analyses a collection of facetious and invective writings against Poggio Bracciolini, attributed to Gian Mario Filelfo, which was unknown to researchers until a few years ago. Johannes Herrgott from Marburg produced the only surviving copy (dated 1455), and probably brought the manuscript from Turin to Strasbourg. The anonymous author takes his cue from Poggio's successful 'Liber facetiarum', but tries to counter Poggio with his own weapons. In many respects he follows Francesco Filelfo's 'Satyrae'.

Zusammenfassung Der Beitrag präsentiert und analysiert eine in der Forschung bis vor wenigen Jahren unbekannt unikal überlieferte Sammlung von Fazetien und Invektiven gegen Poggio Bracciolini, die Gian Mario Filelfo zugeschrieben wird. Der Schreiber der einzig erhaltenen Abschrift (datiert 1455), Johannes Herrgott aus Marburg, dürfte die Handschrift von Turin nach Straßburg gebracht haben. Der anonyme Autor orientiert sich an Poggios erfolgreichem ‚Liber facetiarum‘, versucht jedoch, Poggio mit dessen eigenen Waffen zu treffen. In vielerlei Hinsicht schließt er sich an die ‚Satyrae‘ Francesco Filelfos an.

Im Jahre 2003 wurde durch einen Band des Handschriftenkatalogs der Universitätsbibliothek Uppsala eine bisher unedierte Sammlung von Fazetien und Invektiven aus dem italienischen Humanismus des 15. Jahrhunderts bekanntgemacht,¹ die gegen den

Kontakt

PD Dr. Johannes Klaus Kipf,
Ludwig-Maximilians-Universität
München, Institut für Deutsche
Philologie, Schellingstr. 3,
80799 München,
klaus.kipf@germanistik.uni-muenchen.de
 <https://orcid.org/0000-0002-1021-4665>

1 Uppsala, Universitetsbiblioteket, C 917 (im Folgenden: U), 125v–147v. Vgl. Maria ANDERSSON-SCHMITT, Håkan

Florentiner Humanisten und Handschriftensammler Poggio Bracciolini² gerichtet ist und die 2009 von Jeroen de Keyser ihrem Autor Gian Mario Filelfo³ zugeordnet werden konnte.⁴ 2010 wurde sie literaturgeschichtlich kontextualisiert.⁵ Schon 2000 hatte Paul Oskar Kristeller auf diese Sammlung hingewiesen und sie – dem ungedruckten „inventory“ der Bibliothek folgend – Francesco Filelfo, dem ungleich bekannteren Vater Gian Marios,⁶ zugewiesen.⁷

Im folgenden sollen zuerst die Handschrift sowie ihre Schreiber und Besitzer, vorgestellt werden. Im zweiten Teil werde ich den Text selbst in einigen Beispielen erläutern und die Sammlung in die sonstige literarische Aktivität, besonders die Invektiven des italienischen Quattrocento einzuordnen versuchen. Denn Beispiele der Herabsetzung bzw. Verunglimpfung bietet dieser Text – ähnlich wie die Invektiven Poggios selbst und die gegen ihn gerichteten,⁸ etwa von Filelfo,⁹ Lorenzo Valla¹⁰ oder Guarino Veronese,¹¹ – in großer Fülle und Varianz. Wie es der Titel der Sammlung

HALLBERG, MONICA HEDLUND, *Mittelalterliche Handschriften der Universitätsbibliothek Uppsala. Katalog über die C-Sammlung*, Bd. 6: Handschriften C 551–935 (Acta Universitatis Upsalensis 26/6), Stockholm 1993, S. 348–350.

- 2 Manlio PASTORE STOCCHI, Bracciolini, Poggio, in: *Dizionario Critico della letteratura Italiana*, hrsg. v. Vittore Branca u. a., Turin 1986, S. 401–403.
- 3 Franco PIGNATTI, Filelfo, Giovanni Mario, in: *Dizionario Biografico degli Italiani* 47 (1997), S. 626–631.
- 4 Jeroen DE KEYSER, Gian Mario Filelfo's ‚Lost‘ Writing Against Poggio Bracciolini, in: *Humanistica Lovaniensia* 58 (2009), S. 401–406.
- 5 Johannes Klaus KIPF, *Cluoge geschichten. Humanistische Fazetienliteratur im deutschen Sprachraum*, Stuttgart 2010 (Literaturen und Künste in der Vormoderne 2), S. 135–138 (ohne Kenntnis DE KEYSERS [wie Anm. 1], das Manuskript der Arbeit war 2008 abgeschlossen).
- 6 Vgl. Paolo VITI, Filelfo, Francesco, in: *Dizionario biografico degli Italiani* 47 (1997), S. 613–626; zur aktuellen Diskussion: Jeroen DE KEYSER (Hg.), *Francesco Filelfo. Man of Letters* (Brill's Studies in Intellectual History 289), Leiden 2018.
- 7 Paul Oskar KRISTELLER, *Iter Italicum. A finding list of uncatalogued or incompletely catalogued humanistic manuscripts of the Renaissance in Italian and other libraries*, Bd. 5 (Alia Itinera III and Italy III): Sweden to Yugoslavia, Utopia [and] Supplement to Italy (A–F), London 1990, S. 32.
- 8 Eine Zusammenstellung der Invektiven Poggios bietet Ari WESSELING, *Appendice I: Le invettive di Poggio*, in: Lorenzo Valla, *Antidotum primum. La prima apologia contro Poggio Bracciolini*. Edizione critica con introduzione e note a cura di Ari WESSELING (Respublica literaria Neerlandica 4), Assen/Amsterdam 1978, S. 245–251.
- 9 Zu Poggios Kontroverse mit Francesco Filelfo vgl. Jeroen DE KEYSER, Francesco Filelfo's Feud with Poggio Bracciolini, in: David A. LINES, Marc LAUREYS, Jill KRAYE (Hgg.), *Forms of Conflict and Rivalries in Renaissance Europe*, Göttingen 2015, S. 13–27; David MARSH, Francesco Filelfo as a Writer of Invectives, in: Francesco Filelfo. *Man of Letters* (Anm. 6), S. 174–187.
- 10 Vgl. Salvatore I. CAMPOREALE, Poggio Bracciolini contra Lorenzo Valla, in: *Poggio Bracciolini 1380–1980. Nel VI centenario della nascita*, Florenz 1982 (Istituto nazionale di studi sul Rinascimento. Studi e testi 8), S. 137–161; WESSELING (Anm. 8); Virginia BONMARTÍN SÁNCHEZ, L. Valla, *Apólogo contra Poggio Bracciolini* (1452). *Poggio Bracciolini: Quinta invectiva contra Lorenzo Valla* (1453). *Estudio y edición crítica con traducción* (Ediciones griegas y latinas 4), Salamanca 2006.
- 11 Vgl. Davide CANFORA, *La controversia di Poggio Bracciolini e Guarino Veronese su Cesare e Scipione* (Fondazione Luigi Firpo. Studi e testi 15), Florenz 2001. Die Auseinandersetzung

(„Liber facetiarum invectiviarum“) bereits nahelegt, besteht ihre Besonderheit darin, dass sie den Sprachmodus der Invektive¹² mit der literarisch-narrativen Form der *facetia*, der witzigen, zugespitzten Kurzerzählung¹³ verbindet.

1 Überlieferung

Als ‚Liber facetiarum invectiviarum plerumque in Poggium Bambalion‘, als ‚Buch der Witz-Invektiven bzw. der Invektiven-Witze zumeist gegen Poggio, den Stammler‘ – *Bambalio* ist nach Cicero (*Philippica* 3, 16) der Beiname des Marcus Fulvius und in zahlreichen Schriften Francesco Filelfos der schmähende Spitzname für Poggio¹⁴ – wird der bislang wenig beachtete Text in der einzigen Handschrift genannt, die ihn überliefert, sowohl im Inhaltsverzeichnis (Abb. 1) von einer Hand des 15. Jahrhunderts,¹⁵ wie auch – allerdings ohne den Nominativ *Liber* – am Textbeginn in einer nachgetragenen Überschrift (Abb. 2).¹⁶ Dieser Titel ist rein sprachlich nicht unproblematisch, denn er reiht zwei substantivische Genitivattribute (*facetiarum* und *invectiviarum*) asyndetisch aneinander: In meiner deutschen Paraphrase habe ich das durch die Komposita ‚Witz-Invektiven‘ und ‚Invektiven-Witze‘ einzufangen versucht. Hinzu kommt die Überschrift über dem unmittelbaren Textbeginn (s. Abb. 2), in der den beiden Genitivattributen *facetiarum* und *invectiviarum* ein Bezugswort komplett fehlt (zu ergänzen wäre *liber* bzw. *collectio*).

Überliefert ist der Text unikal in einer Handschrift der Universitätsbibliothek von Uppsala, die heute die Signatur C 917 trägt. Über die Entstehung und den Weg der Handschrift von Turin über Straßburg bis nach Uppsala jedoch sind wir durch mehrere Datierungen, Besitzeinträge und Verzeichnungen außergewöhnlich gut informiert.

Besitzer und (zu weiten Teilen) Schreiber der Handschrift war der Straßburger *Summissarius* und spätere kurmainzische Rat Johannes Herrgott aus Marburg, der spätestens seit 1454 in Turin kanonisches Recht studierte, am Laurentiustag (11. August) 1454 Rektor der juristischen Fakultät wurde und 1455 dort im kanonischen Recht promoviert wurde.¹⁷ Turin war für deutsche Studenten im 15. Jahrhundert weniger

um den Vorrang Caesars oder Scipios (des Älteren) wurde von beiden Seiten verhältnismäßig sachlich und ohne Beleidigungen oder bleibendes Zerwürfnis geführt; vgl. ebd., S. 9f.

12 Vgl. dazu die Einleitung der Herausgeber zu diesem Band; ferner Uwe ISRAEL, *Defensio* oder die Kunst des Invektierens im Oberrheinischen Humanismus, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 46 (2019), S. 407–441.

13 Zu dieser Gattung vgl. KIPF (Anm. 5), S. 19–32.

14 Vgl. DE KEYSER (Anm. 4), S. 404: „the nickname *Bambalio* had in fact been Poggio’s established epithet for decades in a wide range of Francesco Filelfo’s writings.“

15 U, fol. 1v.

16 Ebd., fol. 123r.

17 Zur Person vgl. Herrmann MÜLLER Johannes Herrgotts *Libellus de virtute colenda*. Nebst einigen Briefen und Reden von ihm und an ihn. Nach der Greifswalder Handschrift (Ms. Lat. Fol. 15) herausgegeben, in: *Archiv für Litteraturgeschichte* 3 (1874), S. 169–201, 289–323; Theodor

Descriptio Comete que Apparuit Argenti. Mēn Junij Ann Mcccc Lvi
 Liber faceriarum Inmetuarū plerūq; in poggū Bambation
 Apophthegmata Laconica Eluxarchi per frat: philipū Traducta
 Exempla Virorū illustriū Romanorū &c.
 Oratio Viri Joannis benzet
 Epistola Hieronymi de honorandis parentibus
 De Calamitate Ecclesie Aug: Maguhini

Abb. 1 | Uppsala, UB, C 917, fol. 1v

123

Faceriarum Inmetuarū plerūq; in poggū
 Bambation De p. Cel. Rudigim anly. 7. 7. 7. 7.

THRASO miles apud Threntiana & tandem se plurim
 pactus hoc fictus ex. varentissimus poggū Bambatio se
 quō modo ei libello sui fueritque seu consubulatonū rursus
 prebet. et tollit et leuat. et misericordie laudat ingenium
 quid Aut enim se temporaria voluisse. nūm ea que dicitur
 mēnūq; vulgares dicunt possent in latini sermone comēti. quā
 difficile se vno hato. id facit. Nūm quid ad videt poggū. nec ab re
 Et nūd eud dōp facit. difficile factū censet Sed quid ipse consuba
 latus est Bambatio Nichil hominū. deos nichil. nichil dignū
 bono dico Nichil ipse poggū apud solerat amēs recitari. Nam et
 pudibunda cuncta. Virorū et mulierū ita protulit ut ea dicitur
 a lenonibus. ea vō mēnū qd nichil se turpe dicit. ipse vō dōra lo
 nōctiv pōra legit. Exorone de offitib. didia per eud mulierū
 appellatōes turpes. natura nō esse que turpes sūmone sōrent
 Sed poggū har in pēntē pōra nō imitat. nō in Reliquis dōribus
 Spiritu pēntam pōra pōra Sed quid ego cursem poggū. vō
 cunctos et pūctissimū et stoleratissimū. p. pter omēs honestate
 loquūtib est. Confirmat Aristoteles pūctū ad tenūc mūctiaz
 que mēnū pūctet p. lūmū ad amēs. Et censet hūmō. ita
 et dicit qd nōc. Eōs admittit pōra. qui vōs libri pōra
 pōra pōra. ex quibus hōc pōra. Sūmū eud ut pōra. Ex
 mēnū pōra pōra quōd in eplā pōra pōra. Coram pōra

Abb. 2 | Uppsala, UB, C 917, fol. 123r

prominent als etwa Padua oder Pavia, war die Universität doch erst 1404 gegründet worden. In einem Brief vom 6. April 1454 an Lorenz Schaller, der in Bologna studierte, erwähnte Herrgott, dass in Turin nur zwei Deutsche seien, wobei unklar bleibt, ob er zwei Studenten meint oder sich als einzigen Studierenden und einen Handwerker.¹⁸ Zum Rektoratsantritt am 11. August 1454 hielt Gian Mario Filelfo eine Lobrede auf Herrgott, die mehrfach ediert wurde¹⁹ und die Georg Strack zuletzt auf die Topik eines ‚Lobs der Deutschen‘ analysiert hat.²⁰ Herrgott, dessen Geburtsjahr unbekannt ist, dürfte 1448 die Würde eines Priesters (*summissarius*) am Straßburger Münster erhalten haben, 1456 und 1462 finden wir ihn – belegt durch verschiedene Datierungen in den aus seinem Besitz erhaltenen Handschriften,²¹ wieder in Straßburg.²² Für 1443 bezeugt er selbst einen Aufenthalt in Nikosia auf Zypern.²³

Die Papierhandschrift umfasst 200 gezählte und zwei ungezählte Vorsatz-Blätter im Format von 29,5 × 21,5 cm. Sie ist von zwei Händen geschrieben, von denen die erste, eine gotische Kursive, zu weiten Teilen 1454 und 1455 in Turin von eben jenem Johannes Herrgott geschrieben wurde,²⁴ aus dessen Besitz wir weitere Handschriften in Greifswald und Uppsala kennen. Von der Entstehung am Studienort in Savoyen zeugen Einträge Herrgotts am Ende des ‚Alphabetum Decretalium‘²⁵ oder das Kolophon zur lateinischen Übersetzung der ‚Apothegmata laconica‘ Plutarchs durch

KLETTE, Johannes Herrgott und Johannes Marius Philephus in Turin 1454–1455. Ein Beitrag zur Geschichte der Universität Turin im 15. Jahrhundert (mit zehn bisher unedirten Dokumenten), Bonn 1898. KLETTE kannte MÜLLERS Teiledition von 1874 nicht und ediert Texte, die dieser bereits herausgegeben hatte, nochmals aus derselben Handschrift. Auch DE KEYSER (Anm. 4) nennt MÜLLERS Arbeit nicht.

- 18 Vgl. Paolo Rosso, *Soli duo nos Alemannos hic Taurini ...* Nuove testimonianze sul soggiorno universitario Torinese di Johannes Herrgott, in: *Quaderni di storia dell'Università di Torino* 5/4 (2002), S. 3–79, bes. S. 70f. Rosso diskutiert sämtliche Lebenszeugnisse Herrgotts kritisch neu und die aus seinem Besitz erhaltenen Handschriften.
- 19 MÜLLER (Anm. 17), 299–305; KLETTE (Anm. 17), S. 41–46; zur universitätsgeschichtlichen Auswertung Rosso (Anm. 18), S. 33–61.
- 20 Vgl. Georg STRACK, *De Germania parcissime locuti sunt ...* Die deutsche Universitätsnation und das ‚Lob der Deutschen‘ im späten Mittelalter, in: Gerhard KRIEGER (Hg.), *Verwandtschaft, Freundschaft, Bruderschaft. Soziale Lebens- und Kommunikationsformen im Mittelalter. Akten des 12. Symposiums des Mediävistenverbandes, im Auftrag des Mediävistenverbandes Berlin 2009*, S. 472–490.
- 21 Greifswald, UB, Ms. lat. fol. 15; Uppsala, UB, C 918 sowie C 919; vgl. Paulo Rosso, *Tradizione testuale, ed aree di diffusione della ‚Cauteriararia‘ di Antonio Barzizza*, in: *Humanistica Lovaniensia* 53 (2004), S. 1–92, hier S. 59–61.
- 22 Vgl. Uppsala, UB, C 919, fol. 154r (13. Januar 1456), Ir (1462), 20v (1462); vgl. Rosso (Anm. 18), S. 10.
- 23 In einer Notiz in Uppsala, UB, C 919, fol. Iv; vgl. Rosso (Anm. 18), S. 6.
- 24 U, fol. 1r–51v, 120v–199r. Vgl. ANDERSSON-SCHMITT/HALLBERG/HEDLUND (Anm. 1), S. 248–350. Ich habe Kopien vom Mikrofilm benutzt, die mir die UB Uppsala zur Verfügung gestellt hat, aber keine Autopsie genommen.
- 25 Ebd., fol. 35r: *Scriptum Thaurini per me Jo[hannem] herrgot cum summa festinancia die xxii^a Augusti Anno Millesimo cccc^olv Corrigatur quia opus est Jo[hannis] Herrgot decretorum doctor.*

Francesco Filelfo.²⁶ Auch die hier vorgestellte Sammlung ist von Herrgotts Hand 1455 in Turin kopiert worden.²⁷ Die Datierungen lassen auch Herrgotts Weg aus Italien über Straßburg, wo er im Juni 1456 ein Gedicht auf eine Kometerscheinung – offenkundig den Halley’schen Kometen – eintrug,²⁸ nach Mainz verfolgen. Dort kopierte er im Mai 1458 nicht nur das dem Erzbischof Christian II. zugeschriebene sogenannte ‚Chronicon Moguntinum‘ aus dem 13. Jahrhundert²⁹ unter dem Titel ‚De Calamitate ecclesie Maguntinensis‘,³⁰ sondern trug – offensichtlich aus einer weiteren chronikalischen Vorlage – auch eine Anekdote aus der Mainzer Stiftsfehde 1460 unter der Überschrift *Facecia de anno Mcccclx* in die Handschrift ein: In dieser Erzählung, die Herrgott mit dem humanistischen Gattungsbegriff *Facecia* bezeichnet, wird die drohende Brandschatzung eines Hauses in der Grafschaft Veldenz durch Landsknechte durch die kluge Verstellung einer *muliercula* verhindert.³¹

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts war die Handschrift Herrgotts im Besitz des Straßburger Humanisten Thomas Aucuparius (Vogler),³² eines Schülers Jakob Wimpfeling. Von seiner Hand trägt der Codex einen Besitzvermerk und ein eigenhändiges Inhaltsverzeichnis (s. Abb. 2).³³ Aucuparius gab 1511 die erste Sammelausgabe von

26 Ebd., fol. 170r: *Thaurini Kal. Febr. MCCCCLV Hergot.*

27 Vgl. ebd., fol. 147v: *Thaurini 1455.*

28 Ebd., fol. 120v–122r: *Descriptio Comete que apparuit Argen[tine] in mense iunii anno domini mcccclxv*. Vgl. ANDERSSON-SCHMITT/HALLBERG/HEDLUND (Anm. 1), S. 350. Das Gedicht ist verzeichnet bei Hans WALTHER, *Carmina Medii Aevi posterioris Latina*, Bd. 1: *Initia Carminum ac versuum Medii Aevi Latinorum*, Göttingen 1959, Nr. 6106. Der Halley’sche Komet erreichte sein Perihel am 9. Juni 1456.

29 Christiani archiepiscopi Liber de calamitate ecclesiae Moguntinae, hrsg. v. HERMANN REIMER, in: MGH SS 25 (1880), S. 236–248 (mit Benutzung der Handschrift). Vgl. zu Verfasser und Entstehung Cornelius WILL, *Ueber den Verfasser des Chronicon Moguntinum ‚Liber de calamitate ecclesiae Moguntinae‘*, in: *Historisches Jahrbuch* 2 (1881), S. 335–387. Vgl. zudem <https://www.geschichtsquellen.de/werk/977> (30.6.2020).

30 U, fol. 192r–198v, am Ende: *Scriptum Maguntie e quodam libro vetusto kalendas Maias Anno domini Mcccclvij per me Jo[hannem] hergot.* Die Schrift ist bei ANDERSSON-SCHMITT/HALLBERG/HEDLUND (Anm. 1) nicht identifiziert. Auch spätere Mainzer Humanisten wie Wolfgang Trefler OSB, der sich den Text 1507 aus der von Trithemius zusammengestellten Bibliothek der Benediktinerabtei Sponheim kopierte und sie anschließend edierte, interessieren sich für die kurze Abhandlung aus dem 13. Jahrhundert; vgl. Uta GOERLITZ, *Humanismus und Geschichtsschreibung am Mittelrhein. Das Chronicon urbis et ecclesiae Maguntinensis* des Hermannus Piscator OSB (Frühe Neuzeit 47), Tübingen 1999, S. 88, 232f.

31 U, fol. 199r: *Jo[hannes] herrgot manu propria ex vetustissimo exemplarj maguntie apud sanctum Heymeranum scripsit.* Diese Kurzerzählung ist ediert bei Rosso (Anm. 18), S. 78 (Appendice 5), der überlegt, ob sie von Herrgott selbst verfasst sei (ebd., S. 70: „non è da escludere che questo breve testo [...] sia opera dello stesso Herrgott“). Rosso liest in Z. 3 *ad comitatum de Velden* und identifiziert die Grafschaft mit „Velden, Bassa Baviera“ (S. 78). In der Handschrift steht aber zweifellos *ad comitatum de Veldentz* (fol. 199r).

32 Vgl. zu Leben und Werk Johannes Klaus KIPF, ‚Aucuparius, Thomas‘, in: *Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon*, hrsg. v. Franz Josef WORSTBROCK, Bd. 1, Berlin/New York 2008, Sp. 57–61; zur Editionstätigkeit Sp. 60. Zum Wimpfeling-Kreis vgl. auch ISRAEL (Anm. 12).

33 Vgl. U, fol. 1r: *Thomas Aucuparius poe. Lavreati manu sua.* Nach Herrgott war der Codex im Besitz des Johannes Teut (zu ihm Rosso, Anm. 18, S. 17f. Anm. 54) und eines gewissen Valentinus, der

Texten Poggios heraus,³⁴ er hatte also ein systematisches Interesse an Werken des italienischen Humanismus und speziell an Poggio, dem Ziel der Invektive im ‚Liber faceciarum invectivarum‘. Im 17. Jahrhundert gelangte sie in den Besitz des aus Straßburg stammenden Latinisten und Historikers Johannes Scheffer (1621–1719), der 1648 von Königin Christina von Schweden nach Uppsala berufen und 1677 zum Universitätsbibliothekar ernannt wurde.³⁵ Scheffer, der besonders mit seiner ‚Lapponia‘ (1673), einer Studie zur Sprache und Kultur Lapplands und der Samen, sowie mit der ersten Literaturgeschichte Schwedens, der ‚Suecia litterata‘ (postum 1680), berühmt wurde, vermachte seinen Besitz der Universitätsbibliothek.

Die Handschrift enthält neben der erwähnten Fazetien- und Invektivensammlung und den ebenfalls genannten datierten Kurztexten mit Lokalbezug als umfangreichsten Text (fol. 40r–110v) die ‚Panegyrici Latini‘, die der Besitzer Scheffer in den Jahren 1651 und 1658 nach dieser Handschrift edierte. Diese Handschrift wird in der heutigen Forschung (unter der Sigle N) konstant berücksichtigt.³⁶ Des weiteren sind Hilfstexte enthalten zum Studium des römischen Rechts, eine Rede des Alain Chartier (Alanus Auriga), Orators des französischen Königs, auf König Sigismund, Exempla berühmter Männer aus dem Altertum, zwei Reden sowie Briefe Herrgotts,³⁷ Traktate, die fälschlich Hieronymus und Lysis zugeschrieben werden.³⁸ Ein weiterer prominenter Text aus dem italienischen Humanismus ist die erwähnte Übersetzung von Plutarchs ‚Apothegmata laconica‘ durch Gian Marios Vater Francesco Filelfo (fol. 148v–170r).

2 Text und Gattung

Der ‚Liber faceciarum invectivarum plerumque in Poggium Bambalion‘ ist in der Uppsalaer Handschrift von Herrgotts Hand geschrieben. Der gedruckte Handschriften-Katalog schrieb den Text Francesco Filelfo zu;³⁹ einer Notiz Kristellers zufolge geht

auf fol. 1r einen Auftraggebereintrag zwischen die Zeilen von Aucuparius' Hand hinzufügte: *Valentinj scribat domino priorj zuer Nuwenstaet Jn Amelongs huß Spyr.* Speyer könnte der Ort gewesen sein, an dem Aucuparius die Handschrift erwarb.

34 Vgl. Poggii Florentini oratoris clarissimi: ac secretarii apostolici historiae convivales disceptativae orationes invectivae epistolae descriptiones quaedam: et facietiarum liber, Straßburg: Johann Knobloch 1511, fol. 1v: *varia eius [scil. Poggii] opera diuersis in locis quaedam venusto caractere per librarios quondam conscripta collegi: quaedam carie et vetustate pene corrosa/ ab interitu quodammodo non sine difficultate eripui.*

35 Vgl. zu Vita und Werk Bernd ROLING, Der Schamane und das Orakel von Delphi. Prophetie und Prophetiemodelle im frühneuzeitlichen Skandinavien, in: Christel MEIER, Martina WAGNER-EGELHAAF (Hgg.), Prophetie und Autorschaft, Berlin 2014, S. 277–303, hier S. 296–298; zuletzt Linda ANDERSSON BURNETT, Translating Swedish Colonialism. Johannes Schefferus's *Lapponia* in Britain c. 1674–1800, in: *Scandinavian Studies* 91/1–2 (2019), S. 134–162.

36 Vgl. ANDERSSON-SCHMITT/HEDLUND/HALLBERG (Anm. 1), S. 348 f.

37 Sie sind ediert (nach der Greifswalder Handschrift) bei MÜLLER (Anm. 17), 315–320.

38 Vgl. ANDERSSON-SCHMITT/HEDLUND/HALLBERG (Anm. 1), S. 349–351 (mit Nachweisen).

39 Ebd., S. 350.

dies auf das handschriftliche Inventar der schwedischen Handschriftenabteilung zurück.⁴⁰ Im Inhaltsverzeichnis von Aucuparius' Hand oder in der Rubrik des Textes selbst erfolgt keine Autornennung. Eine Marginalie (vielleicht von Johannes Scheffers Hand) zur Überschrift (fol. 123r) verweist auf Lodovico Ricchieri (Caelius Rhodiginus) in den ‚*Lectiones antiquae*‘.⁴¹ Dieser Hinweis wurde im Handschriftenkatalog dahingehend missverstanden, dass die Schrift bei Ricchieri beschrieben werde.⁴² Doch dieser beschreibt dort (Buch XIII 2) nicht die Fazetiensammlung, sondern erklärt lediglich den Spottnamen *Bambalio*, der Poggio regelmäßig von Filelfo beigelegt wurde.⁴³ Die prominente Bezeichnung Poggios in der Überschrift als *Bambalio* verweist auf den Hintergrund der persönlichen Fehde zwischen Filelfo und Poggio, da der pejorative Beiname von jenem über Jahrzehnte hinweg immer wieder auf den päpstlichen Abbeviator angewendet wurde.⁴⁴ So hatte Filelfo in seiner nur handschriftlich überlieferten, 1465 entstandenen Epigrammsammlung ‚*De iocis et seriis*‘ Poggio in einem Epigramm *Ad Poggium Bambalionem* (V, 30) attackiert,⁴⁵ und auch in weiteren Epigrammen⁴⁶ griff Filelfo Poggio namentlich an. DE KEYSER konnte zeigen, dass nicht Francesco Filelfo, sondern sein Sohn Gian oder Giovan Mario (1426–1480) der Verfasser der in Herrgotts Handschrift unikal überlieferten Sammlung sein dürfte. In einem retrospektiven Gedicht auf das eigene Werk, ‚*De voluminum suorum numero*‘ von 1471, führt Gian Mario eine Sammlung von Erzählungen, die sich gegen Poggio richte, als sein Werk an:⁴⁷

Et Poggî contra scurrile facetus olentis
plurima commisi non violenta iocis (v. 75f.).

‚Und gegen das possenhafte (scurrile) Witzbuch des stinkenden Poggio
habe ich einige harmlose Scherze gerichtet.‘

40 Vgl. KRISTELLER (Anm. 7), S. 32: „according to inventory“.

41 U, fol. 123r: *De quo Cael. Rhodigini antiq. 7. cap. 23.*

42 Vgl. ANDERSSON-SCHMITT / HALLBERG / HEDLUND (Anm. 1), S. 350.

43 Vgl. Ludovici Caelii Rhodigini lectionum antiquarum libri triginta. [...], Postrema Editio [...], [Frankfurt a. M.]: Andreas Wechel Erben, Claude de Marne und Johann Aubry 1599, Sp. 569f.

44 Vgl. DE KEYSER (Anm. 4), S. 404: „The nickname Bambalio had in fact been Poggio's established epithet for decades in a wide range of Francesco Filelfo's writings“.

45 Ausgaben: RUDOLF G. ADAM, Francesco Filelfo at the Court of Milan (1439–1481). A Contribution to the Study of Humanism in Northern Italy, Diss. Oxford 1974, S. 285 sowie von CESARE PICCI, Il ‚*De iocis et seriis*‘ di Francesco Filelfo, Varallo Sesia 1911, S. 68f.; vgl. MASSIMO ZAGGIA, Indice del ‚*De iocis et seriis*‘ Filelfiano. Con l'incipitario delle raccolte latine, in: Rinascimento. Seconda serie 34 (1994), S. 157–235, hier S. 186.

46 Vgl. etwa im Epigramm ‚*In eloquii Graeci depravatores*‘ (V, 17); ebd., S. 185: *Graecatur Leucus, graecatur Poggius una.*

47 Das Gedicht ist abgedruckt bei Guillaume FAVRE, Vie de Jean-Marius Filelfe, in: Jacques ADERT (Hg.), *Mélanges d'histoire littéraire, avec des lettres inédites d'Auguste Guillaume Schlegel et d'Angelo Mai*, Genf 1856, Bd. 1, S. 9–221, hier S. 155–158; vgl. DE KEYSER (Anm. 4), S. 401.

Eine Marginalie erläutert: *Antipoggiana, id est: facetiae contra Poggium*.⁴⁸ Nach diesem Hinweis kann kaum ein Zweifel bestehen, dass die in Uppsala erhaltene Sammlung von 139 Fazetien dasjenige Werk Gian Mario Filelfo ist, das er in seinem poetischen Werkkatalog beschrieb. Filelfo hatte – wie beschrieben – enge Beziehungen zu Herrgott, dem Schreiber und Besitzer der Handschrift, die u. a. in der Lobrede auf Herrgotts Rektorat in Turin dokumentiert sind.⁴⁹ Die zitierte Datierung der Abschrift unserer Sammlung (*Thaurini 1455*) führt möglicherweise nahe an das Entstehungsdatum der Sammlung heran, denn die in der Uppsalaer Handschrift unmittelbar folgende Übersetzung der ‚Apophthegmata laconica‘ Plutarchs durch Francesco Filelfo entstand 1454,⁵⁰ und in einem Brief an seinen Sohn vom 22. Februar 1454⁵¹ spielt dieser auf die *iniuriae* eines ungenannten Gegners an, die man am besten mit Nichtbeachtung strafen solle. Da Poggios ‚Liber facetiarum‘ 1452 in der heute verbreiteten Redaktion abgeschlossen war,⁵² und vier der Fazetien Francesco Filelfo attackieren (Nr. 49, 133, 187, 188), gegen den Poggio bereits in den 1430er Jahren drei Prosa-Invectiven verfasst hatte,⁵³ ist anzunehmen, dass Gian Mario Kenntnis von Poggios Fazetien besaß und in seiner Turiner Zeit (seit Ende 1453) einen Gegenentwurf zu dieser Sammlung zusammenstellte, um dem alten Gegner seines Vaters einen literarischen Schmach zu bereiten, indem er ihn mit den eigenen Mitteln öffentlich bloßstellte.

Im Vorwort attackiert der Autor Poggios schlechten Stil, seine vorgeblichen Neigungen zu Pornographie und Gottlosigkeit. Dabei nimmt Filelfo auf die *Praefatio* Poggios zu dessen ‚Liber facetiarum‘ Bezug: So wie Thraso im ‚Eunuchus‘ des Terenz, den Filelfo nach der Protagonistin Thais benennt, habe Poggio sich in seinen Fazetien gerühmt, dass es nicht einfach sei, Beiträge und Anekdoten aus mündlicher Rede in der Volkssprache im Lateinischen wiederzugeben.⁵⁴ Was er aber selbst geschrieben habe, so Filelfo weiter, enthalte nichts Ehrliches, nichts Schickliches, nichts eines guten Mannes Würdiges und nichts, was man vor den Ohren hervorragender Menschen erzählen könne.⁵⁵ Obwohl Poggio in seinem Vorwort – in dem Cicero-Zitat *a facetis*

48 FAVRE (Anm. 48), S. 158; vgl. DE KEYSER (Anm. 4), S. 402.

49 S. o. bei Anm. 19.

50 Vgl. DE KEYSER (Anm. 4), S. 403.

51 Abgedruckt ebd.

52 Poggio Bracciolini, *Facezie*. Introduzione, traduzione e note, hrsg. v. Stefano PITTALUGA, Mailand 1995, S. XXII f.

53 Vgl. Ernst WALSER, *Poggius Florentinus. Leben und Werke* (Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance 14), Leipzig, Berlin 1914, S. 177–180.

54 Vgl. dazu (und zur gesamten *Praefatio* Poggios) den gleichnamigen Aufsatz von Stefano PITTALUGA, *A humanis et facetis legi cupio*. Note di lettura alle *Facetiae* di Poggio Bracciolini, in: Simonetta FERABOLI (Hg.), *Mosaico. Studi in onore di Umberto Albini*, Genua 1993, S. 147–153.

55 U, fol. 185v: *nihil honesti, decori nihil, nihil dignum bono viro. Nihil quod possit apud praeclaras aures recitari*. Alle folgenden Zitate aus der Vorrede zu Filelfos Sammlung finden sich auf derselben Blattseite.

enim et humanis legi cupio – die Stoiker zitiere,⁵⁶ folge er doch sonst in allem der *secta Epikuri*. Poggio sei der *virum cunctorum et spurcissimus et sceleratissimus* („der Unflätigste und Ruchloseste aller Männer“).

In den 139 Fazetien erscheinen zahlreiche prominente Akteure wie Sigismondo Malatesta, Bernardino von Siena, Leonardo Bruni sowie wiederholt Poggio und seine Frau Vaggia, die er 1436 geheiratet hatte. Poggio (1380–1454) gehörte durch seinen Beitrag zur Kenntnis der antiken lateinischen Literatur, die von ihm entdeckten Handschriften, u. a. der vollständigen ‚*Institutio oratoria*‘ Quintilians,⁵⁷ sowie zur Ausbildung der humanistischen Schrift⁵⁸ unbestritten zu den wichtigsten Protagonisten der Erneuerung der *Studia humanitatis* in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.⁵⁹ Erst spät, als 56-jähriger, hatte er 1436 seine erst 18-jährige Frau Vaggia de’ Buondelmonti geheiratet, mit der er sechs Kinder haben und mit der er harmonisch bis an sein Lebensende zusammenleben sollte.⁶⁰ Diese Heirat, die der späte Freier im Jahr der Hochzeit mit dem Dialog ‚*An seni sit uxor ducenda*‘ reflektiert hatte,⁶¹ provozierte – wie nicht anders zu erwarten – den Spott der Feinde, aber auch der Freunde – bis hinauf zu seinem Gönner und Arbeitgeber, Papst Eugen IV. Daran schließt der jüngere Filelfo mit den Fazetien über Poggio und Vaggia an.

In dem folgenden Beispiel, antwortet Poggio auf den Vorwurf, warum er mit seiner untreuen Ehefrau so nachsichtig sei, mit einem Verweis auf die finanziellen Vorteile der Verbindung:⁶²

Accusabatur ab amicis Poggius, cui foret coniunx admodum liberalis, cur eam non castigaret. Is ita responsum dedit. ‚Scio esse meretricem uxorem meam, sed si eam etiam occiderem, opus mihi foret muliere quae serviret domi, propterea serva est haec melior, quae suis nummis est empta, quam si aliam emerem meis.‘ Oh bone vir, nummum maxima, dignitatis autem tibi nulla est cura!

56 Poggio, *Facezie* (Anm. 53), S. 4. Poggio zitiert hier mehrfach das Vorwort zu Ciceros moralphilosophischer Abhandlung ‚*De finibus bonorum et malorum*‘; vgl. PITTALUGA (Anm. 55), S. 150 f.

57 Vgl. WALSER (Anm. 54), S. 52 f.; Carl Joachim CLASSEN, *Quintilian and the Revival of Learning in Italy*, in: *Humanistica Lovaniensia* 63 (1994), S. 77–98, bes. S. 89–91.

58 Vgl. etwa Albinia DE LA MARE, *The Handwriting of Italian Humanists*, Oxford 1973, Bd. 1/1, S. 62–84.

59 Beachtenswert ist auch die Rolle, die Stephen GREENBLATT Poggios Entdeckung einer Handschrift von Lukrez’ ‚*De rerum natura*‘ in seinem (allerdings zu Recht umstrittenen) Entwurf zum Beginn der Renaissance (*The Swerve: How the World Became Modern*. New York 2011; deutsche Übersetzung: *Die Wende. Wie die Renaissance begann*, München 2012) zugesteht.

60 Emilio BIGI, Armando PETRUCCI, Bracciolini, Poggio, in: *Dizionario biografico degli Italiani* 13 (1971), S. 640–646, bes. S. 642: „[...] con la quale visse in perfetto accordo fino alla morte.“

61 Vgl. zusammenfassend Poggio Bracciolini, *Se convenga prender moglie da vecchi*. *Prima traduzione italiana del dialogo poggiano An seni sit uxor ducenda* (1436), hrsg. v. Gino BOGLIOLI, Brindisi 2014 (*Minima immortalia* 2), bes. S. 77–85.

62 U, fol. 143r; vgl. die Transkription bei DE KEYSER (Anm. 4), S. 405 f.

„Poggio, den seine Ehefrau recht freimütig betrog, wurde von seinen Freunden vorgeworfen, dass er sie nicht züchtige. Er antwortete ihnen so: „Ich weiß, dass meine Ehefrau eine Prostituierte ist, aber selbst wenn ich sie tötete, bräuchte ich doch irgendeine Frau, die mir im Haushalte diene, deswegen ist diese Dienerin besser, die mit ihrem Geld bezahlt wird, als dass ich eine andere von meinem Vermögen bezahlen müsste.“ Oh guter Mann! Dir ist das Geld alles, die Würde aber nichts wert!“

Hinsichtlich der Textstruktur haben wir hier eine typische Fazetie vor uns, die denjenigen Poggios gut vergleichbar ist.⁶³ Nach einer Exposition, in der die Handelnden (Poggio und seine *amici*) und die Situation des Konflikts (der Vorwurf der unangemessenen Reaktion auf den Ehebruch) vorgestellt werden, wird ein Wortwechsel in direkter Rede wiedergegeben, der mit dem Eingeständnis Poggios einsetzt, dass seine Gattin eine Prostituierte (*meretrix*) sei, und das mit einer eher matten Pointe endet, die Poggios moralische Verkommenheit illustrieren soll: Er stellt seine eigene Würde (*dignitas*) hinter seinen finanziellen Vorteil, weil es für ihn günstiger sei, seine junge, angeblich untreue Frau die Haushälterin (*serva*) von anderen bezahlen zu lassen, als dass er es selbst tue. Am Ende kommentiert und wertet der Erzähler in einem Ausruf, der direkt an den Protagonisten Poggio gerichtet ist, diese Einschätzung eben als Verleugnung der eigenen Würde (*dignitas*).

Ein Blick auf eine beliebige Seite der ‚Antipoggiana‘ in der Uppsalaer Handschrift (Abb. 3) zeigt, dass die meisten von Filelfos *facetiae* eine ähnliche Länge und Struktur haben. Am Anfang wird der Protagonist namentlich (*Cottalanus*, *Johannes de Rapallo*)⁶⁴ oder deskriptiv (*Papie quidam civis*, *Mulier quedam Neapolitana*)⁶⁵ eingeführt, es folgt die Beschreibung der Situation, in der das komische Ereignis oder ein witziges Wort eingebettet ist. Am Ende steht bisweilen ein kurzer Kommentar wie im zitierten Beispiel, falls die Erzählung nicht mit dem Witzwort endet.

Eine weitere Fazetie über Poggio, der angeblich die *latrina* dem päpstlichen *consistorium* vorziehe, weil er dort Vergnügen (*voluptas*) verspüre – auch dieses Wort ist in direkter Rede wiedergegeben – kommentiert der Erzähler als ein Beispiel von Poggios epikuräischer Grundhaltung:⁶⁶

Poggius aiebat cum esset ad latrinam melius habere quam cum apud pontificem in consistorium agebat. Rogatus cur id diceret, „Quoniam apud latrinam,“ inquit, „vitam mihi paro et voluptate afficio aliqua, in consistorio in tanta virorum gravitate nulla conficio oblectatione,“ velut Epicurii summum bonum in tantilla voluptate ponens.

63 Zum Texttyp der Fazetie besonders bei Poggio vgl. KIPF (Anm. 5), S. 19–31.

64 Beide Beispiele U, fol. 137v.

65 Ebd., fol. 138r.

66 Ebd., fol. 144r.

malis ante qui quippe nocent / esse numeribus vincendo et placido
facere potius qm sancte aut pdm denonoy pndratu/

Costalantini qui missam audiet. Videl q sacry hysid elemu
pntu q in ea crucifigu pedes ad celum dextere / caput
vero in terra ppter sacerdotie et ignorantiu et negligentiu. Ad
inuet te pd tunc inquit o ppe. malis vs eiu in manibus. Ne
insant eo pacto. Inpntia pbdit quez hodie maxims est vno

Progem ex langis lignis. fons est aque stagnans
p ortos plurimos herbas qz dominicas. Intra eius
loci. quoru ppent vndaria simul ad consultand. ne pro quid
pnt admat. Et hys prudentor aliter multas inquit pecunias
expedimus anno quoq. qd emanat pal et oleu et pro odendo
nepe herbe. Itaq. sum videt et utilissim / p cuncti vno actu. qz
plurima vasa olei. nonnullos qz palis sacros emerent. pcedemus qz
in fontem nrm. Et addit p ortos ita et conuert. placuit. Reli
quos et ita est fity. Conductio nonnulla. Inu dequid

Iohannes de Ripallo hgnie opud vnz est fructissim vs
habuit grana. Inpntia quadu pla in pntia accepit
videns q p bellum et grandiose mueria emit et magis quid
prie futuram asperens emissam theo p. ex miorz ordine. pnt
qz pxtatore dixit qui ad uehet. pnt qz quo comenciat accepit
atqzologo. Vbi ad templu dni francisi pntia est ppropriet
Religiosu qui erat ad vnz latu pntia mulieru audens. Ille
theologus est inquit. Johannes aduersus pxtatore. Est enim
pxtator. ex vltis nec agnoscebat hons. Itaq. huc expectato ad
ppte donec pntia / ab eo ad mndis. Accidens qz ad Religiosu
expectante vidente qz pxtatore. In amula est loquutus. dicens
illu qui vnt ad ea ppte vnz id pntissim / qmz hunc d pnt
pntissim nullo vnt curculo pntissim. Nunc ante in bonu mnt
et fana sine ductu pntissim optare ad pnt pnt in fana pnt
ind ne dntat / amulat. Religiosu ut expectat. Tunc ille ne
alpedas ait. Nunc te fana pntissim / Johannes ad pxtatore.
videns audist ne dixit. Nunc vnt mndis tibi foret. pntem
dato. ut in cubile pnt dntia. Et qz accepit dntia / pnt abyt. Et pnt
dntia mntia accepit pxtator. Religiosu flecte ait grana et cepit
ut fnt pnt pntis pntis pntis dnt. Johannes euangelio. In pnt
erat uerba. pntis pntis / et credens pntis / no est opus
aut pntis pnt mndis. Explicat ille p vntat pntis qz dnt
huc ante longius obpntis mndis est vnt no pnt. Tunc vnt
nita / pntis abyt diligenter. Inpnt

„Poggio sagte, als er auf dem Abort war, dass es ihm dort besser gehe als beim Papst in der Kardinalsversammlung. Gefragt, warum er dies sage, antwortete er: „Denn auf dem Abort schaffe ich mir Leben und bereite mir etwas Vergnügen, in der Kardinalsversammlung empfinde ich durch die übergroße Würde der anwesenden Männer keinen Genuss.“ Dadurch setzte er das höchste Gut wie die Epikuräer in so wenig Vergnügen.“

Die in den beiden kurzen Beispielen gesehene negative Charakterisierung Poggios als gewissenloser Epikuräer, als Egoist und prinzipienloser Heuchler sowie seiner Frau Vaggia als einer nymphomanen Ehebrecherin zieht sich durch die gesamte Sammlung der *facetiae* bzw. *invectivae*. Der gesamte Text schließt mit einem vernichtenden moralischen Urteil, das ohne sprachliche Eleganz vorgetragen wird: *Pogius est etenim cunctorum pessimus is qui dicitur in terris monstrum sine munere mentis.*⁶⁷ (‚Poggio ist in der Tat der schlimmste aller Menschen, er, der auf Erden ein Monster ohne Geistesgabe genannt wird.‘)

Die einzelnen Kurzerzählungen des ‚Liber facieiarum invectivarum in Poggium Bambalion‘ entsprechen recht genau dem Texttyp der Fazetie, wie ihn Poggio in seinem ‚Liber facietiarum‘ entwickelt hat. Die Invektivität dieser Sammlung resultiert aus der Konzentration auf Poggio als ausschließlich pejorativ gezeichneten Protagonisten der Einzelerzählungen, während in den musterbildenden Fazetiensammlungen des italienischen und später des deutschen Humanismus gerade die Buntheit von Themen, Orten und Protagonisten gattungsspezifisch wirkt. Ihren Witz gewinnt die Sammlung dadurch, dass sie gegen Poggio mit seinen eigenen literarischen Mitteln, der Sammlung von witzigen Kurzerzählungen, agitiert. Wenn Poggio einmal nicht der Handelnde ist, dann wird häufig ein Witzwort über ihn erzählt oder einer seiner Vertrauten ist das Ziel der Herabsetzung.⁶⁸

3 Fazit

Versucht man, die vorgestellte anti-poggianische Fazetiensammlung des jüngeren Filelfo in die Fehde zwischen seinem Vater und dem Humanisten aus Terranuovo im Valdarno einzuordnen, so zeigt sich, dass die Kontroverse Poggios mit dem 18 Jahre jüngeren Francesco Filelfo (1398–1481) nicht zu verstehen ist ohne die unterschiedliche Einstellung der beiden Kontrahenten zur wichtigsten politischen Macht der Toskana des Quattrocento, dem Florenz der Medici.⁶⁹ Poggio, der den Großteil seines

⁶⁷ Ebd., fol. 147v.

⁶⁸ So in der von DE KEYSER (Anm. 4, S. 405) abgedruckten Fazetie, in der Leonardo Bruni die Begrüßung *poeta sine libris* (‚Dichter ohne Bücher‘) durch Poggios engsten Vertrauten Niccolò Niccoli mit dem Konter *libri sine poeta* (‚Bücher ohne Dichter‘) pariert, indem er auf dessen Tätigkeit als Schreiber zahlreicher Codices anspielt.

⁶⁹ Vgl. DE KEYSER, Francesco Filelfo’s Feud (Anm. 9), S. 14f.

Lebens in verschiedenen Positionen in der Kanzlei der päpstlichen Kurie in Rom und zahlreichen anderen Orten (zuletzt als *secretarius apostolicus*) verbrachte (von 1403 bis 1418 und von 1423 bis 1453), in seinen späten Jahren (1453–58) als Kanzler der Republik Florenz, war Parteigänger der Medici und stand mit Cosimo il Vecchio, dem er mehrere Schriften widmete,⁷⁰ und dessen Bruder Lorenzo di Giovanni in vertrautem Verkehr.⁷¹ Filelfo dagegen, der die längste Zeit seines Lebens im Mailand der Sforza verbrachte, wurde von Lorenzo 1434 auf Lebenszeit aus Florenz verbannt, und er selbst glaubte, dass er im Mai 1434 einen Anschlag im Auftrag des Stadtherrschers bzw. seiner Familie überlebt habe.⁷²

Im Unterschied zu Poggios Kontroverse mit Guarino von Verona, die sich um eine historische Sachfrage, den Vorrang Caesars oder Scipios richtete, die in der Konstellation ihrer Verfechter zugleich eine eminent politische Quaestio war,⁷³ und auch anders als die Invektiven gegen Lorenzo Valla, die trotz aller ätzenden Schärfe der persönlichen Polemik ihren Ausgangspunkt immer von philologischen bzw. historischen Streitfragen (etwa dem *usus Romanae linguae*) nahmen,⁷⁴ lief Poggios literarische Fehde mit Francesco Filelfo von Anfang an in Bahnen der persönlichen Verunglimpfung und Herabwürdigung.⁷⁵ Auch diese Fehde hatte – wie eben erwähnt – einen konkreten historischen Hintergrund und der zuerst attackierte Niccolò Niccoli, Poggios enger Freund und wichtigster Briefpartner, war ein besonders erbitterter Gegner Filelfos in Florenz.⁷⁶

Gian Marios gegen Poggio gerichtete Fazetiensammlung klinkt sich in die Stoßrichtung der *Satyrae* seines Vaters ein. Die Charakterzeichnung Poggios stimmt mit der Polemik des Vaters überein, doch versucht der Sohn den Gegner des Vaters mit dessen eigenen Waffen zu treffen, der Sammlung kurzer witziger bzw. besonders dummer Aussprüche, die in Prosa ohne eine Rahmenhandlung oder eine durchgehende Handlung aneinandergereiht werden. Die wenigen Beispiele zeigen bereits, dass Gian Mario Filelfo dabei kein literarisches Meisterwerk gelungen ist, auch keines der einfachen, aber zugespitzten Prosa, wie es Poggio für den ‚Liber facetiarum seu confabulationum‘ vielfach bescheinigt wird. Doch der Aufwand, 139 Anekdoten, Witze, Apophthegmata und ähnliche Kleinformen über Poggio und seine engste Umgebung zu sammeln, zeigt, wie wichtig es Gian Mario Filelfo war, dem Vater Francesco in der Auseinandersetzung mit Poggio zur Seite zu springen. Wohl nicht

70 Etwa die Abhandlung ‚An seni sit uxor ducenda‘ (Anm. 62).

71 Beide Brüder treten in den (jeweils 1440 entstandenen) Dialogen ‚De infelicitate principum‘ und ‚De nobilitate‘ als Gesprächspartner auf.

72 Marc LAUREYS, Roswitha SIMONS, Arnold BECKER, Towards a Theory of the Humanistic Art of Arguing, in: M. LAUREYS u. R. SIMONS (Hgg.), *The Art of Arguing in the World of Renaissance Humanism* (Supplementa Humanistica Lovaniensia 34), Löwen 2013, S. 1–26, hier S. 1.

73 Vgl. CANFORA (Anm. 11), S. 21–51.

74 Vgl. CAMPOREALE (Anm. 10), S. 141–153.

75 Vgl. DE KEYSER (Anm. 9), S. 14–16 u. passim.

76 Zu den politischen Hintergründen ebd., S. 20–25; MARSH (Anm. 9), S. 176 f.

zufällig entstand die Sammlung der ‚Antipoggiana‘ kurz vor 1455, und das heißt kurz nach der endgültigen Fertigstellung von Poggios Erfolgssammlung, deren vierte und letzte, vollständige Redaktion 1452 abgeschlossen war. Gian Mario Filelfo hat – das zeigt nicht zuletzt sein Vorwort – Poggios ‚Liber facetiarum‘ genau gelesen, er hat die literarische Form akkurat imitiert und die polemischen Spitzen, die auch Poggios Sammlung bereits enthielt, darunter auch solche gegen seinen Vater Francesco, der in vier Fazetien Poggios als wenig heldenhafter Protagonist agieren muss, umgedreht und gegen den Autor der erfolgreichsten Witzsammlung des italienischen Humanismus selbst gerichtet. Filelfo nutzt daher die Invektivität, die der Gattung Fazetie inhärent ist und die auch Poggios ‚Liber facetiarum‘ auszeichnet, gegen diesen, und er spitzt in seiner Sammlung die Fazetie, für die sonst häufig Unterhaltung und Vergnügen als primäre Wirkungszwecke ins Feld geführt werden, durch die Konzentration auf einen Gegner, der im Titel mit einem Schmähnamen (*in Pogium Bambalion*) genannt wird, gerade auf diesen Aspekt zu, wie bereits der Titel (*Liber facetiarum invectivarum*) betont, der die *invectivae* gleichberechtigt neben die *facetiae* stellt. Dass er dabei lange vor dem postumen Erstdruck der Fazetien von etwa 1470 lag, unterstreicht die nicht nur generische, sondern auch mediale Pluralität der literarischen Formen von Invektivität in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Texte und Kontext eines kulturellen Zusammenstoßes


Die Invektiven von Bartolomeo Facio und Lorenzo Valla (Neapel, 1445–48)

Abstract The chronological analysis of this important controversy of Italian humanism allows us to present its cultural and historical context, its dynamics and development. Facio's invectives retained their original purpose of promoting him to court historian and discrediting Valla. As a result, they are preserved only in collected manuscripts. In contrast, Valla's 'Antidotum' against Facio underwent a transformation due to his move to Rome. The polemic became a linguistic treatise that was handed down together with the famous 'Elegantie'.

Zusammenfassung Die chronologische Analyse dieser wichtigen Kontroverse des italienischen Humanismus erlaubt es uns, ihren kulturellen und geschichtlichen Kontext, ihre Dynamik und Entwicklung aufzuzeigen. Facios Invektiven behielten ihren ursprünglichen Zweck, ihn zum Hofhistoriker zu befördern und Valla zu diskreditieren. Daher sind sie nur in Sammel-Handschriften erhalten. Stattdessen erfuhr Vallas ‚Antidotum‘ gegen Facio durch seinen Umzug nach Rom eine Transformation. Aus der Streitschrift wurde ein sprachlicher Traktat, der zusammen mit den berühmten ‚Elegantie‘ überliefert wurde.

Der Austausch von Invektiven zwischen Lorenzo Valla und Bartolomeo Facio fand in den Jahren 1445–48 in Neapel statt, wo beide Humanisten am Hof des aragonesischen Königs Alfons des Großmütigen wirkten. Der Konflikt der beiden Protagonisten ist reich dokumentiert und besonders repräsentativ für das gesamte Spektrum der Invektiven zwischen italienischen Humanisten des 15. Jahrhunderts. Diese

Kontakt

Prof. Dr. Giancarlo Abbamonte,
Università degli Studi di Napoli
,Federico II', Dipartimento
di Studi Umanistici, via Porta
di Massa 1, 80133 Napoli,
giancarlo.abbamonte@unina.it
 <https://orcid.org/0000-0002-3771-2111>

Dokumentation erlaubt es uns, mindestens zwei Phasen des Zusammenstoßes nachzuvollziehen.¹

Die erste Phase des Konflikts betrifft die pragmatische Motivation, die dem Austausch der Invektiven zugrunde liegt. Zum ersten Zusammenstoß zwischen den Humanisten kam es, weil beide versuchten, am neapolitanischen Hof von Alfonso eine kulturelle Vorrangstellung einzunehmen. Konkret drehte sich der Streit um die Frage, wer den Titel des ‚Hofhistorikers‘ tragen sollte. Seit dem 11. Jahrhundert war die Aufgabe des Hofhistorikers eine offizielle Stellung in der Verwaltung der spanischen Monarchien. Die Hofhistoriker genossen großes Ansehen und waren dazu noch hervorragend bezahlt.²

Dieser Streit endete mit dem Sieg des weniger berühmten Facio, dem König Alfons letztlich das Mandat gab, die Geschichte seiner Heldentaten zu verfassen, während Valla aus verschiedenen Gründen beschloss, den Hof von Neapel zu verlassen und in seine Heimatstadt Rom zurückzukehren.³ Bei Facios Sieg spielte die Unterstützung Antonio Beccadellis, genannt Panormita, eine nicht ganz unwichtige Rolle. In der Tat war Panormita nicht nur eine sehr einflussreiche Figur an Alfons’ Hof, sondern lange Zeit auch ein erbitterter Feind Vallas.⁴

Die zweite Phase des Konflikts dreht sich um die theoretisch-literarische Frage, welche Methode sich am besten dazu eignet, die Geschichte eines Gönners und Mäzens zu schreiben. Im Mittelpunkt steht die Crux, Alfons’ oder Ferdinands (Alfons’ Vater), übergroße Heldentaten zu preisen – bei gleichzeitigem Respekt vor der historischen Wahrheit. Mit ihren historischen Werken sowie den nachfolgenden Invektiven facten Facio und Valla eine Debatte über dieses Problem an – zunächst am neapolitanischen Hof, dann auch an den übrigen italienischen Höfen.

In diesem Artikel werde ich mich bei dem Inhalt des literarischen Konflikts nicht aufhalten, da dieser Aspekt bereits in zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten behandelt wurde und sehr bekannt ist.⁵ Außerdem bin ich überzeugt, dass der

1 Die Bibliographie über Valla ist unendlich, aber über den Konflikt mit Bartolomeo Facio, siehe die Einleitung zur kritischen Ausgabe: Laurentii Valle Antidotum in Facium, hrsg. v. Mariangela REGOLIOSI, Padova 1981. Über Facios Leben und Werke siehe Paolo VITI, Facio, Bartolomeo, in: Dizionario Biografico degli Italiani, Bd. 44, Roma 1994, S. 113–121. Gabriella ALBANESE, Studi su Bartolomeo Facio, Pisa 2000. Ich bedanke mich bei Francesco Senatore für seine Hinweise bezüglich der von Valla und Facio vom aragonesischen Hof erhaltenen Zahlungen.

2 Siehe A. Panormita, Liber rerum gestarum Ferdinandi Regis, hrsg. v. Gianvito RESTA, Palermo 1968, S. 9.

3 Die Entscheidung Vallas, Neapel zu verlassen, hängt hauptsächlich von familiären Gründen ab: siehe Anm. 35, Salvatore CAMPOREALE, Lorenzo Valla: Umanesimo e teologia, Firenze 1972, S. 445–447, und Clementina MARSICO, Valla, Lorenzo, in: Dizionario Biografico degli Italiani, Bd. 98, Roma 2020, S. 77.

4 Als beide seit 1432 in Pavia waren: Siehe Gianvito RESTA, Beccadelli, Antonio, detto il Panormita, in: Dizionario Biografico degli Italiani, Bd. 7, Roma 1970, S. 400–406.

5 Siehe Mariangela REGOLIOSI, Riflessioni umanistiche sullo ‚scrivere storia‘, in: Rinascimento II ser. 31 (1991), S. 3–37. Giacomo FERRAÙ, Il tessitore di Antequera. Storiografia umanistica meridionale, Roma 2001, Giancarlo ABBAMONTE, Il concetto di ‚dignitas‘ tra teoria e prassi nel pensiero storiografico di Bartolomeo Facio, in: ‚Ingenita curiositas‘. Studi sull’Italia medievale

literarische Aspekt des Streits weniger dazu geeignet ist, die Dynamik des Austauschs der Invektiven zu durchleuchten. Der Zweck dieses Artikels ist zunächst einmal, den Kontext des Konflikts zwischen Facio und Valla greifbar zu machen. Da dieser Kontext eine wichtige Rolle für den Beginn der zweiten Invektive spielt, kann seine genaue Beschreibung dabei helfen, gewisse Aspekte der beiden Texte besser zu verstehen.

Darüber hinaus wird es nützlich sein, nicht nur die Dynamik dieses Zusammenstoßes zu erklären – schließlich hat er zwei Invektiven und zwei historische Werke hervorgebracht – sondern auch die weitere Entwicklung des Konflikts aufzuzeigen. Immerhin veränderte sich die Wesensart von Vallas Invektiven nach seiner Rückkehr nach Rom so stark, dass diese im Zuge nachfolgender Ereignisse sogar ihre literarische Funktion änderten. Tatsächlich fügte Valla seine Invektiven gegen Facio seinem Meisterwerk, den ‚Elegantie‘, sowie seinen ‚Raudensiane Note‘ hinzu (letzteres ein weiteres Werk, das ursprünglich als Invektive gegen Antonio von Rho entstanden war). Damit schuf Valla ein Triptychon von Werken, mit welchem er seine linguistischen Theorien zur lateinischen Sprache verbreitete. In den Augen seiner Leser verloren Invektiven gegen Facio als Teil dieses Triptychons ihre ursprünglich polemische Natur und nahmen die eines echten linguistischen Traktats an.

Am Schluss richte ich den Blick auf die handschriftliche Verbreitung der beiden Texte. Denn obwohl die handschriftliche Überlieferung ein metaliterarisches Element ist, welches außerhalb der Fakten des Zusammenstoßes liegt, gibt sie doch nützliche Hinweise auf die unterschiedliche Art und Weise, in der die beiden Werke von den Lesern des 15. Jahrhunderts wahrgenommen wurden.

Um einen vollständigeren Einblick in die Episode zu erhalten, ist es notwendig, den literarischen Hintergrund kurz zusammenzufassen. Es war Facio, der das erfolgreiche Modell für die Geschichtsschreibung schuf. Ein Modell, das es erlaubte, die Heldentaten ihres Mäzens zu preisen, ohne dabei die Regeln der Glaubwürdigkeit zu verletzen. Dieses neue Modell der Historiographie war perfekt auf die Bedürfnisse der Fürsten und Höfe des fünfzehnten Jahrhunderts zugeschnitten und bestand aus einer gelungenen Mischung dreier literarischer Genres, die sowohl in der klassischen als auch der mittelalterlichen lateinischen Literatur gut bekannt waren: Erstens die klassische Historiographie. Zweitens die Biographie (welche sich seit dem griechischen Schriftsteller Plutarch nur mit den moralischen Qualitäten ihres Protagonisten beschäftigte). Und drittens die spätantike Sammlung der lateinischen *Panegyrici Latini*, deren Sinn und Zweck das Lob wichtiger Persönlichkeiten wie Fürsten, Herrscher, Könige und Politiker war.⁶

per Giovanni Vitolo, hrsg. v. Bruno FIGLIUOLO, Rosalba DI MEGLIO, Antonella AMBROSIO, Battipaglia 2018, S. 779–804.

6 Facios Mischung der Gattungen wurde von Regoliosi untersucht: siehe REGOLIOSI (Anm. 5).

Um den Kontext besser zu verstehen, ist es wichtig, die literarischen Quellen dieses Dossiers chronologisch darzustellen:

- 1445: L. Valla schreibt die ‚Gesta Ferdinandi regis Aragonum‘.⁷
 1445–1446: B. Facio veröffentlicht die vier Bücher der ‚Invective in L. Vallam‘.⁸
 1448–1452: L. Valla veröffentlicht die vier Bücher des ‚Antidotum in Facium‘.⁹
 1448–1457: B. Facio schreibt die zehn Bücher zur Geschichte Alfons’ mit dem Titel ‚Rerum gestarum Alphonsi primi regis‘.¹⁰

Die wichtigsten literarischen Dokumente des Zusammenstoßes sind die beiden Invektiven. Während Facios Werk seine Wesensart bereits im Titel preisgibt, wo das Wort ‚Invective‘ auftritt, verspricht Vallas Titel ein Gegengift zu Facio, der Schlange, die Valla angegriffen hat.¹¹

1 Der Beginn des Streits

Zwischen Ende 1445 und Februar 1446 vollendete Lorenzo Valla nach eigenen Angaben innerhalb von zwei Monaten das historische und in drei Bücher unterteilte Werk, welches den Titel ‚Die Heldentaten Ferdinands, des Königs von Aragon‘ trägt (lat. ‚Gesta Ferdinandi regis Aragonum‘). Das Werk handelte vom Leben und den Taten des Königs Ferdinand I. von Trastámara, der auch als Ferdinando d’Antequera bekannt ist. Er war der Vater von Alfons und starb im Jahre 1416. Dieses Werk hatte Alfons bei Valla selbst in Auftrag gegeben und plante auch eine Fortsetzung, die die Geschichte der Taten von Alfons dem Großmütigen enthalten sollte, wie eine Passage am Ende des Proömiums mitteilt:

Sed quoniam de duobus Hispanis regibus locuturus sum, Ferdinando qui primus e Castella regno Aragonie, Alfonso eius filio qui primus ex Aragonia regno Italie potitus est, aliquid de ipsa Hispania altius repetam. [...] Que

7 Siehe die kritische Ausgabe: Laurentii Valle Gesta Ferdinandi regis Aragonum, hrsg. v. Ottavio BESOMI, Padova 1973.

8 Siehe die nicht-kritische Ausgabe: B. Facio, Invective in L. Vallam, hrsg. v. Ennio RAO, Napoli 1978. Zu dieser Ausgabe siehe die Kritik von Mariangela REGOLIOSI, Per la tradizione delle ‚Invective in L. Vallam‘ di Bartolomeo Facio, in: Italia Medioevale e Umanistica 23 (1980), S. 389–397.

9 Siehe die kritische Ausgabe: Laurentii Valle Antidotum in Facium, hrsg. v. Mariangela REGOLIOSI (Anm. 1), Padova 1981.

10 Siehe die nicht-kritische Ausgabe: B. Facio, Rerum gestarum Alphonsi primi regis, hrsg. v. Daniela PIETRAGALLA, Alessandria 2004.

11 Auch in seiner gegen Poggio verfassten Invektive benutzte Valla das Wort *Antidotum*, um seinem Werk den Charakter einer Verteidigung gegen einen Angriff zu geben. Siehe Lorenzo Valla, *Antidotum primum. La prima apologia contro Poggio Bracciolini*. Edizione critica con introduzione e note, hrsg. v. Ari WESSELING, Assen, Amsterdam 1978. Über dieses Werk siehe den Beitrag von Ludovica SASSO, der in diesem Buch veröffentlicht wird.

gessit et antequam rex esset et factus rex: primum in Castella, deinde in bellis contra regem Granate; tum pro assequendo regno Aragonie; postremo inter suos cum hoste et cum ceteris aliis. Inseruntur alia multa, ut lex historie postulat et in primis de puericia atque adolescentia Alfonsi primigenii, que fuerit eius indoles. Ceteri de gestis ipsius Alfonsi multo plures sequentur (Valla ‚Gesta‘, Proem. S. 8,16–28, ed. BESOMI).¹²

Dass die Geschichte der Taten Ferdinands eine offizielle Auftragsarbeit war, bestätigt Valla selbst in seiner Schrift gegen Facio:

Siquidem cum audisset me, acceptis ultimis ab rege litteris, quotidie adire primarios viros qui gerendis rebus Ferdinandi regis non modo interfuisent, sed etiam prefuissent, adire eosdem ausus est: a quibus (ita mihi ipsi rettulerunt) reiectus est, quod dicerent se citra regis iussum res illius domesticas neminem edocturos, nisi me de quo scripsisset (Valla ‚Antid. in Facium‘ 1, 2, 20 S. 13, ed. REGOLIOSI).

In zwei weiteren Texten bestätigen sowohl König Alfons als auch Valla, dass Valla mit der Aufgabe betraut wurde, die Geschichte Alfons' zu schreiben. Diese sollte mit der Jugend des Königs beginnen. Alfons erwähnt die offizielle Auftragsarbeit in einem Brief, den er 1438 an einen unbekanntenen Bischof richtete:

Igitur Egregium virum Laurentium Valla, ex quo etiam speramus, cum sit in ea disciplina [*scil.* eloquentia] maxime eruditus, res nostras gestas cum quadam quasi immortalitatis veste dignis preconis celebratum iri, ad Maiestatis nostre servitia harum rerum gratia enotaverimus.¹³

Valla erwähnt den Auftrag 1446 in einem an Biondo Flavio gerichteten Brief:

Mandaverat autem iam pridem rex historias suas scribendas, repetitis altius principiis iam inde ab infantia eius (Valla Epist. 24 S. 253f., ed. REGOLIOSI).¹⁴

In dieser Passage stellt Valla fest, dass er auf Bitten des Königs, die Arbeit zu vollenden, begonnen hat, die mächtigen spanischen Mitglieder des aragonesischen Hofes zu Ferdinands Taten zu befragen. Die höfischen Hispanier bestätigten Valla ihrerseits, dass sie von König Alfons die Erlaubnis haben, auf private Einzelheiten im Leben

12 Siehe auch Valla Gesta 1,3,8 S. 22,1–2 ed. BESOMI (Anm. 7), in dem Valla das Werk über Alfonso ankündigt, und Facio, Invect. 4, S. 123,12–14 ed. RAO (Anm. 8), in dem Facio das Ende der ‚Gesta‘ erwähnt, wo der Teil über Alfonso von Valla angekündigt wird, um zu zeigen, dass der Abschnitt über Ferdinando jetzt fertiggestellt und veröffentlicht wurde.

13 Barcelona, Arxiu de la Corona d'Aragó, Reg. 2830, f. 104r.

14 Siehe Laurentii Valle Epistole, hrsg. v. Ottavio BESOMI u. Mariangela REGOLIOSI, Padova 1984.

Ferdinands und Alfons' einzugehen. Dies ist entscheidend, denn Facio, der ebenfalls versucht hatte, dieselben Männer ohne königliche Erlaubnis zu befragen, hatte kein Wort aus ihnen herausgebracht.¹⁵ Ganz deutlich zeigt diese Episode, dass der König Valla im Jahr 1445 die offizielle Aufgabe eines höfischen Geschichtsschreibers übertragen hatte, während Facio diese Aufgabe im selben Jahr noch nicht innehatte – wir werden später noch einmal zu diesem Aspekt zurückkehren.

Nachdem Valla das ebengenannte Werk vollendet hatte, wollte er dem König – zusammen mit dem königlichen Sekretär Giovanni Olzina – offiziell eine Handschrift überreichen, die den letzten ‚Entwurf‘ der ‚Gesta Ferdinandi‘ enthielt. In seinem ‚Antidotum‘ erwähnt Valla, dass der König ihn um diesen ‚Entwurf‘ gebeten hatte, damit er die Geschichte lesen und gegebenenfalls eingreifen konnte, falls er nicht zufrieden sein sollte.¹⁶ Es war ein alter Brauch der spanischen Könige, die von ihren Hofhistorikern geschriebenen historischen Werke, die sie betrafen, vorab durchzulesen und zu überprüfen.

Trotzdem wurde das Manuskript der ‚Gesta Ferdinandi‘ dem König nicht direkt ausgehändigt, sondern nur in der königlichen Bibliothek hinterlegt, da der König gerade außerhalb von Neapel weilte, wie Valla in seinem ‚Antidotum‘ deutlich macht:

Rex eos perlibenter cum accepisset recogniturumque se respondisset, porrexit bibliothecario suo qui forte tum aderat iussitque ut ocioso sibi subinde, noctu presertim, exhiberet; nec multis postea diebus Neapoli discessit frequenterque illis mensibus, ut superioribus fecerat, ab urbe abfuit (Valla, ‚Antid. in Facium‘ 1, 3, 5 S. 15, ed. REGOLIOSI).

Dass Alfons damals nicht in Neapel war, wird durch andere Archivdokumente bestätigt:¹⁷ Bis Mai 1445 war Alfons auf einer militärischen Expedition in Kalabrien. Von Ende Juli bis November desselben Jahres führte ihn eine andere militärische Expedition in die Abruzzen. Nach seiner Rückkehr aus den Abruzzen im November 1445 weilte Alfonso bis Oktober 1446 in Neapel.

Die von Valla gemachte chronologische Angabe wird auch von Facio bestätigt. So schreibt er, dass Valla Alfons das Buch nach dessen Rückkehr aus Kalabrien überreichte:

Primum enim librum ipsum regi statim post reditum eius ex Brutiis una cum secretario eius viro clarissimo obtulisti [...] (Facio ‚Inuect‘. 4 S. 122, 28–30, ed. RAO).

15 Siehe Valla Antid. in Facium 1, 2, 20 S. 13 ed. REGOLIOSI, deren Text ist oben gezeigt (Anm. 1).

16 Siehe Valla Antid. in Facium 1, 3, 1–2, S. 14 ed. REGOLIOSI (Anm. 1).

17 Siehe A. GIMÉNEZ SOLER, Itinerario del rey Alfonso V de Aragón y de Napoles, Zaragoza 1909, S. 218–222. Cristina RICCIARDI, L'Antidotum in Facium di Lorenzo Valla: la disputa con Bartolomeo Facio e Antonio Beccadelli (Magisterarbeit), Neapel 2019, S. 37 f.

Aufgrund dieser Zeugnisse können wir darauf schließen, dass die Hinterlegung des Textes in der königlichen Bibliothek zwischen den beiden Expeditionen, nämlich zwischen Mai und Ende Juli 1445, stattfand. Vallas Manuskript der *Gesta* verblieb über zehn Monate in der Bibliothek, ohne dass der Autor sie dort abgeholt hätte, wie Facio in seinen Invektiven erklärt.¹⁸

Was nun geschah, wurde durch die Abwesenheit des Königs zwischen Juli und Oktober 1445 (also kurz nachdem das Manuskript hinterlegt worden war) begünstigt. Unmittelbar nach Hinterlegung des Manuskripts gelang es nämlich den beiden Feinden Vallas, Facio und Panormita, die ‚Gesta Ferdinandi‘ aus der Bibliothek zu entwenden, indem sie den Bibliothekar bestachen.¹⁹ Sie lasen Vallas Werk innerhalb weniger Tage, fanden zahlreiche Sprach-, Grammatik- und Inhaltsfehler, und offenbarten diese dem König während eines ihrer sogenannten kulturellen Treffen, von Alfons die ‚Stunde des Buches‘ genannt. Valla war bei diesem dramatischen Treffen ebenfalls anwesend.²⁰

Chronologisch müssen die Kritik und die Bloßstellung Vallas in der ‚Stunde des Buches‘ in die Zeit nach Alfonsos Rückkehr nach Neapel im November 1445 und vor dem Frühjahr 1446 eingeordnet werden. Wahrscheinlich im späten Frühjahr 1446 stellte Facio mindestens drei der vier Bücher seiner ‚Inuective in Laurentium Vallam‘ fertig und ließ sie in Neapel zirkulieren,²¹ was durch Vallas Abwesenheit – er befand sich zu diesem Zeitpunkt in Rom – begünstigt wurde.²² Dies also war der Stein des Anstoßes und der Beginn des Streits.

2 Die karrierebedingten Gründe des Streits: Die Position als königlicher Historiograph

Der tatsächliche Grund des Zusammenstoßes zwischen Valla und Facio war die Ernennung zur Position des Hofhistorikers. Leider stellt der chronologische Ablauf dieser Ernennung ein weiteres Problem dar, weshalb wir in diesem Zusammenhang die gesamte diesbezügliche Dokumentation befragen müssen.

18 Siehe Facio, *Invect.* 4, S. 122,28–35 ed. RAO (Anm. 8).

19 Der Bibliothekar dürfte Tomás Aulesa sein. Siehe die Einleitung von RAO (Anm. 8), S. 33 Anm. 18.

20 Siehe REGOLIOSI (Anm. 5), S. XL–LIII.

21 Siehe REGOLIOSI (Anm. 5), S. XL–LIV, die sich an einen Brief von Facio an Poggio Bracciolini erinnert, der vom März 1446 datiert, und in dem Facio Poggio mitteilt, dass er ihm die vier Bücher der ‚Inuective in Laurentium Vallam‘ geschickt hat.

22 Es ist Valla, der bestätigt, dass die ‚Inuective‘ durch Facio und Panormita in Zirkulation gebracht wurden, während er in Rom war. Siehe *Antid. in Facium* 1, 3, 14 S. 17 ed. REGOLIOSI (Anm. 1): [...] *cum ipsi me propediem ire Romam cum summo pontefice locuturum constituisse scirent* [...] *libri ‚Invectivarum‘ circumferuntur, passim ostentantur, publice recitantur.* Vallas Reise nach Rom dürfte ungefähr in den Monaten Mai–Juni des Jahres 1446 stattgefunden haben. Siehe REGOLIOSI (Anm. 5), S. XLIV und MARSICO (Anm. 3), S. 77.

Valla wurde wahrscheinlich schon ab 1438 zum ‚Hofhistoriker‘ Alfons‘ ernannt.²³ Allerdings begann Valla erst ab 1444 damit, Materialien für den ersten Entwurf der ‚Gesta Ferdinandi‘ zu sammeln. Die Scheine des königlichen Schatzamtes bezeugen Zahlungen an Valla als Hofhistoriker für das Jahr 1446. Ein weiterer, auf Katalanisch geschriebener Schein, welcher im Archiv in Valencia gefunden wurde und auf den Januar 1447 datiert ist, bestätigt, dass Valla noch im Januar des Jahres 1447 als Hofhistoriker bezahlt wurde:

Item doní a miçer Lorenzo de Valle, orador romà, qui ha càrrech de ordenar les gestes del senyor rey, los quals li eren deguts ab albarà de scrivà de ració scrit en lo camp real de la Silvia de Anania [*scil.* Anagni] lo derrer dia del propassat mes de deembre per rahó de la terça del salari o provisió de ccc ducats que lom dit senyor li mana donar dels emoluments e drets de la sua cambra. E són per la tanda e paga de Nadal proppassada segons en lo dit albarà se conté que cobre (Valencia, Archivo del Reino de Valencia = València, Arxiu del Regne de València, Mestre racional 8791, Das ordentliche Buch des Schatzmeisters (*tresorer*) Mateu Pujades, setembre 1446–desembre 1447, gener 1447, urspr. f. 273^v, heute f. 180^v).²⁴

Des Weiteren habe ich Herrn Lorenzo Valla, dem römischen Botschafter, hundert Dukaten gutgeschrieben,²⁵ da er die Aufgabe hatte, die Taten des Königs schriftlich zu ordnen. Dieses Gehalt stand ihm gemäß des ‚Albarano‘²⁶ zu und wurde im königlichen Lager im Wald von Anagni am letzten Tag des vergangenen Dezember vermerkt. Die Zahlung ist die dritte von drei Raten seines Gehalts von insgesamt dreihundert Dukaten, welche alle vier Monate auszuzahlen waren. Der König verfügt, Valla jedes Jahr dieses

23 Siehe den oben erwähnten Text des Briefes, den Alfons 1438 an einen unbekanntem Bischof richtete.

24 Siehe Enza Russo, *Pratiche aragonesi nel Regno di Napoli: i conti della tesoreria generale di Alfonso V d’Aragona*, in: *Istituzioni, scritture, contabilità. Il caso molisano nell’Italia medievale* (secc. XIV–XVI in.), hrsg. v. Isabella LAZZARINI, Armando MIRANDA e Francesco SENATORE, Roma 2017, S. 147–164, und Fulvio DELLE DONNE, *Da Valla a Facio, dalla prassi alla teorizzazione retorica della scrittura*, in: *Reti Medievali* 19/1 (2018), S. 3. Obwohl das Dokument der Schatzkammer den Zeitraum zwischen September 1446 und Dezember 1447 abdeckt, resultiert die Zahlung vom Januar 1447.

25 Der Betrag von hundert Dukaten wird in der rechten Spalte des Dokuments über die Ausgaben angeführt.

26 Albarano ist ein katalanischer Terminus, mit dem die Anweisungen von Zahlungen aus dem königlichen Kontor bezeichnet werden. Siehe Alan RYDER, *The Kingdom of Naples under Alfonso the Magnanimous. The Making of a Modern State*, Oxford 1976, S. 88f. Mario DEL TREPPO, *Catalani a Napoli e le loro pratiche con la corte*, in: *Studi di storia meridionale in memoria di Pietro Laveglia*, hrsg. v. Giovanni VIROLO u. Carmine CARLONE, Salerno 1994, S. 31–112, insbesondere S. 61 f.

Gehalt aus dem königlichen Einkommen zu zahlen.²⁷ Die eben bezahlte Rate entspricht der dritten, zum vergangenen Weihnachten zu zahlenden Rate, wie der ‚Albarano‘ zeigt.

Wie wir aus dem Bericht Vallas über die Unterredungen mit den mächtigen spanischen Mitgliedern des aragonesischen Hofes wissen, war Facio im Gegensatz zu Valla im Jahr 1445 noch nicht zum Hofhistoriker ernannt worden. Allerdings wurde er sicherlich am 31. Oktober 1446 von Alfons dazu ernannt und zwar mit einem öffentlichen Jahresgehalt von 300 Dukaten, also identisch mit Vallas Einkommen:

Item doní a micer Barthomeu de Facio istoriografo de casa del senyor rey, los quals li eren deguts per rahó dels CCC ducats que lo dit senyor li mana donar cascun any de provisió dels emolaments e drets de la sua cambra e son per la tanda o paga del mes de agost proppassat dels quals me ha fermanat àpoca closa per en Barthomeu Soler, notari, scrivà de mon offici: C ducats (Valencia, Archivo del Reino de Valencia = València, Arxiu del Regne de València, Mestre racional 8791, Das ordentliche Buch des königlichen Schatzmeisters (*tresorer*) Mateu Pujades, setembre 1446–desembre 1447, gener 1447, urspr. f. 227^v, heute f. 145^v).²⁸

Des Weiteren habe ich dem Herrn Bartolomeo von Facio, Historiographen des königlichen Hauses, hundert Dukaten gutgeschrieben.²⁹ Diese standen ihm zu als Teil der dreihundert Dukaten, welche der König ihm jedes Jahr als Gehalt aus dem königlichen Einkommen anweist. Die eben bezahlte Rate entspricht der des letzten Augusts, für welche er mir vor Herrn Barthomeu Soler, seines Zeichens Notar und Angestelltem meiner Schatzkammer,³⁰ eine Quittung in einem dann zu verschließenden Umschlag unterschrieben hat.

Mit dieser Ernennung trug Alfons Facio auf, über die Eroberung des Königreichs Neapel ab dem Jahr 1419 zu schreiben, also von dem Jahr an, als Alfons die Eroberung Korsikas aufgab, und bis zum Jahr 1442, in welchem er einen Triumph in Neapel feierte.³¹

Im September 1451 hatte Facio bereits die ersten sieben Bücher verfasst, worin er die Taten Alfons' bis hin zum neapolitanischen Triumphzug am 2. Juni 1442

27 Das Dokument weist darauf hin, dass die an Valla zu zahlende Summe nur aus der entsprechenden Quelle zu entnehmen ist: dem privaten Einkommen des Königs.

28 Siehe DELLE DONNE (Anm. 24), S. 4.

29 Siehe Anm. 25.

30 Siehe Anm. 27.

31 Aber der Text des Scheins bedeutet nicht, dass Alfons Facio als einzigen Hofhistoriker ernannt hatte. Siehe DELLE DONNE (Anm. 24), S. 4 f.

behandelte. Im Juni 1457 überreichte er dem König öffentlich die endgültige und in zehn Bücher unterteilte Fassung der Geschichte mit dem lateinischen Titel ‚*Rerum Gestarum Alphonsi regis libri decem*‘.

König Alfons war so überaus zufrieden mit dieser Arbeit, dass er Facio mit einer zusätzlichen Summe von 1500 Dukaten belohnte und sein Gehalt auf 500 Dukaten pro Jahr erhöhte. Alfons’ Zufriedenheit wird auch von Vespasiano da Bisticci bezeugt, der in seinem ‚*Leben des Bartolomeo Facio*‘ die Worte wiedergibt, die Alfons angeblich zu Facio gesagt haben soll:

Alfonso] chiamò uno suo camerlingo, et si gli disse, gli portassi millecinquecento fiorini in una borsa. Portatogli, gli fe’ donare a meser Bartolomeo, et di poi se gli volse, e ringratiolo dell’opera aveva fatta, di poi gli disse: „io vi dono mille cinquecento fiorini, non per pagamento de l’opera che avete fatta, perché questa vostra opera non si può pagare per prezzo ignuno, et quando io vi donassi una delle migliori terre che io ho, non vi potrei sadisfare, ma col tempo io farò in modo che voi sarete contento“. Meser Bartolomeo, che si stimava avere dugento o trecento fiorini, vedutine mille cinquecento, rimase ismarito, che non sapeva dov’egli si fussi, sendo di natura aliquanto timido (Vespasiano da Bisticci, *Le vite*, hrsg. v. Aulo GRECO, Firenze 1970, Bd. I, S. 91 f.).

Die Dokumentation der Schatzkammer stellt nun allerdings ein Problem für die Jahre von 1446 bis 1448 dar, also die Zeit, in der Valla den Hof von Neapel verlassen hatte, denn wir besitzen für das Jahr 1446 eine Urkunde, die uns bestätigt, dass beide, also Valla und Facio, als Hofhistoriker ernannt wurden, während die Dokumente von 1447 nur Valla die Summe von 300 Dukaten zuerkennen.³² Aber wir können wohl vermuten, dass König Alfonso auch Facio in der Position des Hofhistorikers mit entsprechendem Gehalt bestätigte.³³ Wenn diese Rekonstruktion korrekt ist, sollten wir folglich die Hypothese aufstellen, dass Alfons in diesen Jahren gleich zwei Humanisten mit der Geschichte seiner Heldentaten beauftragte.

Letztlich vermögen die zahlreichen, aus den literarischen Texten oder Archiven stammenden Dokumente der Zeit nicht, uns eine Antwort auf dieses Problem zu geben. In Ermangelung urkundlicher Beweise würde ich mit großer Vorsicht die Hypothese aufstellen, dass Alfons über den bitteren und unwürdigen Zusammenstoß seiner beiden Top-Humanisten am Hof verärgert war, da der Streit Facio gegen Valla

32 In einer Quittung von Oktober 1447 wird nur das geschrieben: ‚Desweiteren habe ich dem Herrn Bartolomeo von Facio hundert Dukaten gutgeschrieben‘. Siehe: Valencia, Archivo del Reino de Valencia = València, Arxiu del Regne de València, Mestre racional 8791, Das ordentliche Buch des königlichen Schatzmeisters Mateu Pujades, setembre 1446–desembre 1447, gener 1447, urspr. f. 448rv, heute f. 321rv.

33 Obwohl die königliche Tradition der Spanier allgemein nur einen Hofhistoriker erforderte, war die Position des Hofhistorikers nicht exklusiv. Siehe noch einmal DELLE DONNE (Anm. 24), S. 4f.

den ganzen Hof in Mitleidenschaft gezogen hatte, und das auch noch während der sogenannten ‚Stunde des Buches‘, eines Augenblicks der Muße und Entspannung. Offensichtlich glaubte Alfons, dass er die Situation beruhigen und die Zwistigkeiten beenden würde, wenn er zwei Hofhistoriker anstellte. Auf diese Weise hoffte er die Kontrahenten, nämlich Valla, Facio und dessen Verteidiger Panormita zufrieden zu stellen. Schließlich war Alfons es – wie alle guten Politiker – gewohnt, Kompromisse zu schließen. Auf diese Weise gedachte er, seinen und ihren Seelenfrieden wiederherzustellen. In die ‚Stunde des Buches‘ sollte wieder Ruhe einkehren und das literarische Werk über seine Taten konnte von beiden geschrieben werden.

In der Tat handelte Alfons nach einem typischen politischen Kalkül, das unter Politikern wie ihm selbst gut funktionierte. Allerdings hatte er den bizarren Charakter seiner Intellektuellen unterschätzt, welche sich mit solchen diplomatischen Lösungen nicht arrangieren mochten. Und so blieb es Alfons, der mit großem Geschick Kriege gewonnen hatte und die Geschichte der süditalienischen und spanischen Völker in seiner Hand hielt, versagt, den Machtkampf zwischen den beiden Streithähnen an seinem Hof zu verhindern.

Wie oben gesehen, ließ Facio seine Invektiven wahrscheinlich in den Monaten Mai/Juni 1446 zirkulieren, weil er nach Vallas Position strebte.³⁴ Sie dienten dem Zweck, Valla in den Augen des Königs zu diskreditieren. Diese Erklärung gibt auch Valla, in einer Passage seines ‚Antidotum‘:

Delenito ac persuaso bibliothecario, a quo rem erat edoctus Panormita utpote compater, opus meum complures per dies domi sue tenuerunt annotationesque in illud cum conquisissent, tanquam aliunde exemplar habuissent, me apud regem secreto malignissime vituperant, promittentes multo preclarius illam materiam a Bartholomeo scribi posse (Valla ‚Antid. in Facium‘ 1, 3, 6 S. 15, ed. REGOLIOSI).³⁵

Valla berichtet hier, dass sich auch der Humanist Antonio Beccadelli Panormita, Alfons’ mächtiger Berater, vor dem König zu Facios Gunsten ausgesprochen hatte, um den König davon zu überzeugen, Facio mit der Geschichte seiner Regierung zu

34 Es ist nicht sicher, wann Facio seine ‚Invective‘ fertigstellte, sicherlich aber nach der Wiederkehr König Alfons’ nach Neapel im November 1445 und während der Reise von Valla nach Rom (Frühling 1446).

35 Facio vertritt die entgegengesetzte These: Valla hätte sich in das Feld der offiziellen Geschichtsschreibung hineingedrängt, welches der König ihm, Facio, anvertraut hatte, bevor Valla die *Gesta* beendete: *Primum enim librum ipsum regi statim post reditum eius ex Brutis una cum secretario eius viro clarissimo obtulisti [...] ut si regi placeret opus, tu is esses cui rerum a se gestarum celebratio mandaretur, invidia quadam permotus quod sciebas id negotii mihi datum esse.* Facio *Invect.* 4 S. 122,28–33, ed. RAO (Anm. 8). Das Argument von Facio scheint mir auf zwei Einwände gerichtet zu sein. Zum einen hatte Valla diese Ernennung viele Jahre vor Facios Ankunft erhalten. Zum anderen haben wir gesehen, dass die Adligen des spanischen Hofes Vallas Fragen über das Leben Ferdinands beantworteten, nicht aber die Facios, zumindest bis zum Ende des Jahres 1445.

beauftragen. Da dieser von Valla beschriebene Dialog beweist, dass Facio zu diesem Zeitpunkt noch kein ‚Hofhistoriker‘ war, müsste der Dialog zwischen 1445 und Oktober 1446 stattgefunden haben.

3 Die Überlieferung der Invektiven von Valla und Facio

Wenn wir nun von dem Kontext der zwei Invektiven zu den konkreten Texten übergehen und die Struktur der beiden Invektiven analysieren, stellen wir fest, dass die Invektiven von Facio alle Eigenschaften der Gattung aufweisen (nämlich Titel, Sprache, Nutzung des Du-Stils, Anlass und schnelle Verfassung, Zweck), während das Gegengift Vallas sich schwerer in das Genre der Invektive einordnet. Einerseits hat Vallas gegen Facio und Panormita gerichtete Sprache durchaus manche Aspekte einer typischen humanistischen Invektive. So zum Beispiel den Sarkasmus, die Beleidigung der beiden Gegner, die Vorwürfe der Ignoranz, den Du-Stil, die häufigen Apostrophe der Gegner usw. Andere Aspekte dagegen entsprechen den Eigenschaften der Gattung und ihrer Dynamik eher weniger. In diesem Punkt spielt der Titel, das ‚Gegengift‘ (*Antidotum*), allerdings keine Rolle, da Valla für seinen Angriff auf Poggio dasselbe Wort benutzt. Und dieser Angriff fällt fraglos in die Gattung der Invektive.

Die erste Schwierigkeit in Bezug auf die Gattung stellt die Datierung des Werkes dar. Wie M. REGOLIOSI, die Herausgeberin des ‚Antidotum‘, erklärt hat, verfasste Valla den ersten Entwurf des ‚Antidotum‘ im Jahr 1447, überwiegend während des Aufenthalts des Königs und seines Hofes in Tivoli, wo sie bis August blieben. Im November kehrte Valla nach Neapel zurück. Ein paar Monate später, im Jahr 1448, kehrte er Neapel den Rücken und zog für immer nach Rom zurück.³⁶

In der ewigen Stadt legte Valla weder die letzte Hand an das ‚Antidotum‘, noch veröffentlichte er den Entwurf. Das Werk begann erst um 1452 zu zirkulieren, da einige venezianische Humanisten zu dieser Zeit das ‚Antidotum‘ erwähnen.³⁷ Außerdem besaß der von 1447 bis 1454 in Rom lebende englische Adelige William Grey bereits vor dem Jahr 1454 eine persönliche Kopie des Werks.³⁸

Kurzum, Vallas Ausarbeitung des ‚Antidotum‘ fehlt es nicht an der Schnelligkeit oder Spontanität der Antwort, denn das Werk wurde ja schon im Jahr 1447 fertiggestellt, also nur ein Jahr nach Facios ‚Invective‘. Allerdings scheint es, als ob Valla

36 In den letzten Jahren seiner Zeit in Neapel hatte Valla mehrfach versucht, aus familiären Gründen nach Rom zurückzukehren, aber die Möglichkeit einer Rückkehr bot sich ihm erst nach dem Tod des Papstes Eugen IV. und mit dem neuen Papst Nikolaus V. (1447). Letzterer hatte eine humanistische Bildung. Zu seinen engsten Mitarbeitern zählte auch Giovanni Tortelli, ein Freund Vallas, der dessen Rückkehr in die Stadt und an den päpstlichen Hof befürwortete. Siehe MARSICO (Anm. 3), S. 77. Wir haben keine Informationen, die belegen, dass Valla Neapel auch wegen seines Disputs mit Facio und Panormita verließ.

37 1452 schickte Valla eine Kopie des *Antidotum* an einige venezianische Freunde: siehe CAMPOREALE (Anm. 3), S. 465 f.

38 REGOLIOSI (Anm. 1), S. xciii.

das Interesse an der schnellen Verbreitung des Werkes verloren hätte, als er nach Rom umzog. REGOLIOSI glaubt, dass Valla in Rom den Zusammenstoß mit Facio als Kontroverse am neapolitanischen Hof betrachtete, die er – zurück in Rom – einfach hinter sich lassen wollte. In Rom empfand Valla das ‚Antidotum‘ in den fünfziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts nicht mehr als Antwort auf einen Gerichtsstreit, sondern betrachtete den Text als unabhängigen Traktat über die lateinische Sprache, und brachte ihn als solchen in Umlauf.

Diese neue Einstellung von Valla wird im an Giovanni Tortelli adressierten Widmungsbrief der ‚Elegantie‘ deutlich, den Valla in der römischen Periode schrieb. Er setzt die vier Bücher des ‚Antidotum‘ mit den anderen zwei linguistischen Werken zusammen, um die folgende Trilogie über die lateinische Sprache zu bilden:

- a) Die sechs Bücher der ‚Elegantie‘;
- b) Die vier Bücher des ‚Antidotum in Facium‘;
- c) Die zwei Bücher der ‚Raudensiane Note‘.

In dem Widmungsbrief vergleicht Valla die Gesamtheit der drei Werke mit einer zwölf Fuß hohen Säule, die eine Statue von Papst Niccolò V. stützen musste – Zwölf entspricht der Summe der Bücher in den drei Werken:

Etenim, si in arcubus triumphalibus et columnis caeterisque id genus operibus in honorem aliquorum extractis, quo sint augustiora, cernimus interdum alicuius dei aut deo similis imaginem superpositam, cur ipse non putem mihi faciundum, ut huic meae columnae (non ausim dicere arcui) duodecim passus altae, quam ego opifex tibi ob singularem eruditionem, summam benevolentiam, maxima in te merita dicaui, imaginem Nicolai summi pontificis mea manu scalptam in culmine collocem, ut operis decori quaedam etiam ex ipso praeside maiestas accedat? (Valla, Eleg. 1, ‚Epist. ad Ioannem Tortellium‘).³⁹

Obwohl das ‚Antidotum‘ seine ursprüngliche polemische Funktion verloren und stattdessen eine neue angenommen hatte, überarbeitete Valla den Text nicht mehr, um den Charakteristiken eines linguistischen Traktats gerecht zu werden. Deshalb enthielt das Werk weiterhin die an seine Gegner adressierten Apostrophen, die Struktur des Dialogs (den Valla mit seinem polemischen Gesprächspartner in Abwesenheit hält) und die Verwendung des Du-Stils, kurz, einige Aspekte der Invektiven.

Dennoch, trotz der äußeren Form, die uns an die ursprünglich polemische Wesensart des ‚Antidotum‘ erinnert, wurde der neue Zweck des ‚Antidotum‘ von den Lesern der Zeit klar erfasst, wie die sieben fast zeitgleichen Handschriften beweisen,

³⁹ Valla bezog sich hier auf eine zwölfstufige Säule zur Unterstützung einer Statue des Papstes und nicht auf zwölf Säulen eines Tempels, wie Corrias behauptet in Lorenzo Valla, Raudensiane Note, hrsg. v. Gian Matteo CORRIAS, Firenze 2007, S. 39.

da sie oft das ‚Antidotum‘ zusammen mit den anderen Werken der sprachlichen Trilogie enthalten.⁴⁰

Diese Überlegung erlaubt es, einen letzten Aspekt dieser Episode zu behandeln, der Forschern bislang wenig aufgefallen ist, nämlich die Beziehung zwischen der handschriftlichen Überlieferung und der ursprünglichen Wesensart der humanistischen Invektive. In der Tat ist die handschriftliche Überlieferung von Facios Invektiven von der des ‚Antidotum‘ ganz verschieden, und zeigt, dass die Leser Facios Invektiven als ‚Werk zu einem bestimmten Anlass‘ betrachteten.

Facios Invektiven sind in sechs Manuskripten erhalten, von denen vier verschiedene Werke verschiedener Autoren überliefern:

- i. Roma, Bibl. Angel. 1374, ff. 194 (Inuect. ff. 21–34). Sammelhandschrift: Briefe von G. Trapezunzios, Papst Nicolaus V., Poggio, fragm. von Facios Inuect., Cic. De amic., De senect., Terent. Eunuch., Heauton.
- ii. Berlin, Staatsbibl., Preuß. Kulturbesitz, lat. Oct. 176, ff. 1–32 (die Hs. enthält nur Facios Invektiven).
- iii. Cambridge, Univ. Libr. Ms. Add. 6188, ff. 139 (Inuect. ff. 1–46). Sammelhandschrift: Dichtung von Porcelio Pandoni, Tomm. Morroni, Inuect. in Poggium, N. Perotti, Inuect. in Poggium, human. Briefe.
- iv. Oxford, Balliol College 131, ff. 177 (Inuect. ff. 128–177). Sammelhandschrift von W. Grey: G. Castellani, latein. Übersetzung von Platos Tim., Rinuccio da Castiglione, Übersetzungen von Platos Dialogen, Das Leben von Aesop, Werke von Pythagoras, Hippocrates.
- v. Città del Vaticano, BAV, Vat. Lat. 6850, ff. 123 (Inuect. ff. 74–85). Sammelhandschrift: Kommentar zu Persius, Briefe von L. Bruni, Pomp. Leto, Panormita.
- vi. Città del Vaticano, BAV, Vat. Lat. 7179, ff. 404 (Inuect. ff. 336–356). Sammelhandschrift: In dieser Hs. befinden sich 104 Werke.

Die Überlieferung in Sammelhandschriften ist typisch für das Genre der Invektiven, nicht nur im Falle Facios, sondern auch anderer Autoren. Mit Ausnahme einiger von berühmten Autoren geschriebenen Invektiven (z.B. die Werke von Poggio oder das ‚In calumniatorem Platonis‘ betitelte Werk von Kardinal Bessarion) haben die anderen humanistischen Invektiven generell eine ‚schwache‘ Überlieferung, was Anzahl der Zeugen und ihre Autorität angeht. Daher sind die meisten in Sammelhandschriften erhalten.

Abschließend können wir sagen, dass die chronologische Analyse dieser wichtigen Kontroverse des italienischen Humanismus es erlaubt, ihren kulturellen und geschichtlichen Kontext, ihre Dynamik und ihre Entwicklung aufzuzeigen. Facios Invektiven behielten ihren ursprünglichen Zweck, ihn als Hofhistoriker zu

⁴⁰ Siehe REGOLIOSI (Anm. 1), S. lxxxv–cxxii.

promovieren und Valla zu diskreditieren. Daher sind sie nur in Sammelhandschriften erhalten.⁴¹ Stattdessen erfuhr Vallas ‚Antidotum‘ durch seinen Umzug nach Rom eine Transformation, wenngleich der Autor die polemische Struktur des Textes nicht überarbeitete. Aus der Streitschrift wurde ein sprachlicher Traktat, der zusammen mit den berühmten ‚Elegantie‘ überliefert wurde und heute noch einen der prinzipiellen Texte darstellt, an denen Vallas linguistische Konzepte abzulesen sind.

Während Facios zehn Bücher von den Heldentaten des Alfons (‚Rerum gestarum Alphonsi primi regis‘) einen sofortigen und enormen Erfolg hatten, was die achtzehn Handschriften belegen, die sofort nach ihrer Veröffentlichung produziert wurden,⁴² verschwanden Facios Invektiven aus dem literarischen Panorama des Humanismus, nachdem sie ihre ursprüngliche Funktion als ‚literarische Kampfzunge‘ verloren hatten.

41 Wie wir gesehen haben, liefern Facios ‚Invektiven‘ auch einen theoretischen Beitrag zur Förderung einer neuen historiografischen Gattung, die den Protagonisten der Geschichte rhetorisch lobte; aber die polemische Natur überzog diesen theoretischen Aspekt in den Augen der Leser.

42 Einige Manuskripte sind von großem Wert und wurden von mächtigen italienischen Mäzenen, wie den de’ Medici von Florenz, Papst Pius II. Piccolomini oder dem Herzog von Urbino, Federico da Montefeltro, geordert. Der Ruhm dieses Werkes setzte sich auch in der gedruckten Tradition fort, wie der fortwährende Nachdruck des Werks vom 15. Jahrhundert an, bzw. die *Editio Princeps* (von Gryphus in Lyon ausgedruckt) bis zu dem von Gravier 1769 in Neapel gedruckten Werk zeigt.

Poggio Bracciolini – Lorenzo Valla – Niccolò Perotti

Ein Beispiel für invektive Dynamiken in der Humanistengemeinschaft Italiens (1452–54)

Abstract The well-known dispute between two of the most important intellectuals of the *Quattrocento*, Poggio Bracciolini and Lorenzo Valla, had other protagonists who also played an important role in this conflict. The intervention of these scholars in the dispute can possibly be traced back to specific social dynamics that found their realisation through artful invective as an act of communication. The aim of this paper will be to shed light on invective dynamics in the humanist community in the mid-15th century. This will be done by means of the invectives of Niccolò Perotti and Poggio Bracciolini, which build on the already existing literary duel between Poggio and Lorenzo Valla. With regard to these invectives, the article takes three aspects into consideration: the display of erudition and knowledge of Latin, the unfolding of a cultural-methodological generational conflict, and Perotti's programmatic attempt to reinforce and affirm Poggio as a group-forming prototypical enemy image.

Zusammenfassung Der bekannte Streit zwischen zwei der bedeutendsten Intellektuellen des *Quattrocento*, Poggio Bracciolini und Lorenzo Valla, hatte noch andere Protagonisten, die ebenfalls eine wichtige Rolle in diesem Konflikt spielten. Der Streitbeitritt dieser Gelehrten lässt sich möglicherweise auf spezifische soziale Dynamiken zurückführen, die durch kunstvolle Invektiven als Kommunikationsakt ihre Verwirklichung fanden. Das Ziel dieses Beitrags wird es sein, invektive Dynamiken in der humanistischen Gemeinschaft Mitte des 15. Jahrhunderts zu beleuchten. Dies soll anhand der Invektiven von Niccolò Perotti und Poggio Bracciolini geschehen, die auf dem bereits

Kontakt

Ludovica Sasso M. A.,
Technische Universität Dresden,
SFB 1285 ‚Invektivität.
Konstellationen und Dynamiken der
Herabsetzung‘, 01062 Dresden,
ludovica.sasso@tu-dresden.de
 <https://orcid.org/0000-0003-4028-8582>

bestehenden literarischen Duell zwischen Poggio und Lorenzo Valla aufbauen. Mit Blick auf diese Invektiven nimmt der Beitrag drei Aspekte in Betracht: die Zurschaustellung von Gelehrsamkeit und Lateinkenntnissen, die Entfaltung eines kulturell-methodischen Generationenkonfliktes und den programmatischen Versuch Perottis, Poggio als ein gruppenbildendes prototypisches Feindbild zu verstärken und zu bekräftigen.

1 Poggio Bracciolini und Lorenzo Valla:¹ Der Hintergrund der gegen Poggio gerichteten Invektiven Niccolò Perottis

Poggio Bracciolini (1380–1459) hatte als päpstlicher Sekretär und wichtige Figur der humanistischen Bewegung bereits eine bedeutende Position inne, als er den ‚gegenvallianischen‘ Kampf begann. Seinerseits hatte auch Lorenzo Valla (1407–57) sich schon als Meister der Schimpfwörter erwiesen.² Die Rivalität dieser beiden Persönlichkeiten war nicht neu.³ Valla hatte im höfischen und patronistischen System des

-
- 1 Die Invektiven zwischen diesen beiden Intellektuellen sind als *la polemica più esemplare del Quattrocento* beschrieben: Pier Giorgio RICCI, La tradizione dell’invettiva tra il Medioevo e l’Umanesimo, in: *Lettere Italiane* 26 (1974), S. 405–414, hier S. 412. Die Invektiven Vallas gegen Poggio Bracciolini, in: Lorenzo Valla, *Opera Omnia*, hrsg. v. Eugenio GARIN, Turin 1962, Bd. I, S. 325–389 u. Ari WESSELING, *Antidotum primum: la prima apologia contro Poggio Bracciolini* (Van Gorcum), Assen, Amsterdam 1978. Die Invektiven Poggios, in: Poggio Bracciolini, *Opera Omnia*, hrsg. v. Riccardo FUBINI, Turin 1964–1969, Bd. I, S. 188–205 (1. Invektive); 206–234 (2. Invektive); 234–241 (3. Invektive); Bd. IV, 867–885 (4. Invektive); Bd. I, 242–251 (5. Invektive). Zum Kampf hier nur: Ernst WALSER, *Poggius Florentinus. Leben und Werk* (ND Hildesheim 1974), Leipzig 1914, S. 272–274. Salvatore CAMPOREALE, Lorenzo Valla. Umanesimo e Teologia (Istituto Nazionale di Studi sul Rinascimento), Florenz 1972. Lucia CESARINI MARTINELLI, Note sulla polemica Poggio-Valla e sulla fortuna delle ‚Elegantiae‘, in: *Interpres. Rivista di studi quattrocenteschi* 3 (1980), S. 29–79. Salvatore CAMPOREALE, Poggio Bracciolini versus Lorenzo Valla: *The Orationes in Laurentium Vallam*, in: Joseph MARINO u. Melinda W. SCHLITT (Hgg.) *Perspectives on Early Modern and Modern Intellectual History* (University of Rochester Press), New York 2001, S. 27–48.
 - 2 Wie zum Beispiel in den Schmähschriften gegen Bartolomeo Facio (1445–48). Siehe CAMPOREALE (Anm. 1), S. 446 f. Zum Streit Facios gegen Valla: Bartolomeo Facio, ‚*Invectivae in Laurentium Vallam*‘, hrsg. v. Ennio RAO (Società editrice napoletana), Neapel 1978. Laurentii Vallae ‚*Antidotum in Facium*‘, hrsg. v. Mariangela REGOLIOSI (Thesaurus mundi. Bibliotheca scriptorum latinorum mediae et recentioris aetatis 20), Padua 1981. Siehe auch den Beitrag von G. Abbamonte in diesem Band.
 - 3 Poggio hatte bereits gegen Vallas ‚*De voluptate*‘ polemisiert; siehe den Brief an Antonio Loschi vom 15. Februar 1425, in Bracciolini (Anm. 1), Bd. II, Ep. II 1, 45–51. Zur Polemik gegen den ‚*De vero bono*‘ siehe Remigio SABBADINI, *Cronologia documentata della vita del Panormita e del Valla*, in Luciano BAROZZI u. Remigio SABBADINI, *Studi sul Panormita e sul Valla* (Pubblicazioni del R. Istituto di studi superiori pratici e di perfezionamento in Firenze. Sezione di filosofia e lettere 251), Florenz 1891, S. 68 f. Roberto NORBEDO, Lorenzo Valla contro le ‚vergini santimoniali‘ (e Girolamo, Agostino, Petrarca, Bruni, Poggio), in: *Archivum mentis. Studi di filologia e*

ersten *Quattrocento* eine führende Position erlangt, trotz früherer Versuche von Poggio, ihn von der Kurie fernzuhalten.⁴ Jene Stellung verdankte er vor allem der kulturellen Auswirkung und Rezeption seiner ‚Elegantiae linguae Latinae‘.⁵ Die ‚Elegantiae‘ sollten nach Vallas Selbstverständnis keine neuartige Grammatiktheorie begründen, vielmehr wollte er neue ‚Normen‘ für einen authentischen Gebrauch des klassischen Lateins aufstellen. Diese Normen basierten dabei auf einer historischen Analyse der rationalen Kohärenz der Sprache (*ratio*) und ihrer tatsächlichen Verwendung (*consuetudo*).⁶ Für Valla gab es eine Pluralität möglicher Wendungen, von denen klassische Autoren wie Cicero lediglich eine bestimmte nutzten, während andere Varianten genauso legitim waren.⁷ Laut Poggio und den Humanisten seiner Generation musste man sich dagegen unbedingt an die vorgegebene Sprechweise halten (*imitatio*), denn es bestand eine ‚heilige‘ Unantastbarkeit der Alten, die man nicht nach Kriterien der Falschheit und Wahrheit beurteilen konnte. Ihrer Meinung nach kritisierte Valla nämlich nicht nur Klassiker wie Cicero oder Vergil, sondern auch christliche Autoren und sogar den Bibeltext. Daher stigmatisiert Poggio Valla als Häretiker und positioniert sich selbst als Verteidiger der christlichen Orthodoxie und der alten Autoritäten.⁸

letteratura umanistica VII (2017), S. 71–105. Im Jahr 1429 hoffte Lorenzo, ein Amt an der Kurie zu erlangen, aber die beiden maßgeblichen Sekretäre Antonio Loschi (1368–1441) und Poggio Bracciolini widersprachen der Aufnahme mit der Begründung, dass er zu jung und selbstsicher sei und dass er Loschi beschimpft habe, wie in Valla ‚Antidotum II‘ (Anm. 1), S. 352.

- 4 Schon 1433 schrieb Poggio einige Briefe an verschiedene Empfänger, in denen er Valla vor den Augen der damaligen Intellektuellen zu diskreditieren versucht und ihn als unwürdig für die ihm übertragenen Aufgaben hinstellt. Siehe Poggio an Guarino, den 18. Oktober 1433, Fam. II 4 14, in: Helene Harth, Poggio Bracciolini. Lettere, Bd. 1–3 (ed. Olschki, Istituto nazionale di studi sul Rinascimento. Carteggi Umanistici), Florenz 1984–1987, hier S. 178–180. Siehe auch Lorenzo Valla, Epistole, hrsg. v. Ottavio BESOMI u. Mariangela REGOLIOSI (Antenore), Padua 1984, insb. S. 315.
- 5 Die ‚Elegantiae‘ in: Lorenzo Valla, Opera Omnia (Anm. 1), Bd. I, S. 1–235. Siehe auch Laurentii Vallensis ‚De linguae latinae elegantia‘, hrsg. v. Santiago LÓPEZ MOREDA (Cáceres: Universidad de Extremadura, Extremadura 1999 (es handelt sich allerdings um eine unvollständige Ausgabe). Siehe auch Mariangela REGOLIOSI, Nel cantiere del Valla: Elaborazione e montaggio delle ‚Elegantiae‘ (Bulzoni ed.), Rom 1993. DIES. Publicare Il Valla (Edizione Nazionale delle opere di Lorenzo Valla, 1), Florenz 2008.
- 6 Siehe Mariangela REGOLIOSI, *Nihil crescit sola imitatione*. Il rapporto di Lorenzo Valla con la tradizione, in: Gregorio HINOJO ANDRÉS u. José Carlo FERNÁNDEZ CORTE (Hgg.), *Munus quaesitum meritis*. Homenaje a C. Codoner (Acta Salmanticensia. Estudios filológico 316), Salamanca 2007, S. 765–773, hier S. 772. Siehe auch CESARINI MARTINELLI (Anm. 1), S. 58.
- 7 Vgl. Valla, ‚Elegantiae II‘ 27 (Anm. 5), ad Cic. Phil. I 11,1: *quoniam utriusque consili causam, patres conscripti, probatam vobis esse confido, prius quam de re publica dicere incipio, pauca querar de hesterna M. Antonii iniuria. Hoc idem per „Quippe“ sic dicam: „quippe cum probatam vobis esse confidam“ vel „Quippe qui probatam vobis esse confido“, vel „confidam“*. Siehe Mariangela REGOLIOSI, *Usus e Ratio* in Valla, in: Mariangela REGOLIOSI (Hg.), Lorenzo Valla. La riforma della lingua e della logica (Edizioni Polistampa), Florenz 2010, Bd. I, S. 111–130, hier S. 113. Salvatore CAMPOREALE, Il problema della *imitatio* nel primo Quattrocento. Differenze e controversia fra Bracciolini e Valla, in: *Annali d’Architettura* 9 (1997), S. 149–154.
- 8 Vgl. Bracciolini (Anm. 1), Bd. I, S. 200: [...] *Nescio studio detraehendi an mentis vitio in haeresim, in quam manifestam dilabat. Nam asserere personam (sicut bestialis presumptio scribit) non*

Eine detaillierte und chronologische Analyse dieser Auseinandersetzung, die bereits von Salvatore CAMPOREALE und Ari WESSELING vorgelegt wurde,⁹ würde das Ziel des vorliegenden Beitrags übersteigen, dient doch der Streit zwischen Poggio und Valla nur als Hintergrund eines weiteren Konflikts, der im Folgenden betrachtet werden soll: nämlich dem zwischen Poggio und Niccolò Perotti.¹⁰ Perotti trat als Anhänger Vallas in dessen Streit mit Poggio ein, als bereits eine freundschaftliche Beziehung zwischen Perotti und Valla bestand, wie aus der Korrespondenz zwischen den beiden hervorgeht.¹¹

Der Agon zwischen Poggio und Valla brachte viele Intellektuelle dazu, sich gegen den einen oder den anderen zu positionieren,¹² aber niemand vor Perotti hatte eine

esse magis in deo quam in bruto animali, manifesta est haeresis et igne, non verbis, castiganda. Zum Prozess Vallas in Neapel Gianni ZIPPEL, *La Defensio in Philosophia* di Lorenzo Valla per il processo dell'Inquisizione napoletana, in: *Bullettino dell'Istituto storico italiano* 69 (1957), S. 319–347; DERS., *L'autodifesa di Lorenzo Valla per il processo dell'Inquisizione napoletana (1444)*, in: *Italia Medioevale e Umanistica* 13 (1970), S. 59–94.

- 9 Siehe CAMPOREALE (Anm. 1), bsd. S. 328–337, 374–390, 397–399; WESSELING (Anm. 1), S. 1–53; aber auch Johannes HELMRATH, *Streitkultur. Die Invektive bei den italienischen Humanisten*, in: Marc LAUREYS u. Roswitha SIMONS (Hgg.), *Die Kunst des Streitens. Inszenierung, Formen und Funktionen öffentlichen Streits in historischer Perspektive (Super alta perennis. Studien zur Wirkung der Klassischen Antike 10)*, Bonn 2010, S. 259–293, hier S. 266–277.
- 10 Die Invektivreden von Niccolò Perotti gegen Poggio Bracciolini und von Poggio gegen Perotti haben in den älteren Poggio-Editionen keine Aufnahme gefunden. Die Invektive Poggios gegen Perotti scheint nur in Form eines Lesetextes ohne kritischen Apparat in einem Aufsatz von Roberto Cessi und als Reproduktion in der Poggio-Gesamtausgabe von Riccardo Fubini (Anm. 1). Siehe Roberto CESSI, *Notizie Umanistiche III: Tra Niccolò Perotto e Poggio Bracciolini*, in: *Giornale storico della Letteratura italiana* XXX, Bd. LX (1912), S. 73–111. Die Invektive Perottis gegen Poggio ist in Form eines Lesetextes abgedruckt, hrsg. v. Tommaso BETTINELLI, *Miscellanea Bettinelli, Venedig 1744*, Bd. VIII, S. 197–227. Siehe auch Sesto PRETE, *Personaggi secondari nella polemica tra Poggio Bracciolini e Lorenzo Valla*, in: Giovannangiola TARUGI (Hg.), *Validità perenne dell'Umanesimo (Centro di studi umanistici ‚Angelo Poliziano‘, Olschki)*, Florenz 1986, S. 335–348. Dieter SCHALLER, *Poggio Bracciolinis Invektive gegen Niccolò Perotti: ein Stück von der Nachtseite des Renaissance-Humanismus*, in: Justus MÜLLER HOFSTEDTE (Hg.), *Florenz in der Frührenaissance. Kunst und Literatur in der Sphäre des Humanismus. Festschrift für Paul Oskar Kristeller zum 90. Geburtstag*, Rheinbach 2002, S. 171–180. Für einen vollständigen Überblick über Poggios Briefe zum Streit mit Perotti siehe Paolo D'ALESSANDRO, *La polemica col Perotti nelle lettere di Poggio Bracciolini*, in: *Humanistica: An International Journal on Early Renaissance Studies*, Bd. 1/2 (2007), S. 45–54. Zur Rezeption der Auseinandersetzung zwischen Poggio und Perotti unter anderen Humanisten siehe Guido DE BLASI u. Amedeo DE VINCENTIIS, *Un'età di invettive*, in: Amedeo DE VINCENTIIS (Hg.), *Atlante della letteratura italiana (Einaudi)*, Bd. 1 Turin 2010, S. 356–363.
- 11 Zur Korrespondenz zwischen Valla und Perotti siehe Luciano BAROZZI u. Remigio SABBADINI (Anm. 3). Martin C. DAVIES, *Niccolò Perotti and Lorenzo Valla: Four New Letters*, in: *Rinascimento* 24 (1984), S. 125–147. Bezüglich Vallas Wertschätzung für den jungen Intellektuellen stimmt die Autorin mit Marianne Pade überein; vgl. Marianne PADE, *Valla e Perotti*, in: *Studi Umanistici Piceni* 20 (2000), S. 72–85, hier S. 72.
- 12 Vgl. CAMPOREALE (Anm. 1), S. 374–388. Das Ausmaß der Invektiven zwischen den beiden Intellektuellen erreichte viele Jahre nach ihrem Tod auch über Italien hinaus außerordentliche Bekanntheit. Siehe Salvatore CAMPOREALE, *Poggio Bracciolini contro Lorenzo Valla. Le Orationes in Vallam*, in: Riccardo FUBINI (Hg.), *Poggio Bracciolini 1380–1980 (Sansoni editore)*, Florenz 1982, S. 137–161, hier S. 137–140. Marc LAUREYS, *Grammar and Invektive in Girolamo Balbi's*

offene Auseinandersetzung mit dem Florentiner begonnen. Niccolò schaffte dies, indem er Vorwürfe gegen Poggio erhob, die schon von Valla benutzt wurden. Durch das Aufgreifen zentraler Topoi von Valla wie der Animalisierung des Florentiners, dem Vorwurf der *barbaries* und Unwissenheit und vor allem der Darstellung Poggios als *senex puer* wollte er dessen Bild als Feind schärfen und bestätigen. Einige dieser Topoi gehören zum allgemeinen Bereich humanistischer Invektivproduktion,¹³ nehmen jedoch sowohl aus literarisch-philologischer als auch aus sozialer Perspektive eine bestimmte ideologische Bedeutung an. Wie zu zeigen sein wird, entfaltet sich Perottis primäre Absicht in zweifacher Hinsicht:

Einerseits zielte er darauf, sich durch eine Zurschaustellung von Gelehrsamkeit im humanistischen Milieu zu behaupten, worauf Poggio geschickt reagieren wird. *Eruditio* und *Latinitas* erscheinen als Hauptaspekte der humanistischen Ideologie. Obwohl die Hauptabsicht der Schriften Perottis gegen Poggio eine ganz andere gewesen ist, war es unverzichtbar, darauf zurückzugreifen, um sich zunächst als Gelehrter durchzusetzen.¹⁴ Die invektiven Dynamiken durch die Zurschaustellung von Gelehrsamkeit spielen eine wichtige Rolle als Mittel der Selbstbehauptung, um den Humanistenstatus zu erreichen oder zu bekräftigen.¹⁵ Es ist nämlich zu beobachten, dass die Fähigkeit, eine Invektive nach allen Regeln der *ars oratoria* und der *eruditio* führen zu können, durchaus eine Voraussetzung für die Aufnahme in den (oder das Fortdauern der Zugehörigkeit zum) humanistischen Kreis bilden konnte.¹⁶

Andererseits verfolgte Perotti das Ziel, durch die Verschärfung der bereits von Valla vorgebrachten Themen und die Verwendung von persuasiv-emotiven Mitteln

Rhetor gloriosus, in: Uwe BAUMANN u. a. (Hgg.), *Polemik im Dialog des Renaissance-Humanismus. Formen, Entwicklungen und Funktionen* (Super alta perennis. Studien zur Wirkung der Klassischen Antike 19), Bonn 2015, S. 63–85.

- 13 Felice VISMARA, *L'invettiva. Arma preferita dagli Umanisti nelle lotte private, nelle polemiche letterarie, politiche e religiose*, Mailand 1900. Ennio I. RAO, *Curmudgeons in high dudgeon. 101 years of invectives (1352–1453)*, Messina 2007.
- 14 Für die Definition der Latinität als *Palladium* und als ontische Kernqualifikation jedes Humanisten siehe HELMRATH (Anm. 9), S. 275. Siehe auch Clémence REVEST, *Naissance du cicéronianisme et émergence de l'humanisme comme culture dominante: réflexions pour une histoire de la rhétorique humaniste comme pratique sociale*, in: *Mélanges de l'École française de Rome* 125/1 (2013), S. 219–257. Patrick BAKER, *Italian Renaissance Humanism in the Mirror*, Cambridge 2015.
- 15 Aus dieser Perspektive und fraglos auch im wetteifernden Sinne gibt es auch Fälle – vor allem in seinen ‚*Rudimenta grammatices*‘ (1468) – von grammatikalischer ‚Kritik‘ Perottis an Fallstudien von Valla; siehe W. Keith PERCIVAL, *The Place of the Rudimenta grammatices in the History of Latin Grammar*, in: *Studi Umanistici Piceni* 1 (1981), S. 255 f. Simona GAVINELLI, *Teorie grammaticali nelle ‚Elegantiae‘ e la tradizione scolastica del Tardo Umanesimo*, in: *Rinascimento* 3 (1991), S. 178 f. Giancarlo ABBAMONTE, *Elegantia e Recentior: due concetti valliani in Perotti*, in: *Studi Umanistici Piceni* 23 (2003), S. 31–46. Fabio STOCK, *Perotti critico di Valla*, in: *Studi Umanistici Piceni* 24 (2004), S. 11–20.
- 16 Um SCHALLER (Anm. 10), S. 179, zu zitieren: „Der Humanismus hat seine Wurzeln ganz in der Philologie, seine ganze Ehre ist die Philologenehre.“ Aus der breiten Literatur hier nur: Silvia RIZZO, *Il Lessico filologico degli umanisti* (Edizioni di storia e letteratura), Rom 1973; Peter BURKE, *Die europäische Renaissance. Zentren und Peripherien*, 2. Aufl. München 2012, S. 92–133. Siehe auch die prägnante Definition von LAUREYS (Anm. 12), S. 66.

eine intellektuelle Gruppe zu profilieren – die *Laurentii pars* –,¹⁷ die eine Alternative zum Kreis um Poggio, der die ‚neue‘ Gelehrten generation mehrmals als *stultos pueros* ohne Wissen und Beredsamkeit charakterisiert hatte, darstellen sollte.¹⁸ An dem Kommunikations geschehen waren nicht nur die beiden Protagonisten beteiligt, also Invektierer und Invektierter, sondern auch ein Publikum, das als notwendig zu erachten ist, da eine Herabsetzung erst in dieser triadischen Konstellation kulturell sowie sozial wirksam werden kann. Aus dieser Perspektive erscheint nicht nur Valla als Empfänger der Invektiven Perottis, vielmehr richten sie sich auch an dessen Anhänger.¹⁹ Das Ziel seiner Invektiven war die ältere Generation der Humanisten, für die Poggio ein prototypischer und prominenter Vertreter war. Perotti versuchte, die neue Humanistengeneration gegenüber der alten als überlegen darzustellen und sich in ihr selbst als führender Vertreter zu positionieren.

2 Die Entstehung der Auseinandersetzung zwischen Poggio Bracciolini und Niccolò Perotti (1453–54)

In der Zeit, als die Auseinandersetzung zwischen Poggio und Perotti entstand, verlieh Friedrich III. Perotti in Bologna den Titel des *poeta laureatus* sowie den Titel eines *comes palatinus* und kaiserlichen Rates.²⁰ Am 15. Mai 1453 gab der ‚Nichtpoet‘ Poggio sein Amt als *secretarius apostolicus* auf und zog nach Florenz,²¹ wo er als neuer Kanzler der Signoria seinen Verteidigungskampf gegen Perotti führte.

Als Beginn des Streits kann der auf den 8. September 1453 datierte Brief Perottis an Battista de Brennis, den zukünftigen Sekretär des Kardinals Colonna, angesehen werden: In diesem versichert Perotti seinem Freund, dass sich die Intellektuellen von Bologna in dem Konflikt Vallas mit Bracciolini auf die Seite des ersteren gestellt haben.²² Poggio kannte den Inhalt des Briefs dank Bartolomeo Ghiselardi, eines jungen Intellektuellen aus Bologna, der sich damals in Florenz aufhielt.²³ Am 17. Januar 1454

17 CESSI, Appendice (Anm. 10), S. 82. Poggio definiert die Anhänger Vallas in einem Brief an Giovanni Tortelli als *canes Laurentianos*; vgl. Fam. III 5 23, in: HARTH (Anm. 4), hier S. 214, 28.

18 Bracciolini (Anm. 1), Bd. 1, S. 229.

19 Zur Definition von ‚vermutlichem‘ Publikum siehe Peter J. RABINOWITZ, *Shifting Stands. Shifting Standards. Reading, Interpretation and Literary Judgment*, in: *Arethusa* 19.2 (1986), S. 115–134.

20 Zur Biografie von Niccolò Perotti siehe Sesto PRETE, *L'umanista Niccolò Perotti* (Istituto Internazionale di Studi Picensi), Sassoferato 1980. Paul O. KRISTELLER, *Niccolò Perotti e i suoi contributi alla storia dell'Umanesimo*, in: *Res publica litterarum* 4 (1981), S. 7–25. Paolo D'ALESSANDRO, *Perotti, Niccolò*, in: *Dizionario Biografico degli Italiani*, Bd. 82 (2015), online.

21 WALSER (Anm. 1), S. 281f.

22 CESSI, Appendice (Anm. 10), S. 82. Zur Biographie von Battista de Brennis siehe Massimo MIGLIO, *Brendi, Battista*, in: *Dizionario Biografico degli Italiani*, Bd. 14 (1972), online.

23 Fam. III 5 18 HARTH (Anm. 4), S. 203; 7. Februar 1454. Poggio fragt Ghiselardi oft nach einer Kopie des Briefs an de Brennis, als der Bologneser nach Bologna zurückkehrt. Dies zeigt, dass der Brief in den intellektuellen Kreisen von Bologna zirkulierte. Poggio selbst verbreitet den Brief. Im Fam. III 5 24 HARTH (Anm. 4), S. 217, an Giovanni Tortelli schreibt Poggio: [Perottus]

schrieb Poggio einen Brief an Perotti, in dem er diesen davon abzubringen versucht, ihn zu schmähen –²⁴ und das obwohl er ihn in dem Brief selbst angreift.²⁵ Ende Januar, Anfang Februar schrieb und verbreitete der junge Gelehrte dann aber die Rede ‚In Poggium Florentinum oratio‘.²⁶ Es ist anzunehmen, dass Perotti damit eine breite Öffentlichkeit suchte: Ein Brief an einen einzelnen Empfänger war sicherlich nicht genug und hätte zudem die Möglichkeit verbaut, die Invektivschrift als agonale Bühne für Gelehrsamkeit auszunutzen, wohl aus diesem Grund wechselte Perotti mit seiner *oratio inveciva* in eine größere Arena.²⁷

3 Der Brief Perottis an Battista de Brennis²⁸

Nach der traditionellen *salutatio* an den Freund de Brennis als Empfänger fängt Perotti in seinem Brief sofort an, seine Sicht auf den Streit zwischen Lorenzo Valla und Poggio Bracciolini darzulegen, und zwar mit einem Lob Lorenzos, den Perotti in eine Reihe mit noblen und berühmten Persönlichkeiten der lateinischen Kultur stellt:

Perotti, Ep. de Brennis: Si quid de Antidotis sentiam a me queris, nihil me respondeo unquam vidisse divinius. Dii boni, qua doctrina scripta sunt! Quo lepore! Qua verborum amenitate simul et iocunditate! Qua copia prorsus, ut vir bonus dicendique peritissimus videatur! An Catonis oratio

non solum epistola quam ad te misi, sed etiam vesana quadam oratiunculola contra me latravit, quam divulgavit inter plures tamquam opus egregium a se paratum. Zum Brief als humanistischem Kommunikationsmedium hier nur Christine TREML, Humanistische Gemeinschaftsbildung. Soziokulturelle Untersuchung zur Entstehung eines neuen Gelehrtenstandes in der frühen Neuzeit (Olms), Hildesheim 1989, S. 77–85. Harald MÜLLER, Habit und Habitus. Mönche und Humanisten im Dialog, Tübingen 2006, S. 69–72. Siehe auch P. D. MC LEAN, The Art of the Network: Strategic Interaction and Patronage in Renaissance Florence, Durham 2007, bsd. S. 1–34. Fabio DELLA SCHIAVA, Die *ars dictaminis* im italienischen Quattrocento, in: Florian HARTMANN u. Benoît GRÉVIN (Hgg.), *Ars dictaminis*: Handbuch der mittelalterlichen Briefstillehre (Monographien zur Geschichte des Mittelalters, 65). Stuttgart 2019, S. 283–287.

- 24 Der Brief ist der Fam. III 5 14 HARTH (Anm. 4), S. 195. Allerdings ist der Brief alles andere als ein friedlicher Versuch, eine Konfrontation zu verhindern. So kündigt Poggio in ihm schon einige Schlüsselthemen der ‚In Nicolaum Perottum‘ an, etwa die *stultitia* Perottis und Vallas, ihre inhaltsleere Eitelkeit und ihre Dünkelhaftigkeit; vgl. *Miscellanea* BETTINELLI (Anm. 10), S. 186 f.
- 25 In einem gleichzeitigen Brief, der Fam. III 5 16 HARTH (Anm. 4), S. 198 f., an den Ferrareser Francesco Marescalco beleidigte Poggio den jungen Perotti auch mit Schimpfworten, die einige Monate später in Poggios Invektive gegen Niccolò thematisch aufgegriffen werden, z. B. *insul-sissimus chatamita*.
- 26 In der Rede (*Miscellanea* BETTINELLI [Anm. 10], S. 208) spricht Perotti den Tod Francesco Barbaros (Anfang Januar 1454) an: [...] *quem doleo nuper immatura morte, nobis indegnissime raptum, Francisci Barbari*.
- 27 Siehe Erving GOFFMAN, *The presentation of Self in Everyday Life*, New York 1959.
- 28 Città del Vaticano, Biblioteca Apostolica Vaticana, Vat. Lat. 3908, Bl. 167r–v. Textausgabe von CESSI, *Appendice* (Anm. 10), S. 81–84. Siehe auch Anm. 22.

gravior? An Lelii lenior? An Gracchi vehementior? An Cesaris callidior?
An Hortensii plenior? An Calvi argutior? An Sallustii copiosior ...²⁹

Valla wird als *vir bonus dicendique peritissimus*, also als quintilianischer Oratorprototyp dargestellt. Da die Charakterisierung als perfekter ‚Orator‘ als sozial exklusives Unterscheidungsmerkmal fungierte,³⁰ wird Valla von Perotti zugleich als *eruditus* apostrophiert. In Anbetracht des quintilianischen Ideals des *vir bonus dicendique peritus* könne Vallas Meinung nach ein *malus vir* und eine *bona oratio* nicht zusammenpassen. Ein *malus vir* könne nur mit einem wilden Tier verglichen werden. Nicht zufällig stellt Perotti im Brief an de Brennis seinen Magister als *vir bonus dicendique peritissimus* vor und Poggio als Tier.³¹

3.1 Auf dem Weg zur Feindsetzung Poggios durch Lorenzo Valla und Niccolò Perotti: Das unmenschliche Tier und der Ungebildete

Seit seiner ersten Invektive gegen Poggio – bzw. seit dem Brief an de Brennis – verwendet Niccolò diverse Topoi, die schon in den gegen Poggio gerichteten Invektiven Vallas identifizierbar sind. Poggio sei ungebildet und Teil des *rude vulgus*. Deswegen sei er nicht nur den Handwerkern zuzuordnen, sondern lasse sich auch als Tier darstellen.³² Aus diesem Grund wird Poggio im Brief an de Brennis mit einem entschuppten Fisch verglichen: einem Fisch, der sich wie der alte Poggio aufregt, ohne Kraft und als Intellektueller bedeutungslos:

Perotti, Ep. de Brennis: In summa Laurentius in ore omnium est. Hunc omnes laudant, extollunt, decantant. Poggius veluti triumphatus relinquitur,

29 CESSI, Appendice (Anm. 10), S. 81–84, hier S. 81. „Wenn du mich fragst, was ich von den ‚Antidota‘ halte, sage ich nichts, außer dass ich sie für göttlich gehalten habe. Oh Götter, mit welcher Lehre sind sie geschrieben, mit welcher Gnade, mit welcher Lust und Liebenswürdigkeit der Worte, mit welcher Opulenz der Prosa, sodass er wie ein *vir bonus dicendique peritissimus* aussieht! Vielleicht ist er glaubwürdiger als Cato in der Rede? Vielleicht zarter als Lelius? Vielleicht heftiger als Gracchus? Vielleicht erfahrener als Cäsar? Vielleicht perfekter als Ortensius? Vielleicht meisterhafter als Calvus? Vielleicht beredsamer als Sallust?“ (Übersetzung der Autorin)

30 Zum gelehrten ‚Habitus‘ siehe MÜLLER, ‚Specimen eruditionis‘ (Anm. 23), insb. S. 117–151. Siehe auch REVEST (Anm. 14).

31 In den Invektiven Vallas wird Poggio oft mit Berufung auf Plinius’ Diktum als *vir malus dicendi imperitus* apostrophiert, dem negativen Pendant zum quintilianischen Ideal des *vir bonus dicendi peritus*; vgl. Valla, ‚Antidotum I‘, 28 ad Plin. Epist. IV 7, 3–5 ad Quint. Inst. XII 1, 1; Plinius benennt als Musterbeispiel des *vir malus dicendi imperitus* den Verleumder *Regulus*.

32 Die Darstellung des Gegners als Tier ist keine Entdeckung des 15. Jahrhunderts; der Topos hat zumindest einige Reden Ciceros zum Vorbild, die gewöhnlich als Invektiven identifiziert werden. Insbesondere als Beispiel für die Darstellung des Gegners als *canis* – Hund hier nur Cic. Pis. 10, 22 oder Cic. Rosc. 20, 57. Siehe auch Cic. Pis. 31, 37, 69, 72 für die Gegnerdarstellung als Biest, Pferd und Schwein.

ut ex ossis et enervis iacet, ut disquamatus et exdorsatus piscis vix palpat amplius.³³

Der Vergleich des Gegners mit Tieren gehört zweifellos zu den Topoi der humanistischen Invektive, aber in diesem Fall hat dieser Topos, der bereits von Valla in seinen Invektiven gegen Poggio genutzt wurde, eine spezifische Bedeutung: Für Valla ist eine ungebildete Sprechweise gleichbedeutend mit Barbarei und Pöbelhaftigkeit. Der Topos dient mithin der sozialen Herabsetzung von humanistischen Gegnern wie Poggio und vorher Bartolomeo Facio. Vallas Konzeption sprachlicher Bildung konstruiert eine ‚Rangordnung der Menschlichkeit‘. Die sprachliche Bildung „gipfelt für ihn in der *ars oratoria*, womit der absolute Vorrang der Rhetorik vor allen anderen Wissenschaften ausgewiesen ist“.³⁴ Die *barbaries* ist durch eine inhumane Verhärtung gekennzeichnet, die die Wildheit des Naturmenschen bezeugt.³⁵ Wer nicht richtig sprechen kann, wird mit Tieren verglichen, weil er das menschliche *proprium* nicht erfüllt.³⁶ In dieser Weise werden die Gegner in den literarischen Invektiven Vallas – Poggio, Facio oder auch Antonio Panormita – oft als Tierfiguren dargestellt. Ihre unmenschliche Barbarei stellt sie jenseits aller kulturellen Sphären, sei es Religion, Sprache oder Moral. Es scheint, als ob die Gelehrsamkeit und die Kenntnis des Lateinischen sowie der Regeln der *ars oratoria* – laut dem Ausspruch *talis oratio, qualis vita* – auch menschliche Laster und Tugenden oder physische Eigenschaften widerspiegelten.³⁷ Poggio ist für Valla ein *canis*, ein *porcus*, ein *elephas*, ein *hircus*.³⁸ Perotti stellt ihn – in Anbetracht des vallianischen Konzepts der Barbarei (und der daraus folgenden Unmenschlichkeit) – in

33 CESSI, Appendice (Anm. 10), S. 82: „Insgesamt ist Lorenzo in aller Munde. Jeder lobt ihn, feiert ihn, preist ihn. Poggio, einstmals in gleicher Weise als siegessicher gefeiert, liegt [jetzt] ohne Knochen und Nerven [Hendiadyoin anstelle von ‚weich, müde‘], wie ein Fisch ohne Schuppen und Dornen, der sich übermäßig hart aufregt.“ (Übersetzung der Autorin)

34 Vgl. Valla, ‚In Facium III‘ 8, 21 oder 4, 18 und 35. Facio ist ein *balbus* (d. h. Stotterer) und eine *bestia non loquens, sed coaxans*, also jemand, der nicht sprechen kann und daher das menschliche *proprium* nicht erfüllt. Siehe Martin DREISCHMEIER, Sprache als humanisierende Macht. Die Singularität des Lateinischen in Lorenzo Vallas Quintilian-Rezeption (*Noctes Neolatinae*. Neo-Latin Texts and Studies 29), Hildesheim 2017, S. 209.

35 Valla, Epistole (Anm. 4), Epist. 23, S. 250: Der *rusticus animus* ist *impotens* im Sinne von ‚zügellost‘. In antiken Quellen finden sich Belege für die Deutung von Wildheit als Inhumanität und Barbarei, wie: Rhet. Her. IV, 12, ebenso Cic. De Orat. I, 33, und noch in Petrarca, De vita solitaria pr., S. 294 – *humanitatem induere feritatemque deponere*.

36 Vgl. Valla, Epist. 45 (Anm. 4), S. 346: *Nam in ista barbarie hominum, qui nescio quid commune cum pecoribus suis habent, nemo vos amare sane aut diligere potest.*

37 Vgl. Pseudo-Sen. De moribus 73, Cic. Tusc. Disp. 5, 47 und De fin. 3, 57. Siehe Melanie MÖLLER, *Talis oratio – qualis vita: Zu Theorie und Praxis mimetischer Verfahren in der griechisch-römischen Literaturkritik*, Heidelberg 2004. ‚In Facium III‘ 10, 21 werden dem Gegner gleichzeitig Unchristlichkeit, Unbildung und Unsittlichkeit unterstellt; ‚In Facium IV‘ 12, 8 ist Panormita schamlos in *vultus* und *sermo* (in Gesicht und Sprache) beschrieben; siehe DREISCHMEIER (Anm. 34), S. 210.

38 Vgl. Valla, Antid. I 128; Antid. II 116; Apol. I 1; Apol. I 3, 51.

den Passagen, in denen er das Latein Poggios als *barbarus* klassifiziert, als *tigris*, *leo*, *belua*, *serpentinus* usw. dar.³⁹

4 Invektive Dynamiken der Gelehrsamkeit. Einige Fallbeispiele aus Perottis ‚In Poggium Florentinum oratio‘

In Anlehnung an das vallianische Konzept der Barbarei definiert Niccolò die Gelehrsamkeit von Poggio in vielen Punkten seiner Rede als *barbara*.⁴⁰ Poggios Worte gegen Valla gehörten zum *genus sordidum*, *putibundum*, *turpem* (schmutzig und beschämend), seine Werke wären nur *tumidae*, *inflatae*, *turgidae* (arrogant und aufgeblasen).

Diese Anschuldigungen sind jenseits des ästhetischen Urteils. Perotti greift Poggio auf sehr raffinierte Weise auf der Ebene seiner Werke und seines künstlerischen Stils persönlich an. Im Gegensatz zur Barbarei seines Gegners möchte Niccolò sofort beweisen, dass er ein wahrer Gelehrter ist, und er tut dies nicht nur unter Bezugnahme auf bekannte Namen wie Perikles und Homer, sondern auch mit dem Verweis auf Appius Claudius Caecus:⁴¹

Perotti ‚In Poggium‘: Hoc vere est caninam, ut Appius inquit, exercere eloquentiam, evagari maledicendo in omnes, nemini parcere.⁴²

Dieses Zitat ist in Quintilians ‚Institutio Oratoria‘ überliefert, wird aber auch in Vallas ‚Antidotum I‘ verwendet.⁴³ Perotti zitiert Appius, um sofort zu zeigen, dass er, obwohl er jünger ist als sein Gegner, gebildeter ist, und weist dabei einmal mehr auf eine gegenpoggianische Invektive von Valla hin.

Perotti fährt fort: Poggio sei der Meister zwischen den *linguaces*, *locutuleios* (Geschwätzige), *blaterones*, *maledicos* (Verleumder), *scuras* (Clowns) *et rabulas* (Scharlatane), wie ein *Roscius* unter den Komödianten.⁴⁴ Zunehmend basiert die agonale

39 Miscellanea BETTINELLI (Anm. 10), S. 203–209: *barbariem tuam/immanissimus barbarus*, deswegen *crudelissima tigris*, *triceps belua*, *Cerbero sine cerebro*, der von *stultitia serpentinas* charakterisiert ist.

40 Siehe Anm. 38 u. 39.

41 Zu *Caecus* (der Blinde; * um 340 v. Chr.; † 273 v. Chr.) siehe Friedrich MÜNZER, *Claudius* 91, in: *Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*, Bd. III 2. Stuttgart 1899, Sp. 2681–2685.

42 Miscellanea BETTINELLI (Anm. 10), S. 199: „Dies ist sicherlich eine aggressive Beredsamkeit eines Hundes, wie Appius sagte: [das bedeutet,] mit der Beleidigung niemanden zu verschonen.“ (Übersetzung der Autorin)

43 Vgl. *Quint. Inst.* 12, 9, 9. Valla, *Antid.* I, I 10. Vgl. auch Valla, *Antid.* I, I 17.

44 Bei *Roscius* handelt es sich um den römischen Schauspieler, der in der berühmten Rede ‚*Pro Roscio Comoedo*‘ von Cicero verteidigt wird; siehe Walter EDER, *Roscius* [I 7], in: *Der Kleine Pauly* Bd. 4. Stuttgart 1972, Sp. 1458.

Disputation dabei auf Gelehrsamkeit. Große Aufmerksamkeit verdient der Begriff *blaterones*, dessen erste Nennung in Aulus Gellius zu finden ist (Tab. 1).⁴⁵

Tab. 1 | Die folgende Tabelle vergleicht einen Abschnitt von Perottis Invektive gegen Poggio in Bezug auf den Hypotext, eine Passage aus Aulo Gellios ‚Noctes Atticae‘ und die Umfunktionalisierung der alten Quelle in ein Instrument der „invektiven Intertextualität“.

Aulus Gellius ‚Noctes Atticae‘ 1, 15, 17	N. Perotti ‚In Poggium Florentinum oratio‘
Favorinum ego audivi dicere versus istos Euripidi: ἀχαλίνων στομάτων ἀνόμου τ' ἀφροσύνας τὸ τέλος δυστυχία, ⁱ non de his tantum factos accipi debere, qui impia aut illicita dicerent, sed vel maxime de hominibus quoque posse dici stulta et inmodica blaterantibus, quorum lingua tam prodiga infrenis- que sit, ut fluat semper et aestuet conlutione verborum taeterrima, quod genus homines a Graecis significantissimo vocabulo κατάγλωσσοι appellantur.	Hoc scio, ita Poggium inter omnes, qui sunt, quique unquam fuerunt linguaces, locutuleios, blaterones, maledicos, scuras et rabulas excel- lere, ut Roscius inter histriones. Ut manifestus omnibus fit, non tam dicendo (ut dicas), quam maledicendo (ut male dicas), facillime conse- quutum [esse]. [...] Namque, ut Eurypides ait: ἀχαλίνων στομάτων, ἀνόμου τ' ἀφροσύνας, τὸ τέλος δυστυχία. ⁱⁱ

i Euripides, Baccantes, vv. 386–388.

ii Miscellanea BETTINELLI (Anm. 10), S. 200: „Ich weiß, dass Poggio unter all denen hervorragt, die Geschwätzige, Plappermäuler, Verleumder, Clowns und Scharlatane wie ein Roscius unter den Komödianten sind und jemals waren. Dass er sich allen [in seiner Natur] offenbart hat, nicht so sehr zum Sprechen (dass du sagest) als zum Verdammen (dass du schlecht sagest), kam als Folge [...]. Also, wie Euripides sagt: Unglück ist das Ergebnis ungezügelter Münder und gesetzloser Torheit.“ (Übersetzung der Autorin)

Der Begriff *blaterones* (Plappermäuler) bezeichnet die Personen, deren Zunge so ungezügelt (regellos) ist, dass sie einzig und allein einen Wörtertumult hervorbringt; Gellius sagt, dass die Griechen solche Personen, also die *blaterones*, κατάγλωσσοι nennen. Anhand von drei Versen von Euripides erklärt Gellius, was *blaterones* bedeutet. Unmittelbar nach seiner Schmähung Poggios als Meister der *blaterones* zitiert Perotti ebendiese Verse von Euripides. Das literarische Mittel der Intertextualität mit dem Altertum verwandelt sich hier in eine agonale Waffe. Dem gelehrten Leser der intellektuellen humanistischen Gruppe, an die die Schimpfrede gegen Poggio adressiert war, konnte und sollte das gelehrte Zitat und die Bezugnahme auf Gellius nicht entgehen.

Anschließend setzt Niccolò seinen Angriff auf Poggio fort und beginnt mit einem typischen Abschnitt persönlicher Rechtfertigung: Er wende sich gegen Poggio, um auf einen Angriff von diesem zu reagieren. Perotti bezieht sich auf den Brief, den Poggio ihm geschickt hatte, um ihn davon abzubringen, eine

45 Vgl. TLL 2:2049. Zu Perottis Rezeption Aulus Gellius' siehe Marianne PADE, Le *Noctes Atticae* di Gellio e la prefazione del *Cornu copiae* di Niccolò Perotti, in: Studi Umanistici Piceni 32 (2012), S. 21–28.

Auseinandersetzung mit ihm zu beginnen.⁴⁶ Dies dient ihm auch dazu, sich als Opfer zu stilisieren. Seine Position als Invektierter kennzeichnet er mit einem Horaz-Zitat aus ‚Epodus‘ (VI, 5):

| An si quis atro dente me petiverit,
| inultus ut flebo puer?⁴⁷

Das Gedicht, bestehend aus beleidigenden Versen gegen Cassius Severus, wird von Perotti als Rechtfertigung für sein Verhalten verwendet. Das Altertum – in diesem Fall die Verse von Horaz – wird zur Grundlage und zum Modell, auf dem die Notwendigkeit begründet ist, auf den Angriff des Feindes zu reagieren:

| Perotti ‚In Poggium‘: Quod si unicuique licet illatam vim repellere et ubi
| de fortunis, de salute, de vita agitur, se defendere.⁴⁸

5 Strategien der Feindbildung: Der *senex* Poggio. Literarische Spuren eines Generationenkonfliktes

Bereits am Anfang des vallianischen ‚Antidotum I‘ wird Poggio ständig als *senex acidus, temerarius, petulans, procax* den *iuvenes* gegenübergestellt, aber dieses Feindbild wird im ‚Apologus I‘ verschärft.⁴⁹ Der ‚Apologus I‘ stellt ein Komödienstück mit Valla und Poggio dar,⁵⁰ das im Haushalt Guarino Veroneses spielen soll. Am Anfang des ‚Apologus I‘ gegen Poggio wird dieser mit Dionysius, einem Schüler des Guarino Veronese, verglichen, der sich in den grammatischen Regeln besser als der *senex puer* Poggio auskenne.⁵¹ In einer humoristischen Umkehrung der Welt ist es der junge Gelehrte Dionysius (im Sinne des *puer senex*), der alle Regeln versteht,

46 Fam. III 5 14 HARTH (Anm. 4), S. 195.

47 „Glaubst du, dass ich als Kind hilflos weinen würde, wenn jemand versuchen würde, mich zu beißen?“ (Übersetzung der Autorin)

48 Miscellanea BETTINELLI (Anm. 10), S. 202: „Weil es jedem erlaubt ist, einen Angriff zurückzuschlagen, auch wenn man über Glück, Gesundheit und Leben diskutiert, [ist es erlaubt,] sich zu verteidigen.“ (Übersetzung der Autorin)

49 Valla, Antid. I, I 10. Siehe auch Antid. I, I 157 und Antid. II (Anm. 1), S. 325.

50 Johannes HELMRATH (Anm. 9), hier S. 270, nennt Vallas ‚Apologus‘ gegen Poggio ein Beispiel für das „plautinisch burleskes Schwanktheater“ der humanistischen Invektivliteratur.

51 Eine solche Umkehrung des Topos des *puer senex* (eine Darstellung eines Jungen, dessen Weisheit ihn mit einem alten vergleichbar macht) findet sich zuerst in Juvenal, Sat. XIII: [...] *dic, senior bulla dignissime, nescis quas habeat veneres aliena pecunia?* Der alte Mann habe die Weisheit eines Kindes, das durch eine *bullula* dargestellt ist. Bei der *bullula* handelte es sich um ein die Jugend symbolisierendes Amulett für junge Männer aus Adelsfamilien, das zusammen mit der *toga praetexta* getragen wurde. Siehe Ernst Robert CURTIUS, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, 11. Auflage Bern 2016, S. 106–109.

während Poggio (im Sinne des *senex puer*) stattdessen zu dumm ist, einzusehen, dass er widerlegt worden ist.⁵²

Der Agon verdeutlicht sehr anschaulich, wie selbst der heftigste Austausch als Katalysator sowohl für die wissenschaftliche Veränderung als auch für das literarische Schaffen dienen kann. Valla wie Poggio bemühten sich, ihre invektiven Texte zu literarischen Meisterwerken zu machen, und zeigten ihre Virtuosität im Umgang mit verschiedenen rhetorischen Techniken, stilistischen Registern und satirischen Modi.⁵³ Valla greift mit meisterhafter literarischer Kunst in seinem ‚Apologus‘ vielfältige literarische Traditionen wie etwa die der lateinischen Komödie auf.⁵⁴ Er bietet einen inszenierten theatralischen Dialog an, in dem der sprachlich Unbeholfene sozial abgewertet werden soll.⁵⁵ Perotti verfasst seine Invektiven gegen Poggio in einer anderen Form, nämlich in einem Brief und dann in einer Rede, arbeitet aber zugleich mit einem ständigen Verweis auf Vallas Invektiven gegen Poggio, dies nicht zuletzt auch mit dem Ziel, die invektive Gattung als Bühne für hochrangige literarische und gelehrte Leistungen zu nutzen. Niccolò stellt einen literarischen ‚Ferndialog‘ mit Lorenzo her, und zwar mittels der Wiederverwendung von dessen Topoi gegen einen jetzt gemeinsamen Gegner, den ungebildeten *senex* Poggio; zudem verschärft er diese Topoi zusätzlich.

52 Valla, Apol. I 4, 24–25. *Dionys.: Docetur quidem Poggius, sed non discit. An putas omnia quae magister docet audientes discere?*

53 So inszeniert beispielsweise Poggio in der vierten Invektive gegen Valla (vgl. Bracciolini [Anm. 1], Bd. IV, S. 867–885) einen ironischen Parnass-Aufstieg von Lorenzo in einem strukturell komplexen Text, der durch typische Elemente der *vituperatio*, der menippeischen Satire, der plautinischen und der terenzianischen Komödie, des Dialogs und der herabwürdigenden Parodie gekennzeichnet ist. Siehe Virginia BONMATÍ SÁNCHEZ, La Satira humanista en la Cuarta Invektiva de Poggio Bracciolini (c. 1452) contra Lorenzo Valla, in: Cuadernos de Filología Clásica. Estudios Latinos 25 (2005), S. 85–100. In der fünften Invektive (vgl. Bracciolini [Anm. 1], Bd. I, S. 242–251) bietet Poggio echte gelehrte Bemühungen. Gegen die ‚Kritik‘ Vallas bezüglich des Lateins der Kirchenväter und des Heiligen Hieronymus baut Poggio in Form eines Polypotons von Anschuldigungen gegen Valla, die alle lateinischen Kasus des Adjektivs *solus* enthalten, gar eine Grammatiklehre auf. Vgl. Virginia BONMATÍ SÁNCHEZ, La Vituperatio irónica en la Quinta Invektiva de Poggio Bracciolini (1453) contra Lorenzo Valla, in: Studia Philologica Valentina 8 (2005), S. 1–15, hier S. 11.

54 Am Anfang des ‚Apologus I‘, als Guarino das *forum* als natürlichen Ort für einen Prozess bezeichnet, denkt Poggio bei demselben Begriff an den ‚Fressmarkt‘. Mit dieser Assoziation stellt Valla Poggio als Typus des Sklaven oder Dieners der Komödientradition dar. Der wichtigste Wert für Poggio sei der *sapor*, dem er alle Tugenden vorziehen würde, weswegen er nicht zum Lateinischen, sondern zu den *culinaria vocabula* neige. Als Demütigung lässt Valla seine Poggio-Figur freimütig gestehen, nie zur Schule gegangen zu sein (vgl. Valla, Apol. I 1, 15 und 18). In zwei Szenen des ‚Apologus I‘ werden Poggio sogar Prügel wegen seines schlechten Lateins angedroht (vgl. Valla, Apol. I 2, 5 und 2, 10). Dass hier die Inszenierung körperlicher Gewalt als Form der Abwertung genutzt wird, lässt sich so deuten, dass es darum geht, den Gegner zu verhöhnen und ihn sozial zu degradieren.

55 Die Invektiven Vallas gegen Poggio werden oft zur fiktiven Gerichtsrede, mit der sich der siegesgewisse Valla gegen böswillige Anklagen verteidigt. Vgl. Antid. I 164: *Vos appello, iudices, omnes autem qui hec legitis iudices estis.*

In diesem Sinne greift Perotti die konventionelle Anschuldigung Vallas gegen den Florentiner, ein nutzloser Alter zu sein, in seiner im Brief an de Brennis enthaltenen Invektive auf: Poggio, der von Perotti namentlich explizit erwähnt wird, sei ein *senex*, mit dem man einzig Mitleid haben könne und der nur Neid gegen einen Intellektuellen wie Valla fühle, der *modestus* (bescheiden), *probus* (aufrecht) und *integer* (makellos) sei und dem im Hinblick auf diese Eigenschaften niemand gleichkäme.

Perotti, Ep. de Brennis: Miseret me conditionis tue, Poggi, pudet senectutis tuae, qui[a], cum aliquam ante acta aetate benedicendi laudem consecutus esses, eam omnem in senectute amisisti [...] Quam praestaret amicum esse te eius hominis, quo nemo est modestior, probior, integrior [Valla], quam male loquendo, irritando, conviciando fecisse inimicum!⁵⁶

Auch die Rede ‚In Poggium Florentinum‘ fängt wieder mit dieser Anklage an: Poggio ist nicht nur ein alter Mann, sondern ein Greis, der sich wie ein Kind verhält – ein *senex puer*:

Perotti ‚In Poggium‘: [...] iam plane decrepitae aetatis, quasi in pueritiam, vel potius puerilitatem sis reversus, qui nec quid facias, nec quid loquaris intelligas?⁵⁷

Perottis Bemühen, seine Gelehrsamkeit herauszustellen, lässt sich auch im Hinblick auf das beobachten, was als Schlüsselargument seiner Rede gegen Poggio identifiziert werden kann: Poggio verkörpere den nutzlosen und verblödeten *senex*. Er baut eine moralistische Klammer auf, im Rahmen derer man erneut auf das Thema ‚Alter‘ stößt. Nach dem Horaz-Zitat rügt er Poggio, dass das Leben aufgrund der ihm inhärenten Flüchtigkeit nicht so gelebt werden dürfe, wie es der Florentiner mache, der die jüngsten und gelehrtesten Intellektuellen zu beleidigen und zu verfolgen pflege. Niccolò sagt: *Bulla citius evanescit*.⁵⁸ Die Menschen sind wie Blasen, deren Leben schnell vergeht.

56 CESSI, Appendice (Anm. 10), S. 82: „Ich habe Mitleid mit dir, Poggio, ich schäme mich deines Alters, da, obwohl du vor dem Aufkommen des Zeitalters [Bezugnahme auf das Alter] einige Formen von Lob ausgesprochen hättest, du sie im Alter ganz aufgegeben hast [...]. Wie wäre es besser gewesen, wenn du ein Freund dieses Mannes gewesen wärest, im Vergleich zu dem niemand bescheidener, aufrechter, makelloser ist, als ihn durch Provokationen und Beleidigungen zu einem Gegner zu machen.“ (Übersetzung der Autorin)

57 Miscellanea BETTINELLI (Anm. 10), S. 197: „Jetzt – deutlich im hohen Alter – bist du fast in die Pubertät zurückgegangen oder vielmehr in die kindliche Natur. Verstehst du weder, was du tust, noch was du sagst?“ (Übersetzung der Autorin)

58 Miscellanea BETTINELLI (Anm. 10), S. 202: „Die Blase evaporiert schneller [d. h. verschwindet].“ (Übersetzung der Autorin)

Das Konzept des *homo bulla* lässt sich bereits bei Varro, ‚De re rustica‘ I 1, 1–3, finden: *Si est homo bulla, eo magis senex*.⁵⁹ In einem invektiven Text, der sich stark auf den Begriff des Alters im negativen Sinn konzentriert, ist der Bezug zu diesem Zitat deutlich. In diesem Traktat über die Landwirtschaft behauptet Varro, dass es jetzt an der Zeit sei (er war 80 Jahre alt), sich zu beeilen und dieses Buch zu schreiben, da das Alter ihm die Kraft entziehe. Obwohl der Sinnspruch aus ‚De re rustica‘ die Frage nach der Vergänglichkeit des menschlichen Lebens und das Herannahen des Todes mit brutalem Realismus thematisiert, scheint die Darstellung des Alters bei Varro weitgehend positiv zu sein. Im Gegensatz dazu invertiert Perotti den Sinn seiner alten Quelle und formuliert eine Vorstellung vom Alter, die alles andere als positiv ist, insbesondere in Bezug auf das, was bereits über das Alter von Poggio gesagt wurde. Mit seiner Umfunktionalisierung des Varro-Sinnspruchs schlägt Niccolò auf subtile und verschleierte Weise vor, dass sein alter Gegner sich besser um etwas anderes kümmern solle, da seine Zeit schon vorbei sei.

Perotti ‚In Poggium‘: *Deinde sperabas fore, ut omnes potius in me iuvenem, quam in te senem odii et simultatis culpam refunderet?*⁶⁰

Nicht nur das Thema des hohen Alters Poggios, sondern vor allem der Unterschied zwischen dem jungen Perotti und seinem alten Widersacher ist das Hauptargument gegen Poggio in den ersten Zeilen der Rede Perottis. In jeder Passage seiner Rede wird das prägnante Thema des Alters von Poggio als Defizit wiedergegeben, wie der Vergleich mit seiner Jugend sowie die Darstellung des Feindes als *senex puer* zeigt (wie schon in dem ‚Apologus I‘ Vallas).⁶¹ Daraus entsteht ein neues Feindbild. In diesem Zusammenhang scheint die soziale Dimension der Sprache von grundlegender Bedeutung zu sein. Über das Alter als spezifischen Topos, der gegen Poggio ins Feld geführt wird, wird ein Antitypus konstituiert, der den Vorstellungen der jungen Humanisten entgegenstand und von dem sie sich entsprechend abgrenzten. Durch das Beharren auf dem Thema des Alters und den wiederholten Vergleich mit der eigenen Jugend und jener anderer Intellektueller unterstreicht Perotti sprachlich die Notwendigkeit eines Generationenwechsels, um den italienischen Humanismus kulturell und auch methodisch zu erneuern.

Tatsächlich ist der Agon zwischen Valla und Poggio, wie auch Perottis Eingreifen zeigt, Ausdruck einer Auseinandersetzung zwischen zwei intellektuellen Schulen, die die Entwicklung des Humanismus entscheidend beeinflusste. Eine Schule wird

59 Vgl. auch Petronius, Satyricon 42: *nos non pluris sumus quam bullae*; und Lukian, Charon 19: πομόλυξ ὁ ἄνθρωπος, bei denen aber der Bezug zum Alter fehlt.

60 Miscellanea BETTINELLI (Anm. 10), S. 205: „Also hast du gehofft, dass jede Verantwortung von Hass und Rivalität mehr auf mich, der ich jung bin, als auf dich, der du alt bist, zurückgeschüttet gewesen wäre?“ (Übersetzung der Autorin)

61 Sogar Poggios Art und Weise zu sprechen und zu schreiben ist als kindlich (*plane pueriles*) definiert; vgl. Miscellanea BETTINELLI (Anm. 10), S. 213.

von Poggio angeführt, die andere, die sich aus den Lehren der ‚Elegantiae linguae Latinae‘ speist, von Valla.⁶²

In diesem Konflikt vertrat und verteidigte Poggio nicht nur sich selbst, sondern eine ganze literarische Kultur und einen ganzen Kreis – besonders den an der römischen Kurie einflussreichen florentinischen – gegen die Angriffe der ‚Neuen‘, an deren Anfang Valla stand und die dazu bestimmt waren, sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts durchzusetzen.⁶³ Dies geht aus den Worten der Kontrahenten hervor: Der *senex detractor et conviciator*⁶⁴ Poggio und die anderen Humanisten, *qui falsam sibi elegantiae persuasionem induissent*, stritten gegen die *iuvenes ac ceteros bene dicendi studiosi*.⁶⁵

Valla legt in den Anfangssätzen des ‚Antidotum I‘ die beiden Gründe für den Angriff auf Poggio dar: Zum einen sei Poggio ein zentraler Vertreter des ‚ersten‘ Humanismus, zum anderen entstehe gerade ein ‚neuer‘ Humanismus der *iuvenes*,⁶⁶ der von den ‚alten‘ Intellektuellen wie Poggio vehement bekämpft werde.⁶⁷

Das Duell ist mithin ein methodischer Konflikt zwischen dem Klassizisten Poggio, dem großen Entdecker von Handschriften, und Valla, der sich für die neue philologisch-historische Textkritik stark macht.⁶⁸

Was sich unter dem Mantel eines literarischen Duells zwischen Poggio und Valla sowie – nach seinem Eintritt in den Streit – Perotti abspielt, scheint ein hegemonialer Agon innerhalb einer kulturellen und epochalen Bewegung zu sein, der in Form eines generationalen Streits respektive in Form der Invektive als besonderem Phänomen

62 Laut Poggio selbst gibt es bereits zwei Schulen des Humanismus, seine ist *illa nostra antiqua*; vgl. Bracciolini (Anm. 1), Bd. I, S. 189.

63 Vgl. HELMRATH (Anm. 9), S. 265–277. WESSELING (Anm. 1), S. 38. Die Briefe an Pietro da Noceto sind von grundlegender Bedeutung für diese ‚Kampagne‘ Poggios gegen die Rekrutierung von Personen außerhalb seines Referenzkreises an der Kurie. Vgl. Fam. III 4 19 HARTH (Anm. 4), S. 158–160 u. Fam. III 5 10 (Anm. 4), S. 187–189.

64 Valla, Antid. I, I 8.

65 Valla, Antid. I, I 1. Vgl. auch CESSI, Appendice (Anm. 10), S. 83.

66 Für die Humanisten der Poggio-Generation waren die Aspekte, unter denen sprachliche Probleme untersucht wurden, die der Beredsamkeit (*eloquentia*), der Nachahmung (*imitatio*), also der Möglichkeit der praktischen Reproduktion des Lateinischen, und der Überbietung (*aemulatio*) der Hypotexte, aber nicht die Untersuchung der historischen Voraussetzungen, die Valla und die moderne Kritik interessierten. Siehe David MARSH, Grammar, Method and Polemic in Lorenzo Valla’s ‚Elegantiae‘, in: Rinascimento XIX (1979), S. 91–116, hier S. 110–115. Charles FANTAZZI, Imitation, Emulation, Ciceronianism, Anti-Ciceronianism. In Philip FORD u. a. (Hgg.), Brill’s encyclopedia of the neo-Latin World (Brill), Leiden, Boston 2014, Bd. 1, S. 141–153.

67 Das ist auch in der modernen Kritik eine gängige Idee. Siehe Riccardo FUBINI, Il teatro del mondo nelle prospettive morali e storico-politiche di Poggio Bracciolini, in: DERS. (Hg.), Umanesimo e secolarizzazione, da Petrarca a Valla (Humanistica 7), Rom 1990, insb. S. 299: *Poggio è ormai un sopravvissuto al proprio tempo*.

68 Vgl. Anm. 66. Siehe auch Salvatore I. CAMPOREALE, Lorenzo Valla. Umanesimo, Riforma e Controriforma. Studi e testi, Presentazione di E. Garin (Istituto nazionale di studi sul Rinascimento, Edizioni di Storia e Letteratura), Rom 2002, bsd. S. 13: *si assiste ad una divaricazione [...] teorica e metodica tra umanesimo storico-filologico [Valla] ed umanesimo formale-classicista [Poggio]*.

des 15. Jahrhunderts ausgetragen wird.⁶⁹ Unter der Oberfläche verbaler Gewalt und sprachlichen Angriffs ist latent eine Veränderung der *studia humanitatis* und – wenn nicht gar eine echte Zäsur – der Übergang zu einer neuen Kulturphase in derselben Epoche erkennbar: mit Valla wird Latein zum Sakrament.⁷⁰

6 Die Festigung des Feindbilds Poggio: Die affektive Strategie der Invektiven Perotti

Der Brief an Battista de Brennis basiert auf einem ständigen Vergleich zwischen Lorenzo Valla und Poggio Bracciolini. Die Polarität zwischen Lob und Invektive ist sehr offensichtlich und zeichnet in diesem Fall einen Gegensatz zwischen den Kontrahenten. Der Text ist nämlich ein klares Beispiel einer Invektive in brieflicher Form. Er gliedert sich programmatisch in das Lob Vallas und zugleich in die Invektive gegen den Florentiner. Das Lob Vallas, das ständig auf den Vorwurf gegenüber Poggio folgt, stellt eine affektive Grundierung dar: Valla steht für den ständigen Vergleichspunkt, um im Publikum Verachtung gegenüber Poggio hervorzurufen und um diesen weiter zu diffamieren. Aus dieser Perspektive repräsentieren Lob und Invektive zwei Seiten derselben Medaille, die sich hier auf *ad vituperandum* fokussieren.⁷¹

Perotti schreibt in Bezug auf Valla: *Opus Laurentii omnium admiratione et benevolentia in caelo est.*⁷² Im Gegensatz dazu ist das Werk Poggios *nihil infamius, nihil turpius, nihil offensius.*⁷³ Oder wie in der Rede ‚In Poggium Florentinum‘ formuliert wird:

69 Der Streit wird bestimmt durch ein unterschiedliches Klassizitätsverständnis. Poggio sieht Vallas Bruch mit der Grammatiktradition als private Eitelkeit infolge moralischer Verkommenheit an: *O vocem pistrino et ergastulo dignam!* [...] *Abi in malam crucem, proterve animal, cum istac insulsa inanique magniloquentia!* Vgl. Bracciolini (Anm. 1), S. 196, gegen Valla, ‚Elegantiae I‘ 24–26 (Anm. 5), S. 146–150.

70 Unvermeidlich ist hier der Verweis auf das Werk von CAMPOREALE (Anm. 1), S. 311–403. Die grammatikalische Operation Vallas war sehr drastisch: Sie war eine von der terminologischen Analyse ausgehende, notwendig kritische Überarbeitung, die alle Lehren einschließlich der heiligen Schriften einbegriff. Ausgangspunkt war dabei die Idee, dass das einzig wahre historische *Imperium* jenes der lateinischen Sprache war: [...] *ibi namque romanum imperium est ubicunque romana lingua dominatur.* Vgl. Valla, ‚Elegantiae I‘ (Anm. 5), hier S. 122. Siehe auch das *Prooemium* der ‚Elegantiae II‘ (Anm. 5), S. 42.

71 Siehe Quint. Inst. 3 7 19–22.

72 CESSI (Anm. 10), S. 82: *Huius libris [Valla] nihil fedius, nihil ineptius, nihil perturbatius esse dicunt. Illi plausus maximi, congratulatio perhonorifica, signa preterea laudis, glorie, admirationis permulta ab omnibus doctis impartuntur.*

73 CESSI (Anm. 10), S. 82f. Perotti geht in seiner Beleidigung Poggios weiter: Der Kanzler der Signoria in Florenz wird mit Zoilus der Ὀμηρομάστιξ (der ‚Homergeißel‘) verglichen. Zoilus (* um 400 v. Chr.; † um 320 v. Chr.) war ein Historiker und Sophist aus Amphipolis, der für seine starke grammatische Kritik an Homer bekannt war (vgl. *FgrH* 71, F. 3–19J). Poggio ist der *Laurentii mastix*, das heißt die ‚Vallageißel‘. Ebenso wie das Ende Zoilus, dessen Ruhm und Werke im Dunkeln verloren gegangen sind – im Gegensatz zu Homer –, wird auch das Ende Poggios ohne ewiges Licht sein.

Quid delirius? Quid insulsius? Quid furiosius? In qua [die Reden Poggios] nec verbum est ullum, nisi ineptum, ridiculum, barbarum ...⁷⁴

Der anaphorische und drängende Stil, der implizit den Gegner verunglimpft, wirkt an der performativ-affektiven Darstellung des Feindbildes mit.⁷⁵ Insbesondere scheinen die inszenierten mündlichen Fragen an ein vermutliches Publikum gerichtet zu sein, das gegen Poggio aufgebracht werden musste.

Es ist auffällig, dass die Anklage gegen Poggio im Brief an de Brennis mit dem Ausdruck einer Emotion anfängt. Perotti sagt: „Ich habe Mitleid mit dir, Poggio, ich schäme mich deines Alters.“⁷⁶ In diesem Fall verwendet der junge Intellektuelle zwei Verben, *misero* und *pudeo*. Beide scheinen auf eine emotionale Reaktion nicht nur beim Gegner, sondern auch im Publikum abzielen, sodass dieses in gleicher Weise gegen den Florentiner eingenommen wird. Auch in der Fortsetzung des Briefes besteht der Autor auf diesen beiden Emotionen gegen den von ihm Invektierten. Insbesondere die Begriffe, die in den Bereich der Emotionssemantik fallen, sind mit dem prägnanten Thema des Alters bzw. dem Unterschied zwischen der Jugend des Autors und dem Alter des Invektierten verbunden, betonen also die kulturelle Avanciertheit des ersteren im Gegensatz zur anachronistischen Bildung des Gegners.

Die Betonung der generationellen Differenz, die schon in den Invektiven Vallas gegen Poggio thematisiert wird, basiert auf einem präverbale Willen, der das vermutliche Publikum als affektiven Rezeptor der Invektiven ergreifen soll.⁷⁷ Mit der nachdrücklichen Bezugnahme auf das Alter Poggios als negativen Aspekt hatte Perotti sowohl die Absicht, seinen Gegner persönlich anzugreifen, als auch ihn als intellektuellen ‚Antitypus‘ vorzustellen und zu zeigen, gegen wen die Intellektuellen, die sich in Vallas Lehren wiedererkannten, sich durchsetzen mussten. Daraus resultiert das hochperformative Potenzial der Invektiven: Das Ziel ist die Ausgrenzung des Gegners, aber möglicherweise auch die Inklusion des Publikums in eine Gruppe, die sich gegen einen potenziell gemeinsamen Gegner zu profilieren suchte. Diese performativen Aspekte generieren auch eine ‚Dialogisierung‘ (in diesem Fall in Form von Wettkampfreden) des zeitgenössischen theoretischen Diskurses, das Bedürfnis nach einer kulturellen Erneuerung.

74 Miscellanea BETTINELLI (Anm. 10), S. 213: „Was könnte verrückter sein? Was geistloser? Was noch wütender? [In Poggios Rede] gibt es kein einziges Wort, das nicht läppisch, lächerlich, barbarisch ist.“ (Übersetzung der Autorin)

75 Vgl. Gesine L. SCHIEWER, Sprache und Emotion in der literarischen Kommunikation. Ein integratives Forschungsfeld der Textanalyse, in: Thomas ANZ u. Martin HUBER (Hgg.), Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 54,3, Göttingen 2007, S. 346–361. Elinor OCHS u. Bambi SCHIEFFELIN, Language has a Heart, in: Text Interdisciplinary Journal for the Study of Discourse 9,1 (1989), S. 7–20.

76 Siehe Anm. 56.

77 Helmut KUZMICS, Sociology as Narrative: Examples of Sociological Language in „Classic“ Texts, in: Debra Hopkins u. a. (Hgg.), Theorizing Emotions: Sociological explorations and applications, Frankfurt a. M. 2009, S. 95–120, insb. S. 98.

Niccolò wiederholt in der Rede fast pedantisch, dass Poggio nur aufgrund seines verkommenen Charakters so viele Invektiven gegen andere verfasst habe: *invidia*, *perversitas*, *barbaries* (kulturelle und menschliche), *petulantia*, *temeritas*, *furiam*, *rabies*. Poggio wird ständig als *inflammatus odio et livore* (von Hass und Missgunst entflammt) oder *efferatus ira* (von Wut in ein wildes Tier verwandelt) ‚affektiv‘ beschrieben. Perotti zeichnet die Figur des Feindes Poggio durch die Verwendung einiger Topoi, die schon in der Invektive Vallas gegen den Florentiner erkennbar sind, und versucht (durch die Diskreditierung des anderen), sich selbst, Valla und seine potenziellen Anhänger als intellektuell überlegen darzustellen. Aus dieser Perspektive wird Perottis Hauptabsicht deutlich: Seine Schmähere gegen Poggio, die sich aus den Schriften von Valla gegen den gemeinsamen Feind speist, konnte als Katalysator für die soziale Gruppenbildung im intellektuellen Milieu Italiens wirken.

Die sozialen Gruppen innerhalb der humanistischen Bewegung konnten stabilisiert werden, wenn Invektiven an die ‚Komplizenschaft‘ der jeweiligen Gruppenmitglieder appellierten.⁷⁸ In diesem Fall übernahm die Anhängerschaft das Lob Vallas und seiner Werke wie auch den Hinweis auf Lorenzos Poggio-Darstellung, die von Perotti gar noch verschärft wurde.

Valla genügte Perottis Verteidigung nicht, aber das Poggio-Valla-Duell konnte auch einen Vorwand für Niccolò darstellen, um selbst in erster Person gegen den Florentiner zu schreiben und durch seine Invektive eine größere intellektuelle Anerkennung zu erreichen. Offenbar stellten die Humanisten ein heterogenes Milieu mit flexiblen Profilen dar und die moderne Forschung hat sich vor allem auf die Untersuchung einer humanistischen wissenschaftlichen Konsensgemeinschaft (bzw. einer internen Kompliment- und Lobkultur) orientiert;⁷⁹ diese über Freundschaften verbundene Kultur allein genügt aber nicht zur Erklärung von Selbstpositionierungsphänomenen und Gruppenbildungsprozessen; um diese in den Blick bekommen zu können, muss auch eine spiegelbildliche ‚Dissensgemeinschaft‘ (bzw. die hohe humanistische Konkurrenz- und Invektivkultur) umrissen werden. Aus dieser Perspektive stellt sich der Brief an de Brennis als Eintritt Perottis in den humanistischen Kreis dar – verstanden auch als ‚Dissensgemeinschaft‘. Als er gegen Poggio schrieb, bediente Niccolò sich des Einsatzes von Elementen der unter Humanisten verbreiteten Invektive, da sie ein entscheidendes Element für die Teilnahme an der humanistischen Praxis der Beschimpfung darstellten, aber sein Beitritt in die ‚Dissensgemeinschaft‘ ist strategisch entworfen. Nicht zufällig erweist er sich als ganz in der thematischen Tradition der Darstellung des Feindes stehend, die in seinem Falle auf Topoi beruht, die vor allem bereits in den beleidigenden Schriften von Valla gegen den gemeinsamen Feind Poggio vorhanden waren und die Perotti nun eskalieren zu lassen versucht.

78 Siehe Heinrich LUTZ, Die Sodalitäten im oberdeutschen Humanismus des späten 15. und frühen 16. Jahrhunderts, in: Wolfgang REINHARD (Hg.), Humanismus im Bildungswesen des 15. und 16. Jahrhunderts (Mitteilungen der Kommission für Humanismusforschung 12), Weinheim 1984, S. 45–60.

79 Vgl. MÜLLER (Anm. 23), S. 61–66. TREML (Anm. 23), S. 90.

7 Die Reaktion von Poggio Bracciolini gegen Perotti: ‚In Nicolaum Perottum infamem pusionem‘⁸⁰

Nach der Verbreitung der Rede ‚In Poggium Florentinum‘ schrieb Poggio als Reaktion auf Perotti eine Invektive, die sofort auch als eine unerhörte Schmährede gegen Valla erscheint. In dem *exordium* der Rede gegen Niccolò zeigt sich der Angriff gegen Valla deutlich:

Poggio ‚In Nicolaum‘: Nullus in fide nostra sanctissimus, peritissimus, eloquentissimus fuit, nullus in philosophia adeo excellens, nullus adeo eloquens orator, nullus poeta illustris, nullus historicus, nullus grammaticus, nullus denique bonarum artium scriptor, quem non infanda rabies Laurentii Valla[e] (sic tanta est hominis insania) culparit.⁸¹

Aus der Sicht Poggios war Lorenzo nur ein neuer Maxentius⁸² und ein Ketzer, der nicht nur in Neapel tatsächlich einem inquisitorischen Prozess unterzogen worden war,⁸³ sondern auch die *preclaros auctores* des Altertums (wie Hieronymus, Augustinus, Ambrosius, Aristoteles, Plato, Cicero, Sallust, Titus Livius, Terenz, Vergil) verurteilt hatte. Er wurde nicht von den Musen als wahrer Dichter, sondern im Laster, im Gestank und im Schmutzigen erzogen, wie folglich auch Perotti. *Mentis insania, arrogans temeritas, clara audacia* (irrer Geist, arrogante Mutwilligkeit, deutlicher Übermut): Aus diesen Punkten besteht die Anklage Poggios gegen Niccolò ebenso wie gegen Valla, die fast wie ein Leitmotiv der Rede immer wieder zur Sprache kommen.⁸⁴

Poggio schreibt gegen einen *infamem pusionem*, ein infames Bübchen. Angesichts dessen, dass Perotti ein *adulescens* und *pusio* sei, benimmt er sich aus Sicht von Poggio frech und arrogant und wie ein Dummkopf. Perotti wird als ein Hund dargestellt,

80 Firenze, Biblioteca Laurenziana, Plut. XC sup. 7, Bl. 80v–94r.

81 CESSI, Appendice (Anm. 10), S. 85: „Es gibt niemanden in unserem Glauben, nicht einmal den heiligsten, den erfahrensten, den beredtsten, keinen in der Philosophie so exzellenten, keinen so beredten Sprecher, keinen berühmten Dichter, keinen Grammatiker, keinen, der schließlich die *artes bonarum* verfasste, der von der unaussprechlichen Wildheit von Lorenzo Valla (so groß ist der Wahnsinn dieses Mannes) nicht verletzt wurde.“ (Übersetzung der Autorin)

82 Vgl. CESSI, Appendice (Anm. 10), S. 85. Marcus Aurelius Valerius Maxentius (* um 278; † 28. Oktober 312) war als Usurpator römischer Kaiser; er proklamierte sich selbst zum Kaiser und regierte über Italien und Afrika (306–312 n. Chr.). Poggio vergleicht Valla mit Maxentius, weil er auch in ihm einen Usurpator sieht: Denn Valla hatte jeden klassischen Autor kritisiert und sich zum gelehrtesten Gelehrten erklärt.

83 Die Anspielung auf den Prozess wegen Häresie findet sich schon in Poggios erster Invektive gegen Valla, sie wird hier von ihm also erneut aufgegriffen. Vgl. Anm. 8.

84 Vgl. CESSI, Appendice (Anm. 10), S. 91. Diese Anschuldigungen sind bereits in den Invektiven Poggios gegen Valla ein Topos; so sieht er etwa in der fünften Invektive eine sichere Strafe für seinen Gegner voraus, da dieser es gewagt habe, die *sapientia* großer Männer der Vergangenheit, sogar Augustinus und Hieronymus, zu kritisieren. Valla wird gleichsam als ein *Hercules furiosus* beschrieben. Sein Leben wird (wegen seines Wahnsinns) in den Flammen des Ätna enden. Vgl. Bracciolini (Anm. 1), Bd. 1, S. 248.

der beschlossen habe, ihn zu beißen, angeregt durch den Hass seines Meisters Valla, der seine ‚Herde‘ gedrängt habe, eine Verschwörung gegen sein (Poggios) Leben zu planen: Valla wird dabei ständig als ein *spurcissimum animal* dargestellt.⁸⁵

Es folgt die rituelle Begründung der Notwendigkeit, auf die gegen ihn gerichteten Infamien zu reagieren. Perotti, ein *laureatus asinus* (graduierter Esel), sei nur ein *adulescens semigreculus*,⁸⁶ *perolitus, levis, impurus, mendax*, der ihn geschmäht und provoziert habe. Deswegen sei seine Rede nötig, um sich gegen einen *furiosus serpenticulus* zu verteidigen.⁸⁷

Zahlreiche beleidigende Vokative bzw. Angriffe gegen Perotti folgen: *lutosus porcellus, vesana ac furens belua, vilissime rabula, demens furunculus, petulans latruncolus, monstrum herculea clave dignum, furcifer omni pudore vacuus, in corpore prostitutus, sterquilinum*.⁸⁸ Ebenso scheint die Verwendung der Diminutivformen interessant: *aselus, porcellus, furunculus, latrunculus, sterculinum* usw.⁸⁹ – mit ihnen wird sprachlich die Jugend Perottis betont. Der Angriff auch auf Valla setzt sich über die Anklagen gegen Perotti fort: Wegen seiner Jugend hielte er sich an die Laster seines dummen Lehrers, den er mit so viel Inbrunst verteidigte, obwohl dieser ein fader Mann sei (*insul-sissimus ganeo*, ein geistloser Bock).⁹⁰ Auch die Anspielung auf eine wahrscheinliche päderastische Beziehung mit Valla findet sich in der poggianischen Rede gegen Perotti immer wieder: *parassitaster immunde, debacchatus corpore, imitatus mulierculam*,⁹¹ *denudatus, culum detexit*,⁹² Vertreter einer *vitiorum pessima officina, vilissimi scorti mores, vitam, animum, instituta*. Die verwendeten Begriffe sind hart, vulgär, oft obszön: Perotti erscheint als παῖς (Kind) und Valla als sein εραστής (Liebhaber).⁹³ Unter den

85 Vgl. CESSI, Appendice (Anm. 10), S. 86 u. 91. Siehe auch die Anspielung auf eine *coniurationem detestandam contra me*, in Fam. III 5 23 HARTH (Anm. 4), S. 213–216, hier 214.

86 Diese Anschuldigung findet sich in anderem Zusammenhang schon in Cicero, Pis. 70.

87 Vgl. CESSI, Appendice (Anm. 10), S. 86. Das Vokabel- und Motivgut dieser Beschimpfungen hat sich Poggio nicht neu ausgedacht, vielmehr nutzte er es schon zwei Jahrzehnte zuvor in seiner ersten Invektive gegen Francesco Filelfo; vgl. z. B. den Beginn der ersten Invektive, in Bracciolini (Anm. 1), Bd. I, S. 165: *Impurissimam atque obscaenissimam foeculenti oris tui non satyram, sed vomitam*.

88 Der Päderastie-Vorwurf gehört zur Topik der Invektive (vgl. SCHALLER [Anm. 10], S. 175), aber diese Ansammlung skurriler Begriffe könnte auch verwendet werden, um die eigenen Kompetenzen im lexikalischen Bereich zu demonstrieren, der erneut von Interesse war, beispielsweise im *Hermaphroditus* von Antonio Panormita. Vgl. hierzu Angela MINICUCCI, *De novis verbis Latinis apud Poggium Florentinum*, in: *Latinitas* 29 (1981), S. 94–124. HELMRATH (Anm. 9), insb. S. 177 f.

89 *Furunculus*: als Beleidigung schon in Cicero, Pis. 27, 66; *sterculinum*: vgl. Plautus, *Persa* 407 und Terenz, *Ph.* 525.

90 Vgl. CESSI, Appendice (Anm. 10), S. 91.

91 Vgl. auch Lukrez 4, 1279, aber der Begriff kommt von Plautus und Terenz.

92 *Culum detegere*: der Ausdruck findet sich in fünf Fällen bei Martial; vgl. auch ‚*Carmina Priapea*‘ 11, 4 und 68, 6. Interessanterweise kann man den Ausdruck auch in den ‚*Facetiae*‘ Poggios finden: n. CXXXVII, *De muliere quae, cum caput cooperire vellet, culum detexit*.

93 Die Andeutungen auf sexuelle Perversionen und die Ausdrücke aus dem Fäkalbereich sind auch in den Schmähreden gegen Filelfo. Vgl. Bracciolini (Anm. 1), Bd. I, S. 169: *uxoris voluptati,*

ersten Vorwürfen gegen Niccolò finden sich zahlreiche Anspielungen auf Sexuelles: *catamita*, *scortum*, *furcifer*, *adolescens meritorius*, *prostitutus pusio* usw.⁹⁴ und dies stellt nicht nur ein Angriff auf Vallas Rolle als Pädagoge für zukünftige Generationen von Gelehrten dar, sondern auch ein weiterer Hinweis auf den Zustand der Unterwerfung, in dem sich der ‚junge‘ Niccolò befand.

Niccolò wird als Wachhund des Meisters Valla beschrieben, als dessen Diener, der all seine Kraft ausgegeben habe, um ein *bellum impium* gegen Poggio zu führen. Bemerkenswert ist die Verwendung einer militärischen Semantik. Der Florentiner spricht von *acies*, *bellum*, *copiae*, *praesidia* usw., was sich wie die Verbindung *bellum impium* zunächst auf historisch-kriegerische Literatur und dann auf Invektivliteratur bzw. auf Titus Livius I 23, 4 und Cicero, Cat. I 13, 33 bezieht. Perottis Angriffe werden in Poggios Rede gleichsam als tatsächliche Kriegshandlungen dargestellt. Hierbei scheint es sich allerdings um eine literarische Inszenierung zu handeln: Poggio neigt dazu, sich als Opfer zu stilisieren.⁹⁵

Schließlich reagiert Poggio auf die Anschuldigungen seines Gegners in Bezug auf seine Lateinkenntnisse. Laut ihm war Perotti ein würdiger Schüler von Valla, weil er nur *de verbulis* oder *de similis disputatiunculis* (hinsichtlich solcher kleiner Diskussionen) wie sein Lehrer zu sprechen vermochte.⁹⁶ Die Verwendung des abwertenden Diminutivs spielt deutlich auf die (laut Poggio) Inkonsistenz dieser Debatten und die Leere von Vallas linguistischen Theorien an. Nicht zufällig beschreibt Poggio Valla kurz darauf erneut als *pedagogulus insulsus*, *ineptus*, *garriens*.

Insgesamt verdeutlicht die lange Schmährede gegen Niccolò Perotti die poggianischen Absichten: Es handelt sich gleichzeitig um eine weitere Invektive gegen den wahren Feind, Lorenzo Valla.⁹⁷ Wenn man Perottis Invektiven, die sich ja einzig auf Poggio beziehen (und sich auch ob der Streitkonstellation nur auf ihn beziehen können), mit denen Poggios vergleicht, wird es deutlicher, dass sowohl Perotti als auch Valla angegriffen werden bzw. Perotti als Wachhund Vallas stellvertretend für

adolescentis libidini satisfacere voluisti; effrenatam libidinem; adolescentiae corruptor; impudicitiae professor usw.

94 *Chatamitus*: passiver Homosexueller. Cathamitus war der Liebhaber von Jupiter (lateinisches Äquivalent von Ganymed). Vgl. S. P. Festus, ‚De significatione verborum I‘: *Alcedo dicebatur ab antiquiis pro Alcyone, ut pro Ganymede Catamitus*. Paulus Diaconus, ‚Excerpta ex libris Pompei Festi‘ 34: *Catamitum pro Ganymede dixerunt, qui fuit Iovis concubinus*. Der erste Beleg als Beleidigung erfolgt in Cic. Phil. II 31, 77: *ergo, ut te catamitum, nec opinato cum te ostendisses, praeter spem mulier aspiceret*.

95 In seinen Invektiven gegen Facio inszeniert auch Valla mehrmals literarische Duelle als Krieg. Dabei wird Facio oft als ein antiaeneischer *Turnus* dargestellt. Im ‚In Facium II‘ 1, 3 inszeniert er die Invektive als *agmen* (Trupp in Bewegung), wobei Facios Fußtruppen seine Fehler *in verbis* und seine Kavallerie die Fehler *in sententiis* darstellen. Zur Kriegsmetaphorik bei Valla siehe Mario Fois, *Il pensiero cristiano di Lorenzo Valla nel quadro storico culturale del suo ambiente* (Analecta Gregoriana 174), Rom 1969, S. 474.

96 Vgl. Bracciolini (Anm. 1), Bd. I, S. 225.

97 In jeder Hinsicht kann die Rede gegen Perotti als sechste ‚Oratio-Invectiva‘ gegen Valla betrachtet werden.

ihn selbst. Gleichzeitig wird auch auf das Lob Vallas in Perottis Invektiven reagiert und dieses desavouiert: Poggio muss ob der Streitkonstellation mithin beide zugleich angreifen.

Auch bedient Poggio seine eigene Gelehrsamkeit, die er als einzige Waffe in seinem Besitz bezeichnet, um sich gegen die Vorwürfe der Unwissenheit zu verteidigen, und zwar notwendige Grundlage, um auf die Herausforderungslogik zu reagieren, die der Rivale gestellt hatte.

| Poggio ‚In Nicolaum‘: Non enim tantum ocii [otii] mihi est a rebus meis, ut Terentianus ille Cremes ait, ut aliena curem, que nihil ad me attinent ...⁹⁸

Der Hinweis bezieht sich auf die berühmten terenzianischen Verse *homo sum, humani nihil a me alienum puto* (Heaut. 75–77):

| Chreme, tantumne ab re tuast oti tibi
| Aliena ut cures ea quae nihil ad te attinent?
| Homo sum, humani nihil a me alienum puto.

Poggios Bekundung von Gelehrsamkeit reicht aber noch weiter: Die Verbindung *Terentianus ille Cremes* ist ciceronianischen Ursprungs. In ‚De Officiis‘ I 30, erwähnt Cicero direkt den berühmten Terenzian-Satz, der bei *Terentianus ille Cremes* entsprechend mitklingt.⁹⁹

Es ist typisch für die eskalative Tendenz der Invektiven, dass man im Agon nicht nur dem Gegner gleichzukommen, sondern ihn zu übertreffen versucht. Dies war auf dem Feld der Gelehrsamkeit und des Altertumswissens möglich, vor allem, wenn man die Zitate alter Autoren und intertextuelle Anspielungen auf die griechisch-lateinische Literatur verwendete, um den Gegner persönlich anzugreifen, zu verspotten und zu diskreditieren.

Mit diesem Ziel bezeichnet Poggio Niccolò als Usurpator der Dichtung, denn dieser sei der ihm von Kaiser Friedrich III. verliehenen poetischen Krone unwürdig,¹⁰⁰ da er ein *immondissimus chatamitus* und Anhänger der *ars meretricia* sei.

⁹⁸ CESSI, Appendice (Anm. 10), S. 92: „Nun habe ich nicht so wenig zu tun, wie der berühmte Chremes [Charakter von Terenz] sagt, mich um die Dinge der anderen und die mich nicht betreffen zu kümmern ...“ (Übersetzung der Autorin) *Non enim tantum ocii mihi est a rebus meis* entspricht dem Vers 75 der ‚Hautontimoroumenos‘ – *tantumne ab re tuast oti tibi*. Die Variante, die Poggio verwendet, lässt sich in den terenzianischen Handschriften der Familie γ finden. Vgl. Città del Vaticano, Biblioteca Apostolica Vaticana, Vat. Lat. 3868, Bl. 36v: *tantum ne est ab re tua otii tibi*. Siehe P. Terenti Afri Comoediae, hrsg. v. Robert KAUER u. Wallace M. LINSLEY (Oxford Classical Text), Oxford 2011, S. 59.

⁹⁹ Cic. De Off. I 30: *Est enim difficilis cura rerum alienarum, quamquam Terentianus ille Chremes „humani nihil a se alienum putat“.*

¹⁰⁰ Die Bezugnahme auf die Krönung von Perotti als *poeta laureatus* kommt nicht weniger als 16-mal vor; vgl. SCHALLER (Anm. 10), S. 174f.

Poggio ‚In Nicolaum‘: Que igitur ratio hominem latine lingue ignarum,
poesis indoctum, eloquentie inscium ad laureandum te vel larvandum
movit?¹⁰¹

Diese Passage bezieht sich explizit auf den Perotti zum *poeta laureatus* krönenden Kaiser. Poggios Meinung nach hatte Friedrich III. zur Zeit der Krönung an einige berühmte priapeische Verse gedacht: *Sed rude lignum vilicus dolavit et dixit mihi: „tu Priapus esto.“*¹⁰² Der Vers stammt aus dem Gedicht n. 10 aus der ‚Carmina-Priapea‘-Sammlung,¹⁰³ in dem Priapus sich gegenüber einem Mädchen, das ihn verspottet hat, damit rechtfertigt, dass er nicht von Praxiteles, Skopas oder Phidias modelliert wurde, sondern von einem Gärtner, der, nachdem er seine Figur mit Ästen modelliert hatte, sagte: „Sei du Priapus.“ Poggio stellt sich vor, dass Niccolò gleichsam wie ein leibhaftiger Priapus gekrönt wurde: *Nicolae peruncte et stultitie perдите, poeta esto.*¹⁰⁴ Poggio zitiert auch Horaz, ‚Sermones‘ I 8, 1–3:

Olim truncus eram ficulnus inutilis, inutile lignum
cum faber, incertus scannum faceretne Priapum,
maluit esse deum.¹⁰⁵

Die Benutzung der *eruditio* könnte auch als Verspottung (oder Verspottungsversuch) des Gegners auf zwei Ebenen fungieren. Einerseits versucht der Ankläger, sich durch Gelehrsamkeit als Gelehrter gegen seinen Rivalen agonal durchzusetzen.¹⁰⁶ Andererseits – wie im letzten Fall – werden die Zitate alter Autoren und eine Art ‚umgekehrter‘ Intertextualität mit der griechisch-lateinischen Literatur verwendet, um den Gegner zu diskreditieren, indem die Invektiven so gezielt eingesetzt werden,

101 CESSI, Appendice (Anm. 10), S. 98: „Also, welche Meinung hat einen Mann gedrängt, der unwissend der lateinischen Sprache und der Dichtung und unbedarft der Beredsamkeit war, dich zum *laureatus* zu machen [dich als *poeta laureatus* zu krönen] oder dich zu behexen?“ (Übersetzung der Autorin)

102 CESSI, Appendice (Anm. 10), S. 98.

103 Carmina Priapea, hrsg. v. Bernhard KYTZLER, Zürich 1978, hier S. 110.

104 CESSI, Appendice (Anm. 10), S. 98: „Geschmierter und von Torheit korrumpierter Nicola, sei du ein Dichter.“ (Übersetzung der Autorin)

105 Diese horazianischen Verse in den Kommentaren sind immer mit dem priapeischen Gedicht verbunden, das von Poggio zitiert wird. Vgl. z.B. *Quinti Horatii Flacci Opera Omnia*, hrsg. v. Wolfgang DILLENBURGER, Bonn 1854, S. 350.

106 Siehe auch die Definition von ‚Self-fashioning‘ in Stephen GREENBLATT, *Renaissance Self-fashioning. From More to Shakespeare*, Chicago, London 1980; zur Konzeption siehe S. 9 f. Zur Selbstdarstellung der Humanisten zwischen den Höfen und zur *res publica literaria* hier nur Gadi ALMÁSI, *Humanisten bei Hof. Öffentliche Selbstdarstellung und Karrieremuster*, in: Thomas MAISSEN u. Gerrit WALTHER (Hgg.), *Funktionen des Humanismus. Studien zum Nutzen des Neuen in der humanistischen Kultur*, Göttingen 2006, S. 155–165.

dass sie sich nicht ignorieren lassen, wie es hier beim heiß ersehnten Titel des *poeta laureatus* augenscheinlich ist.¹⁰⁷

Da Perotti bereits den Lorbeerkranz als *poeta* erhalten hatte, war er wahrscheinlich davon überzeugt, dass er mit einem Intellektuellen von Poggios Reputation und Ruhm wettfeiern konnte. Er schien verstanden zu haben, dass die Invektive eine erhebliche Waffe zur Stärkung des eigenen sozialen Status war. Er bedient sich also dieser Form in seinem Brief an de Brennis und seiner eindringlichen Rede gegen Poggio, um dadurch seine endgültige Aufnahme in die intellektuelle ‚Dissensgemeinschaft‘ seiner Zeit zu bewirken. Übrigens wird das Ziel sicherlich auch gewesen sein, eine Reaktion Poggios zu provozieren, die als eine solche Reaktion Perotti eben auch zu einem ebenbürtigen Gegner erhebt.

Seinerseits schien Poggio diese Absichten seines Rivalen verstanden zu haben: So wird Perotti von ihm als Karrierist beschrieben, der sich nach Ruhm sehnt. Er suche, wie er in seinen Angriffen gegen ihn (Poggio) bewiesen habe, nach einer Gelegenheit, um sich in Szene zu setzen und seinen Namen bekannt zu machen, sich durch Anklagen und Diffamierungen gegen andere durchzusetzen.

Poggio ‚In Nicolaum‘: Tu tibi mendaciis, quae adversum me confingis, famam et gloriam quaeris, aselle pediculose! Tu te ex meae infamia putas etatis commendationem consecuturum.¹⁰⁸

Indem er die Absichten seines Gegners versteht, malt Poggio ein völlig plausibles Porträt von Niccolò und liefert gleichzeitig einen der voraussichtlichen Schlüssel für das Verständnis der Auseinandersetzung, die Perotti gegen ihn begonnen hatte.

8 [...] *hoc vehemens incensum incitatum, quo causae eripiuntur: quod cum rapide fertur, sustineri nullo pacto potest.*¹⁰⁹ Warum hat Poggio auf Perotti reagiert?

Poggio hätte auch nicht reagieren können und tatsächlich brauchte er – als etablierter Intellektueller – keine Verteidigung gegen Perotti, der damals ein junger Gelehrter war, aber es ist zu beobachten, dass man in invektiven Kommunikationsakten kaum gleichgültig bleiben kann: Eine persönliche Herabsetzung greift die Ehre an und ruft das Bedürfnis nach Selbstbestätigung, Verteidigung und möglichst Rache hervor.¹¹⁰ Es

107 Siehe Joseph B. TRAPP, Dichterkrönung, in: LexMA 3 (1986), S. 975–977.

108 CESSI, Appendice (Anm. 10), S. 94: „Du sehnst dich nach Ruhm und Ehre mit den Lügen, die du gegen mich erfindest, oh übles Eselchen. Du denkst, dass die Schande des Alters Prestige bringen wird.“ (Übersetzung der Autorin)

109 Cic. Or. 37, 128.

110 Vgl. Dagmar BURKHART, Eine Geschichte der Ehre, Darmstadt 2006. Klaus SCHREINER u. Gerd SCHWERHOFF, Verletzte Ehre – Überlegungen zu einem Forschungskonzept, in: Klaus

ging ihm also darum, seine eigene Ehre im humanistischen Milieu zu verteidigen, vor allem, weil Perotti mit seiner energischen Parteinahme für Valla Bracciolini als Vertreter einer überholten Humanistengeneration diskreditierte. Seine öffentliche Reputation und sein Ruhm als Humanist standen mithin auf dem Spiel und sollten nach Möglichkeit mit invektiven Mitteln verteidigt werden.¹¹¹ Nicht zufällig richtet sich die Rede ‚In Nicolaum Perottum‘ als eine Invektive gegen beide Kontrahenten (Perotti und Valla).

Wie schon erwähnt, hatte Poggio Perottis Bestrebungen und das Ziel seiner Invektiven gegen ihn gut verstanden. Dies geht schon aus dem Titel seiner Rede (er schrieb gegen einen ‚pusionem‘, das heißt ein Bübchen) hervor, vor allem aber aus dem Beharren auf dem Thema Jugend, das sich damit erklären lässt, dass Jugend, die von Poggio als Synonym für mangelnde Ausbildung und Gelehrsamkeit verstanden wird, eine direkte *reactio* auf Perottis invektive *actio*, nämlich den Vorwurf, ein nutzloser alter Mann mit einer anachronistischen Bildung zu sein, darstellt.

Adjektive und Anklagen in *accumulatio*, Interjektionen (vor allem Ausrufe), Diminutivformen, spezifische Verbmodi (z.B. optativer Konjunktiv), rhetorische Fragen, Anaphern, mithin rhetorische Mittel, die indirekte emotionale Reaktionen ausdrücken, charakterisieren Poggios Rede gegen Perotti.¹¹² Es gibt aber auch einige Stellen, an denen Poggio direkt auf Perottis Anschuldigungen reagiert und sich gegen diese verteidigt.

So antwortet er etwa auf Perottis Aussage, sich für Poggios Alter zu schämen, ihn und seine *conditio* zu bedauern,¹¹³ mit dem Wunsch, dass Perotti wie auch Valla sich vor allem wegen ihrer *arrogantia*, *temeritas*, *audacia*, *mendacia*, *impudentia* und *perversitas* – Schlagwörter, die in Poggios Rede im Hinblick auf die angenommenen sexuellen Gewohnheiten des Feindes zusammen mit Begriffen der Fäkalsprache vorkommen – selbst schämen. Insbesondere reagiert Poggio auf solche Angriffe Perottis mit Beleidigungen, die in Sätze eingefügt sind, die mit dem optativen Konjunktiv von *pudeo* konstruiert wurden: genau jenes Verb, *pudeo*, das ein Schlüsselwort im Brief an de Brennis und in der Rede Perottis gegen den Florentiner darstellt.

Poggio ‚In Nicolaum‘: O nequam et insulse pedagogule, pudeat te, scelestissimum pusionem, aetatis tue turpissime [...], pudeat flagitiosissimorum morum, turpis vitae et ad omnem nefarium quaestum parate [...], pudeat stultitie, garrulita[ti]s, infamie, pudeat turpissimi vitii, quod te magis quam ulla doctrina famosum fecit.¹¹⁴

SCHREINER (Hg.), Verletzte Ehre. Ehrkonflikte in Gesellschaften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit (Norm und Struktur. Soziale Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit, 5), Köln 1995, S. 1–28.

111 Siehe Erving GOFFMAN, Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt a.M. 2013.

112 Siehe Anm. 75.

113 Siehe Anm. 56.

114 CESSI (Anm. 10), S. 88: „Oh dummer und verabscheuungswürdiger Schullehrer, mögest du dich – sehr berüchtigtes Bübchen – deines unedlen Alters schämen [...], mögest du dich der bösen *mores*, des beschämenden Lebens, das du zu jeder schändlichen Betätigung gemacht

Deutlich zeigt sich in dieser Passage, wie beharrlich Poggio Perotti zu beschämen versucht: Jeder verwendete Begriff bezieht sich auf die Semantik der Schande und erneut wird auch der Angriff eskalativ gegen den Gegner, den *insulsum pedagogulum* Valla, gewendet.¹¹⁵

Jenseits der Tendenz von Invektiven, die oft kaskadenhaft verlaufen und sich sprachlich verschärfen können, zeigt sich im Fall Poggios eine instrumentelle Umkehrung dessen, was sein Gegner ihm gegenüber ausgedrückt hatte: Sicherlich müsse er sich seines Alters nicht schämen, aber Perotti solle sich schämen. Genau jener, der Poggio herrisch sagte, er solle sich seines Alters schämen.¹¹⁶

Der Florentiner gesteht in Bezug auf die Behauptungen seines Gegners über sein Alter und die Gefühle von Mitleid und Scham in gewisser Weise den Erfolg der invektiven Strategie Perottis ein: Niccolò hatte ihn dort getroffen, wo es Poggio nicht ignorieren konnte.

Die Schande sowie die Ermahnung, sich zu schämen, bleiben grundlegende Schlüsselargumente der beiden Reden. Im Fall der Worte Poggios ist zu erkennen, dass er auf diese Weise versucht, seine Ehre und seinen Ruhm zu verteidigen. Wie mehrmals, vor allem in seinen Briefen behauptet, wollte Poggio – der sich auf diese Weise wieder als Opfer stilisiert – nicht auf Niccolò reagieren,¹¹⁷ aber die Vorwürfe waren inakzeptabel und topisch geworden: Nicht mehr nur Valla, sondern auch ein so junger Gegner wie Perotti und jeder, der gegen Poggio schreiben wollte, konnte sich auf diese Angriffe berufen und ihn eines zu hohen Alters beschuldigen. Deshalb musste der Florentiner reagieren: Nach Ehrenkodex konnte er nichts anderes tun.¹¹⁸

9 Das Ende des Agons

Poggio schrieb mehr als zwanzig Briefe an verschiedene Freunde, in denen er Perotti und seine Auseinandersetzung mit ihm thematisierte. Er initiierte eine briefliche Ehrabschneiderkampagne gegen den damaligen Rivalen.¹¹⁹ Der Agon zwischen diesen beiden Gelehrten brachte weitere Intellektuelle dazu, sich gegen den einen oder den

hast, schämen [...]. Mögest du dich der Idiotie, des Quakens, der Schande schämen. Mögest du dich des sehr beschämenden Lasters, das dich mehr berühmt gemacht hat als jedes Wissen, schämen.“ (Übersetzung der Autorin)

115 Vgl. Ute FREVERT, *Die Politik der Demütigung. Schauplätze von Macht und Ohnmacht*, Frankfurt a.M. 2017.

116 Siehe auch CESSI (Anm. 10), S. 89.

117 Schon in Fam. III 5 18 an Bartolomeo Ghiselardi oder im Brief an Perotti (Fam. III 5 14), in dem er ihn aufforderte, einen offenen Streit zu vermeiden.

118 Zu den ‚notwendigen Invektivreaktionen‘ siehe Petrarca, ‚*Invectivae contra medicum*‘, hrsg. v. David MARSH (I Tatti), London 2003, S. 2f.

119 Siehe D’ALESSANDRO (Anm. 10).

anderen zu positionieren:¹²⁰ Niccolo Volpe unterstützte Perotti, Bartolomeo Ghiselardi, Guarino Veronese und Benedetto Morandi dagegen Poggio.¹²¹

Der Brief an Poggio, in dem Volpe für Perotti Partei ergreift, ist zwar verloren gegangen, aber durch die Überlieferung von Poggios Reaktion darauf ist es möglich, das Ereignis kurz zu rekonstruieren.¹²² Außerdem existiert ein lobender Brief Volpes an Perotti, der, obgleich sich in ihm keine Anspielung auf die Auseinandersetzung mit Poggio findet, insofern interessant ist, als Volpe in der *conclusio* den oben besprochenen Begriff *blaterones* aufgreift und Perotti dabei gegen seinen Gegner stützt:

[...] loquor et ora et animos tuo nomine tuaque – tibi ingenita – virtute singulari tantum addere, quantum blaterones fame tue atque glorie demerere studebunt.¹²³

Schon am 27. Mai 1448, also vor dem Schmähreduell zwischen Poggio und Valla, hatte Volpe einen Brief an Giovanni Tortelli geschickt, in dem man ein Lob der Gelehrsamkeit Vallas, als dessen Bote und Verteidiger sich Volpe bezeichnet, erkennen kann:

Laurentius est vir multae eruditionis et maximae phantasiae: eum amo, illi me commenda, sum praeco rerum suarum et defensor; nam certe optima est eius censura in excutiendis vocabulis.¹²⁴

Mit Blick auf die Parteinahmen für Poggio ist besonders Morandis Eingriff bedeutend, da er aufgrund von Vallas ‚Kritik‘ an Titus Livius kurz danach (1455) ein Schmähreduell gegen diesen beginnen sollte, wie der Florentiner ‚im Voraus‘ bekannt gibt:

Doctissimum virum meique amantissimum Benedictum Morandum sumere laborem comprimendi insaniam Laurentii Valle, quam effudit in redarguendo Tito Livio, summe placet mihi.¹²⁵

120 Vgl. PRETE (Anm. 10).

121 Die Briefe sind verloren gegangen, aber Poggio thematisiert sie oft in anderen Briefen oder spielt auf sie an. Vgl. Fam. III 5 37; 6, 9; 6, 11; 6, 23. Siehe auch D’ALESSANDRO (Anm. 10), insb. S. 49.

122 Fam. III 6 1 HARTH (Anm. 4), S. 247–249.

123 CESSI, Appendice (Anm. 10), S. 81: „Ich behaupte, dass [deine] Worte sowie Gedanken deinem Namen und deiner Tugend (die dir angeboren ist) so viel zugestehen, wie viel sich die Plappermäuler widmen werden, es deinem Ruhm wegzunehmen.“ (Übersetzung der Autorin)

124 Vgl. Aldo ONORATO, *Gli amici bolognesi di Giovanni Tortelli* (Centro interdipartimentale di studi umanistici), Messina 2003, Brief n. 27, S. 66. „Lorenzo ist ein Mann von enormer Gelehrsamkeit und Fantasie: Er ist mir lieb, ich empfehl mich ihm, ich bin Herold und Verteidiger seiner Güter; seine Kritik ist sicherlich hervorragend in der sorgfältigen Erforschung der Wörter.“ (Übersetzung der Autorin)

125 Fam. III 6 23 HARTH (Anm. 4), S. 285–287: „Es scheint mir außerordentlich richtig, dass Benedetto Morandi, ein sehr gelehrter und mir sehr lieber Mann, die Aufgabe übernimmt, den Wahnsinn von Lorenzo Valla zu zerschlagen, der sich in der Widerlegung von Titus Livius ergoss.“

In einem auf den 27. Januar 1454 datierten Brief an Tortelli definiert Perotti Morandi als *vir doctus et perhumanus*:¹²⁶ Dies könnte von einer Wertschätzung der beiden Gelehrten trotz des Agons zwischen Valla und Poggio zeugen.

Ungefähr im Herbst 1454 reifte in Bracciolini der Verdacht, dass Perotti ein Attentat auf sein Leben plante, wie er in einem Brief an Alberto Parisi vom Dezember 1454 schreibt: [Perottus] *subornavit ad me interficiendum*.¹²⁷ In diesem Fall ist es sehr wahrscheinlich, dass Poggios Verdacht fingiert und auch haltlos war: Er stilisierte sich noch einmal als Opfer, um seine Verteidigung zu legitimieren, auch weil er vorher ständig auf eine *laurentiana coniuratio* gegen ihn anspielte.¹²⁸ Gleichwohl schrieb die Signoria von Florenz am 7. Dezember 1454 an den Kardinal Bessarion (als Mäzen von Perotti), an Santi Bentivoglio (Gonfaloniere della giustizia in Bologna, die Stadt, wo Niccolò sich damals befand) und an die Stadtväter von Bologna, um gegen die angebliche Verschwörung zu protestieren.¹²⁹ Bessarion versuchte sofort im Streit zu vermitteln und beeilte sich, die Signoria von Florenz und Bracciolini selbst zu beruhigen,¹³⁰ weil die schweren Anschuldigungen für ihn und Perotti zur Gefahr werden konnten.¹³¹ Im Dezember 1454 schrieb Poggio einen Brief an Francesco Coppini, in dem er behauptet: *Ego deinceps Nicolaum diligam ex animo*.¹³² Und gleichfalls noch im Dezember verfasste er einen ‚väterlich-gütigen‘ Brief an Perotti selbst und tat diesem gegenüber kund, er sei willens, alles Vorgefallene zu vergessen.¹³³ Das Ziel war *resarcire pristinos errores caritate futura*, wie Poggio an Perotti wie auch an Bessarion schrieb.¹³⁴

(Übersetzung der Autorin) Zu Morandi siehe Luigi FRATI, Di alcune opere sconosciute di Gabriele Ponti, Benedetto Morandi e Zaccaria Righetti, in: Atti e Memorie della R. Deputazione di Storia patria per le Provincie di Romagna iii, Xxvi (1907–1908), S. 92–119, hier S. 109. Sandra RIZZARDI, Una invettiva sconosciuta di Benedetto Morandi contro Lorenzo Valla, in: Schede Umanistiche 1 (1995), S. 159–166. Andrea SEVERI, Perotti e Morandi nella disputa Valla-Bracciolini, in: Gian Mario ANSELMi u. Marta GUERRA (Hgg.), Lorenzo Valla e l’Umanesimo bolognese (Studi e testi. Centro Studi sul Rinascimento Fondazione Cassa di Risparmio in Bologna 1), Bologna 2009, S. 93–114. Zu den Vallas *Confutationes in Morandum* siehe Francesco LO MONACO, *Ad Alfonsum regem epistola de duobus Tarquiniis-Confutationes in Benedictum Morandum* (Edizione nazionale delle opere di Lorenzo Valla), Florenz 2010.

126 CESSI, Appendice (Anm. 10), S. 84.

127 Fam. III 6 11 HARTH (Anm. 4), S. 266 f.

128 Vgl. Anm. 85, Brief an Giovanni Tortelli (27. Februar 1454).

129 Registri di Cancelleria dell’Archivio di Stato di Firenze, Signori-Missive I Cancelleria 40, ff. 94v–96r; die Dokumente wurden schon von Walser publiziert, siehe WALSER (Anm. 1), S. 389–391, n. 94–96. Das Dokument an die Stadtväter findet sich auch in: Bologna, Archivio di Stato, Lettere al Comune 1402–1467, n. 414. Vgl. SEVERI (Anm. 127), S. 107.

130 Fam. III 6 12 HARTH (Anm. 4), S. 268 f.

131 Siehe auch WALSER (Anm. 1), S. 391, n° 97. Übrigens hatte Bessarion Valla zu seinen ‚Antidota‘ gratuliert (Herbst 1453), siehe dazu Girolamo MANCINI, Alcune lettere di Lorenzo Valla, in: Giornale Storico della Letteratura Italiana 21 (1893), S. 1–48, hier S. 47.

132 Fam. II 6 14 HARTH (Anm. 4), S. 272.

133 Fam. II 6 13 HARTH (Anm. 4), S. 270 f. und Fam. II 6, 33 (Anm. 4), S. 307.

134 Fam. II 6 13 und 12 HARTH (Anm. 4), S. 268 f.

10 Fazit

Durch die Mittel, die sie bereitstellte, insbesondere die agonale Zurschaustellung von Gelehrsamkeit, ermöglichte die Invektive den Humanisten, sich durch strategisch-literarische Praktiken darzustellen, um den besten Ausdruck für sich selbst zu finden.¹³⁵ Gleichwohl sahen sie in diesen literarischen Formen nicht nur ein Mittel, eine ganz persönliche Ästhetik zu verfolgen, sondern begriffen Invektiven vor allem als ein persuasives Instrument, mit dem sich aus ihrer gelehrten Arbeit sozialer, politischer oder kultureller Einfluss gewinnen ließ.¹³⁶ Im italienischen Humanismus stellten die Invektiven nicht nur einfache literarische Übungen dar, sondern bargen auch eine gemeinschaftliche Dynamisierungskraft und ein deutliches eskalatives Potenzial, das sich im Fall des Agons zwischen Perotti und Poggio in der Einmischung und in Vermittlungsversuchen der damaligen politischen Institutionen manifestierte. Die invektiven Dynamiken, die den Schmähreden der Protagonisten zugrunde liegen (auch der agonale rhetorisch-literarische Wettbewerb), zeigen die Absichten der beiden, was insbesondere bei Perotti deutlich wird. Mit den dabei verfolgten gelehrten Strategien wurde, wie gezeigt, weit mehr als nur eine Beleidigung *ad personam* beabsichtigt. So zielte die programmatische Verwendung von persuasiven rhetorischen Mitteln und von spezifischen Topoi in Bezug auf den Invektierten (etwa das hohe Alter Poggios) überdies auf die Gruppenbildung ab.

Mit den Invektiven gegen Poggio, mit denen Perotti in den Agon zwischen Poggio und Valla eingreift, sind aus dieser Perspektive zwei grundlegende Ziele Perottis verbunden: Zum einen möchte er, indem er sich mit den Texten gegen Poggio erstmals der Invektive als besonderem Kommunikationsmodus des 15. Jahrhunderts bedient, endgültig in den Kreis der Humanisten aufgenommen werden, zum anderen geht es ihm darum, in Poggio, der einer älteren Intellektuellengeneration angehört und Vertreter eines – aus Sicht Perottis – anachronistischen Ansatzes ist, ein neues Feindbild zu schaffen. Damit stellt er sich gegen die kaum verschleierte ‚Kampagne‘ gegen die seit kurzem an der Kurie wirkenden Humanisten (und natürlich auch gegen Valla), die Poggio weiterführte, obwohl er von Rom weggezogen war.¹³⁷ Übrigens hatte *in primis* Poggio lange versucht, Valla als *communis hostis doctorum omnium* (lebendiger und toter) und sich selbst als bedeutenden Vertreter der neuen *Latinitas* darzustellen.¹³⁸

Niccolò zeichnet ein Porträt Poggios als kultureller ‚Antitypus‘, als konkreten intellektuellen Feind, der in seinen Eigenschaften fast mythologisiert wird. Durch

135 Siehe Eckhard BERNSTEIN, Group Identity. Formation in the German Renaissance Humanists, in: Eckhard KESSLER u. Heinrich C. KUHN (Hgg.), *Germania latina, Latinitas teutonica. Politik, Wissenschaft, humanistische Kultur vom späten Mittelalter bis in unsere Zeit* (Humanistische Bibliothek 1,54), München 2003, S. 375–385.

136 Siehe Jerrold E. SEIGEL, *Rhetoric and Philosophy in Renaissance Humanism* (Princeton Legacy Library), Princeton 1968, insb. S. xiii. Zur *eloquentia* als humanistisches Zivilisierungsmittel siehe BAKER (Anm. 14), insb. S. 36–88.

137 Siehe Poggios Briefe an Giovanni Tortelli (Anm. 17 u. 85).

138 Vgl. Bracciolini (Anm. 1), Bd. 1, S. 190; ebd., S. 217.

die Verflechtung verschiedener Invektivstrategien versucht er, diesem Antitypus ein intellektuelles Ideal entgegenzustellen: Vallas Kulturprojekt, hinter dem die ‚neuen‘ Humanisten und Gelehrten stehen. Obwohl sich die Invektiven als spezifische interne Aushandlungsform der humanistischen peer group herausstellten (also als eine distinktive und vergemeinschaftende Praxis) und es problematisch wäre, von wirklichen Ausgrenzungsversuchen bereits bestehender Gruppenmitglieder zu sprechen, lässt sich im Laufe der Zeit das Auftauchen von Invektivität auch innerhalb der humanistischen Gemeinschaft beobachten, um eine Gruppe gegenüber einer anderen zu stabilisieren und voranzubringen. Poggio sollte als ‚Ausgestoßener‘ stigmatisiert oder zumindest literarisch exkludiert werden. Angesichts dessen, dass soziale Gruppen sich auch durch Abgrenzung von anderen konsolidieren, erscheinen Perottis Invektiven gegen den Kanzler von Florenz als Versuche der Formierung und Festigung einer Gruppe und zugleich der Herabsetzung einer anderen Gruppe, obwohl diese Versuche konkret von den politischen Institutionen der Zeit eingedämmt wurden, wie die Austragung des Agons zeigt.

Dynamiken der Herabsetzung in humanistischen Kontroversschriften während der Pazzi-Verschwörung

Abstract The article examines some controversial writings written in the course of the so-called Pazzi conspiracy (1478) with a view to dynamics of disparagement. It is emphasised that these writings transfer the model of agonal invective writings *ad personam* to a political or ecclesiastical context, and at the same time raise it from the personal level to that of political confrontation.

Zusammenfassung Der Beitrag untersucht einige Kontroversschriften, die im Zuge der so genannten Verschwörung der Pazzi (1478) verfasst wurden, mit Blick auf Dynamiken der Herabsetzung. Es wird hervorgehoben, dass diese Schriften das Modell der agonalen Invektivschriften *ad personam* auf einen politischen bzw. kirchenpolitischen Zusammenhang übertragen und zugleich von der personellen Ebene auf die der politischen Auseinandersetzung heben.

Die italienische Staatenwelt der Renaissance stellt ein Panoptikum zur Beobachtung von Kulturen der Invektivität bereit. Dafür gibt es hauptsächlich zwei Gründe. Einerseits gehörte zur Lebensform der miteinander konkurrierenden italienischen Humanisten der akademische Wettstreit, der oft mit dem Florett der Invektive *ad personam* ausgefochten wurde:¹ Mit Recht haben Guido DE BLASI und Amedeo DE VINCENTIIS, die ein

Kontakt

Priv.-Doz. Dr. Tobias Daniels,
Ludwig-Maximilians-Universität
München, Historisches Seminar,
Geschwister-Scholl-Platz 1,
80539 München,
tobias.daniels@mg.fak09.uni-
muenchen.de
 <https://orcid.org/0000-0002-5560-7251>

1 Johannes HELMRATH, Streitkultur. Die „Invektive“ bei den italienischen Humanisten, in: Marc LAUREYS (Hg.), Die Kunst des Streitens. Inszenierung, Formen und Funktionen öffentlichen Streits in historischer Perspektive (Super alta perennis, 10), Göttingen 2010, S. 259–294.

Kompendium bekannter humanistischer Invektiven von Francesco Petrarca bis zu Bartolomeo Scala vorgelegt haben, in diesem Zusammenhang für das 14. und 15. Jahrhundert von einem „Zeitalter der Invektiven“ geschrieben.² Andererseits wurden Humanisten an den verschiedenen, ebenso miteinander rivalisierenden Höfen auf der Apenninenhalbinsel angeheuert, um im Guten Lobpreisungen und im Schlechten Schmähreden auf politische Gegner zu verfassen, seien sie Einzelpersonen oder Stadtstaaten.³ In letzterem Falle sind die Invektiven nicht gleich im Titel als solche ausgewiesen, sondern präsentieren sich im Gewande dessen, was man mit einem alten Begriff in der Tradition der MGH als ‚Staatsschriften‘ betiteln könnte.⁴ Einen in der Geschichte der Renaissanceforschung besonders bekannten Fall stellen die Mailänderkriege mit Gian Galeazzo Visconti an der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert dar, nicht zuletzt daher, weil Hans BARON aus diesem Kontext heraus seine bis heute kontrovers diskutierte These eines Florentiner ‚Bürgerhumanismus‘ erarbeitet hat.⁵ Auch ansonsten erscheint die Stadt Florenz in den meisten zitierten Studien geradezu als Inkubationsraum humanistischer Invektiven.

Der Komplex, der im Folgenden analysiert werden soll, betrifft ebenso die Stadt am Arno. Er ist typisch für die Einbindung von Invektivität in agonale Auseinandersetzungen nach dem Muster *actio-reactio*, aber auch für die Bedeutung von Invektivität in kirchenpolitischen Auseinandersetzungen. Die vorzustellenden Texte standen in dieser Perspektive bisher nicht im Zentrum von Forschungen zu Invektiven: Es handelt sich um Pamphlete, die in dem Federkrieg nach der so genannten Verschwörung der Pazzi verfasst wurden.⁶ Dass sie bisher von der zitierten Forschung weitgehend

2 Guido DE BLASI u. Amedeo DE VINCENTIIS, Un'età di invettive, in: Amedeo DE VINCENTIIS (Hg.), Atlante della letteratura italiana, Bd. 1, Turin 2010, S. 356–363.

3 Nützlich in erstgenanntem Sinne: Brian MAXSON, The Humanist World of Renaissance Florence, New York u. a. 2014.

4 Zu Unschärfe und Varianz der Invektive: Marc LAUREYS, Per una storia dell'invettiva umanistica, in: Studi umanistici Piceni 23 (2003), S. 9–30. Siehe auch: Agnès MORINI (Hg.), L'invective: Histoire, formes, stratégies: actes du colloque international des 24 et 25 novembre 2005, Saint-Etienne 2006. Cristiano SPILA, Il discorso irato: elementi e modelli dell'invettiva, in: Giuseppe CRIMI u. Cristiano SPILA (Hgg.), Le scritture dell'ira. Voci e modi dell'invettiva nella letteratura italiana. Atti di convegno, 16 aprile 2015 (Fondazione Marco Besso), Rom 2016, S. 7–28.

5 Hans BARON, The Crisis of the Early Italian Renaissance: Civic Humanism and Republican Liberty in an Age of Classicism and Tyranny, Princeton – NJ, 1966. Siehe dazu: James HANKINS, The „Baron thesis“, in: The Renaissance. Italy and Abroad, London 2003, S. 66–87. Riccardo FUBINI, Renaissance historian: the career of Hans Baron, in: The journal of modern history 64 (1992), S. 541–574. Anthony MOLHO u. David S. PETERSON, Hans Baron's Crisis, in: David S. PETERSON (Hg.), Florence and beyond. Culture, Society and Politics in Renaissance Italy, Toronto 2008, S. 61–90. Nicholas Scott BAKER, Brian J. MAXSON After Civic Humanism: Learning and Politics in Renaissance Italy, Toronto 2015.

6 Dazu: Riccardo FUBINI, La congiura dei Pazzi: radici politico-sociali e ragioni di un fallimento, in: DERS., Italia quattrocentesca. Politica e diplomazia nell'età di Lorenzo il Magnifico, Mailand 1994, S. 87–106. Tobias DANIELS, La congiura dei Pazzi nell'informazione e nella cronistica tedesca coeva, in: Archivio Storico Italiano 627 – Disp. I (2011), S. 23–76; DERS., Die Pazzi-Verschwörung, der Buchdruck und die Rezeption in Deutschland, in: Gutenberg-Jahrbuch 87 (2012), S. 123–134; DERS., La congiura dei Pazzi: i documenti del conflitto fra Lorenzo de' Medici e Sisto IV. Le bolle

unberücksichtigt blieben, mag daran liegen, dass die Streitschriften, die in ihrem Kontext verfasst wurden, erst in jüngerer Zeit kritisch ediert wurden,⁷ aber auch daran, dass das Wort ‚Invektive‘ in ihnen nicht direkt vorkommt. Dennoch wurden die Texte, um die es gleich gehen wird, von den Zeitgenossen als solche aufgefasst. Über einen Autor und seinen Text, den Bischof von Arezzo, Gentile Becchi, als Verfasser einer Schrift mit dem Titel ‚Florentina Synodus‘, schrieben später Florentiner Botschafter in Rom, er sei in den Augen des Kardinalskollegs „ein böswilliger Geist“ (*di mal cervello*). Es sei auch nicht möglich, ihn zum Kardinal zu machen, denn: „Er schrieb seinerzeit eine gewisse Invektive gegen Papst Sixtus IV., und es wäre besser gewesen, er hätte Federkiel und Papier verbrannt ...“⁸ Sehr viel später, als eine Neuauflage der Schrift im 18. Jahrhundert erschien und sich ein Consultor der römischen Indexkongregation mit ihr beschäftigte, bezeichnete er sie als *Filippica*; setzte sie also mit den Ciceronischen Reden gegen Mark Anton gleich.⁹ Die Schriften, die gleich auszuwerten sind, wurden also in der Tat von Zeitgenossen als Invektiven betrachtet, und wie zu zeigen ist, sind sie auch vor dem Hintergrund der humanistischen Invektivkultur zu verstehen. Hat man dabei oft agonale Wortgefechte einzelner Personen im Kopf, so zeigt sich an dem vorzustellenden Fall, dass Invektiven im Italien der Renaissance in bestimmten politischen Kontexten als ein rhetorisches Kampfmittel gebraucht wurden, dessen sich Fürsten und Päpste in bestimmten politischen Kontexten bedienten.¹⁰ Dafür brauchten sie Humanisten als Autoren, und wie Becchis Fall zeigt, konnte es sich auch als

di scomunica, la ‚Florentina Synodus‘, e la ‚Dissentio‘ insorta tra la Santità del Papa e i Fiorentini. Edizione critica e commento, Florenz 2013; DERS., Poesia politica degli umanisti. Letteratura e propaganda dopo la congiura dei Pazzi, in: Atti e Memorie dell’Accademia Toscana di Scienze e Lettere „La Colombaria“ 78 (2013), S. 87–108; DERS., The Sistine Chapel and the Image of Sixtus IV. Considerations in the Light of the Pazzi Conspiracy, in: Myriam CHIABÒ u. a. (Hgg.), Congiure e conflitti. L’affermazione della signoria pontificia su Roma nel Rinascimento: politica, economia e cultura, in: Roma nel Rinascimento 2014, S. 275–299; DERS., Milano partecipe nella congiura dei Pazzi?, in: Lorenzo TANZINI (Hg.), Il laboratorio del Rinascimento. Studi di storia e cultura per Riccardo Fubini, Florenz 2015, S. 157–176; DERS., The Pazzi War and Croatians in the Service of Papal Propaganda: Mato Ragnina’s „Super pace Venetorum cum Magno Turco“ (1479), in: Colloquia Maruliana 26 (2017), S. 189–204.

- 7 DANIELS, I documenti (Anm. 6).
- 8 Antonio da Colle und Antonio da Bibbiena an Piero de’ Medici, Rom, 20. September 1493. Firenze, Archivio di Stato Mediceo, filza 55, Nr. 77, Bl. 103r–104v: *Fece già certa invectiva contro a Sixto che saria stato meglio che havessi arso il calamo et il papiro*. Vgl. DANIELS, I documenti (Anm. 6), S. 47.
- 9 Vatikanstadt, Archivio della Congregazione per la Dottrina della Fede, Index, Prot. 95 (1786–1788), Bl. 382r–v: *Non è questo un Sinodo, ma una solenne impostura ed una cattiva, e filippica delle più mordaci scritte contro Sisto IV, che è dipinto come uno scelerato*. Vgl. DANIELS, I documenti (Anm. 6), S. 74f.
- 10 Als Beispiel: Johannes HELMRATH, Poggio Bracciolini als päpstlicher Propagandist. Die „Invectiva in Felicem antipapam“ (1447), in: Fabio FORNER, Carla Maria MONTI, Paul Gerhard SCHMIDT (Hgg.), *Margarita amicorum*. Studi di cultura europea per Agostino Sottili (Bibliotheca erudita, 26), Mailand 2005, S. 541–584; ND in: Johannes HELMRATH (Hg.), *Wege des Humanismus: Studien zu Praxis und Diffusion der Antikeleidenschaft im 15. Jahrhundert*. Ausgewählte Aufsätze (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation, 72), S. 343–378.

nachteilig für sie erweisen, wenn sie beim Spiel mit der „kalkulierten Transgression“ (HELMRATH)¹¹ eine überzogene Invektive produzierten und namentlich mit ihr in Verbindung gebracht wurden. Dass Humanisten diese Gefahr sahen, zeigt der sehr prominente spätere Fall des Erasmus von Rotterdam, der alles tat, um die Autorschaft am ‚Julius exclusus e coelis‘ abzuleugnen;¹² aber auch im Kontext der Verschwörung der Pazzi ist bei einem weiteren Humanisten zu beobachten, dass er die Abfassung einer Invektive verweigerte, offenbar, um seine Beziehungen zu einem wichtigen Patron nicht zu kompromittieren. Der aus dem Bolognesischen stammende Humanist und Verschwörer Cola Montano schreibt in dem nach seiner Gefangennahme durch die Florentiner abgelegten Geständnis (*Confessione*) das Folgende zu einem Auftrag durch den Papstnepoten Girolamo Riario im Jahr 1480, also nach dem Friedensschluss der päpstlich-neapolitanischen Allianz mit Florenz: „Es wurde mir aufgetragen, eine Invektive gegen den König [von Neapel] zu verfassen und Schlechtes über ihn zu schreiben, und ich befolgte die Anweisung, indem ich schlecht über ihn sprach, aber schlecht über ihn schreiben wollte ich nicht. Stattdessen entschuldigte ich mich, ich sei krank.“¹³ Zu seinem eigenen Glück sei er dann wirklich krank geworden, denn in der Zwischenzeit habe sich der Zorn seines Auftraggebers gelegt und man habe nicht mehr über die Invektive gesprochen.¹⁴

Mit Blick auf die Invektiven wird man bei der Verschwörung der Pazzi zuerst vor allem an Polizians berühmten Kommentar zur Verschwörung denken, der eng an die Catilinarische Tradition angelehnt ist und der von Invektivität geprägt ist, wenn der Literat aus Montepulciano die Mitglieder der verschwörerischen Familien Pazzi und Salviati in finsterster Tinte diskreditierend zeichnet.¹⁵ Allerdings war dieser berühmte Kommentar nur Teil einer literarischen Kampagne, die auch als Invektivenschlacht bezeichnet werden könnte. Dazu gehörten unter anderem Spottlieder und Spottepitaphien, unter anderem über den Verschwörer Francesco Salviati, beispielsweise:

Eingeschlossen in dieser Kloake ist der pädophile bösartige Parasit / Salviati,
Schande seines Zeitalters und seiner Heimat, / der nur mit zwielichtigen
Machenschaften groß werden konnte, gegen den göttlichen Willen, / um
schließlich am Strick zu enden.¹⁶

11 HELMRATH, Streitkultur (Anm. 1), S. 284.

12 Erasmus von Rotterdam, Iulius Exclusus, ed. Silvana SEIDEL MENCHI, in: Opera Omnia Desiderii Erasmi, Bd. I/8, Boston, Leiden 2013, S. 1–131.

13 Tobias DANIELS, Umanesimo, congiure e propaganda politica. Cola Montano e l'„Oratio ad Lucenses“ (RR inedita 63. saggi), Rom 2015, S. 244: *hortabatur me ad scribendum invectivam contra regem et ad maledicendum de illo, cui parebam maledicendo verbis, sed scribere nolebam, excusans me, quia essem infirmus.*

14 Ebd., *Interea ira comitis aliquantulum sedata est ac de invectiva positum in silentio.*

15 Angelo Poliziano, Della congiura dei Pazzi (‚Coniurationis commentarium‘), hrsg. v. Alessandro PEROSA, Padua 1958.

16 Erstmals ediert (mit weiteren) in: DANIELS, Poesia politica (Anm. 6), S. 103.

Dazu gehörte auch das Schandbild, welches Sandro Botticelli von Salviati in vollem Bischofsornat an den Palazzo del Bargello malte.¹⁷

Bevor wir zu dieser Invektivenschlacht kommen, sei in aller Kürze der Ereigniszusammenhang rekapituliert.¹⁸ Bekanntlich gipfelte die Verschörung im Mord an Giuliano de' Medici im Dom von Florenz am 26. April 1478 während der Heiligen Messe und führte zu einem zwei Jahre andauernden Krieg auf der Apenninenhalbinsel, der ganz Europa in Atem hielt.¹⁹ Vorausgegangen war ein langjähriger Konflikt zwischen Giulianos Bruder, Lorenzo de' Medici, genannt ‚der Prächtige‘ auf der einen Seite sowie Papst Sixtus IV. und seiner Entourage auf der anderen Seite. Entscheidend ist für die hier analysierten Zusammenhänge, dass es eine persönliche Dimension des Konflikts gab, die nach und nach zu einer Entfremdung und Eskalation im Verhältnis zwischen Lorenzo, dem heimlichen Herrscher am Arno und zugleich Bankier des Papstes auf der einen Seite und Sixtus IV. auf der anderen Seite kam.

Als der ehemalige Franziskanergeneral aus Savona, Francesco della Rovere, im Jahr 1471 den Papstthron einnahm, gab es noch kein böses Blut mit Lorenzo de' Medici, der die offizielle florentinische Gratulationsgesandtschaft nach Rom anführte. Im Gegenteil waren damals vielversprechende Abkommen und Absichtserklärungen getroffen worden. Die Medici sollten weiterhin die päpstlichen Finanzgeschäfte verwalten, und Lorenzo durfte auf die Ernennung eines Kardinals aus der Familie Medici durch Sixtus IV. hoffen, eventuell seinen dynamischen und ehrgeizigen Bruder Giuliano de' Medici. Der Papst war überzeugt, Lorenzo mit vielen Vergünstigungen für sich gewonnen zu haben, doch bald verschlechterte sich ihr Verhältnis drastisch.

Seit 1471 stand die Herrschaft über Imola zur Disposition, und der Papst wollte Girolamo Riario hier installieren. Die päpstlichen Bankiers, die Medici, hätten dies finanzieren sollen, doch Lorenzo verweigerte sich. Die Familie Pazzi – einstmals von

17 Dazu zuletzt: Carolin BEHRMANN (Hg.), *Images of Shame: Infamy, Defamation and the Ethics of oeconomia*, Berlin u. a. 2016. Horst BREDEKAMP, *Die Medici, Sixtus IV. und Savonarola: Botticellis Konflikte*, in: Sandro Botticelli. *Der Bilderzyklus zu Dantes Göttlicher Komödie*, London 2000, S. 292–298 (Fußnoten S. 379 f.). Ulrich REHM, *Körperstrafen: Der Anteil der Bilder an den Strafritualen des Mittelalters*, in: Edgar BIERENDE, Sven BRETTFELD, Klaus OSCEMA (Hgg.), *Riten, Gesten, Zeremonien. Gesellschaftliche Symbolik in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Berlin / New York 2008, S. 197–227. Hans KÖRNER, *Tod in Florenz. Die Pazzi-Verschörung (1478) und die Bilder*, in: Andrea von HÜLSEN-ESCH (Hg.), *Medien der Erinnerung in Mittelalter und Renaissance*, Düsseldorf 2009, S. 141–168.

18 Im Folgenden beziehe ich mich ohne weitere Verweise auf meine Ausführungen in Tobias DANIELS, „Ist er nur sicher, wird alles ein gutes Ende nehmen.“ *Die Pazzi-Verschörung*, in: Alfried WIECZOREK (Hg.), *Die Medici: Menschen, Macht und Leidenschaft; Begleitband zur Sonderausstellung für die Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim vom 17. Februar 2013 bis 28. Juli 2013*, Regensburg 2013, S. 111–118. Sowie in DANIELS, *I documenti* (Anm. 6), S. 9–22. Siehe auch, neben der Anm. 6 genannten Literatur: Lauro MARTINES, *April Blood. Florence and the plot against the Medici*, London 2003. Ingeborg WALTER, *Der Prächtige: Lorenzo de' Medici und seine Zeit*, München 2003.

19 Dazu meine Habilitationsschrift Tobias DANIELS, *Die Verschörung der Pazzi. Ein politischer Skandal und seine europäischen Resonanzen*, Stuttgart 2020 (Monographien zur Geschichte des Mittelalters, 70).

Lorenzo gefördert, dann aber wegen ihrer politischen Ambitionen fallengelassen und in seinem Herrschaftssystem zusehends ostentativ marginalisiert – sprangen als Geldgeber ein. Lorenzo fürchtete nicht ohne Grund ein päpstliches Machtzentrum in der Nähe von Florenz, aber auch innerhalb der Stadt versuchte der Papst, seine Männer auf wichtige Machtpositionen zu bringen: zunächst den päpstlichen Nepoten Pietro Riario als Erzbischof von Florenz. Als dieser starb, sollte ihm dessen rechte Hand Francesco Salviati nachfolgen. Er stammte aus einem alten florentinischen Geschlecht und wurde von den Pazzi finanziert. Lorenzo versuchte mit allen Mitteln, den päpstlichen Kandidaten daran zu hindern, Erzbischof zu werden, zumal dieser Ambitionen auf das florentinische Kardinalat hegte. Er garantierte hingegen im Jahr 1474 Niccolò Vitelli militärische Unterstützung, der in dem im Kirchenstaat gelegenen Città di Castello eine Signoria errichtet hatte und damit in offenem Gegensatz zum Papst stand. Unversehens erging bald ein päpstliches Breve an Lorenzo, in dem der Pontifex den Florentiner als ‚undankbar‘ bezeichnete. Bald wurde ihm die Position des päpstlichen Schatzmeisters entzogen und der konkurrierenden Florentiner Bankiersfamilie Pazzi gegeben.

Damals reifte der Plan, sich des politisch unbequemen Medicis und seines Bruders Giuliano durch ein Attentat in Florenz zu entledigen. Außenpolitische Aspekte und eine komplizierte inneritalienische Liga-Politik bewirkten zudem, dass sich der König von Neapel und der Herzog von Urbino auf die Seite des Papstes schlugen, die über eine große Streitmacht zu Land und zu See verfügten. In Rom trafen sich im Verlauf des Jahres 1477 der Papstnepote Girolamo Riario, der Abgesandte des Königs von Neapel (Aniello Arcamone), der Bankier Francesco Salviati und der päpstliche Condottiero Giovan Battista da Montesecco. Die Pläne wurden dem Papst unterbreitet, der unter gewissen Auflagen zustimmte. Die Pazzi sollten innerhalb von Florenz das Gelingen des Planes sichern. Im März 1477 schloss man gar einen öffentlichen Vertrag, der sich auf eine ‚geheime Angelegenheit‘ bezog: Es war der Pakt, die Medici in Florenz zu ermorden. Den Anlass bildete eine Florenz-Reise des gerade erst zum Kardinal und Legaten in Perugia erhobenen Raffaele Sansoni-Riario. In seinem Gefolge gelangten die Attentäter in die Stadt und in den Dom von Florenz, wo am 26. April 1478 eine feierliche Messe in Anwesenheit des jugendlichen ‚Purpurträgers‘ abgehalten wurde. Dort kam es zu der Bluttat, die allerdings scheiterte, da nur Giuliano, nicht aber auch Lorenzo ihr zum Opfer fiel. Während die Hintergründe bekannt wurden, formierten sich militärische Machtblöcke. Nun kam es zu der publizistischen Kontroverse, um die es in dem vorliegenden Beitrag geht.

So verstrickt und schuldig letztlich beide Parteien waren, so vehement versuchten sie, sich vor einer größtmöglichen Öffentlichkeit als diejenige Partei zu inszenieren, die im Recht war, und gleichzeitig die Gegenpartei mit allen Mitteln zu diskreditieren. Sixtus IV. exkommunizierte Lorenzo de’ Medici am 1. Juni 1478 mit der Bulle ‚Ineffabilis et summi patris providentia‘.²⁰ Darin versuchte der Papst, den Konflikt

20 Ed. DANIELS, I documenti (Anm. 6).

zu personalisieren: Lorenzo sollte zum Tyrannen stilisiert werden, der zudem das Delikt des Majestätsverbrechens gegen Sixtus IV. verübt und durch die Racheakte des 26. Aprils die priesterlichen Privilegien („Privilegium Fori“) verletzt hatte. Dabei zog der Papst verschiedene Begebenheiten aus der Beziehungsgeschichte Lorenzos zu ihm seit seinem Pontifikatsbeginn zur Beweisführung heran. Vergleicht man diese Bulle etwa mit den durch den Konsistorialadvokaten Andrea Benzi vorgetragenen Ausfälligkeiten des Papsts Pius II. in dem römischen Schauprozess gegen den „Judas unserer Zeiten Sigismondo Malatesta, Sohn der Verdammnis, unehelich geboren, schlecht erzogen, den schändlichsten Erwachsenen, ein schreckliches Monster“ (1461–62), so nimmt sich die sixtinische Bulle geradezu zurückgenommen aus.²¹ Sie ist ganz in einem pastoralen Duktus geschrieben. Dem Pontifex geht es in biblischer Sprache darum, die bösen Samen auszumerzen (Joh 15,2) und als Hirte des Herrn das schwarze, kranke Schaf abzusondern, um die Herde zu schützen.²² Wenn Lorenzo als *iniquitatis filius et perditionis alumnus* bezeichnet wird, so ist diese biblische Sprache formelhaft im Rahmen einer Exkommunikationsbulle eingesetzt.²³ Ferner argumentiert die Bulle kirchenrechtlich und tituliert Lorenzo als Tyrannen. Seiner *crudelitas* muss der Pontifex Einhalt gebieten.²⁴ Sixtus IV. exkommunizierte also Lorenzo und legte unter Bezugnahme auf seine Petrinische Gewalt das Interdikt über die Stadt Florenz, da Lorenzo und die Seinen sich „hartherzig wie Pharao“ weiterhin dem Papst widersetzen.²⁵ Der Pontifex ließ diese Bullen nicht nur an den Toren des Petersdoms anschlagen, er übergab sie der römischen Druckpresse, um sie „in der ganzen Welt zu verbreiten“, wie er selbst schrieb.²⁶ Um die Heftigkeit der bald darauf folgenden florentinischen Reaktion zu verstehen, muss erstens bedacht werden, in welche politische Bedrängnis Exkommunikation und Interdikt Lorenzo brachten. Zweitens

21 Siehe die Bulle ‚Discipula veritatis‘, mit inserierter Rede Benzis. Ich zitiere aus Biblioteca Apostolica Vaticana, Chig. I, VIII, 285, fol. 22r alt = fol. 36r neu: *Sed ecce iam alium nostro tempore Judam non inferiorem Sciariote, Sigismundum Malatestam, perditionis filium, extra matrimonium natum, turpiter educatum, faedissime adultum, monstrum horrendum ingens nulla virtute redemptum a vitiis mendaciorum et totius iniquitatis mirabilem artificem*. Fundamental dazu: Claudia MÄRTL, Interne Kontrollinstanz oder Werkzeug päpstlicher Autorität? Die Rolle der Konsistorialadvokaten nach dem Basler Konzil, in: Jürgen DENDORFER, Claudia MÄRTL (Hgg.), Nach dem Basler Konzil. Die Neuordnung der Kirche zwischen Konziliarismus und monarchischem Papat (ca. 1450–1475), Berlin 2008, S. 67–96, hier S. 77–80 (v. a. S. 79 Anm. 32 und 33). Siehe auch: Christian GUERRA, Der erzählte Papst: Enea Silvio Piccolomini-Pius II. und die römische Historiographie in den ‚Commentarii de rebus a se gestis‘, Basel 2018, S. 141–165. Zu den Analogien der Darstellung in den ‚Commentarii‘ mit Sallust, ‚Catilina‘.

22 DANIELS, I documenti (Anm. 6), S. 105 mit Anm. 4 (S. 113).

23 Ebd., S. 106 mit Anm. 9 (S. 113).

24 Ebd., I documenti (Anm. 6), S. 105.

25 Dazu auch Ebd., Nr. 2 und 3, hier S. 119 mit Anm. 9 (S. 121).

26 Sixtus IV. an Federico da Montefeltro, Rom, 25. Juli 1478 (erhalten in Kopie in: ASFi, MAP, filza 89, Nr. 247, ed. Angelo FABRONI, Laurentii Medicis Magnifici vita, Pisa 1784, Bd. 2, S. 130f. Anicio BONUCCI, Congiura de’ Pazzi narrata in latino da Agnolo Poliziano e volgarizzata con sue note e illustrazioni, Firenze 1856, Doc. XI, S. 128f. jew. mit einigen Ungenauigkeiten und ohne Quellenangabe). Zur Verbreitung: DANIELS, Buchdruck (Anm. 6).

ist zu bedenken, dass gerade die ‚technokratische‘ Herabsetzung des Magnifico in der Sprache des *Stilus Curiae* die Gemüter in Florenz in Wallung brachte, urteilte doch hier eine ungerechte Papstgewalt, die in den Augen der Florentiner und ihrer Verbündeten einen Mord befohlen hatte.²⁷

Die Situation erforderte eine politische Reaktion. Lorenzo bot daher im Verlauf des Sommers eine ganze Phalanx fähigster Juristen, Staatsmänner und Literaten auf, die Rechtsgutachten und Rechtfertigungsschriften verfassten. Der florentinische Kanzler Bartolomeo Scala veröffentlichte am 11. August 1478 im Namen der Signorie von Florenz die Schrift ‚Excusatio Florentinorum‘, der ein Geständnis eines der hingeworfenen Verschwörer, des päpstlichen Condottiero Montesecco, beigelegt war.²⁸ Es entstand ferner ein anonymer, sarkastischer Antwortbrief der Signorie von Florenz, der Sixtus IV. als „Frater Franziskus“ anspricht, da er sich ja nun faktisch von der päpstlichen Würde verabschiedet habe.²⁹

Verfasst war sie aller Wahrscheinlichkeit nach durch den alten Lehrmeister Lorenzo und Giulianos, Gentile Becchi. Er war auch der Verfasser eines im Buchdruck verbreiteten Pamphlets, das für die Drastik seiner Wortwahl berüchtigt ist: die ‚Florentina Synodus‘.³⁰ Becchi war mit Invektiven gut vertraut. Unter anderem schrieb er selbst eine Verteidigungsschrift gegen die Invektiven Filelfos gegen Cosimo de’ Medici (‚Laus Cosmo ex invectiva Philelphi‘).³¹ Über Sixtus IV. hatte er schon im Jahr 1472 ein beißendes Spottgedicht verfasst, in dem der Poet der Mitra selbst Vorsicht anempfiehlt, da der verschwenderische Franziskanerpapst alle Reichtümer der Kurie für den Nepotismus ausgeben.³²

Die anonym publizierte ‚Florentina Synodus‘ hat Becchi auf direkte Anweisung Lorenzos gemeinsam mit anderen Literaten der Medici, wie nachweislich Lorenzos Privatsekretär Niccolò Michelozzi, Angelo Poliziano und selbst unter Konsultation des französischen Diplomaten Philippe de Commines und dessen Entourage verfasst.³³ Sie nimmt genau jenen pastoralen Duktus karikierend auf, der die päpstlichen Bullen ausgezeichnet hatte:

27 Milano, Archivio di Stato Sforzesco, Potenze Estere 295, 8. Juni 1478, Bartolomeo Scala für die Signoria von Florenz an Tommaso Soderini, Orator in Mailand: *Habiamo notizia per littere di Donato a Lorenzo de le quale vi mandiamo copia de le censure publicate così honeste et religiose como potrete vedere per la copia che ve ne mandiamo, et e preparamenti grandi.*

28 Bartolomeo Scala, *Humanistic and political writings*, hrsg. v. Alison BROWN, Tempe 1997, S. 199–202.

29 Filippo DI BENEDETTO, Un breve di Sisto IV contro Lorenzo, in: *Archivio storico italiano* 150 (1992), S. 371–384, S. 379–381 und 384.

30 DANIELS, I documenti (Anm. 6), Nr. 4.

31 James HANKINS, Cosimo de’ Medici as patron of Humanistic Literature, in: Francis AMES-LEWIS (Hg.), *Cosimo „il Vecchio“ de’ Medici, 1389–1464. Essays in commemoration of the 600th anniversary of Cosimo de’ Medici’s birth including the papers delivered at the Society for Renaissance Studies Sexcentenary Symposium on Cosimo at the Warburg Institute, London, 19 May 1989*, Oxford 1992, S. 69–94, hier S. 88.

32 DANIELS, *Poesia politica degli umanisti* (Anm. 6), S. 89.

33 Dies ergab die erstmalige Auswertung in DANIELS, I documenti (Anm. 6), S. 45–61.

„Beten wir! Ihr, die ihr die sixtinischen Zensuren gegen Lorenzo de' Medici gelesen habt, durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes, leset nun auch seine Verteidigung! Aus jenem Grund nämlich hat euch Gott zwei Ohren gegeben: Wenn ihr eines dem anderen vorzieht, dass ihr das andere über das eine nicht vergesst! Die Florentiner Synode, im Licht des Heiligen Geistes versammelt, der jeden Menschen erleuchtet, der in sein Licht tritt und die Geheimnisse der Schatten enthüllt: Zum immerwährenden Zeugnis der Wahrheit und zur Zerstreung der sixtinischen Düsternis!“³⁴

Und in diesem Stil geht es weiter. Bewusst werden Bibelzitate in geschraubter Weise aneinandergereiht, um den *Stilus Curiae* zu karikieren. Der Papst wird als „Zuhälter der Kirche“ (*leno matris nostre*) bezeichnet, als *diaboli vicarius*.³⁵ Er ist jener, der die guten Samen ausmerzt und die schlechten im Garten des Herrn einpflanzt, ein Steuermann, der nur die Insel der Circe ansteuert und dabei lediglich seine Nepoten mit ihren Gespielinnen transportiert. Denn er – der Schlüsselwahrer nicht des Himmels, sondern nur der oberen Hölle – öffnet allen ihre Tür.³⁶ Sixtus IV. ist schuldig am Mord des unschuldigen Lammes Giuliano de' Medici, und nun ruft er in seinen Zensuren aus: „Sie haben den Erzbischof erhängt!“³⁷ Seine Exkommunikation gegen Lorenzo ist die eines höchstverdammten Richters (*damnatissimi iudicis*), das Interdikt verhängt er lediglich, um seine Hände reinzuwaschen und um seine Truppen gegen Florenz ziehen zu lassen.³⁸ „So macht man das: Ein Verbrechen durch ein Verbrechen verdecken, eine Lüge mit einer Lüge rechtfertigen!“ „Erst war er von falschem Ehrgeiz getrieben, nun nagt das Gewissen an ihm.“³⁹ So allein die furiose Einleitung. Nachfolgend wird unter Anführung von Passagen aus Montesecos Geständnis die unmittelbare Vorbereitung der Verschörung dargelegt, dann werden die Leser angesprochen: „So haben sich die Dinge ereignet, ihr christlichen Leser. [...] Und in seinem *Cubiculum* ist alles geplant worden!“⁴⁰ Dann werden die einzelnen Punkte der Exkommunikationsbulle entkräftet. „Ist es nicht genug, dass er den Heiligen Stuhl prostituiert?“⁴¹ Und so ein Papst wagt es, Lorenzo als *filius iniquitatis* zu bezeichnen und ihn als Tyrann zu deklarieren? Er, der „Vikar der Wahrheit“ (*vicarius veritatis*), möge darauf achten,

34 DANIELS, I documenti (Anm. 6), S. 123: *Oramus. Vos, qui censuras Sixtianas in Laurentium Medicem legistis, per viscera misericordie Dei nostri 1 legatis et hanc suam defensionem. Ob id enim potissimum Deus vos duas aures habere voluit, ut si unam uni prestitistis, alteram alteri non negetis. Florentina sinodus in luce illa spiritus sancti congregata, que illuminat omnem hominem venientem in hunc mundum et revelat abscondita tenebrarum. Ad perpetuum veritatis testimonium et Sixtiane caliginis dissipationem.*

35 Ebd.

36 Ebd.

37 Ebd., S. 124.

38 Ebd., S. 124f.

39 Ebd., S. 125.

40 Ebd., S. 132.

41 Ebd., S. 133.

dass seine ‚Deklaration‘ nicht als ‚Konfusion‘ erscheine!⁴² Zu der Exkommunikation selbst werden kirchenrechtliche Einwände formuliert. Dann folgt die Bemerkung: „Er geht gegen das göttliche Gebot vor: Du sollst nicht töten!“⁴³ An wen – fragt der Autor in deutlicher Karikierung der Ordenszugehörigkeit des Papstes – können sich die Florentiner nun wenden? Etwa „an den Hirten unserer Seelen“ (*Ad pastorem animarum nostrarum*)? Denn Sixtus ist ein „Hirte und ein Abgott, der seine Herde im Stich lässt“ (*pastor et idolum derelinquens gregem*).⁴⁴ Wer Wind sät, wird Sturm ernten. Der Zuhälter möge sich davonmachen, auf dass die Mutter [Kirche] frei werde.⁴⁵ Am Schluss einer weiteren Bibelzitatanhäufung endet der Text mit den Worten:

„Der Herr unser Gott, dessen Hand über allen ist, die ihn im Guten suchen; er, der über eure Herzen und euren Verstand wacht, möge euch von den falschen Hirten befreien, die im Schafspelz kommen, darunter aber reißende Wölfe sind!“⁴⁶

Die ‚Florentina Synodus‘ war nichts weniger als eine vor Sarkasmus geradezu tiefende völlige Bloßstellung des Papstes. Auf den ersten Blick erscheint sie als komplett überzogene humanistische Schimpftirade. Wie ich zeigen konnte, war sie allerdings nicht lediglich das Produkt des *mal cervello* Becchi. Sie war in der nach mehreren Redaktionen veröffentlichten Form von Lorenzo gewollt, der sogar über seinen Privatsekretär in die Textform eingriff. In der Tat hatte sie einen konkreten politischen Zweck. Sie gibt sich als das Protokoll einer – allerdings fingierten – Diözesansynode in Florenz aus, die dem Papst den Gehorsam aufkündigt und an den französischen König appelliert, ein Konzil gegen den Pontifex einzuberufen. Entscheidend dafür ist, dass der französische König Gesandte nach Italien geschickt hatte. Ein neues Kirchenkonzil seit dem Scheitern Basels schien ihm unter seiner Ägide opportun. Außerdem wollte der König von Frankreich dynastische Ansprüche in Neapel geltend machen.⁴⁷

Und so wie der französische König die florentinische Causa für seine politischen Ziele instrumentalisieren wollte, war es die Absicht des Medici, sich die französischen Konzilsbestrebungen zunutze zu machen. Die ‚Florentina Synodus‘ sollte dem zukünftigen Kirchenkonzil Material für einen Absetzungsprozess liefern, andererseits sollte sie in scharfem Ton die Weltlichkeit des Papstes entlarven. Dieser Funktionszusammenhang ist in der Entstehungsphase des Textes deutlich nachweisbar.⁴⁸

⁴² Ebd., S. 136, 137 und 134.

⁴³ Ebd., S. 149.

⁴⁴ Ebd., S. 150f.

⁴⁵ Ebd., S. 151.

⁴⁶ Ebd., S. 152 (mit Nachweisen der Zitate): *Dominus Deus noster, cuius manus est super omnes, qui querunt eum in bonitate, custodiens corda vestra et intelligentias vestras, liberet vos a falsis pastoribus, qui veniunt in vestimentis ovium, intrinsecus autem sunt lupi rapaces.*

⁴⁷ Ebd., S. 62–78.

⁴⁸ Ebd., S. 79.

Dennoch schoss diese Schrift inhaltlich und vor allem in der Form weit über ihren eigentlichen Zweck hinaus, gerade weil der Hauptautor Becchi sich nicht zurückhielt mit Invektivität und Sarkasmus. Wie eingangs dargestellt, warf die Schrift denn auch in den 1490er Jahren speziell auf Becchi ein schlechtes Licht, dem sie dann als Invektive zugeordnet wurde.

Während des Federkriegs nach der Verschörung der Pazzi ließ sich Rom jedoch zunächst auf den propagandistischen Schlagabtausch ein: Der dalmatische Jurist Mato Ragnina antwortete in einem noch unedierten Traktat mittelbar auf die juristischen *Consilia* und der Bischof Nikolaus von Modruš verfasste später eine ‚*Defensio ecclesiasticae liberatis*‘.⁴⁹ Mit großer Wahrscheinlichkeit unter Beteiligung Bartolomeo Sacchis (Platina) verfasst, aber anonym im Buchdruck publiziert, erfolgte die bemerkenswerteste publizistische Reaktion der Kurie in Form der ‚*Dissentio inter sanctissimum dominum nostrum papam et Florentinos suborta*‘.⁵⁰ In ihr rechnet das Papsttum mit den Medici ab. Interessant ist die ‚*Dissentio*‘ nicht nur daher, weil es aufgrund der machtpolitischen Verhältnisse in Florenz kaum Invektiven gegen die Medici gibt, die ‚*Dissentio*‘ sich aber klar an die Unzufriedenen im Untergrund wendet und sie zum Aufstand auffordert. Sie ist auch daher interessant, weil sie als anonymisierte Replik explizit als Gegeninvektive gegen die ‚*Florentina Synodus*‘ konzipiert ist. In ihr ergreift ein Autor in Ich-Form das Wort. Wenn er seine starke emotionale Betroffenheit über Becchis Anfechtungen zum Ausdruck bringt, so tut er dies nicht ohne Anklänge an eine Attitüde, die beispielsweise bei Poggio Bracciolinis Invektiven zu finden ist: „Es drängen mich die Virtus und die Wahrheit selbst, sodass ich mich nicht zurückhalten kann!“⁵¹

Wie schon die päpstliche Bulle vom 1. Juni 1478, und in Reaktion auf sie die ‚*Florentina Synodus*‘, rollt auch die ‚*Dissentio*‘ in stark personalisierter Zuspitzung in mehreren Punkten die Beziehungsgeschichte zwischen Papst Sixtus IV. und Lorenzo de’ Medici auf, um einerseits die einzelnen Vergehen des Medici, andererseits seine Undankbarkeit gegenüber dem ihm angeblich wohlwollenden Pontifex aufzuzeigen. In gewisser Weise lässt sich das Pamphlet, das immer wieder auf die Bulle Bezug nimmt, als eine Art Zuspitzung ihrer Argumente, angereichert mit invektiven Elementen, auffassen; also gewissermaßen eine fingierte Schützenhilfe für die Papstgewalt durch eine fingierte Einzelstimme, die weniger an den *Stilus Curiae* gebunden ist und daher viel schärfere Töne anschlagen kann (in dieser Hinsicht lassen sich Parallelen zu dem zitierten Fall der Exkommunikation Sigismondo Malatestas erkennen). Der Text hebt an mit einem Zitat aus Psalm 67,2: „Gott möge aufstehen und es mögen sich seine Feinde zerstreuen, und es mögen diejenigen aus seinem Angesichte fliehen, die ihn hassen. So, wie der Rauch schwindet, mögen sie schwinden. So, wie das Wachs im Angesicht des Feuers zerfließt, so mögen die Sünder zugrunde gehen im Angesicht

49 Zu diesen Schriften: DANIELS, Croatiens (Anm. 6).

50 DANIELS, I documenti (Anm. 6), Nr. 5.

51 Ebd., S. 165. Vgl. zu Bracciolini: HELMRATH, Die Invektiva in Felicem antipapam (Anm. 10), S. 349.

Gottes.“ Dann charakterisiert er die Florentiner als falsche Berichterstatter, Häretiker, Exkommunizierte, Anathematisierte, Verfolger der Heiligen Kirche, öffentliche Feinde Christi..., die aus schmutzigsten Mündern Gift über den Papst erbrechen.⁵² Eine erste Betrachtung der Beziehungsgeschichte des Papstes zu seinem Bankier Lorenzo de' Medici mündet in den Ausruf: „Warum quittierte er dies alles mit so großer Undankbarkeit?“⁵³ Lorenzo hatte als Reaktion auf die Ermordung Giulianos einige Angehörige der Entourage des Kardinals Raffaele Riario töten lassen. Der Autor der ‚Dissentio‘ setzt dies mit Kindermord gleich und sieht Lorenzos Taten als Akte der Gottlosigkeit und Grausamkeit eines Herodes.⁵⁴ Während der anonyme Autor die Attentäter exkulpiert, sieht er das Zustandekommen des Anschlags als rechtmäßige innerflorentinische Opposition gegen Lorenzos tyrannische und gottlose Herrschaft. Der Anteil des Papstes und seiner Nepoten an der Verschwörung wird negiert. Gleichzeitig wird die Notwendigkeit betont, dass sie nun die Tyrannis beenden müssen, da sich Lorenzo gegen Sixtus IV. als Stellvertreter Gottes aufgelehnt hat. Dabei spielt auch Lorenzos Herrschaft über Florenz eine Rolle: Wie die alttestamentarische Gestalt Abimelech, habe er eine Monarchie am Arno errichten wollen, vor allem aus Geldgier, und zudem gegen den Willen der freiheitsliebenden Florentiner. Giuliano de' Medicis Tod sei die gerechte Strafe für sein sündhaftes Leben gewesen. Das gottlose Verhalten des Fürsten Lorenzo aber korrumpiere seine Untergebenen, und so müsse Lorenzos Familie wie der Stamm Jerobeams ausgelöscht werden. Der päpstlichen Seite hingegen ruft der Autor der ‚Dissentio‘ hingegen zu: *Si enim Deus pro nobis, quis contra nos?* – „Ist Gott für uns, wer ist dann gegen uns?“ (Röm 8, 31).⁵⁵ Er fordert alle Christen auf, die Waffen gegen Lorenzo, jenen hochmütigen Nimrod, zu ergreifen. Lorenzos Anhängern hingegen soll klar sein: „Nichts ist gewisser als der Tod, nichts ungewisser als die Todesstunde.“ Am Schluss wird Gott angerufen, Lorenzos Vergehen gegen seinen Stellvertreter auf Erden, Sixtus IV., zu rächen.⁵⁶

Eine nähere Textanalyse erweist, dass die Formulierungen des Propagandatextes zum allergrößten Teil nicht Worte des anonymen Autors selbst sind. Es sind stattdessen systematisch aneinandergereihte Zitate aus den ‚Antiquitates Judaicae‘ des Flavius Josephus. Namentlich werden solche Passagen zitiert, die vor allem von hochmütigen tyrannischen Herrschern erzählen, die gegen den Willen des Volkes und gegen jenen des Gottes gehandelt haben, der sie dann folgerichtig bestrafte. Dies geschieht nicht zufällig, sondern es fügt sich nahtlos in die Linie der päpstlichen Strategie, die auch an Botschafterkorrespondenzen und den Verhandlungen der Causa Pazzi im päpstlichen Konsistorium nachgewiesen werden kann: Von Anfang an wollte

52 DANIELS, I documenti (Anm. 6), S. 162: *Exurgat Deus et dissipentur inimici eius; et fugiant, qui oderunt eum a facie eius. Sicut deficit fumus, deficiant. Sicut fluit cera a facie ignis, sic pereant peccatores a facie Dei.*

53 Ebd., S. 163.

54 Ebd., S. 164f.

55 Ebd., S. 166.

56 Ebd., S. 172–174.

man Lorenzo als Hauptschuldigen isolieren und von den Florentinern ablösen, und das Pamphlet greift Stimmungen auf, die es in der innerflorentinischen Opposition schon seit langem gab.⁵⁷

Die Figuren, mit denen Sixtus IV. hingegen gleichgesetzt wird, bedienen sich sehr deutlich der althergebrachten Symbolik des päpstlichen Jurisdiktionsprimats und der *Potestas Papae*, bis hin zu Moses. Wie ich an anderer Stelle aufgezeigt habe, geht es dabei auch darum, den florentinischen Bestrebungen zur Appellation an ein Kirchenkonzil entgegenzutreten.⁵⁸ Die Funktion der ‚Dissentio‘ liegt also einmal darin, dass Lorenzo innerhalb der Stadt Florenz diskreditiert werden sollte, mehr noch aber darin, dass die konziliaren Projekte sabotiert werden sollten. Das wird unter anderem daran klar, dass die Kontroversschrift in Basel gedruckt wurde und wohl exklusiv nördlich der Alpen Verbreitung fand.⁵⁹ Aufhorchen lässt in diesem Sinne auch ein Gesandtenbericht darüber, dass päpstliche Legaten, die damals in den Norden gesandt wurden, um Unterstützung bei den europäischen Mächten für den Papst zu erlangen, dort von *differenciis inter sanctissimum dominum nostrum papam et Ytalie ligam subortis* gesprochen haben sollen.⁶⁰ Dabei lag es nahe, Lorenzo als einen betrügerischen kleinen Handelsherrn und parvenühaften Pseudotyranen zu diskreditieren. Und so heißt in der ‚Dissentio‘ denn auch: „Aus welchem Grund also wagt sich die häretische Florentina Synodus, Dich ‚Magnifico‘ zu nennen?“⁶¹ „Lorenzo [...], Dein Haus wird den Menschen verhasst sein, sodass es, obschon einst in großer Magnifizienz, Ruhm und Glanz erstrahlte, nun ins Nichts, in Dreck und Kot geworfen angesehen wird. [...] Wer nämlich verflucht und beschimpft Dich nicht dafür, dass Du diese einst so hervorragende Provinz tyrannisiert hast?“⁶²

Johannes HELMRATH hat in seinen Aufsätzen zu Invektiven anhand Poggio Bracciolinis deutlich auf den kirchenpolitischen Aspekt dieser Kontroversschriften hingewiesen. Auch das hier vorgebrachte Beispiel zeigt exemplarisch, dass kirchliche Konflikte ein bedeutendes Einsatzfeld für Invektivtexte waren.⁶³ Diese weisen viele Elemente auf, die ansonsten bei Invektiven *ad personam* als Angriffspunkte genutzt werden. Darüber hinaus sind sie – wie gesehen – auf genau den kirchenpolitischen Kontext gemünzt.

57 Siehe dazu beispielsweise Alamanno RINUCCINI, *De libertate*, hrsg. v. Francesco ADORNO, in: *Atti e memorie dell'Accademia Toscana di Scienze e Lettere 'La Colombaria'* 22, n. s. 8 (1957), S. 265–303. Siehe aber auch die Ausführungen des Cola Montano in seiner ‚Oratio ad Lucenses‘, ausgewertet in DANIELS, Cola Montano (Anm. 13), S. 149–152.

58 DERS., Sistine Chapel (Anm. 6).

59 Dazu DERS., Buchdruck (Anm. 6).

60 Antwort der Kurfürsten auf die Rede der päpstlichen Gesandtschaft auf der Reichsversammlung von Nürnberg, 15. Oktober 1479. In mehreren Abschriften erhalten, u. a. Straßburg, Archives de la Ville, AA.226, fol. 7r–8r.

61 DANIELS, I documenti (Anm. 6), S. 167.

62 Ebd., S. 169.

63 Dies gälte es mit Blick auf die konziliare Tradition weiter zu erforschen.

Die Zuspitzung des Konfliktes auf eine Opposition zwischen Lorenzo de' Medici und Sixtus IV. brachte es unterdessen mit sich, dass der dargestellte Federkrieg über den kirchenpolitischen Zusammenhang hinaus auch eine Dimension hatte, die Elemente agonaler Invektivität mit sich brachte. Herabsetzung geschieht in den hier vorgestellten Texten einerseits in Bezug auf bestimmte übergreifende Normen: Besonders die der guten Herrschaft, sei es über die Kirche, sei es über ein weltliches Gemeinwesen, aber auch auf persönliche Normen wie Redlichkeit oder Dankbarkeit, aber auch bis hin zum Sexualverhalten. Ähneln sie hier Schriften, die im Zuge von Gelehrtenstreitigkeiten verfasst wurden, so sind sie dennoch aufgrund ihres Funktionszusammenhanges davon abzugrenzen, aber auch aufgrund des Zitatensarsenals, das sich weniger aus Texten der klassischen Antike als vielmehr aus der Bibel, Patristik und dem Kirchenrecht speist (auch damit ließen sich Invektivtexte schreiben!). Texte wie diese sind ferner oft anonymisiert, oft sind sie Produkte nicht eines, sondern mehrerer Autoren. Sie zeigen Kanzleien (und zwar nicht nur die päpstlichen, sondern auch die landesherrlichen) als wahre „Invektivschmieden“.⁶⁴ Die Frage, ob es für die hier angestrebten politischen Zwecke auch derartige Formen agonaler Auseinandersetzung brauchte beziehungsweise ob sie letzten Endes zweckdienlich war oder nicht über das anvisierte Ziel hinausschoss, führt unterdessen wieder auf die (universitäre) und humanistische Gelehrtenkultur zurück. Gerade Becchis Schrift trägt unverkennbar jenen typisch florentinischen Sarkasmus, jener *fiorentinità*, in deren Geist schon in der Zeit des Schismas in einer Wortmeldung in den ‚Consulte e Pratiche‘ behauptet wurde, für Florenz wäre es am besten, es gäbe nicht nur einen, sondern gleich zwölf Päpste.⁶⁵ Becchi ist seine Schrift, wie betont, schlecht bekommen. Und wenn der Autor der ‚Dissentio‘ als Stimme der Papstgewalt dennoch unverhohlen zum Mord aufforderte, so verwundert es nicht, dass manche Leser nördlich der Alpen den Eindruck gewannen, hier spreche ein Papsttum, das sich von seiner spirituellen Aufgabe mehr und mehr entfernte.

64 HELMRATH, Die Invectiva in Felicem antipapam (Anm. 10), S. 361.

65 Peter HERDE, Politik und Rhetorik in Florenz am Vorabend der Renaissance. Die ideologische Rechtfertigung der Florentiner Außenpolitik durch Coluccio Salutati, in: Archiv für Kulturgeschichte 47 (1965), S. 141–220, hier S. 187.

Lorenzo Valla gegen Poggio Bracciolini

Die Rezeption des ‚Antidotum in Pogium‘ im 16. Jahrhundert

Abstract The ‘Antidota in Pogium’ against Poggio Bracciolini are probably Lorenzo Valla’s most vehement invectives and therefore did not always meet with the approval of contemporary readers and publishers. In the 16th century, they were sometimes censored and offered as textbooks or even regarded as a cautionary rhetorical example. In the Reformation period, although the excerpt of the ‘Secundum antidotum’ about the Inquisition’s trial of Valla was appreciated, the pamphlet in its entirety received rather limited interest. After considering the reception of the ‘Antidotum’, this article reflects on the meaning of the rhetorical vehemence in the invectives against Poggio. Scommatic language and the art of *vituperatio* should not be devalued by being seen as a frivolous or purely vituperative game. On the contrary, they correspond to the Vallian ideal of a free language that must never be subject to dogmatism.

Zusammenfassung Die ‚Antidota in Pogium‘ gegen Poggio Bracciolini sind vermutlich Lorenzo Vallas heftigste Invektiven und fanden zeitgenössisch daher nicht immer die Zustimmung von Lesern und Verlegern. Im 16. Jahrhundert wurden sie teilweise zensiert und so als Lehrbücher angeboten oder sogar als abschreckendes rhetorisches Beispiel angesehen. In der Reformationszeit wurde zwar der Ausschnitt des ‚Secundum antidotum‘ über den Prozess der Inquisition gegen Valla geschätzt, das Pamphlet in seiner Gesamtheit erfuhr allerdings eher ein beschränktes Interesse. Nach einer Betrachtung der Rezeption des ‚Antidotum‘ wird in diesem Artikel über den Sinn der rhetorischen Heftigkeit in den Invektiven gegen Poggio nachgedacht. Die scommatische Sprache und die Kunst der *vituperatio*

Kontakt

Alessio Patané M. A.,
Università di Firenze,
Dottorato di ricerca in storia,
tradizione e critica dei testi nel
Medioevo e nel Rinascimento,
via della Pergola 60, 50121 Firenze,
alessio.patane@unifi.it
 <https://orcid.org/0000-0003-2018-9819>

dürfen nicht als ein albernes oder rein schmähhliches Spiel abgewertet werden. Im Gegenteil, sie entsprechen dem valianischen Ideal einer freien Sprache, die nie einem Dogmatismus unterworfen sein darf.

Dass Lorenzo Valla seinen polemischen Schriften hohe Bedeutung beimaß, geht deutlich aus dem Vorsatz hervor, das ‚Antidotum in Facium‘ und die ‚Raudensiane Note‘, d. h. die Schmähchriften gegen Bartolomeo Facio und Antonio da Rho, einheitlich mit den ‚Elegantie‘ herauszugeben.¹ Solche Invektiven boten Valla die Möglichkeit, seine Meinung in Bezug auf gelehrte, sprachliche und ethische Fragen zu verteidigen, um die Richtigkeit seiner methodischen Grundsätze zu bestätigen. Im ‚Secundum antidotum in Pogium‘, dem letzten Pamphlet von Valla gegen seinen Erzfeind Poggio Bracciolini,² wird das Prinzip der Autorenschaft mit Stolz unterstrichen:

Nam licet in libris quos ex nobis ipsis componimus illa Greci auctoris abest utilitas que ex transferendo comparatur, quanti tamen simus et quantum in dicendo valeamus multo magis ita cognoscimur: illic enim cutis quedam, ut sic dicam, et candor orationis duntaxat noster est, hic etiam sanguis, color, pulchritudo, vires, velocitas et cetere bene componendi tanquam corporis dotes. Que dotes si corpori orationis mee affuerint, queso ut apud te libri quibus dignitatem meam tueor, quos tibi dicavi, tantundem e greco traductionis, ut dixi, compensent (f. 79v).³

-
- 1 Darüber gibt Valla selbst in einem Brief an Giovanni Tortelli Auskunft (vgl. L. Valla, *Epistole*, hrsg. v. Ottavio BESOMI u. Mariangela REGOLI, Padova 1984, S. 331 und 350).
 - 2 Die anderen Pamphlete Vallas gegen Poggio Bracciolini sind das ‚Antidotum primum‘ und der ‚Apologus‘, die jeweils von Ari WESSELING und Salvatore I. CAMPOREALE herausgegeben wurden (L. Valla, *Antidotum primum, la prima apologia contro Poggio Bracciolini*, hrsg. A. WESSELING, Assen/ Amsterdam 1978. S. I. CAMPOREALE, *Lorenzo Valla, Umanesimo e Teologia*, Firenze 1972, S. 373–534. Eine neue Ausgabe des ‚Apologus‘, welche aber die von Camporeale nicht ersetzen kann, ist: L. Valla, *Apólogo contra Poggio Bracciolini (1452)*, Poggio Bracciolini: *Quinta invectiva contra Lorenzo Valla (1453)*, hrsg. Virginia BONMATÍ SANCHEZ, León 2006. Das ‚Secundum antidotum‘ wurde bisher meistens in der Herausgabe der ‚Opera Omnia‘ gelesen (L. Valla, *Opera Omnia. Con una Premessa di Antonio GARIN*, Torino 1962 [= Basilea 1540], S. 325–366). An einer neuen kritischen Edition arbeite ich gerade.
 - 3 Wie aus diesem Beitrag weiter unten hervorgeht, weist die Herausgabe der ‚Opera Omnia‘ viele Mängel auf. In Erwartung der neuen Edition zitiere ich aus der autographischen Handschrift von Valla, d. h. Paris, BnF, lat. 8691, die auf der Webseite gallica.bnf.fr digitalisiert ist: <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/btv1b100323709.r=antidotum%20in%20poggium?rk=85837;2>. Hier folgt die Übersetzung des zitierten Abschnitts: ‚Den von uns selbst verfassten Büchern mangelt es zwar an Nutzen, der einzig dem griechischen Autor gehört und vom Übersetzer wiedergegeben wird. Sie erlauben aber weit besser zu wissen, wie viel wir wert sind und wie eloquent. Im Falle von Übersetzungen gehört uns nur die Außenseite der Haut sozusagen und die Klarheit des Diskurses, während im Falle von unseren eigenen Werken uns auch das Blut, die Farbe, die Schönheit, die Stärke, die Schnelle gehören, sowie andere Eigenheiten, die notwendig sind, einen ‚Körper‘ – sagen wir mal – angemessen zusammzusetzen. Wenn diese Eigenschaften

Der Humanist bezieht sich hier auf die Übersetzungen von griechischen Historikern ins Lateinische, die Papst Nikolaus V. bei ihm in Auftrag gegeben hatte und die er momentan unterbrach, um sich dem ‚Antidotum‘ völlig widmen zu können.⁴ Der Nachdruck des Zitats muss aber nicht bloß als eine situationsbedingte Rechtfertigung dem Papste gegenüber interpretiert werden. Valla weist auf die literarische Dignität der apologetischen Literatur hin, wobei er als Autor in jeder Hinsicht herausfordert wird und seine Tüchtigkeit und Originalität am besten beweisen kann. Ein eigenes Werk – fügt er hinzu – muss wie ein lebendiger Körper aussehen, den der Autor mit allen notwendigen Einzelteilen ausstatten wird: Nicht nur der *candor orationis* muss da sein bzw. die Brillanz der Ausdrucksform, was besonders wichtig in einer Übersetzungsarbeit ist, sondern auch der *sanguis* und der *color*. Verschiedenen Eigenschaften müssen daher amalgamiert werden, um die Heterogenität und dennoch gleichzeitig den Zusammenhang einer ausgeklügelten rhetorischen Rede darzustellen.

Obwohl die Auseinandersetzung mit Poggio durch private Rivalitäten entstand, gelangten die vallianischen Invektiven zu kultureller Bedeutung und sprachen neben dem engeren Kreis der Freunde Vallas, die sie befürwortet hatten, sogar den Papst und die Gesamtheit der geistigen Gemeinschaft an.⁵ Salvatore I. CAMPOREALE, dessen „Lorenzo Valla, Umanesimo e Teologia“ noch heute von unerlässlicher Bedeutung bleibt, um die historischen und kulturellen Anliegen dieser humanistischen Debatte zu verstehen, unterstrich den öffentlichen Status und die weite Verbreitung der Debatte, an der sowohl berühmte Figuren als auch ganz normale Studenten beteiligt waren.⁶ Ebenfalls im ‚Secundum antidotum‘, und zwar im apologetischen Exkurs über den Inquisitionsprozess, spricht Valla nicht nur seine Mitmenschen an, sondern auch die zukünftigen Leser, denen das echte Verständnis der Prozessereignisse anvertraut wird: *Non licet apertius loqui: forte erunt qui haec intelligent* (f. 99r).⁷ Gegen Valla wurde

im ‚Körper‘ meines Diskurses anwesend sind, bitte ich, dass diese an dich gewidmeten Bücher, mit denen ich meine Ehre verteidige, für die Übersetzung aus dem Griechischen entlohnen können.“

- 4 Wie Valla selbst erklärt (‚Secundum antidotum‘, f. 86r), hatte er zuerst die Übersetzung der ‚Historiae‘ von Thukydides beiseitelassen müssen, als der Streit mit Poggio 1452 entflammte und er mit dem ersten apologetischen Pamphlet beschäftigt war. Im folgenden Jahr, da die Polemik immer noch ungelöst war, schob er auch einen weiteren Auftrag auf, d.h. die Übersetzung von Herodot, auf der im Zitat implizit Bezug genommen wird. Vgl. Valla, *Antidotum primum* (Anm. 2), S. 23. Über die vallianischen Übersetzungen von griechischen Historikern siehe insbesondere: Marianne PADE, *La traduzione di Tucidide. Elenco die manoscritti e bibliografia*, in Mariangela REGOLIOSI, *Publicare il Valla*, Firenze 2008, S. 437–454. Stefano PAGLIAROLI, *L'Erodoto del Valla*, Messina 2006.
- 5 Vittorio ROSSI beschrieb die Auseinandersetzung zwischen Valla und Bracciolini als die Wichtigste des fünfzehnten Jahrhunderts und betonte dabei den programmatischen Charakter und den Übergang von einer ‚umanesimo impressionista‘ zu einem ‚umanesimo scientifico‘: „In essa sono, benché ombrate di personali risentimenti, le tracce di tutto un rivolgimento degli studi“, in: Vittorio ROSSI, *Il Quattrocento*, Milano 1938, S. 61.
- 6 Vgl. CAMPOREALE (Anm. 2), S. 328–403.
- 7 „Es ist nicht möglich offener zu sprechen. Einige werden vielleicht kommen, die das alles verstehen werden.“

1444 in Neapel gerichtlich vorgegangen und noch neun Jahren später war er – wie es scheint – gezwungen, sensible Informationen wegzulassen oder zu verschleiern.⁸ Dabei betraf die Selbstzensur die Namen herausragender Figuren des aragonesischen Klerus und sein eigenes Pamphlet über die konstantinische Schenkung („De falso credita et ementita donatione Constantini“), was ein weiterer Grund war, sich zu empören. Während der Reformationszeit weckten diese Themen natürlich Interesse, wie aus einer Herausgabe des Pamphlets (1522) hervorgeht, die nur den Teil enthielt, der dem Inquisitionsprozess gewidmet ist.⁹

Obwohl das ‚Antidotum‘ gegen Poggio (das ‚Antidotum primum‘ und das ‚Secundum antidotum‘) weit außerhalb der italienischen Grenzen verbreitet war und gelesen wurde, wurde sein programmatischer und ästhetischer Wert allerdings nicht immer und nicht ganz erkannt. In diesem Beitrag wird über den Erfolg der vallianischen Schrift im 16. Jahrhundert nachgedacht, um besser nachzuvollziehen, welche Inhalte und Komponenten am meisten geschätzt wurden, welche übersehen wurden und demzufolge, mit welcher Textform das Pamphlet uns übermittelt wurde.

Zwischen 1452 und 1453 schrieb Valla den ‚Apologus‘, einen Dialog in zwei Akten, in denen er zuerst eine Briefsammlung Poggios in grammatikalischer Hinsicht kritisiert und im zweiten Teil das im dritten Buch der ‚Historia tripartita convivalis‘ debattierte Thema über den Zusammenhang zwischen der Sprache der Antike und dem literarischen Latein behandelt.¹⁰ Das Werk wurde nach dem ‚Antidotum primum‘ geschrieben, aber unvollständig gelassen, denn die Abfassung wurde abrupt unterbrochen, als die zweite gegenvallianische ‚Oratio‘ von Poggio den römischen Humanisten erreichte. Dann beschloss Valla sofort, sich einem neuen apologetischen Werk (das ‚Secundum antidotum‘) zu widmen, um den Gegner definitiv zum Schweigen zu bringen.

Trotz der Unvollständigkeit hatte der ‚Apologus‘ einen großen Verlagserfolg mit 29 Ausgaben seit der *editio princeps* im Jahr 1479 bis 1577. In der *editio princeps* erschien das *opusculum* allein, während es später immer zusammen mit anderen vallianischen Schriften herausgegeben wurde. Komischerweise erschien es nur wenige Male (insgesamt acht Ausgaben) zusammen mit dem ‚Antidotum‘, obwohl die zwei

8 Siehe dazu insbesondere: Ditlev Gothard MONRAD, Laurentius Valla und das Konzil zu Florenz, aus dem Dänischen von Alexander MICHELSEN, Gotha 1881, S. 178–221. Girolamo MANCINI, Vita di Lorenzo Valla, Firenze 1891, S. 181–193. Gianni ZIPPEL, La „Defensio quaestionum in philosophia“ di Lorenzo Valla e un noto processo dell’Inquisizione napoletana, in: *Bullettino dell’Istituto storico italiano per il Medio Evo e Archivio muratoriano* 69 (1957), S. 319–347. DERS., L’autodifesa di Lorenzo Valla per il processo dell’Inquisizione napoletana, in: *Italia medioevale e umanistica*, 13 (1970), S. 59–94. Giovanni DI NAPOLI, Lorenzo Valla. Filosofia e religione nell’umanesimo italiano, Roma 1971, S. 279–312. Riccardo FUBINI, *L’umanesimo italiano e i suoi storici*, Firenze 2001, S. 136–162.

9 Der Druck wurde mit dem Titel ‚Calumnia theologica‘ in Straßburg veröffentlicht. Vgl. Marielisa ROSSI, Il censimento delle edizioni a stampa, in: REGOLIOSI (Anm. 4), S. 188. Der Herausgeber ist der deutsche Protestant Ulderich Morhart. Siehe die „Allgemeine Deutsche Biographie“, XXII, Leipzig 1885, S. 234–236.

10 Siehe CAMPOREALE (Anm. 2).

Werke eng miteinander verbunden sind.¹¹ Einerseits beruht der größere Erfolg des ‚Apologus‘ auf der höheren Würdigung des dialogischen Genres und auf einfacher Lesbarkeit einer monographischen Abhandlung im Vergleich zur Vielfältigkeit des ‚Antidotum‘; andererseits bestand im fünfzehnten Jahrhundert vermutlich kein Interesse an der rein polemischen Komponente der Debatte und es war leicht, das ‚Antidotum‘ lediglich als eine obsoletere Schmährede einzuschätzen. Das ist beispielsweise den Wörtern des französischen Herausgebers Jodocus Badius zu entnehmen, der in der Dedikationsepistel eines vallianischen Drucks die Entscheidung begründet, die Schriften gegen Poggio weggelassen zu haben:¹²

Potius autem ad eos concesserimus qui annotationes Vallae nostri in Antonium Raudensem, confutationem in Benedictum Morandum et invectivas – aut verius recriminationes – in Pogium ad hoc opus accedere iusserint. Verum cum multa in eis nihil ad studiosorum eruditionem sed ad solius auctoris purgationem offenderemus, atque ea quae usui forent fere in his de elegantia libris comprehendi sciremus, non placuit tantam farraginem huc asciscere.¹³

1510 gab Badius nochmals denselben Druck mit der Hinzufügung der ‚Annotationes in Antonium Raudensem‘ und des ‚Apologus‘ – aber ohne das ‚Antidotum‘ – heraus¹⁴ und stellte klar:

Quia tamen in annotatis in Raudensem et in scommate in Pogium non solum qui loquamur, sed etiam qui non loquamur, id est barbaram illorum sartagine[m] devitare docemur, duo illa opuscula hisce libris adiecimus.¹⁵

11 In der autographischen Handschrift und allgemein in der handschriftlichen Tradition ist der ‚Apologus‘ nie von den zwei ‚Antidota‘ getrennt, vgl. Francesco LO MONACO u. Mariangela REGOLIOSI, I manoscritti con opere autentiche di Lorenzo Valla, in: REGOLIOSI (Anm. 4), S. 67–97. In einer Stelle des zweiten ‚Antidotum‘ bezieht sich Valla sowohl auf das ‚Antidotum primum‘ als auch auf den ‚Apologus‘ als vorherige Schriften gegen Poggio, die alle Papst Nikolaus V. gewidmet wurden (f. 79v). Derselbe Abschnitt wird auch von CAMPOREALE erwähnt (Anm. 2), S. 473.

12 Vgl. Philippe RENOARD, Bibliographie des impressions et des oeuvres de Josse Badius Ascensius, imprimeur et humaniste, 1462–1535, III, Paris 1908, S. 326.

13 „Wir hätten aber gerne denen zugestimmt, die angeordnet hätten, die ‚Annotationes in Antonium Raudensem‘, die ‚Confutatio in Benedictum Morandum‘ und die Invektiven bzw. die ‚Klagen‘ Vallas gegen Poggio zu diesem Druck zu ergänzen. Da allerdings in ihnen viel gefunden wurde, was nicht auf die Gelehrsamkeit der Wissenschaftler zielt, sondern nur auf die Rechtfertigung des Autors und wir auch wissen, dass, was da drinnen steht, was nützlich ist, ungefähr auch in den ‚Elegantie‘ vorhanden ist, bevorzugten wir dann, ein solches Durcheinander wegzulassen.“

14 Vgl. Rossi (Anm. 8), S. 177. Der Druck ist auf Google Books als Digitalisat vorhanden: https://books.google.it/books/about/Laurentii_Valle_de_lingua_latina_quam_op.html?hl=nl&id=PfRBAAAACAAJ&redir_esc=y.

15 „Da uns allerdings durch die ‚Annotationes‘ gegen Antonius Raudensis und durch die Klatzsereien gegen Poggio nicht nur gezeigt wird, was wir sagen dürfen, sondern auch, was zu

Wie es scheint, ist der französische Verleger – dessen *praefatio* den Titel „Jodocus Badius Ascensius studiosae iuventuti“ nicht zufällig trägt – nur an pädagogischen Faktoren interessiert. Durch die Verbreitung der ‚Elegantie‘ als Schultext wurde Valla auf jeden Fall sehr berühmt im 15. Jahrhundert, aber eher als *grammaticus*, während die kulturelle Bedeutung seines Denkens beiseitegelassen wurde.¹⁶ Ein solcher Ansatz geht auch aus den Drucken der ‚Antidota‘ hervor. Die beiden apologetischen Stücke zusammen mit dem ‚Apologus‘ erschienen erstmals 1490 in Siena und wurden dann weitere sechs Mal veröffentlicht. Damit eingeschlossen ist der im Jahr 1540 erschienene Druck der ‚Opera Omnia‘, wodurch der Text des ‚Antidotum‘ endgültig festgelegt wurde und bis in unsere heutige Zeit gelesen wird.¹⁷

Wie bereits von Ari Wesseling, Herausgeber vom ‚Antidotum primum‘, bemerkt wurde, fehlt in einigen Ausgaben und auch in den ‚Opera Omnia‘ der letzte Teil des ‚Secundum antidotum‘, in dem einige besonders vulgäre Fazetien Bracciolinis von Valla erwähnt und kommentiert wurden, um die Sittenverderbtheit Poggios aufzudecken;¹⁸ als Ersatz dafür wurde ein mit dem Stil des Autors anscheinend übereinstimmender Abschnitt ergänzt, womit die Entscheidung begründet wird, die Zitate weglassen zu wollen. Ein Exzerpt dessen lautet:

At vero causa mea melior, credo, futura est meliusque audiam apud eos precipue quibus caste instituende iuventutis cura mandata est, in quorum manus hec nostra fortasse venient, si impudentis, si flagitiosi hominis, si denique bonorum morum corruptoris obscoenitatem taciturnitate vela-vero. Obscoenitatem, dico, in fabellis illius, quam debeant optimi cuiusque aures repudiare.¹⁹

vermeiden ist, und zwar das grobschlächtige Wortgekreisch von ihnen zu vermeiden, haben wir die zwei Pamphlete zu diesen Büchern ergänzt.“

- 16 Vgl. Clementina MARSICO, Nell’officina di Josse Bade: la pubblicazione delle „Elegantie“, in: *Bibliothèque d’Humanisme et Renaissance* 77 (2015), S. 133–159. Mariangela REGOLIOSI, Tematiche preriformistiche nell’opera di Lorenzo Valla, in: Susanna P. RAMBALDI (Hg.), *Verso la Riforma. Criticare la chiesa, riformare la chiesa (XV–XVI secolo)* (Collana della società di studi valdesi 42), Turin 2019, S. 56–59.
- 17 Daraus stammt die anastatische Edition des Jahres 1961: Valla, „Opera omnia“, con una premessa di Eugenio GARIN, Torino 1961.
- 18 Vgl. Ari WESSELING, Per l’edizione del secondo „Antidotum“ contro Poggio Bracciolini, in: Ottavio BESOMI u. Mariangela REGOLIOSI (Hg.), *Lorenzo Valla e l’umanesimo italiano. Atti del convegno internazionale di studi umanistici* (Parma 18–19 ottobre 1984), Padova 1986, S. 134–139.
- 19 „Trotzdem wird meine Begründung – wie ich vermute – als besser erscheinen und ich werde um so mehr von denen gelobt, denen die Aufgabe übertragen wurde, die jungen Leute zu erziehen. Sie werden vielleicht meine Schriften lesen, wenn ich die Obszönität jenes unverschämten, schamlosen Menschen, Verderbers der guten Sitten, weglassen. Die Obszönität – ich meine – seiner Märchen, die alle Guten verstoßen sollen“ (*Opera*, c. 365).

Wie ich philologisch in einem kürzlich erschienenen Beitrag bewiesen habe, wurden weder die Auslassung noch der Ersatztext von Valla vorgenommen resp. eingefügt.²⁰ Es ist in dieser Hinsicht ausreichend zu wissen, dass die zitierten Fazetien in allen Handschriften, einschließlich des Autografs, vollständig vorhanden sind, während das als Ersatz hinzugefügte Stück sich nur in Editionen aus dem 16. Jahrhundert lesen lässt. Die *varia lectio* ist demzufolge der Zensur eines Herausgebers zuzuschreiben, und zwar Robert Estiennes, eines weiteren französischen Verlegers, der, genau wie Badius, besonders auf die Ansprüche von Lehrern und Schülern achtete;²¹ er – und nicht Valla – zeigt sich um die im Abschnitt erwähnte *iuventus instituenda* besorgt.

Wegen der Zensur wurde die Möglichkeit verwehrt, das Pamphlet dem Autorenwunsch entsprechend zu lesen, während dem ‚Antidotum‘ sogar die abschließende Klimax entzogen wurde. Eben im Schlussteil gelang es Valla, den Gegner an den Pranger zu stellen, indem er den Lesern Poggios eigene Worte vorlegt. Die Fazetien sind natürlich tendenziös dargestellt, aber Valla beweist die Fähigkeit, mit Poggios farbiger Sprache zu spielen. Um den Scharfsinn und die Freimütigkeit des Humanisten besser einzuschätzen, ist es hier nützlich, mindestens ein Beispiel zu nennen:

„Florentinus quidam habebat domi iuvenem, qui filios litteras doceret. Is, diutina consuetudine primo ancillam, tum nutricem, deinde patronam, postremo etiam discipulos cognovit. Hoc cum rescisset pater – erat enim homo perfacetus – vocare [sic] in secretius cubiculum iuvenem: ‚Postquam – inquit – omnes meos subegisti, quod tibi vertat bene, ne quis excipiat hac sorte – inquit – et me quoque subagites volo.‘“ En probitas senis! En oratoria sanctitas! Ex tua ista loquendi impudentia dignus es, Podi, ut te sentiamus illum ipsum quem memoras Florentinum fuisse, qui et homo perfacetus in tali genere es et preceptorem filiorum domi iuvenem ἀκόρητον et ancillam et nutricem et – ut tuo utar verbo – patronam habes²² (f. 105r).

20 Vgl. PATANÉ, Schede per il Secundum antidotum in Poggio, in: *Moderni e antichi* 2 (2020), S. 7–25.

21 Vgl. Martine FURNO, Robert I Estienne imprimeur, in: Bénédicte BOUDOU, Judit KECSKEMÉTI u. Martine FURNO, Robert et Charles Estienne: des imprimeurs pédagogues, Turnhout 2009, siehe insbesondere S. 22–24.

22 „Bei einem Florentiner wohnte ein junger Mann als Lateinlehrer seiner Söhne. Wegen des täglichen Umgangs schlief er zuerst mit der Dienerin, dann mit der Hausherrin und schließlich auch mit den Kindern. Nachdem das vom Vater – einem sehr humorvollen Menschen – herausgefunden wurde, beorderte er ihn zu einem gut versteckten Zimmer und sagte: ‚Nachdem du alle meine Angehörigen unterworfen hast, will ich, dass du mich auch unterwirfst, damit niemand davon ausgeschlossen wird.‘“ Na, die Herzengüte eines alten! Na, was für eine Sprachreinigkeit! Oh Podius, dank deiner Vulgarität verdienst du, mit dem Florentiner des Märchens identifiziert zu werden, denn auch du bist ein sehr humorvoller Mensch in solchen Dingen und auch bei dir wohnt ein junger unstillbarer Lehrer deiner Söhne sowie eine Dienerin, ein Kindermädchen und eine Hausherrin – ‚patrona‘ wie du sagst.“

Die Ausdrucksfreiheit ist ein unabdingbarer Bestandteil des polemischen Diskurses, der dadurch als ‚lebendiger Körper‘ erscheinen kann. Im Gegensatz dazu werden die schamlose Ausdrucksweise und die Anklagen von Poggio als platt und vergeblich angesehen:

Et aliis deinceps multis conviciis exclamas, Pogi, proclamas, inclamas, succlamas, reclamas, increpas, concrepas, crepas. Istud est tympano pugnare, non gladio. At ego te gladio meo detracta tibi ista hircina pelle ex tympanista tympanum faciam.²³

Gladio pugnare heißt Valla zufolge, sich miteinander auf der Ebene der Inhalte, der Tatsachen oder zumindest der Wahrscheinlichkeit, d. h. auf der Ebene der Rhetorik, auseinanderzusetzen. Das gilt nicht nur für gelehrte Abhandlungen, sondern auch für Stellen, die rhetorisch weniger elegant und beherrscht aussehen können wie im Fall von Retourkutschen und Ausbrüchen. Aufgrund der Anklage, ein Päderast zu sein, wünscht Valla seinem Ankläger beziehungsweise dessen Söhnen den Tod. Allerdings achtet er darauf, eine solche Verdammnis schlau zu begründen:

Tam alienus ab isto flagitio ut, si adversus illud censores creandi forent, ego inter primos in veste candida eum magistratum petere ausim, etiam hac lege proposita, ut, si qua de candidato unquam fuisset vel minima suspitio, petere non liceret [...]. Sed quoniam hoc crimen – ut nunc tempora sunt corrupta! – vel sola accusatione, sine ullo testimonio, movet suspensionem, cogor te hoc modo devovere: hoc tu sicut impudentissime ac scelestissime de parentibus ac liberis es mentitus, ita brevi aut liberi tui de tuo obitu, aut tu de illorum queri possis! (f. 94r).²⁴

Nachdem die Schwere der Anklage betont wird, kann der Humanist sich überzeugend als verleumdet und geschädigt hinstellen. Ebenfalls geschädigt seien aber implizit auch die angeblichen Opfer, d. h. die Schüler und ihre Eltern, um die Valla sich kümmere,

23 „Nachher, Poggius, lehnt du dich mit vielen anderen Anklagen auf und schreist, johlst, protestierst, widersetzt dich, lärmst, polterst, brüllst an! Das heißt, mit der Pauke zu kämpfen – nicht mit dem Degen! Allerdings, nachdem ich deine Ziegenhaut mit meinem Degen geschält haben werde, werde ich dich von einem Paukisten auf eine Pauke wechseln!“ Vgl. Valla, *Antidotum primum* (Anm. 2), I 53, S. 96. Ähnliche Abschnitte lassen sich auch weiter in den beiden ‚*Antidota*‘ lesen.

24 „Ich bin so weit von dieser Schändlichkeit entfernt, dass, wenn Behörden gegen diese strafbare Handlung erannt würden, ich selbst – makellos unter den Ersten – wagen würde, nach dieser Stellung zu streben, und ich würde das ebenso machen, selbst wenn die Beschränkung vorliegen würde, dass es dem Kandidaten im Falle des kleinsten Verdachts untersagt wäre, die Stellung innezuhaben [...]. Da allerdings die Anklage an sich auch ohne Zeugen – ach, verkommene Zeiten sind das! – den Verdacht erregt, bin ich gezwungen, dich folgendermaßen zu verdammen: Wie du vor den Eltern und vor den Schülern am unverschämtesten und am frevelhaftesten gelogen hast, mögest auch du baldigst den Tod deiner Söhne bedauern oder sie den deinen!“

während er auf Poggio flucht. Daher erweist sich Vallas Trachten nach Poggios Tod als äußerst heftig, aber immer noch versteckt genug und einigermaßen gerechtfertigt aufgrund der Parallelität zwischen Poggio und den Eltern der Schüler beziehungsweise zwischen Poggios Söhnen und den Schülern.

Kurz danach wird die Verurteilung gegen Poggio von einem Aufruf zur göttlichen Gerechtigkeit bekräftigt:

Istarum fabularum si vel unum verbum veritate nititur et si non omnia ex eadem sentina unde obscenissimas confabulationes prompsisti, precor sepius – habeo necesse ad divinam recurrere vindictam – ut non unum in te deus, sed multiplex edat exemplum. Sin verum locutus es, quod tibi imprecor in me retorqueat; item, si ego quippiam sum mentitus, vel si in hoc quoque mentiar (f. 94r).²⁵

Auch hier lässt sich der argumentative Zusammenhang aufzeigen. Natürlich ist Valla sich der Bedeutung der Wortwahl ganz bewusst und es gelingt anhand von der logischen Konsistenz, Schmähungen präzise abzuwägen. Die Richtigkeit einer auf Rhetorik und Philologie aufgebauten Methode wird daher nicht nur auf der kulturellen Ebene bewiesen, sondern auch durch die ‚Qualität‘ des schmähdlich-apologetischen Diskurses, und zwar durch die rhetorische Vollkommenheit des Pamphlets an sich. Dies wird ersichtlich, als Valla auf den weiteren Vorwurf antwortet, an einer Prügelei beteiligt gewesen zu sein. Poggios Worte werden sozusagen akribisch philologisch analysiert und zahlreiche Widersprüche lassen sich dadurch feststellen:

Quia pugna sua ipsi cum Trapezuntio a me exprobrata est, ideo similem mihi, sed, ut superior esset, turpiorem voluit obicere cum Alfonso quodam equestris ordinis; nec addidit cognomen [...] non saltem patriam [...] satis fuit dicere strenuum qui me humi prostravit, quod Podio in illa sua pugna non contigit. Quia dixi eum pugnasse in curia, fecit me item ipse in curia pugnans, sed nescio quare curiam regiam voluerit esse pulverulentam! Quia ipsi pugnis egerunt, addidit mecum actum esse et calcibus et – ne singula enumerem – quia papa ipsius pugnos non neglexit, dixit regem neglexisse meos (f. 94v).²⁶

25 „Falls sich auch nur ein einziges Wort dieser Märchen auf die Wahrheit bezieht und falls du alle Anklagen gegen mich nicht aus derselben Kloake herausgezogen hast, aus der du deine schändlichen Fazetien herausgezogen hast, bitte ich umso mehr, – zwangsläufig muss ich die göttliche Rache anrufen – dass Gott dich nicht nur einmal, sondern mehrmals straft. Falls du aber die Wahrheit gesagt hast, möge das auf mich zurückfallen, was ich dir wünsche. Möge dasselbe gelten, wenn ich einigermaßen gelogen habe oder wenn ich auch in dieser Hinsicht lüge.“

26 „Da sein Streit mit Trapezuntius von mir kritisiert wurde, wollte er mir etwas Ähnliches aber Unehrenhafteres vorwerfen, damit er wie der Sieger aussehen würde. Daher spricht er von einem Ritter, der Alfonso heißt, aber er erwähnt keinen Nachnamen [...] kein Ursprungsland. [...] Es reichte, sich darauf zu beziehen, dass er kräftig war, der mich niederschlug – was Poggio

Vallas eigentümliche polemische Veranlagung und Unehreerbietigkeit einigen *auctoritates* gegenüber brachten allerdings Leser und spätere Verleger oft in Verlegenheit. Das ist beispielsweise in einem Brief von Erasmus an Christopher Fischer festzustellen, der als Vorwort in einer von Badius herausgegebenen Edition der ‚Annotationes in Novum Testamentum‘ hinzugefügt wurde.²⁷ Erasmus bezieht sich auf die Auseinandersetzung zwischen Valla und Bracciolini, um die *mordacitas* Vallas aufgrund des von ihm erreichten Verdiensts um die Kultur und den katholischen Glauben zu rechtfertigen. Die Notwendigkeit einer solchen Rechtfertigung muss vermutlich durch das Fortbestehen von Vorurteilen gegen den italienischen Humanisten gefunden werden:

Sunt enim qui – quod est nimis profecto ridiculum – nihil quicquam de Valla didicerunt nisi quod est mordaculus [...]. Cur non potius leve vitium tot virtutibus compensamus? Imo cur ingrati necessariam libertatem maledicentiae titulo depravamus?²⁸

In einer anderen Dedikationsepistel desselben Drucks stellt sich Badius, der Herausgeber, auf die Meinung von Erasmus ein: *Ut enim nullius aequae censentis invidiam, ita studiosorum omnium non infamam et gratiam et benevolentiam meruit.*²⁹ In einem letzten Paratext beziehungsweise in einem Epigramm Badius' gibt es noch Platz, eine Kritik in Vallas Richtung anzudeuten: *Plura tamen doctus cum primis Valla tulisset/Si mordax sanctis abstinuisset avis.*³⁰

Nach einigen Jahren schien Erasmus selbst etwas von seinem ehemaligen Lob subtrahieren zu wollen, denn auch er weist auf die veraltete Wesensart von Schmäherden hin:

Fervebant olim Laurentii Vallae, hominis (quod negari non potest) eruditi iuxta ac facundi, cum Poggio digladdationes. Huius paene solas Elegantias

in seinem Streit nicht passierte. Da ich sagte, dass sein Streit in der Kurie stattfand, hat er sich vorgestellt, dass ich auch in der Kurie gekämpft habe. Trotzdem kann ich mir nicht vorstellen, wie er behaupten kann, dass die Kurie staubig sei! Da er und Trapezuntius mit Fäusten aufeinander eingeschlagen haben, behauptet er, in meinem Streit seien auch Tritte gegeben worden und – zusammenfassend –, da der Papst seinen Streit nicht vergaß, behauptet er, der König habe meinen nicht vergessen.“

27 Siehe Percy Stafford ALLEN (Hg.), *Opus epistolarum Des. Erasmi Roterdami*, I, Oxford 1906–1958, S. 406–412.

28 „Es gibt einige, die – was auf jeden Fall lächerlich ist – nichts über Valla lernten, außer dass er etwas bissig ist [...]. Warum balancieren wir nicht einen kleinen Tadel mit vielen Tugenden aus? Warum verkennen wir undankbar die erforderliche Sprachfreiheit, indem wir sie Verleumdung nennen?“ Vgl. RENOARD (Anm. 11), S. 344.

29 „Wenn man angemessen beurteilen möchte, hat er [Valla] keine Feindseligkeit verdient, sondern die hohe Anerkennung und Gewogenheit aller Gelehrten.“ Vgl. RENOARD (Anm. 11), S. 345.

30 „Hätte sich der bissige Valla von den alten Heiligen ferngehalten, hätte er, der am gelehrtesten war, mehr erreicht.“

habemus in manibus neque quicquam magis hodie friget apud nos quam in quo illi tum maxime calebant.³¹

Von diesem Ansatz unterscheidet sich Christoph von Carlowitz, Freund von Erasmus und Herausgeber einer wichtigen Edition des ‚Antidotum‘, die 1527 bei Hero Fuchs in Köln verlegt wurde.³² Der damals zwanzigjährige Herausgeber verbesserte sorgfältig zahlreiche Stellen, die in den vorherigen Drucken verfälscht worden waren. Alle Korrekturen wurden von den späteren Verlegern übernommen, obwohl der Schluss des ‚Secundum antidotum‘ – wie schon gesagt – ab dem Druck von Estienne (1529) zensiert wurde. Kritische Apparate und Paratexte von von Carlowitz wurden auch übernommen. Dazu gehört eine Dedikationsepistel, in der er seine Gedanken äußerte. Im Gegensatz zu den bereits erwähnten Verlegern unterstrich er weder die pädagogische Komponente des vallianischen Pamphlets, noch hatte er vor, die Vorurteile über Valla abzubauen. Anscheinend unabhängig von dem ‚Antidotum‘ werden im Allgemeinen die Gründe für den rhetorischen Verfall analysiert. Zur Zeit der Römischen Republik, als die epideiktische Redegattung den größten Aufschwung erlebte, berücksichtigte die schulische Erziehung tiefgehendes Lernen der Grammatik und Probetests in Bezug auf Reden, einschließlich der *confutatio* und der *vituperatio*, wie von Carlowitz ohne Verlegenheit andeutet:

Ubi enim, inquam, in schola vel nomina progymnasmatum illorum agnoscimus, quibus quondam adolescentes ad dicendi facultatem praeparari solebant, ut vel narrationem aliquam conderent vel confirmarent refellerentve aliquid vel laudarent claros viros improbosque vituperarent vel compararent inter se aut bonos, uter melior, aut malos, uter deterior, vel locos communes in virtutes aut vitia meditentur [...]?³³

-
- 31 „Einmal glühten die Streitigkeiten zwischen Laurentius Valla, einem gelehrten und – das kann nicht gelegnet werden – eloquenten Menschen, und Poggius. Unter den Werken Vallas berücksichtigen wir aber jetzt fast nur die ‚Elegantiae‘ und nichts ist uns gleichgültiger als das, wofür sie damals erhitzten.“ Erasmus’ strengere Meinung ist jedenfalls dem geänderten religiösen Kontext zuzuschreiben. Der apologetische Brief, zu dem dieser Abschnitt gehört, wurde 1521 geschrieben und fällt unter die zahlreichen anderen apologetischen Werke desselben Zeitraums, in denen der niederländische Humanist über die Vorläufigkeit des Lebens und die Vergeblichkeit der Debatten sogar melancholisch nachdachte. Siehe Myron P. GILMORE, *De modis disputandi: The apologetic works of Erasmus*, in: J. G. ROWE u. Wallace H. FERGUSON (Hrsgg.), *Florilegium Historiale, Essays presented to Wallace K. Ferguson*, Toronto 1971, S. 62–88 und Marc LAUREYS, *Per una storia dell’invettiva umanistica*, in: *Studi umanistici piceni*, a cura dell’Istituto internazionale studi piceni 23 (2003), S. 19f.
- 32 Über Christoph von Carlowitz siehe man Friedrich Albert von LANGENN, *Christoph von Carlowitz. Eine Darstellung aus dem XVI. Jahrhundert*, Leipzig 1854. Über die von ihm herausgegebene Edition des ‚Antidotum‘ siehe Rossi (Anm. 8), S. 193.
- 33 „Wo findet man heutzutage in den Schulen auch nur eine Spur von jenen Übungen, mit denen die Schüler einmal in Bezug auf die Eloquenz betreut wurden, damit sie fähig waren, Sachen darzustellen, etwas zu bekräftigen oder zu widerlegen, hervorragende Menschen zu loben bzw. die Gemeinen zu schmähen, die Guten miteinander zu vergleichen, um zu sehen, wer der Beste

Der hauptsächliche Grund für den Verfall sei aber der derzeitige historische und kulturelle Zusammenhang. In früheren Zeiten habe man von einer höheren Freiheit profitieren können, um Anklage zu erheben. Im Gericht sei um Schlüsselprobleme gestritten worden, die das Interesse der ganzen Bürgerschaft auf sich gezogen hätten und die Redner hätten dadurch die Möglichkeit gehabt, ihre Fähigkeiten erproben zu können. Nachdem Redner durch Juristen ersetzt worden seien, habe Rhetorik ihren praktischen Zweck verloren und die performativen Qualitäten des Rhetorikers, d. h. die *memoria* und *actio*, seien geschwunden:

Iam vero vocem et spiritum et linguae celeritatem et laterum vires et oris totiusque corporis motum quis hodie adolescentum non dico scienter exercet, sed omnino exercendum sibi putat?³⁴

Erst am Ende der Dedikationsepistel schlägt von Carlowitz vor, das ‚Antidotum‘ zu lesen: *sane illud vere mihi videor dicturus iam saeculis aut neminem aut hunc Vallam hoc in genere et facultate praestitisse*.³⁵ Der Ausdruck, der einigermassen schmeichlerisch, aber immerhin schnörkellos ist, verbirgt eine gewisse Sehnsucht: Valla sei der Einzige, dem es gelungen sei, den Prunk der epideiktischen Gattung in neuerer Zeit wiederaufleben zu lassen, während der Geist der klassischen Rhetorik nun verloren sei.

Das am Anfang des ‚Secundum antidotum‘ vorgestellte Vorhaben, eine Rede als lebendigen Körper verfassen zu wollen, stimmt genau mit dem Ideal des rhetorischen Diskurses als performativ und konkret an die Realität gebunden überein. Vallas Sorgfalt, die Worte des Gegners zu zitieren und direkt zu beantworten sowie sein Sprachempfinden und seine philologische Aufmerksamkeit, entsprechen genau diesem Wahrheitsbedürfnis. Dazu kommt die Lebhaftigkeit des Stils, der – wenn erforderlich – auf Schmähungen und Obszönität ganz ungeniert zurückgreift. Eine solche Freiheit, die anhand der Antike gerechtfertigt werden kann, entspricht ebenfalls dem Bedürfnis, ehrlich und spontan zu klingen.

Hyperbolische Wirkungen können aber auch anders erklärt werden. Zwar waren die humanistischen Invektiven fiktive Reden, aber vor allem zählten die Treue zur klassischen Rhetorik und die Sehnsucht nach einer idealen Weiterführung des Altertums. Die Tendenz zu übertriebenen Redewendungen konnte dann dazu dienen, den grundlegenden Mangel einer nicht-performativen Invektivität zu verschleiern.

sei, oder unter den Gemeinen zu sehen, wer der Schlimmste sei, und schließlich, damit sie die ‚loci‘ in Bezug auf die Tugenden bzw. in Bezug auf die Unsitte üben?“

34 „Wer von den Schülern übt nun den Ton der Stimme, die Miene, die Flüssigkeit der Sprache, die Lungenstärke? Wer macht das, ich meine, vielleicht nicht geschickt, aber trotzdem mit dem Bewusstsein, das sei unbedingt zu üben?“

35 „Ich glaube, sagen zu können, dass nun innerhalb von Jahrhunderten entweder keiner oder nur Valla in diesem Bereich hervorgeragt hat.“

Scherzi di donne ignude

Agostino Carraccis ‚Nympe, kleiner Satyr und Kind‘ als invektive Bildparodie im künstlerischen Wettstreit mit den *michelangioli*

Abstract In the literature and visual arts of the early modern period, lasciviousness, humanism, invective and social, political as well as artistic criticism coexist. It is therefore not surprising that Agostino Carracci creates a mocking pictorial parody against the admirers of Michelangelo Buonarroti in his pornographic copperplate engraving ‚Nymph, Little Satyr and Child‘. In this way, Agostino enters into artistic competition with the *michelangioli* to dismissively disparage the basic norms of their art as well as the art theory of Giorgio Vasari. The Bolognese used image parody as an invective communication strategy to create consensus, to form and exclude groups, and to expose and discredit opponents. The copperplate engraving is therefore associated with Agostino’s prominent positioning within the Italian art scene at the historical moment when the Carracci’s imposed their painting reform in an open, sharp conflict with the principles and representatives of Mannerism.

Zusammenfassung In der Literatur und in der bildenden Kunst der Frühen Neuzeit bestehen Laszivität, Humanismus, Invektivität und soziale, politische sowie künstlerische Kritik nebeneinander. Es verwundert daher nicht, dass Agostino Carracci in seinem pornografischen Kupferstich ‚Nympe, kleiner Satyr und Kind‘ eine spöttische Bildparodie gegen die Verehrer von Michelangelo Buonarroti schafft. Dadurch tritt Agostino mit den *michelangioli* in künstlerischen Wettstreit, um die Grundnormen ihrer Kunst sowie der Kunsttheorie von Giorgio Vasari schmähend herabzusetzen. Der Bologneser verwendet die Bildparodie als eine invektive Kommunikationsstrategie

Kontakt

Giuseppe Peterlini M. A.,
Technische Universität Dresden,
SFB 1285 ‚Invektivität.
Konstellationen und Dynamiken der
Herabsetzung‘, 01062 Dresden,
giuseppe.peterlini@tu-dresden.de

zur Konsensherstellung, zur Gruppenbildung und -ausgrenzung sowie zur Bloßstellung und Diskreditierung der Gegner. Mit dem Kupferstich ist daher eine markante Positionierung Agostinos innerhalb der italienischen Kunstszene in dem historischen Moment verbunden, in dem die Carracci ihre Malereireform in einem offenen, scharfen Konflikt mit den Prinzipien und den Vertretern des Manierismus durchsetzen.

1 Die frühneuzeitliche Bildparodie: Affen anstatt Priester

In einer voralpinen Landschaft sind drei aufgeregte Affen zu sehen (Abb. 1). Um sie windet sich eine genauso endlos wie tödlich wirkende Schlange, die sie zu zermalmen droht. Verzweifelt aufschreiend, versuchen sich die Primaten mit aller Kraft und mit dramatischer Geste aus der Gewalt des Reptils zu befreien, wobei ein Steinsockel die Bühne bildet, auf der der Kampf ausgetragen wird. Dieses szenische Element erinnert unmittelbar an eine Skulptur: Es scheint so, als ob die Affen nicht aus Fleisch und Blut, sondern aus Marmor bestünden. Zusammen mit der manierten Körperhaltung der Affengruppe im Moment ihres Überlebenskampfes verrät dieses Detail dem scharfsinnigen Betrachter den Scherz, der sich hinter dieser eigentlich unsinnigen Szene versteckt: Auf der vertikalen Bildachse gespiegelt, entspricht das kämpferische Trio, sein Gegner und sogar der Sockel der im 16. Jahrhundert allberühmten vatikanischen ‚Laokoon-Gruppe‘.¹

In dem soeben beschriebenen Holzschnitt von Niccolò Boldrini, der nach einer verlorenen Zeichnung von Tizian gestochen wurde und der als ‚Affenlaokoon‘ bekannt ist, sind der trojanische Priester und seine beiden Söhne in Affen verwandelt. Aufgrund dieser komischen Umdeutung hat die Kunstkritik den Holzschnitt als eine Bildparodie identifiziert, die gegen toskanische und römische Antikennachahmer gerichtet ist.² Im 16. Jahrhundert sah die römische und florentinische Kunsttheorie in den Werken der Antike die edelsten Vorbilder, die es umfassend nachzuahmen gelte, um an Qualität und Schönheit in der Kunst zu gewinnen.³ Diejenigen, die diese

1 Hagesandros, Polydoros und Athanadoros aus Rhodos, Laokoon-Gruppe, um 40–20 v. Chr., Marmor, Vatikanische Museen, Vatikanstadt. Siehe dazu Salvatore SETTIS, *Laocoonte. Fama e stile*, Rom 1999.

2 Vgl. Paul BAROLSKY, *Infinite Jest. Wit and Humor in Italian Renaissance Art*, Columbia, London 1978, S. 174 f.; Eike D. SCHMIDT, *Furor und Imitatio. Visuelle Topoi in den Laokoon-Parodien Rosso Fiorentinos und Tizians*, in: Ulrich PFISTERER u. Max SEIDEL (Hgg.), *Visuelle Topoi. Erfindungen und tradiertes Wissen in den Künsten der italienischen Renaissance*, München, Berlin 2003, S. 351–384, hier S. 370–373; Jürgen MÜLLER, *Der sokratische Künstler. Studien zu Rembrandts Nachtwache*, Leiden u. Boston 2015, S. 13.

3 Vgl. Klaus IRLE, *Der Ruhm der Bienen. Das Nachahmungsprinzip der italienischen Malerei von Raffael bis Rubens*, Münster u. a. 1997, S. 56–62.



Abb. 1 | Niccolò Boldrini nach Tizian, Der Affenlaokoon, 1540er Jahre, Holzschnitt, Kupferstich-Kabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden (© Kupferstich-Kabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Foto: Estel/Klut).

Kunstauffassung bedingungslos vertreten, werden durch die Bildparodie verächtlich als *scimmie* (wörtlich Affen, gemeint Nachäffer) der Antike betrachtet, weil sie die antiken Meisterwerke ständig *scimmiottano* (nachäffen).⁴ Ohne den Blick nach links oder rechts zu wenden, folgen sie nur einem Vorbild, genauso wie im Hintergrund des Holzschnitts die drei Welpen dem Hund nachfolgen.⁵ Der ‚Affenlaokoon‘ kann also als eine invektive sowie spöttische venezianische Kritik an der römischen und florentinischen Kunst, Kunsttheorie und Nachahmungspraxis interpretiert werden.⁶

Wie dieses berühmte Fallbeispiel deutlich zeigt, können Bildparodien als Form invektiver Kunstkommunikation der Frühen Neuzeit aufgefasst werden.⁷ Die

4 Vgl. BAROLSKY (Anm. 2), S. 174 f.; SCHMIDT (Anm. 2), S. 370–373; MÜLLER (Anm. 2), S. 13; Simona COHEN, *Ars simia naturae. The Animal as Mediator and Alter Ego of the Artist in the Renaissance*, in: *Explorations in Renaissance Culture* 43 (2017), S. 202–231, hier S. 219 f.

5 Vgl. SCHMIDT (Anm. 2), S. 371 f.

6 Zu den anderen bisher vorgeschlagenen Deutungen des Affenlaokoons vgl. SCHMIDT (Anm. 2), S. 370 f.

7 In den letzten Jahren ist das Interesse für das Phänomen der Bildparodie in der Frühen Neuzeit gestiegen. Mehrere Kunsthistoriker und Kunsthistorikerinnen haben sich mit dieser Forschungslücke auseinandergesetzt. Bezüglich der frühneuzeitlichen Bildparodie in Deutschland und in den Niederlanden siehe die zahlreichen Studien von Jürgen MÜLLER, *Das Paradox als Bildform. Studien zur Ikonologie Pieter Bruegels d. Ä.*, München 1999; Der dritte

wissenschaftliche Untersuchung dieses vielfältigen künstlerischen Phänomens ist jedoch nicht nur wegen des Mangels an zeitgenössischer Theoretisierung und schriftlicher Rezeption erschwert, sondern auch durch die Tatsache, dass das Wort Parodie im 16. Jahrhundert kaum Verwendung fand.⁸ Die erste zeitgenössische Quelle, in der der Begriff *parodia* analysiert wird, ist die von Julius Caesar Scaliger verfasste und 1561 publizierte ‚Dichtkunst‘. Scaliger bezeichnet mit *parodia* im theatralischen Kontext einen Gegengesang, der die ernste Rhapsodie lächerlich umkehrt.⁹ Der italienische Humanist hebt mit dieser Definition bereits drei wesentliche Charakteristika der Parodie hervor: die Imitation einer Vorlage, ihre Inversion und ihre Komisierung.¹⁰ Dem Topos *ut pictura poesis* entsprechend funktionieren frühneuzeitliche Bildparodien ähnlich wie intertextuelle Wortspiele:¹¹ Sie imitieren ein Vorbild, kehren es

Mann – Überlegungen zur Rezeptionsästhetik von Albrecht Dürers Zeichnung ‚Das Frauenbad‘, in: Gernot KAMECKE (Hg.), *Antike als Konzept: Lesarten in Kunst, Literatur und Politik*, Berlin 2009, S. 35–44; mit Kerstin KÜSTER, *Der Prediger als Pornograf? Konvention und Subversion in der Bildpoetik Sebald und Barthel Behams*, in: Jürgen MÜLLER u. Thomas SCHAUERTE (Hgg.), *Die gottlosen Maler von Nürnberg: Konvention und Subversion in der Druckgrafik der Beham-Brüder*, Ausst.-Kat. Nürnberg, Albrecht-Dürer-Haus, Emsdetten 2011, S. 20–32; *Antigisch Art*. Ein Beitrag zu Albrecht Dürers ironischer Antikenrezeption, in: DERS., Thomas SCHAUERTE u. Bertram KASCHKE (Hgg.), *Von der Freiheit der Bilder. Spott, Kritik und Subversion in der Kunst der Dürerzeit*, Petersberg 2013, S. 23–57; MÜLLER (Anm. 2); DERS., Lea HAGEDORN, Giuseppe PETERLINI u. Frank SCHMIDT (Hgg.), *Gegenbilder. Bildparodistische Verfahren in der Frühen Neuzeit*, Berlin u. München 2021. Darüber hinaus siehe auch Anja EBERT, *Eine Parodie der Melancholie? Zu einem Kupferstich des Joos van Winghe und den Bezügen zu Dürers Melancholia I*, in: *Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums* 2015, Nürnberg 2017, S. 187–198. Bezüglich Italien siehe u. a. BAROLSKY (Anm. 2); SCHMIDT (Anm. 2); Wolfgang BRASSAT, ‚The Battle of the Pictures‘: Rhetorik, Interpikturalität und der Agon der Künstler, in: DERS. (Hg.), *Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch*, Bd. 24: *Bild-Rhetorik*, Tübingen 2005, S. 43–70; Christine TAUBER, *Manierismus und Herrschaftspraxis. Die Kunst der Politik und die Kunstpolitik am Hof von François I*, Berlin 2009, S. 51–75; DIES., *Stilpolitik im Palazzo del Te in Mantua*, in: DIES. u. Dietrich ERBEN (Hgg.), *Politikstile und die Sichtbarkeit des Politischen in der Frühen Neuzeit*, Passau 2016, S. 93–127.

- 8 Vgl. EBERT (Anm. 7), S. 192. Zur Etymologie des Terminus Parodie siehe Margaret A. ROSE, *Parody: Ancient, Modern, and Post-Modern*, Cambridge 1993, S. 6–19.
- 9 Vgl. Julius Caesar Scaliger, *Poetics libri septem*. Sieben Bücher über die Dichtkunst, hgg. v. Luc DEIZ, Bd. 1, Stuttgart u. Bad Cannstadt 1994, S. 371–379; siehe auch Alfons RECKERMANN, *Parodie*, in: Joachim RITTER u. Karlfried GRÜNDER (Hgg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 7, Darmstadt 1989, S. 122–129, hier S. 123f.; Jörg ROBERT, *Nachschrift und Gegengesang. Parodie und ‚parodia‘ in der Poetik der Frühen Neuzeit*, in: Reinhold F. GLEI u. Robert SEIDEL (Hgg.), *‚Parodia‘ und Parodie. Aspekte intertextuellen Schreibens in der lateinischen Literatur der Frühen Neuzeit*, Tübingen 2006, S. 47–66, hier S. 49; Uwe WIRTH, *Parodie*, in: DERS. (Hg.), *Komik. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart 2017, S. 26–30, hier S. 26; EBERT (Anm. 14), S. 192; Jürgen MÜLLER, *Vorbilder und ihre Gegenbilder. Eine Einleitung*, in: MÜLLER, HAGEDORN, PETERLINI, SCHMIDT (Anm. 7), S. 7–29, hier S. 8f.; Jörg ROBERT, *Kosmetik und Literaturkritik. Parodie und spöttische Intertextualität im europäischen Petrarkismus*, in: MÜLLER, HAGEDORN, PETERLINI, SCHMIDT (Anm. 7), S. 33–49, hier 34f.
- 10 ROBERT (Anm. 9 – Parodie...), S. 49–51.
- 11 In ihrer Analyse des auf 1593 datierten Kupferstichs ‚Die Schlemmer‘ von Joos van Winghe als Parodie von Dürers ‚Melancholie I‘ untersucht EBERT (Anm. 7), S. 190–193, die Parallelität der in jenem Blatt verborgenen bildlichen und literarischen Parodien. Dadurch wird die ähnliche

um, überführen es in unpassende sowie abwertende Kontexte und geben somit die parodierte Vorlage selbst, ihre Urheber oder Dritte der Lächerlichkeit preis.¹² Die Bildparodie entspricht daher einer Nachahmungsform, einer Variation innerhalb der *imitatio*-Lehre.¹³ Daraus resultiert, dass sie Teil eines elitären Diskurses war, der einem qualifizierten Publikum, den Kunstkennern, vorbehalten blieb.¹⁴

Bildparodien verbergen sich vor allem in ambivalenten, polysemen Darstellungen und bilden eine der möglichen Deutungsebenen.¹⁵ Die Entdeckung und die Analyse einer Bildparodie sind untrennbar mit dem Erkennen der imitierten Vorlage verbunden. Der parodierte Gegenstand muss bekannt sein und erkennbar bleiben, damit der Betrachter die Möglichkeit hat, die dargestellte Parodie zu enthüllen.¹⁶ Während im Fall des ‚Affenlaokoons‘ das herabgesetzte Präbild sofort ins Auge fällt, ist es in anderen Fällen gezielt verborgen bzw. dissimuliert.¹⁷ Nachdem das Vorbild erkannt wurde, stellt sich die Frage nach der Stoßrichtung der Nachahmung. Ist das *decorum*, die Angemessenheit der Imitation, verletzt – beispielsweise, wenn aus einem sterbenden Priester ein Affe wird –, könnte wahrscheinlich eine parodistische Absicht unterstellt werden. Komik und *decorum*-Verstoß kennzeichnen die Bildparodie, machen sie zur einzigen permanent die Norm brechenden Nachahmungsform und erlauben es, die parodistische Umkehrung zu identifizieren.¹⁸

Der ‚Affenlaokoon‘ zeigt, wie frühneuzeitliche Künstler mittels der Bildparodie kunsttheoretische Problemstellungen perspektivieren und kritisieren konnten. Parodiert wurden einerseits gegensätzliche Kunstauffassungen, andererseits die erfolgreichsten Kunstströmungen, kanonische Kunstwerke und die prominentesten künstlerischen Autoritäten der Zeit.¹⁹ Unter ihnen sticht Michelangelo Buonarroti

Funktionsweise der Parodie in den beiden verschiedenen, aber gleichwohl verbundenen Gattungen der bildenden Kunst und der Literatur betont.

12 Vgl. MÜLLER (Anm. 7 – Das Paradox...), S. 87–89; TAUBER (Anm. 7 – Manierismus...), S. 60; MÜLLER (Anm. 2), S. 11–15, 145–149 u. 154f.; MÜLLER (Anm. 9), S. 12.

13 Vgl. MÜLLER (Anm. 2), S. 11–15. Zur *imitatio* in der italienischen Kunst der Frühen Neuzeit siehe IRLE (Anm. 3).

14 Vgl. TAUBER (Anm. 7 – Manierismus...), S. 61f.; MÜLLER u. KÜSTER (Anm. 7), S. 29; MÜLLER (Anm. 2), S. 14f.; MÜLLER (Anm. 9), S. 19; EBERT (Anm. 7), S. 192.

15 Vgl. TAUBER (Anm. 7 – Manierismus...), S. 58–62; MÜLLER (Anm. 13 – Das Paradox...), S. 87–89; MÜLLER (Anm. 9), S. 12; MÜLLER u. KÜSTER (Anm. 7), S. 27; MÜLLER (Anm. 2), S. 138f., 154f. u. 18f.

16 Vgl. TAUBER (Anm. 7 – Manierismus...), S. 61f.; EBERT (Anm. 7), S. 190.

17 Zur *dissimulatio* in der Kunst siehe MÜLLER u. KÜSTER (Anm. 7), S. 29f.; MÜLLER (Anm. 2), S. 138–155.

18 Zum *decorum* und seiner Verletzung siehe IRLE (Anm. 3), S. 11; MÜLLER u. KÜSTER (Anm. 7), S. 29f.; MÜLLER (Anm. 2), S. 3, 145–148 u. 195; MÜLLER (Anm. 9), S. 24.

19 Die antiken und frühneuzeitlichen Kunstwerke, die anscheinend am meistens parodiert wurden, wie etwa die Skulpturen aus dem ‚Giardino del Belvedere‘ oder die vatikanischen Fresken von Michelangelo und Raffael, gehörten zu einem von Papst Julius II. zusammengestellten künstlerischen Kanon und wurden in Form von Kupferstichen europaweit verbreitet. Siehe dazu MÜLLER (Anm. 7 – Antigisch Art...), S. 51–53; MÜLLER (Anm. 2), S. 138–140 u. 162–164; MÜLLER (Anm. 9), S. 10–13, 19 u. 24f.; vgl. auch Jessica BUSKIRK u. Bertram KASCHEK, Kanon und

sicherlich hervor. Der *divino* (göttlicher Künstler) war wegen seiner Rivalität mit anderen Künstlern und aufgrund seiner Vormachtstellung in der europäischen Kunstszene des Cinquecento häufig Ziel von Bildparodien.²⁰ Eine davon erfand Agostino Carracci, als er sich in den 1580er Jahren zusammen mit seinem Bruder Annibale in der italienischen Kunstszene invektiv positionierte und in einen Agon gegen ihre Konkurrenten eintrat.

2 Eine unkeusche Toilette und ein alter Soldat, der sich eine Hose anzieht

Eine Nymphe sitzt in einer felsigen Landschaft (Abb. 2). Sie ist komplett nackt abgebildet. Ihr nach links gerichteter Oberkörper folgt dem absteigenden Felsen im Hintergrund und ist so dem Betrachter zugewendet. Dadurch, dass sie das rechte Bein mit beiden Händen hochhält, dehnt sich ihre Haltung zudem waagrecht entlang des Bildes aus. Die Pose lässt dem Betrachter freie Sicht auf ihre Vagina, die von einem kleinen erregten Satyr massiert wird. Dieser ist ausschließlich auf den Intimbereich der Nymphe konzentriert, wie sein darauf gerichteter Blick und seine Erektion unmittelbar verdeutlichen. Die Nymphe schaut gleichfalls auf ihre Scham, als ob sie kontrollieren würde, was der Satyr mit seinem Zeigefinger macht. Die unverschämte Tat des mythologischen Wesens scheint sie irgendwie zu stören. Ihre Pose vermittelt den Eindruck, dass sie sich lieber mit voller Aufmerksamkeit dem am linken Bildrand stehenden Putto widmen würde, der sich unter einem Baum befindet und sorgfältig ihren Fuß pflegt.²¹

Kritik. Konkurrierende Körperbilder in Italien und den Niederlanden, in: Stephan DREISCHER u. a. (Hgg.), *Jenseits der Geltung. Konkurrierende Transzendenzbehauptungen von der Antike bis zur Gegenwart*, Berlin u. Boston 2013, S. 103–126.

20 Vgl. z. B. BRASSAT (Anm. 7), S. 60; MÜLLER u. KÜSTER (Anm. 7), S. 25–28; MÜLLER (Anm. 2), S. 83–93; Morten STEEN HANSEN, In Michelangelo's Mirror. Perino del Vaga, Daniele da Volterra, Pellegrino Tibaldi, University Park – Pennsylvania 2013, S. 34–39; TAUBER (Anm. 7 – Stilpolitik im Palazzo...), S. 109–119; Giuseppe PETERLINI: Michelangelo Buonarroti und seine allzu fleischliche Antikenlust, in: Lea HAGEDORN, Felix PRAUTZSCH (Hgg.), *Schmähung – Provokation – Stigma. Medien und Formen der Herabsetzung*, Ausst.-Kat. (Buchmuseum, SLUB, Dresden), 2020, Online-Katalog, Kat. Nr. 21–24; Giuseppe PETERLINI: Der ehrwürdige Prophet und der lächerliche Zyklop. Der Polyphem von Giulio Romano in der Villa Madama als eine Michelangelo-Parodie, in: MÜLLER, HAGEDORN, PETERLINI, SCHMIDT (Anm. 7), S. 201–227. Komik, Humor, Ironie und Parodie sind wesentliche Merkmale der Kunst von Agostino und Annibale Carracci. Einen vieldiskutierten Fall einer Michelangeloparodie bietet z. B. die ‚Galleria Farnese‘ in Rom. Albert BOESTEN-STENGEL, Carracci-Studien. Studien zu Annibale und Agostino Carracci unter besonderer Berücksichtigung ihrer Zeichnungen, Teil I: Vorbildnachahmung und Bildererfindung im italienischen Frühbarock, Toruń 2008, S. 476–512, hat ein Kapitel seiner Studie dieser Debatte gewidmet, obwohl er einer Interpretation der Fresken als Bildparodien skeptisch gegenübersteht. Allerdings enthält seine Analyse eine Zusammenfassung der gegensätzlichen Meinungen darüber, etwa jener von Charles DEMPSEY, und wichtige Beobachtungen zum Konzept und zu den Mechanismen der Parodie in der Kunst der Carracci.

21 Carlo Cesare Malvasia, *Felsina pittrice. Vite de pittori bolognesi*, Bologna 1678, S. 97, beschreibt diesen Kupferstich wie folgt: „Un'altra [Venere], che sedendo nuda in bel paese, porta una



Abb. 2 | Agostino Carracci, Nymphe, kleiner Satyr und Kind, 1580–1590, Kupferstich, Kupferstich-Kabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden (© Kupferstich-Kabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Foto: Herbert Boswank).

Agostino Carraccis ‚Nympe, kleiner Satyr und Kind‘ gehörte laut Giovanni Pietro Bellori zusammen mit anderen Kupferstichen zu einem *libretto di scherzi di donne ignude* (Büchlein von Scherzen mit nackten Frauen),²² das in Bologna und/oder in Venedig entstanden ist. Bei der Analyse dieser *lascivi gesti* (unzüchtige Handlungen), wie Carlo Cesare Malvasia die Kupferstiche von Agostino bezeichnet hat,²³ stößt man allerdings bereits am Anfang auf einige Schwierigkeiten. Ungeklärt bleibt zunächst, ob sie wirklich in Form eines Büchleins verbreitet wurden oder ob sie zu einer Serie gehören. Für die Einheitlichkeit der Kupferstichreihe spricht die Tatsache, dass dreizehn Kupferstiche etwa die gleichen Maße haben.²⁴ Außerdem ist die Forschung uneinig über die Datierung und die Anzahl der Grafiken, die der Serie angehören sollen.²⁵ Laut der Rekonstruktion von Marzia FAIETTI wurden die Kupferstiche im Laufe der 1580er Jahre ausgeführt. Fünfzehn Darstellungen wären als ‚Lascivie‘ zu identifizieren. Zwei davon, ‚Der Satyr mit dem Senkblei‘ und ‚Ogni cosa vince l’oro‘, sind größer und wahrscheinlich später als die anderen dreizehn entstanden.²⁶ Diese letzten bilden den Kern der Reihe: Zwei davon stellen ein alttestamentarisches Sujet dar, sechs ein mythologisches und fünf konzentrieren sich auf die wollüstige, wilde Welt der Satyrn und Nymphen.²⁷ Humanistische Anspielungen, komplexe Bildrätsel und parodistische Elemente zeigen, dass der inhaltlichen Gehalt der ‚Lascivie‘ weit über das rein Erotische hinausreicht.²⁸ Diese Beobachtung gilt auch für ‚Nympe, kleiner Satyr und Kind‘.

gamba sulla schiena ad un satiretto bambino, che con lei tresca, le vengono tagliate l’ugna da un’Amorino [...].“ In deutscher Übersetzung: „Eine weitere Venus, die nackt in einer schönen Landschaft sitzt und ihr Bein auf den Rücken eines kleinen Satyrs stellt, der mit ihr eine Affäre hat; ihre Nägel werden von einem kleinen Amor geschnitten.“ (Übersetzung des Autors)

- 22 Giovanni Pietro Bellori, *Le Vite de Pittori, Scvltori et Architetti Moderni*, Rom 1672, S. 116. Vgl. Marzia FAIETTI, „...carte belle, più che oneste...“, in: Ornella CASAZZA u. Riccardo GENNAIOLI (Hgg.), *Mythologica et Erotica*, Florenz 2005, S. 90–105, hier S. 100; Marzia FAIETTI, *Rebus d’artista. Agostino Carracci e „La carta dell’ogni cosa vince l’oro“*, in: *Artibus et Historiae* 28,55 – Teil 1 (2007), S. 155–171, hier S. 155; Marzia FAIETTI, *Carte lascivie e disoneste di Agostino Carracci*, in: M. KOSHIKAWA (Hg.), *L’arte erotica del Rinascimento*, Tokyo 2009, S. 81–99, hier S. 75; Patricia SIMONS, *Agostino Carracci’s Wit in two Lascivious Prints*, in: *Studies in Iconography* 30 (2009), S. 198–221, hier S. 201.
- 23 Malvasia (Anm. 21), S. 384. Vgl. auch FAIETTI (Anm. 22 – ...carte belle...), S. 103; FAIETTI (Anm. 22 – Rebus d’artista...), S. 83; SIMONS (Anm. 22), S. 201.
- 24 Die Maße der dreizehn Kupferstiche schwanken zwischen 14 und 15,6 cm Höhe und zwischen 9,9 und 11,7 cm Breite. Vgl. Diane DEGRAZIA BOHLIN, *Prints and related Drawings by the Carracci Family. A Catalogue Raisonné*, Washington 1979, S. 289, Kat. Nr. 176–190.
- 25 Vgl. FAIETTI (Anm. 22 – ...carte belle...), S. 99–102; FAIETTI (Anm. 22 – Rebus d’artista...), S. 75–77.
- 26 Agostino Carracci, *Der Satyr mit dem Senkblei*, Kupferstich, 20,1 × 13,4 cm; *Ogni cosa vince l’oro*, Kupferstich, 21,3 × 16,2 cm. Zu diesem letzten Kupferstich siehe den Beitrag von Jürgen MÜLLER in diesem Sammelband.
- 27 Vgl. FAIETTI (Anm. 22 – ...carte belle...), S. 99–102; DERS. (Anm. 22 – Rebus d’artista...), S. 75–77.
- 28 Siehe dazu etwa die Deutungen von Patricia SIMONS (Anm. 22) und Marzia FAIETTI (Anm. 22 – Rebus d’artista...) von ‚Der Satyr mit dem Senkblei‘ und ‚Ogni cosa vince l’oro‘.



Abb. 3 | Annibale Carracci, Die Toilette der Venus, 1590–1595, Öl auf Holz, auf Leinwand übertragen, Samuel H. Kress Collection, National Gallery of Art, Washington D.C. (Samuel H. Kress Collection, National Gallery of Art, Washington D.C.).

In einem kürzlich erschienenen Artikel, der ausschließlich diesem Kupferstich gewidmet ist, interpretiert Patricia SIMONS das Blatt von Agostino Carracci zu Recht als eine Parodie der Ikonografie der Venus-Toilette. Die Diskrepanz dieses Drucks mit der traditionellen Darstellung dieses mythologischen Sujets ist bereits bei einem Vergleich mit der von Annibale Carracci, dem Bruder von Agostino, gemalten ‚Toilette der Venus‘ (Abb. 3) sichtbar.²⁹ Während sich in Annibales Gemälde die Putti in anständiger, keuscher Weise um die Liebesgöttin kümmern und sie verehren, hat man in Agostinos Kupferstich einen gegenteiligen Eindruck. Hinzu kommt, dass die Venus in eine anonyme Nymphe verwandelt wurde und die pornografisch dargestellte Episode und ihre Details auf laszive Wortwitze und *facetiae* (Schwänke) der Zeit statt auf mythologische Tugend anspielen.³⁰

Neben der Ikonografie der Venus-Toilette müssen weitere bildliche Quellen mit dem Blatt von Agostino in Verbindung gebracht werden, die die Deutungsmöglichkeiten

²⁹ Vgl. Patricia SIMONS, Fiction and Friction: Agostino Carracci's engraved, erotic Parody of the Toilette of Venus, in: Source 36,2 (2017), S. 88–98, hier S. 89.

³⁰ Vgl. SIMONS (Anm. 29), S. 92–95.

des Werks erweitern können. Das Motiv der Pediküre stammt zum Beispiel wahrscheinlich aus dem erotischen Gemälde ‚Susanna und die beiden Alten‘ des Venezianers Jacopo Robusti, genannt Tintoretto, einem Freund von Agostino (Abb. 4).³¹ Obwohl die Pose der Susanna jener der Nymphe von Agostino sehr ähnlich ist, weicht ihr Oberkörper von dem der Protagonistin im Kupferstich deutlich ab, kehrt Susanna dem Betrachter doch den Rücken zu. Diese Tatsache legt nahe, dass sich Agostino als Vorbild für seine Nymphe einer anderen, berühmteren Figur bediente. Bei dieser handelt es sich um den alten, sich die Hose anziehenden Soldaten aus Michelangelos verschollenem Karton für die Florentiner ‚Cascina-Schlacht‘. Die ganze Komposition dieses Werkes ist nur dank der Kopie von Bastiano da Sangallo überliefert (Abb. 5). Wegen seiner vielfältigen anatomischen Motive war Michelangelos Entwurf weit- hin bekannt³² und wurde auch von Giorgio Vasari in den höchsten Tönen gelobt.³³ Benvenuto Cellini bezeichnet ihn als eine Schule für die damaligen Künstler, die sich mit dem Werk auseinandersetzen sollten, um ihre künstlerischen Fähigkeiten zu verbessern.³⁴ Eine Verbreitung der Motive des Kartons der ‚Cascina-Schlacht‘ fand im Laufe des ersten Viertels des Cinquecento in Form von Kupferstichen statt. So wurde der Alte von Agostino Veneziano zusammen mit anderen Figuren aus Michelangelos Karton entnommen und um 1524 in eine Berglandschaft versetzt.³⁵ Bereits um 1508 hatte jedoch schon Marcantonio Raimondi die Figur isoliert und sie allein vor einigen Bäumen im Vordergrund positioniert (Abb. 6).³⁶

Ein Vergleich zwischen der vorgestellten ‚Lascivia‘ und Raimondis Kupferstich zeigt (Abb. 2 u. 6), dass Agostino Michelangelos Gestalt deutlich imitiert hat. Allerdings zeigt er sie nicht mehr als einen Soldaten, der sich in aller Eile für die Schlacht bereit macht, sondern verwandelt sie in eine unkeusche Nymphe. Das *decorum* bzw. die Angemessenheit der *imitatio* wird durch die parodierende Umkehrung der Vorlage absichtlich verletzt. Aus der Historienmalerei hat sich kein hohes, gleichrangiges Sujet ergeben, vielmehr ist eine pornografische Darstellung entstanden. Das hohe Sujet wird parodiert, herabgesetzt und dadurch verspottet.³⁷ Anders als beim ‚Affenlaokoon‘

31 Vgl. Lionel DAX u. Augustin DE BUTLER, Augustin Carrache. Les Lascives, Paris 2003, S. 32; SIMONS (Anm. 29), S. 94 f. Zur Freundschaft zwischen Agostino und Tintoretto siehe Bellori (Anm. 22), S. 110; DEGRAZIA BOHLIN (Anm. 24), S. 40 und Kat. Nr. 147, S. 254 f.

32 Vgl. Bernardine BARNES, Michelangelo in Print: Reproductions as Response in the Sixteenth Century, Farnham 2010, S. 10; MÜLLER (Anm. 2), S. 140 f.

33 Vgl. Giorgio Vasari, Le Vite nelle redazioni del 1550 e 1568, hgg. v. Paola BAROCCHI und Rosanna BETTARINI, Bd. 6, Florenz 1966–1987, S. 23–25 (‚Vita di Michelagnolo Buonarruoti Fiorentino‘); Giorgio Vasari, Das Leben des Michelangelo, hgg. v. Caroline GABBERT u. Alessandro NOVA, Berlin 2009, S. 60–63.

34 Benvenuto Cellini, Leben des Benvenuto Cellini, übers. v. Johann Wolfgang GOETHE, Berlin 1979, S. 41.

35 Agostino Veneziano nach Michelangelo, Die Badenden, 1524, Kupferstich. Siehe dazu BARNES (Anm. 32), S. 19.

36 Vgl. BARNES (Anm. 32), S. 12–15.

37 Vgl. MÜLLER u. KÜSTER (Anm. 7), S. 29 f.; MÜLLER (Anm. 2), S. 145–148 u. 195; DERS. (Anm. 9), S. 7 und 24.



Abb. 4 | Tintoretto, Susanna und die beiden Alten, um 1550, Öl auf Leinwand, Louvre, Paris (bpk/RMN – Grand Palais/Hervé Lewandowski/Thierry Le Mage).



Abb. 5 | Bastiano da Sangallo nach Michelangelo, Die Schlacht von Cascina, 1542, Öl auf Holz, Holkham Hall, Norfolk (By kind permission of the Earl of Leicester and the Trustees of the Holkham Estate/Bridgeman Images).



Abb. 6 | Marcantonio Raimondi nach Michelangelo, Ein sich die Hose anziehender Mann, 1508, Kupferstich, British Museum, London (The British Museum Images).

fungiert hier nicht die komische Verzerrung der Vorlage bzw. ihre Animalisierung als parodistischer Mechanismus, sondern es ist die Erniedrigung des Vorbilds, seine Verwandlung, aber vor allem seine Übertragung in einen ihm unangemessenen Kontext, die die parodistische Diskrepanz zwischen Imitiertem und Imitation erschafft und die Bildparodie generiert.

Agostino zeigt dem Betrachter die Vagina der Nymphe, obwohl das Geschlecht des Soldaten im Vorbild verborgen bleibt. Darüber hinaus thematisiert er durch den Putto und den Satyr die Freude des Fleisches im Gegensatz zu der von Michelangelo inszenierten militärischen Pflicht. Agostino behält die Form der Figur, ihre äußere Struktur bei, verändert jedoch den abgebildeten Inhalt. Die gesamte Pose der Nymphe fungiert daher als Träger der Bildparodie. Obwohl Agostino das Vorbild durch die Änderung des Geschlechts der abgebildeten Figur dissimuliert, muss das nachgeahmte Motiv den damaligen Kunstkennern deutlich vor Augen gestanden haben.

Diese offensichtliche *imitatio* wirft einige Fragen auf: Ist Agostinos Bildparodie nur als eine selbstzweckhafte Verspottung des nachgeahmten berühmten Motivs zu deuten oder verbirgt sich mehr dahinter? Und welche Rolle spielen der pflegende Putto und der lästige Satyr in Agostinos Kupferstich? Um diese Fragen zu beantworten, ist es erforderlich, die kunsttheoretischen Überlegungen von Agostino und seine Positionierung innerhalb der kunsttheoretischen Debatten der Zeit zu untersuchen.

3 O che viso di cazzo del Vasari

Das aus den Familienmitgliedern Ludovico, Agostino und Annibale bestehende Triumvirat der Carracci³⁸ nimmt aufgrund der Malereireform, die es in den letzten beiden Jahrzehnten des Cinquecento entwickelte, einen besonderen Platz in der Kunstgeschichte Italiens ein. Diese Reform wurzelt in einer polemischen Kritik an der in ganz Italien spürbaren Dominanz der toskanischen sowie römischen Kunstnormen und Kunsttheorie, deren Prinzipien am treffendsten in Giorgio Vasaris ‚Vite‘ erläutert waren.³⁹ Vasaris lokalpatriotische Kritiken haben in der Tat auch die Bologneser

38 Vgl. Bellori (Anm. 22), S. 131. Zur Zusammenarbeit der Carracci bei ihrer Malereireform siehe Henry KEAZOR, „Il vero modo“. Die Malereireform der Carracci, Berlin 2007.

39 Vgl. Charles DEMPSEY, The Carracci Reform of Painting, in: The Age of Correggio and the Carracci. Emilian Painting of the sixteenth and seventeenth Centuries, Ausst.-Kat. Bologna, Pinacoteca Nazionale, Washington, National Gallery of Art, New York, The Metropolitan Museum of Art, Washington 1986, S. 237–254, hier S. 240 u. 247. Zu den schriftlichen Reaktionen gegen Vasari siehe Carl GOLDSTEIN, Rhetoric and Art History in the Italian Renaissance and Baroque, in: The Art Bulletin 73, 3 (1991), S. 641–652, hier S. 647–649; Charles DEMPSEY, National Expression in Italian Sixteenth-Century Art: Problems of the Past and Present, in: Studies in the History of Art 29: Symposium Papers XIII: Nationalism in the Visual Arts (1991), S. 14–24, hier S. 20; Henry KEAZOR, „Distuggere la maniera“? Die Carracci-Postille, Freiburg i.Br. 2002, S. 71 f.; Maddalena SPAGNOLO, Considerazioni in margine: le postille alle Vite di Vasari, in: Antonino CALECA (Hg.), Arezzo e Vasari. Vite e Postille, Atti del Convegno 16–17 giugno 2005, Arezzo, Florenz u. Perugia 2007, S. 251–272, insb. S. 265–268.

Künstler und Bologna als Kunstzentrum nicht verschont.⁴⁰ Die Carracci scheinen sich, indem sie die norditalienische Malereitradition, nicht nur die emilianische, sondern auch die lombardische und venezianische, loben und verteidigen, gegen die von Vasari herausgestellte Überlegenheit der toskanischen und römischen Künstler, Kunstkonzeption und Kunstpraxis zu stellen.⁴¹ In diesem Kontext entstehen die berühmten Carracci-Postillen, die Annibale Carracci am Anfang der 1590er Jahre in einem Exemplar der ‚Vite‘ notiert hat. Es handelt sich um eine Serie von Glossen am Rand der 1568 publizierte Ausgabe, der sogenannten ‚Giuntina‘.⁴² Die Postillen bestehen aus scharfen, auch teilweise skurrilen Invektiven gegen Vasaris Kunstauffassung, gegen ihn als Künstler und Kunstkenner.⁴³ Sie sind eine eigenartige Quelle, doch ein unglaublicher Schatz der Kunstgeschichte, da sie die persönliche Meinung eines Künstlers wiedergeben. Weiterhin muss man miteinrechnen, dass diese Randglossen in einem Buch überliefert sind, das höchstwahrscheinlich für den privaten Zweck seines Besitzers bestimmt war. Man kann also davon ausgehen, dass wahrscheinlich nur die engsten Freunde von Annibale sie lesen konnten, wie etwa sein Bruder Agostino. Allerdings gelangten wertvolle Bücher wie die ‚Vite‘ von Vasari nach dem Tod ihres Besitzers oft in andere Hände, was auch Annibale bewusst gewesen sein dürfte.⁴⁴ Der Künstler kümmerte sich jedoch nicht um die Geheimhaltung seiner Kritiken und äußerte sich in den Postillen in freier, poetischer Manier.

An einer Stelle der ‚Vita‘ von Giovanni Antonio Lappoli lobt sich Vasari für eine von ihm in 42 Tagen ausgeführte Tafel für das Refektorium der Badia di San Fiore in Arezzo. In einer unverschämten Art und Weise berichtet er, dass sein Kunstwerk dem Maler Lappoli dessen künstlerische Minderwertigkeit offenbart habe.⁴⁵ Annibale reagiert darauf mit einer Randbemerkung, in der er Vasaris Hochmut betont und dessen Kunstwerke samt ihrer künstlerischen Qualität deutlich abwertend beurteilt:

[Ho] veduto io l’opere [d]i Giorgio Vasari e son [a]nch’io pittore e mi
mera[v]igliio che penasse 42 [g]iorni a far la pittura [di]che si vanta il

⁴⁰ Zu Vasaris Lokalpatriotismus siehe GOLDSTEIN (Anm. 39). Zu der Beziehung von Vasari mit den bolognesischen Künstlern und der Kunstszene Bolognas, zu seinen Reisen nach Bologna und seinen Berichten darüber in den ‚Vite‘ siehe Marzia FAIETTI u. Michele GRASSO (Hgg.), *D’odio e d’amore. Giorgio Vasari e gli artisti a Bologna*, Ausst.-Kat. Florenz, Uffizi, Florenz 2018.

⁴¹ Vgl. DEMPSEY (Anm. 39 – *The Carracci Reform...*), S. 240–247; Giovanna PERINI, *Gli scritti dei Carracci*, Bologna 1990, S. 33–48; DEMPSEY (Anm. 39 – *National Expression...*), S. 20–22.

⁴² Zur Autorschaft und Datierung der Postillen siehe KEAZOR (Anm. 39), S. 63–80.

⁴³ Vgl. SPAGNOLO (Anm. 39), S. 259.

⁴⁴ Vgl. ebd., S. 260f.

⁴⁵ Vgl. Vasari (Anm. 33 – *Le Vite nelle redazioni...*), Bd. 5, S. 185f. (*Vita di Giovann’Antonio Lappoli. Pittore aretino*); Giorgio Vasari, *Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister*, hgg. v. Ernst FÖRSTER, Bd. 4, Stuttgart 1846, S. 36–38; Daniele BENATI u. Eugenio RICCÒMINI (Hgg.), *Annibale Carracci*, Ausst.-Kat. Bologna, Museo Civico Archeologico, Rom, DART Chiosstro del Bramante, Mailand 2006, S. 460.

chialo[n]e, perciocché le sue pitture [s]ono gofferie da farne [m]olte in pochi giorni, [n]è somigliano in nisuna [pa]rte al vivo, ma sono [p]iene d'affettationi, e [f]atte senza giuditio.⁴⁶

Eine weitere Glosse – dieses Mal zu der ‚Vita‘ von Tizian – thematisiert hingegen das Problem der *imitatio* in der Kunst und stellt sich nachdrücklich gegen die Anklage von Vasari, die Manier von Giovanni Bellini und anderen Malern aus Venedig sei *secca* (trocken), *cruda* (spröde) und *stentata* (anstrengend), weil sie nur die Natur nachgeahmt hätten, nicht aber die Antike:⁴⁷

[L']ignorante Vasari [n]on s'accorge che gl'[a]ntichi buoni maestri [h]anno cavate le cose [l]oro dal vivo, et vuol [p]iù tosto che sia buono [r]itrar dalle seconde cose [c]he son l'antiche, che [d]a le prime, è principi[p]alissime che sono le vive, le quali si debbono [s]empre immitare. [M]a costui non intese [q]uest'arte.⁴⁸

Auch in der ‚Vita‘ Tizians schafft es Annibale nicht mehr, seine scharfe Zunge im Zaum zu halten. Die Behauptung Vasaris, er hätte Tizian durch Rom begleitet, um ihm die Sehenswürdigkeiten der *città eterna* (Ewigen Stadt) zu zeigen,⁴⁹ habe, so schreibt Annibale, das Blut in seinen Adern zum Kochen gebracht, sodass sich seine nun mehr als deutliche Feindseligkeit gegen den Maler aus Arezzo in einer bitteren Invektive äußert:

[O] che viso di [c]azzo del Vasari, [eg]li parla così vitu[p]erosamente che seco mi tira ad uscir de termini della creanza. [Q]uesta bestia vol essere stato l'archimandrita della pittura, et si vanta [p]rosuntuosamente quasi

46 KEAZOR (Anm. 39), S. 10. In deutscher Übersetzung: „Ich habe die Werke Giorgio Vasaris gesehen, und ich bin auch Maler und ich kann mich nur darüber wundern, dass er sich 42 Tage lang mit der Ausführung eines Gemäldes abgemüht haben soll, dessen sich dieser Schwätzer rühmt, sind seine Bilder doch so plump, dass man in wenigen Tagen viele davon herstellen kann, und sie ähneln auch an keiner Stelle dem lebendigen Vorbild, sondern sind voll Künstelei und ohne jeden Verstand.“ Ebd., S. 11. Vgl. auch BENATI u. RICCÒMINI (Anm. 69), S. 460. Siehe dazu noch S. 21 von dieser letzten Publikation.

47 Vgl. Vasari (Anm. 33 – Le Vite nelle redazioni...), Bd. 6, S. 155 (‚Descrizione dell'opere di Tiziano da Cador pittore‘); Giorgio Vasari, Das Leben des Tizian, hgg. v. Christina IRLENBUSCH, Berlin 2005, S. 15; BENATI u. RICCÒMINI (Anm. 45), S. 462.

48 KEAZOR (Anm. 39), S. 12. In deutscher Übersetzung: „Der ignorante Vasari merkt nicht, dass die alten guten Meister ihre Dinge aus dem lebendigen Vorbild geschöpft haben, und er hätte es lieber, dass es gut sei, nach den zweit(rangig)en Dingen zu arbeiten (welches die Antiken und die Werke der vorangegangenen Künstler sind) anstatt nach den erst(rangig)en und wichtigen, welches die Dinge der lebendigen Natur sind, welche man immer nachahmen muss. Aber er verstand diese Kunst eben nicht.“ Ebd., S. 13. Vgl. auch BENATI u. RICCÒMINI (Anm. 45), S. 462. Siehe dazu auch PERINI (Anm. 41), S. 42f.; IRLE (Anm. 3), S. 34–37.

49 Vgl. Vasari (Anm. 33 – Le Vite nelle redazioni...), Bd. 6, S. 163f. (‚Descrizione dell'opere di Tiziano da Cador pittore‘); Vasari (Anm. 47), S. 35; BENATI u. RICCÒMINI (Anm. 45), S. 463.

d'esser stato maestro de primi pittori del mondo. [C]he poi per avventura Titiano non degnò di parlar con lui non che d'essergli raccomandato.⁵⁰

Frei heraus bezeichnet Annibale in seinen Postillen Vasari als ignorant, geizig, neidisch, dumm, als Biest, Schwätzer und *viso di cazzo*. Dass Annibales Abneigung gegen den Autor der ‚Vite‘ damals kein Geheimnis war, vielmehr fast einer allbekannten Tatsache entsprach, legt eine schriftliche Quelle nahe, die jedoch nicht unbedingt glaubwürdig erscheint. Es ist eine Notiz von Malvasia über Annibale Carracci, die aber auf Informationen aus zweiter bzw. dritter Hand basiert:

Dice il Cignani aver udito dire all'Albani che Annibale in Roma voleva in una mascherata far l'abiura di Giorgio Vasari sopra un carro, e l'avea conferito col Cardinal Farnese che gl'aderiva [...].⁵¹

Annibales kunsttheoretische Gedanken, die er in seinen Postillen oft auch in invektiver Form zum Ausdruck gebracht hat, waren nicht nur hohle Worte, sondern haben Spuren in seiner Malerei hinterlassen. In dem Gemälde ‚Die große Metzgerei‘ (Abb. 7), das Annibale circa ein Jahrzehnt vor der Verfassung der Randglossen gemalt hat, parodiert er seinen berühmten Gegner. Die ganze Darstellung ist von einem starken Naturalismus gekennzeichnet, der für die norditalienische Malereitradition charakteristisch war. Nur eine Figur hat mit dieser Darstellungsart nichts zu tun. Es handelt sich um den stehenden Hellebardier am linken Bildrand. Man kann in ihm ein parodistisches Kryptoporträt von Giorgio Vasari erkennen. Bei einem Vergleich mit dem ‚Bildnis des Giorgio Vasari‘ aus der Giuntina ergibt sich in der Tat eine deutliche Ähnlichkeit zwischen dem Gesicht des Hellebardiers und jenem von Annibales Gegner (Abb. 8 u. 9). Der dichte, in zwei Partien geteilte Vollbart, der klare Haaransatz über der Schläfe, die hervorstechende Rundheit der Augen, die markanten Augenfalten sowie die an der Spitze kugelförmige Nase sind wesentliche Merkmale, die beide Figuren teilen.⁵² Doch deformiert und übertreibt Annibale die Gesichtszüge Vasaris absichtlich. Er dehnt den Kopf auf der vertikalen Achse in einer unproportionierten Art und Weise

50 KEAZOR (Anm. 39), S. 18. In deutscher Übersetzung: „Oh, dieses Arschgesicht [eher Schwanzgesicht] von Vasari: er spricht so schmähdlich, dass es mich dazu bringt, die Sprache des guten Benehmens zu verlassen. Dieses Biest will der Archimandrit der Malerei gewesen sein und rühmt sich eingebildet, geradezu der Meister der besten Maler der Welt gewesen zu sein. Und Tizian fand zu Recht nicht würdig, mit ihm zu sprechen oder sich ihm anempfehlen zu lassen.“ Ebd., S. 19. Vgl. auch BENATI u. RICCÒMINI (Anm. 45), S. 463.

51 PERINI (Anm. 41), S. 34. In deutscher Übersetzung: „[Carlo] Cignani sagt, er habe von [Francesco] Albani gehört, dass Annibale [Carracci] eine Maskerade auf einem Wagen in Rom organisieren wollte, um [den Ideen von] Giorgio Vasari abzuschwören. Er [Annibale Carracci] hatte darüber mit Kardinal [Odoardo] Farnese gesprochen, welcher damit übereinstimmte [...]“ (Übersetzung des Autors)

52 Die Ähnlichkeit der beiden Gesichter wird noch deutlicher, wenn man als Vergleichsgegenstand das Porträt von Vasari nimmt, das Jacopo Zucchi zugeschrieben ist (Jacopo Zucchi, Bildnis des Giorgio Vasari, 1571–1574, Öl auf Leinwand, Uffizi, Florenz).



Abb. 7 | Annibale Carracci, Die große Metzgerei, nach 1580, Öl auf Leinwand, Christ Church Gallery, Oxford (Christ Church Gallery, Oxford).

aus, vergrößert die Nase, rundet die Augen ab, krönt das verzerrte Haupt mit einer übermäßigen Kopfbedeckung, deren weiße Feder das kurvige Antlitz burlesk fortsetzt, und bietet dem Betrachter somit eine lachhafte Karikatur des Autors der ‚Vite‘. Abschließend akzentuiert auch die überdimensionierte Schamkapsel die Lächerlichkeit des parodistischen Kryptoporträts Vasaris.⁵³

In dem dargestellten Hellebardier vereinigt, veranschaulicht und parodiert Annibale Carracci die negativen Prinzipien des toskanischen und römischen Manierismus.⁵⁴ Charles DEMPSEY hat diese lächerliche Figur scharfsinnig als eine Karikatur der künstlichen, exzessiven Pose der manieristischen Gestalten interpretiert.⁵⁵ Die konkrete

53 Dass die übertriebene Schamkapsel die Lächerlichkeit der Figur zuspitzt, wurde bereits von Charles DEMPSEY betont. Vgl. Mina GREGORI, Luigi SALERNO u. Richard SPEAR (Hgg.), *The age of Caravaggio*, Ausst.-Kat. New York, The Metropolitan Museum of Art, Neapel, Museo Nazionale di Capodimonte, New York 1985, Kat.-Nr. 24 (Charles DEMPSEY), S. 111.

54 John Rupert MARTIN, *The Butcher's Shop of the Carracci*, in: *The Art Bulletin* 45,3 (1963), S. 263–266, hier S. 265, hat in dem Hellebardier eine spöttische Anspielung auf die Kunst von Bartolomeo Passerotti gesehen: „It can hardly be doubted that this preposterous figure, clad in slashed doublet and hose, with plumed hat and prominent codpiece, is a thinly veiled allusion to the fashionable portraiture of Bartolomeo Passerotti, whose artificial and mannered elegance is in this way neatly contrasted to the spontaneous ‚naturalism‘ of the Carracci.“

55 Vgl. DEMPSEY (Anm. 53), S. 111.



8



9

Abb. 8 | Annibale Carracci, Die große Metzgerei, nach 1580, Öl auf Leinwand, Christ Church Gallery, Oxford (Detail; Christ Church Gallery, Oxford).

Abb. 9 | Cristoforo Coriolano (?), Bildnis des Giorgio Vasari, vor 1568, Holzschnitt in: Giorgio Vasari, *Le Vite*, Florenz 1568 (aus: Giorgio Vasari, *Le Vite nelle redazioni del 1550 e 1568*, hrsg. v. Paola BAROCCHI und Rosanna BETTARINI, Bd. 6, Florenz 1966–1987, S. 368 (‘Descrizione dell’opere di Giorgio Vasari’)).

Vorlage für die Pose stammt wiederum aus der ‚Cascina-Schlacht‘: Es handelt sich um die Spiegelung eines Soldaten, der bereits von Marcantonio Raimondi in Form eines Kupferstiches rezipiert und umgedreht wurde (Abb. 10 u. 11).⁵⁶ Annibales Karikatur von Vasari folgt entsprechend dem manieristischen Topos der *figura serpentinata* (s-förmige Figur).⁵⁷

Das gleiche Vorbild verwendet Annibale auch für einen Metzger in seiner anderen Metzgerei-Darstellung, wie MÜLLER gezeigt hat (Abb. 12).⁵⁸ Vergleicht man die beiden Figuren (Abb. 8 u. 12), ergibt sich eine deutliche Diskrepanz: Während der Metzger in seiner Pose naturgetreu erscheint, erweist sich die Bewegung des Hellebardiers als künstlich, übertrieben und linkisch. Genau durch diesen Kontrast wird ein Prinzip der Malereireform der Carracci sichtbar.

Die Künstlichkeit des Manierismus wird durch die *naturalezza* (Naturnähe) ersetzt.⁵⁹ In den Postillen Annibales werden in der Tat die Lebendigkeit und *verosimiglianza* (Wirklichkeitsnähe) der Darstellung gelobt, die mit der Kunst Tizians assoziierbar sind. Die *affezone* (Künstlichkeit), ein Begriff, der die Kunst von Giorgio Vasari und der toskanischen und römischen Malereitradition beschreibt, wird hingegen negativ beurteilt. Das bedeutete nicht, dass Vorbilder aus anderen Kunstwerken nicht mehr nachgeahmt werden durften und die Künstler sich nur noch der Imitation der Natur widmen sollten. Die Carracci zielen nicht auf die *distruzione* (Vernichtung) der manieristischen Kunst ab, sondern vielmehr auf die Überwindung der manieristischen Künstlichkeit und Nachahmungspraxis, wie Henry KEAZOR festgestellt hat.⁶⁰

Die Nachahmung eines Vorbilds sollte weder künstlich noch sklavisch ausfallen, sodass das Ergebnis der Nachahmung lebendig und naturgetreu wirken konnte. Die Imitation durfte nicht offensichtlich erscheinen und keinem selbstzweckhaften Zitat entsprechen.⁶¹ Annibales ‚Metzgerei‘ (Abb. 7) ist in diesem Sinne ein Bildmanifest der Carracci-Reform,⁶² weil, wie die Forschung mehrmals betont hat, darin Motive aus zwei normativen Kunstwerken, ‚Noahs Opfer‘ von Michelangelo bzw. von Raffael,

56 Vgl. MÜLLER (Anm. 2), S. 141–145.

57 Giovanni Paolo Lomazzo, Trattato dell'arte della pittura, scultura et architettura, Mailand 1584, S. 22–24, ist der Meinung, Michelangelo sei der Künstler, der die *figura serpentinata* am besten interpretiert hat.

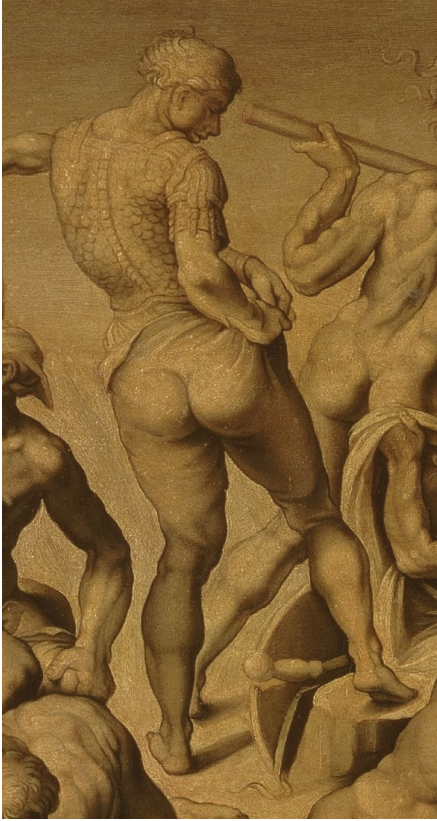
58 Vgl. MÜLLER (Anm. 2), S. 148–151.

59 Vgl. DEMPSEY (Anm. 53), S. 111; KEAZOR (Anm. 39), S. 126 f. u. 135 f.

60 KEAZOR (Anm. 39), S. 136. Die Frontstellung der Carracci gegen den Manierismus ist bereits in den Kunsttraktaten von Bellori und Malvasia als ein zentrales Thema der Carracci-Reform behandelt und analysiert worden. Vgl. PERINI (Anm. 41), S. 39–48; KEAZOR (Anm. 39), S. 81–85; DERS. (Anm. 38), S. 15–71.

61 Vgl. Roberto ZAPPERI, Annibale Carracci. Ritratto di artista da giovane, Turin 1989, S. 63; KEAZOR (Anm. 39), S. 126 f. In Bezug darauf zitiert KEAZOR eine Stelle aus der 1587 publizierte Schrift ‚De' veri precetti della pittura‘ des Malers Giovanni Battista Armenini, an der der Autor die sklavische manieristische Nachahmung und die ungeeignete Einfügung von Entlehnungen aus anderen Kunstwerken in einen neuen Kontext scharf kritisiert. Vgl. Giovanni Battista Armenini, De' veri precetti della pittura, Ravenna 1587, Buch I, Kap. 9, S. 81 f.

62 Vgl. KEAZOR (Anm. 39), S. 122 f.



10

Abb. 10 | Bastiano da Sangallo nach Michelangelo, Die Schlacht von Cascina, 1542, Öl auf Holz, Holkham Hall, Norfolk (Detail; By kind permission of the Earl of Leicester and the Trustees of the Holkham Estate / Bridgeman Images).



Abb. 11 | Marcantonio Raimondi, Venus, Mars und Cupido, 1508, Kupferstich, Kupferstich-Kabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden (Detail; © Kupferstich-Kabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Foto: Herbert Boswank).

11



Abb. 12 | Annibale Carracci,
Die kleine Metzgerei, nach
1580, Öl auf Leinwand, Kimbell
Art Museum, Fort Worth, Texas
(Detail; Kimbell Art Museum,
Fort Worth, Texas).

so kombiniert und dissimuliert sind, als ob sie nach der Natur gemalt oder gezeichnet wären.⁶³ Zu Recht wurde Annibales Gemälde als Bildparodie bezeichnet, da die hohen, religiösen Vorbilder in einer niedrigen, alltäglichen Szene umgesetzt werden;⁶⁴ allerdings handelt es sich um eine Parodie, die auch kritische Einwände formuliert, da sie zugleich eine spottende Kritik an der manieristischen Künstlichkeit und an der sklavischen bzw. offensichtlichen *imitatio* der toskanischen und römischen Malereitradition ist.

Die ‚Metzgerei‘ und die Postillen bieten die einzigartige Möglichkeit, sich mit den kunsttheoretischen Überlegungen von Annibale auseinanderzusetzen. Doch welche Position vertrat Agostino Carracci in dieser Sache? Teilte er die kritischen und polemischen Ideen seines Bruders?

Lässt man Ludovico beiseite, um sich auf die Verknüpfungen zwischen den Kunstkonzeptionen von Annibale und Agostino zu konzentrieren, fällt zuallererst auf, dass Agostino 1584 einen Kupferstich mit einem Porträt von Bernardino Campi als Titelblatt für den Kunsttraktat von Alessandro Lamo schuf.⁶⁵ Diese Schrift war deutlich gegen Vasari gerichtet.⁶⁶ In dem *proemio* (Präambel) seines ‚Discorso di Alessandro Lamo intorno alla scoltvra, et pittvra‘ behauptet Lamo, dass Vasari den Ruf von Cremona als Kunstzentrum und infolgedessen den Ruf der Künstler dieser Stadt verschwiegen hätte.⁶⁷ In den Augen von Lamo trägt Vasari Schuld an diesem Versäumnis, denn in den ‚Vite‘ findet sich kein einziges Kapitel über das Leben eines Künstlers aus Cremona. Lamo kritisiert Vasaris Lokalpatriotismus aufs Heftigste und nennt den Florentiner Autor *nemico de’ Pittori lombardi* (Feind der lombardischen Maler).⁶⁸

63 Michelangelo, Noahs Opfer, 1508–1510, Fresko, Sixtinische Kapelle, Vatikanstadt; Raffael, Noahs Opfer, 1517–1519, Fresko, Loggia di Raffaello, Vatikanstadt. MARTIN (Anm. 54), S. 265 f., hat als Erster diese normativen Vorbilder erkannt und das Bild aufgrund der Erniedrigung und des Verbergens der Modelle als *joke* (Scherz) bezeichnet, wobei er den Hellebardier in der ‚Metzgerei‘ sogar als eine Parodie der von Michelangelo geschaffenen Figur des Holz tragenden Jungen interpretiert hat. Vgl. auch ZAPPERI (Anm. 61), S. 62 f.; DEMPSEY (Anm. 77), S. 111; KEAZOR (Anm. 39), S. 120–127 u. 135 f.; BOESTEN-STENGEL (Anm. 20), S. 600–602; Gail FEIGENBAUM, Annibale and the Technical Arts, in: Sybille EBERT-SCHIFFERER u. Silvia GINZBURG (Hgg.), *Nuova luce su Annibale Carracci*, Rom 2011, S. 8–19, hier S. 15.

64 Vgl. KEAZOR (Anm. 39), S. 120 f.; BOESTEN-STENGEL (Anm. 20), S. 484 u. 601 f. Dass die Erniedrigung des raffaellesken und des michelangelesken Vorbilds auch mit dem literarischen Streit über die *questione della lingua*, also der Debatte über die Verwendung der niedrigen Vernakularsprache anstelle des hohen Lateins, in Verbindung gebracht werden kann, zeigt FEIGENBAUM (Anm. 63), S. 14–16.

65 Agostino Carracci, Porträt von Bernardino Campi, Kupferstich, in: Alessandro Lamo, *Discorso di Alessandro Lamo intorno alla scoltvra, et pittvra*, Cremona 1584. Der Kupferstich ist in mehreren der erhalten gebliebenen Exemplaren des Kunsttraktats von Lamo nicht enthalten. Das Porträt ist allerdings auch als Einzelblatt überliefert. Vgl. DEGRAZIA BOHLIN (Anm. 24), Kat.-Nr. 127, S. 222.

66 Vgl. DEMPSEY (Anm. 39 – *The Carracci Reform...*), S. 247; DEMPSEY (Anm. 39 – *National Expression...*), S. 22.

67 Vgl. Lamo (Anm. 65), S. 25–27.

68 Lamo (Anm. 65), S. 39.

Die Familie Carracci stammte aus Cremona. Erst im 16. Jahrhundert zog sie nach Bologna.⁶⁹ Die Bindung Agostinos an Cremona war sehr eng. Dass er sich in Form eines Porträts des bekanntesten Malers aus Cremona, Bernardino Campi, an der Vollendung des Traktats von Alessandro Lamo beteiligt hat, könnte daher nicht nur ökonomische Gründe gehabt haben. Vielmehr bestätigt diese Beteiligung den Respekt von Agostino für seine Kollegen aus Cremona, für seine Ursprünge und für die im Traktat geäußerte Perspektive gegen Vasari.⁷⁰

Infolgedessen ist es meiner Meinung nach kein Irrtum, zu schlussfolgern, dass Agostino und Annibale sehr ähnliche Positionen gegen den Autor der ‚Vite‘ vertreten. Darüber hinaus reisten sie mehrmals zusammen, leiteten die von ihnen gegründete Akademie in Bologna, arbeiteten sehr oft miteinander und teilten die gleichen künstlerischen Interessen für die norditalienische Malerei, vor allem für die venezianische. All diese Hinweise legen daher die Vermutung nahe, dass die Brüder Carracci höchstwahrscheinlich ähnliche kunsttheoretische Auffassungen hatten.⁷¹

4 Die (sexuell) erregten Affen des Michelangelo

Annibale behandelt Michelangelo in seinen Postillen mit Respekt. Künstler wie Michelangelo und Raffael wurden von den Carracci stellenweise parodiert, doch sie wurden von ihnen auch rezipiert. Im Gegensatz dazu war die Kunst Vasaris und der Nachfolger Michelangelos für sie nicht nachahmenswert.⁷² In einer polemischen Postille erwähnt Annibale die *michelangiolisti*, die Verehrer des Florentiners und die Verfechter der in den ‚Vite‘ theoretisierten Michelangelohegemonie. Die Randglosse zeigt, dass diese konfliktbereit waren und dass ein kunsttheoretischer Bruch zwischen ihnen und den Carracci existierte.⁷³

Künstlichkeit und sklavische bzw. offensichtliche *imitatio* der Manier Michelangelos und der Motive aus seinen Werken sind Hauptmerkmale der Kunst dieser Nachahmer. Aufgrund der grafischen Reproduktionen waren bestimmte Vorbilder so

69 Vgl. DEGRAZIA BOHLIN (Anm. 24), S. 27; DEMPSEY (Anm. 39 – The Carracci Reform...), S. 238 f.

70 Vgl. DEMPSEY (Anm. 39 – The Carracci Reform...), S. 247; DEMPSEY (Anm. 39 – National Expression...), S. 22.

71 Vgl. KEAZOR (Anm. 39), S. 76–78.

72 Vgl. PERINI (Anm. 41), S. 44–50; KEAZOR (Anm. 39), S. 10–24 u. 85.

73 „Sia detto con pa[ce] de Michelangiolis[ti]: Titiano fu più pi[ttore] di Michelangelo et a quella guisa vi fu diferenza qu[al] fu infra Dante e[t] il Petrarca [...] non derogando però all’eccelle[nza] del divin Mich[elagnolo]: [e se bene Raffaello fu da preporre in qualche parte a Titiano, avanzò non meno Titiano in molte cose Raffaello].“ KEAZOR (Anm. 39), S. 24. In deutscher Übersetzung: „Ohne Streit mit den Anhängern Michelangelos zu suchen, sei gesagt: Tizian war weit mehr Maler als Michelangelo und in dieser Hinsicht gab es zwischen ihnen einen ähnlichen Unterschied wie zwischen Dante und Petrarca. [...] indem die Vortrefflichkeit des göttlichen Michelangelos jedoch nicht geschmälert werden soll: [und auch wenn Raffael Tizian hier und da vorzuziehen war, so übertraf Tizian Raffael in vielen Dingen nicht wenig].“ Ebd., S. 25.

bekannt geworden, dass Maler aus ganz Italien sie in ihren Kompositionen aufgriffen, um ihre künstlerischen Kenntnisse zu demonstrieren und um die Qualität ihrer Werke durch ein Zitat des *divino* zu erhöhen. Natürlich führte die getreue Nachahmung derselben Motive zu einer zunehmenden Kanonisierung und künstlichen Homogenisierung der Kunstproduktion, die der Originalität und Naturnähe im künstlerischen Feld abträglich war.⁷⁴ Genau dagegen scheinen sich die Carracci zu wehren.⁷⁵

In ihrer Malereireform entschieden sie sich für eine besonnene Auswahl des Nachahmenswerten in Bezug auf das darzustellende Sujet. So findet eine selektive Imitation von Manieren, Meistern und Kunstschulen statt, die auf eine Synthese der akkuraten Naturnachahmung und der besten Merkmale der bedeutendsten Künstler abzielte.⁷⁶ Vorbilder müssen nachgeahmt werden, denn ein Kunstwerk musste laut der Nachahmungstheorie der Zeit Bezüge zur Tradition aufweisen, um an künstlerischer Qualität zu gewinnen. Aber die Kunstwerke mussten gleichzeitig auch Innovation unter Beweis stellen.⁷⁷ Daher sollen laut der Carracci die Vorbilder variiert werden, lebendig und naturgetreu wirken, als ob das einem anderen Bild entnommene Vorbild nicht existieren würde und der Maler vielmehr direkt die Natur nachgeahmt hätte. In einer im Londoner British Museum aufbewahrten Zeichnung zeigt Annibale Carracci genau dieses *procedere* (Verfahren) bei der *imitatio* des alten Soldaten aus der ‚Cascina-Schlacht‘ (Abb. 13).⁷⁸ *Naturalezza* (Naturnähe) und *verosimiglianza* (Wirklichkeitsnähe) charakterisieren die dargestellte Figur. Der alte Soldat ist zu einem Jungen geworden, dessen kanonisches Vorbild nicht mehr offensichtlich erscheint und sich selbst dem gebildeten, mit den Werken Michelangelos vertrauten Betrachter nicht sofort erschließen dürfte. Diese Art der Imitation zielt auf eine Steigerung der Überzeugungskraft und der Innovation ab.⁷⁹ Anhand einer aus der Hand Agostinos stammenden Figurenstudie, die als *imitatio* von Michelangelos Propheten ‚Jona‘ an

74 Vgl. MÜLLER u. KÜSTER (Anm. 7), S. 30.

75 Vgl. PERINI (Anm. 41), S. 44–46; KEAZOR (Anm. 39), S. 126.

76 Unter den damaligen Autoren kunsttheoretischer Schriften, in denen vor den Carracci eine Synthese der besten Merkmale aus verschiedenen Künstlern und Manieren thematisiert wird, findet man Paolo Pino, Ludovico Dolce und Giovanni Paolo Lomazzo. Vgl. PERINI (Anm. 41), S. 44. Zu Synthese und Adäquatheit als Prinzipien der Malereireform der Carracci siehe DEMPSEY (Anm. 39 – The Carracci Reform...), S. 240–247; DERS. (Anm. 39 – National Expression...), S. 22; KEAZOR (Anm. 39), S. 74–77; DERS. (Anm. 38), S. 295–307 u. 314; Ulrich PFISTERER, Visuelle Topoi um 1600. Annibale Carracci zwischen voraussetzungsloser Innovation und Tradition, in: Wolfgang DICKHUT, Stefan MANNs u. Norbert WINKLER (Hgg.), Muster im Wandel: Zur Dynamik topischer Wissensordnungen in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, Göttingen 2008, S. 165–190, hier S. 189. Zur Forschungsdiskussion über das „Carracci-Problem“ bzw. den Gegenmanierismus der Carracci siehe IRLE (Anm. 3), S. 34–37.

77 Wie Renate PROCHNO, Konkurrenz und ihre Gesichter in der Kunst. Wettbewerb, Kreativität und ihre Wirkungen, Berlin 2006, S. 6f., unterstrichen hat, betont bereits Cennino Cennini in seinem um 1390 verfassten ‚Trattato della pittura‘ den engen Zusammenhang zwischen Imitation und Innovation, wobei die Nachahmung eines Vorbilds die eigene Erfindungskunst fördern soll.

78 Vgl. KEAZOR (Anm. 38), S. 200f.

79 Vgl. DEMPSEY (Anm. 39 – The Carracci Reform...), S. 244–246.



Abb. 13 | Annibale Carracci, Ein Junge seine Socken ausziehend, 1583–1584, Zeichnung, British Museum, London (The British Museum Images).

der Decke der Sixtinischen Kapelle gedeutet werden kann, lässt sich feststellen, dass das Imitationsverfahren von Agostino demjenigen seines Bruders Annibale entsprach (Abb. 14 u. 15).⁸⁰ Doch im Fall des Kupferstichs ‚Nymphe, kleiner Satyr und Kind‘ (Abb. 2) weicht er von dieser Konzeption deutlich ab. Das dissimulierte, variierte und naturgetreue Nachahmungsergebnis in Agostinos Studie aus dem Florentiner Gabinetto dei Disegni e delle Stampe der Uffizien steht in offenem Kontrast zu der offensichtlichen *imitatio* des Kupferstichs (Abb. 2 u. 6) – obwohl auch hier eine Dissimulation des Motivs durch eine Veränderung des Geschlechts der Figur stattfindet. Ausgehend von der theoretischen Positionierung Agostinos in der Kunstszene seiner Zeit und der Untersuchung seiner künstlerischen Verfahren bei der Imitation normativer Vorbilder stellt sich mit Blick auf den Kupferstich ‚Nymphe, kleiner Satyr und Kind‘ folgende Frage: Wollte Agostino durch seine deutliche, herabsetzende sowie lächerliche Nachahmung des Motivs Michelangelos – zumal dieser schon vor einigen Jahren verstorben war – eine witzige Invektive gegen die Kunsttheorie Vasaris, eine Verspottung der *michelangiologisti* und eine Parodie auf deren Imitationspraxis

⁸⁰ Vgl. KEAZOR (Anm. 38), S. 251, Anm. 18.



Abb. 14 | Agostino Carracci, Figurenstudie, o.J., Zeichnung, Gabinetto delle stampe e dei disegni, Uffizien, Florenz (Gabinetto delle stampe e dei disegni, Uffizi, Florenz).



Abb. 15 | Michelangelo, Jonas, 1511 – 1512, Fresko, Sixtinische Kapelle, Vatikanstadt (aus: Pierluigi de Vecchi [Hg.], *The Sistine Chapel. A Glorious Restoration*, New York 1994, S. 163).

inszenieren? Und könnten der Putto und der Satyr metaphorisch die Verehrer Michelangelos verkörpern?

Die Nachfolger des Florentiner Meisters hatten es sich zum Ziel gemacht, das künstlerische Niveau ihres Vorbildes durch die Nachahmung seiner Manier und/ oder seiner Motive zu erreichen. In dem den Carracci höchstwahrscheinlich bekannten Traktat ‚L’Aretino o Dialogo della Pittura‘ von Ludovico Dolce, der venezianischen kunsttheoretischen Reaktion auf Vasaris ‚Vite‘, werden die *michelangiologisti* mit jenen Unwissenden verglichen, *i quali, senza intendere altro, corrono dietro il parer d’altrui, come fa una pecora dietro l’altra; over di alcuni pittorucci, che sono scimie di Michelagnolo*.⁸¹ Bei der Lektüre dieser invektiven Behauptung Dolces stand dem gelehrten Leser womöglich der bereits analysierte ‚Affenlaokoon‘ (Abb. 1) vor Augen, dessen Erschaffer, der hochgelobte Tizian, dem absoluten Vorbild seines Kunsttraktats entsprach. Der Versuch, Michelangelo gleichzukommen, war aber laut Vasari das Beste, was ein Künstler machen konnte, denn ein Übertreffen von Michelangelos göttlicher

81 Ludovico Dolce, *L’Aretino – Dialogo della Pittura*, Venedig 1557, S. 8r. In deutscher Übersetzung: „[...] [die] ohne bessere Einsicht, nur dem Urteile Anderer folgen, wie ein Schaf dem andern folgt, oder einiger Farbenpfuscher, welche Affen des Michelangelo sind.“ Ludovico Dolce, *Aretino oder Dialog über Malerei*, übers. v. Cajetan CERRI, Osnabrück 1970, S. 13. Vgl. auch IRLE (Anm. 3), S. 188; SCHMIDT (Anm. 2), S. 371 f.

Kunst hielt der Autor der ‚Vite‘ für unmöglich.⁸² Die Rolle der *michelangiolisti* lässt sich also mit der des Puttos in Agostinos Kupferstich gleichsetzen: Sie kümmern sich um die Nachahmung von Michelangelos Figuren; sie beschönigen sie; sie pflegen ihre Nägel bzw. feilen an ihren Umrissen, indem sie versuchen, sie zu verbessern. Sie verstecken das entnommene Motiv jedoch nicht, sondern machen es im Bild leicht wiedererkennbar. Das nachgeahmte Vorbild muss durchscheinen. Es sollte dem Künstler und seinem Werk Ruhm und Ehre bringen sowie die künstlerische Qualität der Arbeit erhöhen.

Einige *michelangiolisti* könnten sogar von dem Satyr metaphorisch verkörpert werden. Mit dem Satyr scheint Agostino einen antiken Bildtopos aufzugreifen, der die sexuellen Gelüste des Menschen im Rahmen von Kunstwerken thematisiert. Dieser Topos war im 16. Jahrhundert äußerst verbreitet.⁸³ So, wie sich in den ‚Metamorphosen‘ des Ovid der Bildhauer Pygmalion in die von ihm erschaffene Skulptur verliebte,⁸⁴ so vernarren sich diese *michelangiolisti* in Michelangelos Formen. Diese Liebesbeziehung hat Bronzino in einem Gemälde zum Pygmalion-Thema geschildert, indem er als Vorbild für die Figur der Galatea als verlebendigter Skulptur Michelangelos ‚David‘ verwendet hat (Abb. 16 u. 17), wie ein Vergleich der Armstellungen Galateas und Davids zeigt.⁸⁵ Für Novella MACOLA entspricht

82 „O veramente felice età nostra, o beati artefici, che ben così vi dovette chiamare, da che nel tempo vostro avete potuto al fonte di tanta chiarezza rischiarare le tenebrose luci degli occhi e vedere fattovi piano tutto quel che era difficile da sì maraviglioso e singulare artefice! Certamente la gloria delle sue fatiche vi fa conoscere et onorare, da che ha tolto da voi quella benda che avevate innanzi agli occhi della mente, sì di tenebre piena, e v’ha scoperto il vero dal falso, il quale v’adombrava l’intelletto. Ringraziate di ciò dunque il Cielo e sforzatevi di imitare Michelagnolo in tutte le cose.“ Vasari (Anm. 33 – Le Vite nelle redazioni...), Bd. 6, S. 48f. (‚Vita di Michelagnolo Buonarruoti Fiorentino‘). In deutscher Übersetzung: „Oh glückliches Zeitalter, oh gesegnete Künstler! Wohl dürft ihr euch so nennen, habt ihr doch in eurer Zeit dank einer Quelle von solcher Klarheit eurer verdunkeltes Augenlicht wieder erhellen dürfen und ist euch nun, da dieser herrliche und einzigartige Künstler euch den Weg geebnet hat, Einsicht in alles Schwierige gestattet. Sicher werden seine ruhmreichen Mühen auch euch bekannt machen und Ansehen verschaffen, da er die Binde von eurem geistigen Auge genommen und den Schleier des Falschen gelüftet hat, der euren Intellekt verschattete. Dankt also dem Himmel dafür und bemüht euch nach Kräften, Michelangelo in allen Dingen nachzuahmen.“ Vasari (Anm. 33 – Das Leben des Michelangelo), S. 89–91.

83 In einem auf den 6. August 1527 datierten Brief an Federico II. Gonzaga verspricht Pietro Aretino dem Herzog, dass der Bildhauer Jacopo Sansonvino eine so lebendige und naturnahe Venus für ihn meißeln wird, dass sie seine Libido erwecken wird. Vgl. Pietro Aretino, *Le Lettre di M. Pietro Aretino, di nuovo impresse et corrette*, Venedig 1538, S. 12r; Alessandro NOVA, *Correggio’s ‚Lascivie‘*, in: Jeanette KOHL, Marianne KOOS u. Adrian W. RANDOLPH (Hgg.), *Renaissance Love. Eros, Passion, and Friendship in Italian Art around 1500*, Berlin, München 2014, S. 121–130, hier S. 129f.

84 Vgl. Ov. *Met.* X, 243–297.

85 Vgl. Stuart CURRIE, *Secularised Sculptural Imagery, the Paragone Debate and Ironic Contextual Metamorphoses in Bronzino’s Pygmalion Painting*, in: Phillip LINDLEY (Hg.), *Secular Sculpture 1300–1550*, Stamford 2000, S. 237–253, hier S. 244–246.; Novella MACOLA, *Miracoli della Mano: Pigmaliione e Galatea di Bronzino e i marmi vivi di Michelangelo*, in: Achille OLIVIERI u. Massimo GALTAROSSA (Hgg.), *Retorica e taumaturgica della mano nel lungo Rinascimento e l’influenza*

Bronzinos *dissimulatio* des Florentiner *colosso* (Koloss) einer verborgenen kunsttheoretischen Aussage des Malers, einer Liebeserklärung an Michelangelo und sein Werk.⁸⁶ Ausgehend davon sei Bronzino mit dem Bildhauer Pygmalion zu identifizieren: Wie dieser sich vor seiner geliebten Statue hinkniete, so werfe sich der Maler vor seinem Vorbild, dem göttlichen Künstler, nieder.⁸⁷ Bedeutsam ist, dass auch der Florentiner Humanist Benedetto Varchi diesen lobenden Topos auf ein Werk von Michelangelo bezogen hat. Ausgehend von einem Zitat aus der ‚*Historia naturalis*‘ von Plinius d. Ä. behauptet Varchi, dass sich die Menschen in die ‚*Venus*‘ von Praxiteles damals ebenso verliebten, wie sie sich zu seiner Zeit in die ‚*Leda*‘ von Michelangelo verlieben.⁸⁸

Meiner Ansicht nach thematisiert Agostino Carracci mit dem Satyr in seinem Kupferstich diese Art von Fetischismus und Obsession der *michelangiolisti* in einer parodistischen bzw. ‚satyrischen‘ Weise, übertreibt sie und macht sich darüber lustig.⁸⁹ Wie das Mischwesen in seinem Kupferstich wären die Verehrer Michelangelos sexuell erregt, wenn sie vor den Werken des unerreichbaren, göttlichen Künstlers stehen, wenn sie sie berühren und sich mit ihnen auseinandersetzen.⁹⁰ Um diese spöttische Assoziation am besten veranschaulichen zu können, wählt Agostino als Objekt der sexuellen Erregung nicht zufällig eine Gestalt aus der als ‚Schule für die Künstler‘ gefeierten ‚*Cascina-Schlacht*‘ aus, einem der am meisten imitierten Werke des *divino*. Darüber hinaus handelt sich um eine der in der damaligen europäischen Kunst am

della Universitas patavina, Padua 2012, S. 231–246, hier S. 238–240; Bastian ECLERCY (Hg.), *Maniera. Pontormo, Bronzino und das Florenz der Medici*, Ausst.-Kat. Frankfurt a. M., Städel Museum, München, London, New York 2016, Kat.-Nr. 77 und 78 (Bastian ECLERCY), S. 186–189.

86 Vgl. MACOLA (Anm. 85), S. 239f.

87 Vgl. MACOLA (Anm. 85), S. 239f. Bronzino äußert seine glühende Verehrung für Michelangelo deutlich in seinen Sonetten – eine bedingungslose Bewunderung, die auch in seinem bildnerischen Werk unmissverständlich wahrnehmbar ist. Vgl. ebd., S. 239f.; Stephen John CAMPBELL, *Bronzino, aemulatio und die Liebe*, in: Jan-Dirk MÜLLER u. Ulrich PFISTERER (Hgg.), *Aemulatio: Kulturen des Wettstreits in Text und Bild (1450–1620)*, Berlin 2011, S. 193–230.

88 Vgl. Benedetto Varchi, *Lezzione, nella quale si disputa della maggioranza delle arti e qual sia più nobile, la scultura o la pittura*, Florenz 1549, S. 47; Jonathan Katz NELSON, *La „Venere e Cupido“ fiorentina: un nudo eroico femminile e la potenza dell’amore*, in: DERS. u. Franca FAIETTI (Hgg.), *Venere e Amore. Michelangelo e la nuova bellezza ideale*, Ausst.-Kat. Florenz, Galleria dell’Accademia, Florenz 2002, S. 27–63, hier S. 44f.

89 Zur Interpretation der extremen Verehrung Michelangelos als einer Form von Fetischismus siehe Frances E. THOMAS, *„Cittadin nostro Fiorentino“: Michelangelo and Fiorentinismo in mid-sixteenth-century Florence*, in: Mary ROGERS (Hg.), *Fashioning identities in Renaissance art*, Aldershot 2000, S. 177–187, hier S. 185.

90 Diese Art von Fetischismus und von perverser Obsession für Michelangelo und seine Kunst – vor allem für den Karton der ‚*Cascina-Schlacht*‘ –, die Agostino in seinem Kupferstich in einer sexuellen Art und Weise parodiert, wird sogar von Vasari an zwei Stellen beschrieben. Vgl. Vasari (Anm. 33 – *Le Vite nelle redazioni...*), Bd. 5, S. 241 (*Vita di Baccio Bandinelli*), und Bd. 6, S. 25 (*Vita di Michelagnolo Buonarruoti Fiorentino*); Giorgio Vasari, *Das Leben des Baccio Bandinelli*, hgg. v. Hana GRÜNDLER, Alessandro NOVA, Berlin 2009, S. 18f.; Vasari (Anm. 33 – *Das Leben des Michelangelo*), S. 62f.



Abb. 16 | Bronzino, Pygmalion und Galatea, Öl auf Holz, 1529-1530, Uffizien, Florenz (Uffizi, Florenz).

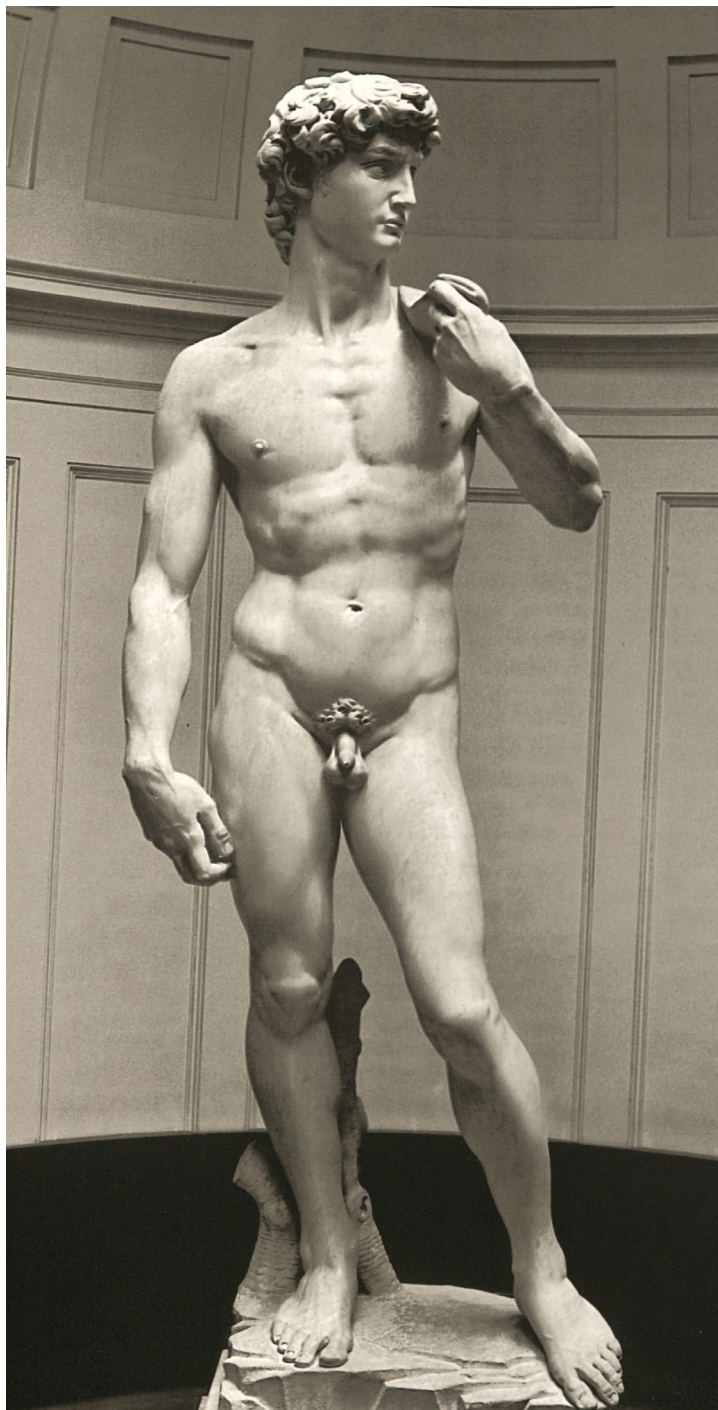


Abb. 17 | Michelangelo, David, 1501 - 1504, Marmor, Galleria dell'Accademia, Florenz (aus: Cristina Acidini Luchinat, Michelangelo scultore, Mailand 2010, S. 71).

häufigsten sklavisch und offensichtlich nachgeahmten Figuren⁹¹ und zudem um die einzige Figur von Michelangelos Karton, die Vasari in seiner ‚Vita‘ von Michelangelo ausführlich und minutiös schildert.⁹²

Der Kupferstich ‚Nympe, kleiner Satyr und Kind‘ (Abb. 2) lässt sich mithin als eine invektive, spöttische Kritik Agostino Carraccis an der fetischistischen, beinahe perversen Verehrung des Werkes von Michelangelo deuten – ein Fetischismus, der in der Kunsttheorie Vasaris eine feste Basis fand und dem die *michelangiolisti* frönten, der nach dem Tod Michelangelos eskalierte.⁹³ Parodierend und verspottend erscheint damit nicht nur die erniedrigende Verwandlung des Motivs durch den pornografischen Kontext, in den Michelangelos Vorbild versetzt ist, sondern auch die von Agostino gewählte offensichtliche Nachahmungsart, die dem *modus operandi* der *michelangiolisti* entspricht. So scheint Agostinos herabsetzende Motivparodie weniger gegen Michelangelo selbst, der, wie erwähnt, schon seit einigen Jahren tot war, als vielmehr gegen die *scimie di Michelagnolo*, wie Dolce die Nachäffer des *divino* bezeichnet hat, gerichtet zu sein. Agostino könnte darauf abgezielt haben, sie mittels einer für sie leicht erfassbaren Bildparodie zu provozieren, die die Künstlichkeit und Zweidimensionalität ihrer Kunstpraxis bloßstellen würde.

91 Als Beispiele für die vielen Werke, in denen eine sklavische bzw. offensichtliche *imitatio* des alten Soldaten aus der ‚Cascina-Schlacht‘ zu finden ist, sind etwa die folgenden zu nennen: Jan van Scorel, Taufe Christi, 1530, Öl auf Holz, Frans Hals Museum, Haarlem; Jacopino del Conte, Taufe Christi, 1541, Fresko, Oratorio di San Giovanni decollato, Rom; Lombardischer Künstler, Taufe Christi, Mitte 16. Jh., Fresko, Cappella Carreto, San Maurizio, Mailand; Paris Bordon, Taufe Christi, 1548–1551, Öl auf Leinwand, Pinacoteca di Brera, Mailand; Girolamo Macchietti, Das Heilbad, 1555–1558, Öl auf Holz, Studiolo di Francesco I, Palazzo Vecchio, Florenz; Maarten van Heemskerck, Taufe Christi, 1560–1565, Öl auf Holz, Rijksmuseum, Amsterdam; Prospero Fontana, Taufe Christi, 1561, Öl auf Leinwand, San Giacomo Maggiore, Bologna; Nicolaus von der Perre, Taufe Christi, um 1570, Öl auf Holz, Thomaskirche, Leipzig.

92 „Eravi fra l’altre figure un vecchio che aveva in testa per farsi ombra una grillanda di ellera, il quale, postosi a sedere per mettersi le calze, e non potevano entrargli per aver le gambe umide dell’acqua, e sentendo il tumulto de’ soldati e le grida et i romori de’ tamburini, affrettando tirava per forza una calza; et oltre che tutti i muscoli e’ nervi della figura si vedevano, faceva uno storcimento di bocca, per il quale dimostrava assai quanto e’ pativa e che egli si adoperava fin alle punte de’ piedi.“ Vasari (Anm. 33 – Le Vite nelle redazioni...), Bd. 6, S. 23 f. (Vita di Michelagnolo Buonarruoti Fiorentino). In deutscher Übersetzung: „Unter den Figuren war dort ein Greis, der einen Efeukranz auf dem Kopf trug, der ihm Schatten spenden sollte. Er hatte sich hingesetzt, um sich die Strümpfe anzuziehen, kam aber nicht hinein, weil seine Beine vom Wasser nass waren, so dass er unter dem Eindruck des Tumults der Soldaten, der Schreie und des Trommellärms in seiner Hast gewaltsam an einem Strumpf zerbrach. Und einmal abgesehen davon, dass man alle Muskel- und Nervenstränge der Figur sah, hatte er den Mund verzogen, womit er ganz deutlich zeigte, wie sehr er dort litt und wie er bis zu den Zehenspitzen angespannt war.“ Vasari (Anm. 33 – Das Leben des Michelangelo), S. 61. Vgl. auch BOESTEN-STENGENEL (Anm. 20), S. 281 f.

93 Zu Vasaris Konstruktion des Mythos von Michelangelo, zur Überlegenheit der florentinischen Kunst und zur Stadt Florenz als Kunstzentrum siehe GOLDSTEIN (Anm. 39), S. 641–647.

5 Ein invektiv-agonales Gegenbild im Dienst der Malereireform?

In Anlehnung an Scaligers Definition der Parodie als Gegengesang lässt sich die Bildparodie als Gegenbild des Vorbildes fassen.⁹⁴ Mittels dieses Verfahrens können Künstler den Betrachter amüsieren, doch sie können gleichzeitig auch Kritik und Tadel formulieren oder ihre Kontrahenten schmähen, verspotten und herabwürdigen und so ihr Überlegenheitsgefühl ausdrücken. Die beiden in diesem Beitrag analysierten Druckgrafiken sind durch mehrere Deutungsschichten charakterisiert und können je nach Publikum in unterschiedlicher Art und Weise rezipiert werden. Während Agostinos Bildparodie auf Michelangelo bei einigen Kunstkennern für Erheiterung gesorgt haben dürfte, konnte sie auf Seiten der Verehrer des *divino* oder anderer Gelehrter, die an der Seite Vasaris und der Manieristen standen, als verspottend bzw. als invektiver Angriff interpretiert werden. Auch wenn Agostino seine Bildparodie nur als einen bösen Scherz konzipierte, hing es letztlich von der Stellung und der Empfindlichkeit des Rezipienten ab, ob sie überhaupt auffiel und wie sehr die in ihr zum Ausdruck kommende Schmähung den Betrachter verletzte.

Wie gezeigt, kann eine Bildparodie auch dazu dienen, gegnerische Gruppen anzugreifen, um die eigene Position oder jene der eigenen Gruppe in einem bestimmten sozialen Feld, in diesem Fall dem der bildenden Kunst, zu stärken.⁹⁵ In ‚Nymphe, kleiner Satyr und Kind‘ (Abb. 2) verspottet Agostino Carracci die *micelangiolisti* durch seine Motivparodie, genauso wie Tizian mit seinem ‚Affenlaokoon‘ (Abb. 1) die römischen und toskanischen Künstler der Lächerlichkeit preisgibt. Beide Künstler äußern und festigen mittels der Bildparodie ihre Stellung im Agon zwischen Kunstmanieren und -schulen, der die damalige italienische Kunstszene stark prägte. Die beiden Druckgrafiken entstehen aus einer Konkurrenzlage gegensätzlicher Kunstkonzeptionen.

Der humanistische Ciceronianismus-Streit über die *imitatio*,⁹⁶ der in Italien am besten im 1512–13 erfolgten Briefwechsel zwischen Pietro Bembo und Gianfrancesco Pico della Mirandola widerspiegelt wird,⁹⁷ erweist sich für Agostino als äußerst relevant und entspricht einem zentralen Thema seiner invektiven Motivparodie. Für

94 Für die Anregung, Bildparodien als Gegenbilder zu begreifen, bedanke ich mich bei Jürgen MÜLLER und Bertram KASCHEK. Dazu siehe MÜLLER (Anm. 9).

95 Vgl. Roland KANZ, Künstlerstreit als Movens für Kreativität, in: Hubertus BUSCHE (Hgg.), *Departure for Modern Europe. A Handbook of Early Modern Philosophy (1400–1700)*, Hamburg 2011, S. 927–938, hier S. 929.

96 Siehe dazu Jörg ROBERT, Die Ciceronianismus-Debatte, in: Herbert JAUMANN (Hgg.), *Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit. Ein Handbuch*, Berlin u. New York 2011, S. 1–54. Vgl. auch MÜLLER u. PFISTERER (Anm. 87), S. 9 f.

97 Zur *imitatio*-Debatte zwischen Pietro Bembo und Gianfrancesco Pico della Mirandola siehe Eugenio BATTISTI, *Il concetto d'imitazione nel Cinquecento da Raffaello a Michelangelo*, in: *Commentari* 7 (1956), S. 86–104; Clark HULSE, *The Rule of Art. Literature and Painting in the Renaissance*, Chicago u. London 1990, S. 92–106; IRLE (Anm. 3), S. 176–183; Jörg ROBERT, Norm, Kritik, Autorität. Der Briefwechsel „De imitatione“ zwischen Gianfrancesco Pico della Mirandola und Pietro Bembo und der Nachahmungsdiskurs in der Frühen Neuzeit, in: *Daphnis*, 30 (2001), S. 597–644.

die Carracci ist die ciceronianische Nachahmung eines einzigen Meisters nicht der richtige Weg, vor allem wenn dieser Meister, wie es bei Michelangelo der Fall war, vom Großteil der Künstler allzu unkritisch imitiert und beinahe vergöttert wird. Wie aus einer Postille von Annibale zu erfahren ist, gilt das Gleiche auch für die Antikennachahmung, eine verbreitete „Obsession“, die den Kern der spöttischen Werkparodie Tizians im ‚Affenlaokoon‘ bildet. Anders als in diesem Holzschnitt bedient sich Agostino jedoch eines anderen Bildtopos, um die Nachhänger Michelangelos zu verspotten und dem Gelächter auszusetzen.

Als wesentlich ist daher der historische Moment anzusehen, in dem Agostinos parodistische Reaktion auf die *micelangioliisti* in der bildenden Kunst entstanden ist: Dies geschah nicht zufällig in den 1580er Jahren, während die Carracci ihre Malereireform entwickelten und umsetzten. Wie gesehen, stand diese in direktem Kontrast zu den Prinzipien und der Hegemonie der toskanischen und römischen Kunsttheorie, die die Schar von unkritischen Verehrern der Antike und Michelangelos damals anwachsen ließ und die Kunst aus anderen Regionen Italiens, wie etwa aus Venetien, der Lombardei und der Emilia, abwertete und diskriminierte.⁹⁸ Es handelt sich um einen heftigen agonalen Generationenkonflikt um die künstlerische und kunsttheoretische Führungsposition in der zentral- und norditalienischen Kunstszene, in dem die Neuerungsversuche der Carracci und der von Vasari gefestigte künstlerische Kanon aufeinanderprallten. Die Voraussetzung für eine Reform der Malerei war, wie gezeigt, die Überwindung der manieristischen Kunstnormen. In Bezug darauf bemerkt KEAZOR zu Recht, die Carracci hätten das Bedürfnis verspürt, sich aggressiv von dem den Kunstmarkt immer noch beherrschenden Manierismus abzugrenzen.⁹⁹

Das primäre Ziel einer druckgrafischen Bildparodie wie der von Agostino Carracci lag häufig in der Beeinflussung derer, die die damalige Kunst bewerteten, namentlich der Sammler, Humanisten, Prälaten, Kunstkenner, Künstler und Hofmänner. Der Erfolg einer invektiven und persuasiven Kommunikationsstrategie hing stark von dem Grad ab, in dem das gelehrte Publikum dazu aktiviert werden konnte, gegen die Parodierten Stellung zu beziehen;¹⁰⁰ eine Aktivierung, die im Kupferstich ‚Nympe, kleiner Satyr und Kind‘ durch die Verhöhnung der gegnerischen Kunstkonzeption erfolgt. Infolgedessen scheint es für Agostino – auch um Unannehmlichkeiten mit der Zensur zu entgehen – nicht von primärer Bedeutung gewesen zu sein, als Autor

⁹⁸ Vgl. DEMPSEY (Anm. 39 – The Carracci Reform...), S. 240.

⁹⁹ KEAZOR (Anm. 39), S. 78. Auch Ludovico Carraccis kritische Haltung gegenüber der manieristischen Kunst ist in seinen Bildern wahrnehmbar. Vgl. dazu Giovanna PERINI FOLESANI, Ludovico Carracci and the Beginnings of the Carracci Reform of Painting – A.D. 1584, in: Ulrich PFISTERER u. Gabriele WIMBÖCK (Hgg.): „Novità“. Neuheitskonzepte in den Bildkünstern um 1600, Zürich 2011, S. 295–310.

¹⁰⁰ Laut Malvasia (Anm. 21), S. 383f., waren die Druckgrafiken von Agostino, unter denen sich auch die ‚Lascivie‘ befanden, erfolgreich und begehrt. Vgl. auch DEGRAZIA BOHLIN (Anm. 24), S. 289, Anm. 1.

des Kupferstichs erkannt zu werden, zentrales Ziel war vielmehr die parodistische Herabsetzung des ciceronianischen Fetischismus der *michelangioliisti*.

Vor diesem Hintergrund könnten sich die Carracci also der Bildparodie als eines invektiven Mittels bedient haben, um ihre Malereireform durchzusetzen. So gesehen wäre die Motivparodie auf den alten Soldaten aus der ‚Cascina-Schlacht‘ (Abb. 2 u. 6) als Teil einer verschleierte Konsensstrategie zu betrachten, die die toskanische wie auch römische Kunstauffassung und ihre Vertreter abwertet und dadurch die Bedingungen für die Zustimmung zur eigenen Partei schafft.¹⁰¹ Agostinos Motivparodie soll daher zu der gewünschten Transformation der bestehenden künstlerischen Hierarchie und der bildenden Kunst in Italien beitragen, die soziale, politische und ökonomische Vorteile für die Carracci versprach.¹⁰² Die Bildparodie kann also im Agon als eine Waffe in den Händen des Künstlers verwendet werden,¹⁰³ obwohl ihre Bilderfindungen auf den ersten Blick oft nur witzig und harmlos aussehen, genau wie die *Scherzi di donne ignude* von Agostino Carracci.

Die vorliegende Untersuchung ist Teil meines Dissertationsprojekts zur Bildparodie in der italienischen Kunst des Cinquecento. Für die inspirierenden Gespräche, die umfassende Unterstützung und die produktive und immer angenehme Zusammenarbeit bedanke ich mich beim TP-F (Prof. Dr. Jürgen Müller, Dr. Lea Hagedorn, Frank Schmidt), beim TP-D (Prof. Dr. Uwe Israel, Ludovica Sasso, Marius Kraus), bei der Arbeitsgruppe „Invektivität und soziale Positionierung“ des Dresdner SFBs und bei allen KollegInnen des kunstgeschichtlichen Kolloquiums am Dresdner Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Kunstgeschichte (insbesondere Eleonora Cagol, Johanna Hornauer, Stefano Rinaldi, Jan-David Mentzel und Sandra Kaden). Tiefe Dankbarkeit gilt Prof. Dr. Wolfgang Brassat für die Einladung zu einem Abendvortrag an den Lehrstühlen für Kunstgeschichte an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, bei dem ich die Möglichkeit hatte, die vorliegende Untersuchung vorstellen und diskutieren zu können.

101 Ich beziehe mich hier auf die Überlegungen zum Künstlerstreit von Roland KANZ (Anm. 95), S. 929.

102 Die Herbeiführung einer Auseinandersetzung kann mit unterschiedlichen Zielen verbunden sein, vgl. PROCHNO (Anm. 77), S. 8 u. 14. Die Invektivität kann sowohl destruktiv als auch produktiv wirken und entweder auf die Transformation oder auf die Stabilisierung einer bestehenden gesellschaftlichen Ordnung abzielen. Vgl. Dagmar ELLERBROCK u. a., Invektivität – Perspektiven eines neuen Forschungsprogramms in den Kultur- und Sozialwissenschaften, in: Kulturwissenschaftliche Zeitschrift 2,1 (2017), S. 2–24, hier S. 6.

103 Vgl. Felice VISMARA, *L'invettiva, arma preferita dagli Umanisti nelle lotte private, nelle polemiche letterarie, politiche e religiose*, Mailand 1900, S. VI.

Der Maler als Pasquino – Spott, Kritik und Subversion

Eine neue Deutung von Caravaggios *Amor vincitore*¹

Für Andreas Prater


Abstract Going beyond the existing interpretations, the painting is to be interpreted as a response to the invectives against Michelangelo's "Last Judgement". Caravaggio responds to the numerous counter-Reformation attacks, but also to those invectives that questioned the artist because of his homosexuality. In the process, hitherto unconsidered sources are added to the interpretation.

Zusammenfassung Über die bestehenden Deutungen hinaus soll das Gemälde als Antwort auf die Invektiven gegen Michelangelos „Jüngstes Gericht“ interpretiert werden. Caravaggio antwortet auf die zahlreichen gegenreformatorischen Attacken, aber auch jene Injurien, die den Künstler seiner Homosexualität wegen in Frage stellten. Dabei werden der Deutung bisher unberücksichtigte Quellen hinzugefügt.

I.

An Caravaggios knabenhaftem Amor (Abb. 1) fällt zuallererst seine ansteckende Heiterkeit auf. In eigentümlicher Pose sitzt ein circa zwölfjähriger Junge da, blickt in Richtung des Betrachters und lächelt auf eine nur schwer zu beschreibende Weise. Er biedert sich

Kontakt

Prof. Dr. Jürgen Müller,
Technische Universität Dresden,
Institut für Kunst- und Musik-
wissenschaft, 01062 Dresden,
juergen.mueller@tu-dresden.de
 <https://orcid.org/0000-0001-8964-0562>

1 Dank geht an Lea Hagedorn, Michael Diers, Christoph Schmäzle, Eleonora Cagol, Giuseppe Peterlini, Stefano Rinaldi, Laura Carrara, Lothar Sickel und Eberhard König für ihre Korrekturen und Hinweise.



Abb. 1 | Michelangelo Merisi da Caravaggio, Amor als Sieger, 1601 - 1602, Inv. Nr. 369, Gemäldegalerie, Staatliche Museen zu Berlin, Berlin (© Staatliche Museen zu Berlin, Gemäldegalerie, Jörg P. Anders).

nicht an, noch macht er sich gemein. Im Gegenteil äußert sich in seiner Mimik eine gewisse Überlegenheit. Ganz so, als nähme er unser Interesse an seiner Person amüsiert zur Kenntnis. Mit geröteten Wangen und roten Lippen hat der Künstler in dem ansonsten zurückhaltend farbigen Gemälde einen Akzent gesetzt und dadurch das Gesicht des Knaben besonders hervorgehoben, nur seine Augen sind verschattet und verlieren sich im Halbdunkel. Das Inventar von Giustinianis Gemäldegalerie aus dem Jahre 1638 erwähnt das Werk nicht als siegreichen, sondern als lachenden Amor.²

In formaler Hinsicht besticht das Gemälde durch seine vermeintliche Schlichtheit. Dies betrifft die zahlreichen Gegenstände zu Füßen des Knaben, die offenbar achtlos beiseitegelegt wurden. Alle diese Dinge haben mit den Freien Künsten und weltlichem Ruhm zu tun. So verweisen Laute, Notenheft und Violine auf die Musik, Winkelstab und Zirkel lassen Architektur und Geometrie, der Himmelsglobus die Astronomie assoziieren. Manuskript, Schreibfeder, Teile eines Harnischs und der Lorbeerkranz verweisen auf Rhetorik und Kriegskunst. Rechts befinden sich ein Feldherrnstab und ein Kronreif. Darüber hinaus glaubt man, eine klerikale Kopfbedeckung zu erkennen. Während die Attribute der Künste und der weltlichen Macht achtlos abgelegt wurden, bleibt der Malerei, repräsentiert durch das Gemälde selbst, diese Niederlage erspart.³

Mit diesen wenigen Worten ist der gegenständliche Gehalt des Bildes bestimmt, das in der ersten Hälfte des Jahres 1602 entstanden ist und sich heute in der Berliner Gemäldegalerie befindet.⁴ Amor sitzt auf einem Tisch und hat auf einem Laken Platz genommen, das er soeben abgelegt hat. In seiner Rechten hält er zwei Pfeile, während seine Linke hinter dem Rücken verborgen ist. Über seinen Schultern ragen Flügel empor, deren Format eher moderat ausfällt.⁵ Dargestellt betont der Künstler die Fiktionalität des Dargestellten, als gehorche er lediglich einer Darstellungskonvention. Auf unterschiedlichen Ebenen folgt Caravaggio dem Celare-Artem-Gebot Ovids, dass Kunst nämlich dann besonders gelungen sei, wenn sie kunstlos erscheine.⁶ Dies beginnt mit der Anordnung der Gegenstände, die allesamt wie Atelierrequisiten

2 *Un quadro con un Amor ridente, in atto di dispregiar il mondo, che tiene sotto con diversi stromenti Corone, Scettri, et armature chiamato per fama il Cupido di Caravaggio [...].* Luigi SALERNO, *The Picture Gallery of Vincenzo Giustiniani – III: The Inventory, Part II*, in: *The Burlington Magazine* 102/685 (1960), S. 135–148, hier S. 135, Nr. 9.

3 Vgl. Claudia BRINK, *Arte et marte. Kriegskunst und Kunstliebe im Herrscherbild des 15. und 16. Jahrhunderts in Italien*, München, Berlin 2000, S. 107–127.

4 Vgl. Lothar SICKEL, *Caravaggios Rom. Annäherungen an ein dissonantes Milieu*, Emsdetten 2003, S. 132.

5 Seit langem geht man davon aus, dass Caravaggio die Adlerflügel bei seinem Kollegen Orazio Gentileschi ausgeliehen hat. Vgl. Gian Alberto DELL'AQUA, *Il Caravaggio e le sue grandi opere da San Luigi dei Francesi*, Mailand 1971, S. 153–155.

6 Ursula GEITNER, *Die Sprache der Verstellung. Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert (Communicatio 1)*, Tübingen 1992, S. 51–106. Vgl. hierzu Valeska VON ROSEN, *Celare artem. Die Ästhetisierung eines rhetorischen Topos in der Malerei mit sichtbarer Pinselschrift*, in: Ulrich PFISTERER u. Max SEIDEL (Hgg.), *Visuelle Topoi. Erfindung und tradiertes Wissen in den Künsten der italienischen Renaissance*, Berlin, München 2003, S. 323–350.

wirken. Auch sind die Objekte am Boden nicht erkennbar arrangiert, der Bogen ist nicht gespannt, und das Aktmodell mit den zu kleinen Adlerflügeln hat seine endgültige Stellung ebenfalls noch nicht gefunden. Herwarth RÖTTGEN spricht insofern auch von der „Echtheit“ und „Gestelltheit“ eines Lebenden Bildes.⁷ Dabei stellt sich allerdings die Frage, ob das Gemälde nicht angemessener beschrieben ist, wenn man sagt, dass Caravaggio Historien-, Genre- und Stillebenmalerei zu verbinden weiß. Er verortet sein Bild auf der Grenze dreier Gattungen. Das mythologische Thema macht es zur Historie, während die dreckigen Zehennägel, der schlichte Dielenboden und das einfache Laken im Sinne inszenierter Alltäglichkeit auf die Genremalerei verweisen und die am Boden liegenden Dinge schließlich auf das Stilleben.⁸

Der Maler hat die Größe der Figur und des Bildformates so gewählt, dass der sitzende Junge für den Betrachter lebensgroß und in Nahaussicht gegeben ist. Sein rechter Fuß reicht an die untere Bildgrenze. Sein Knie berührt von innen die äußere ästhetische Grenze des Bildes, und die am Boden liegenden Gegenstände machen deutlich, dass der Bildraum in extremer Weise ansteigt. Zirkel und Richtscheit könnten im nächsten Moment nach vorn aus dem Bild fallen. Stände Amor auf, entspräche die Länge seines Körpers genau der Höhe des Bildes. Bewegte er sich nur ein wenig nach vorn, beträte er den Raum des Betrachters. Die Lichtregie mit dem von links kommenden Streiflicht unterstützt diesen Eindruck, denn durch das starke Chiaroscuro treten die hellen Partien hervor, während die dunklen zurücktreten. Integraler Bestandteil dieser Illusions-Strategie ist die Darstellung eines diffusen Umraums, denn wir können dessen Verlauf nicht genau ermessen, da er sich in den dunklen Teil des Zimmers erstreckt.⁹ Durch die souveräne Malweise und den Bewegungsimpuls aus dem Bild heraus erhält der Knabe eine übernatürliche, geradezu magische Präsenz.¹⁰

7 Herwarth RÖTTGEN, Caravaggio. Der irdische Amor oder der Sieg der fleischlichen Liebe, Frankfurt a. M. 1993, S. 64.

8 Diese Auflösung der Gattungshierarchie hat eine Entsprechung in der Kunsttheorie des 16. Jahrhunderts, wenn Torquato Tasso in seinem Dialog ‚La Cavaletta ovvero de la poesia toscana‘ von 1585 für eine Mischung der Stillagen plädiert. Vgl. hierzu Christine OTT, Pfeile ohne Ziel? Worte, Sehen und Bilder bei Giovan Battista Marino, in: Rainer STILLERS u. Christiane KRUSE (Hgg.), Barocke Bildkulturen. Dialog der Künste in G.B. Marinos ‚Galeria‘, Wiesbaden 2013, S. 107–134, hier S. 110f.

9 Vgl. Rudolf PREIMESBERGER, Michelangelo da Caravaggio – Caravaggio da Michelangelo. Zum ‚Amor‘ der Berliner Gemäldegalerie, in: Valeska VON ROSEN, Klaus KRÜGER u. Rudolf PREIMESBERGER (Hgg.), Der stumme Diskurs der Bilder. Reflexionsformen des Ästhetischen in der Kunst der Frühen Neuzeit, München, Berlin 2003, S. 243–260, hier S. 253.

10 Giovanni BAGLIONE findet in seiner Biographie des Malers von 1644 folgende Worte, um die besondere Wirkung des Werks zu beschreiben: *Per il Marchese Vincenzo Giustiniani fece un Cupido a sedere dal naturale ritratto, ben colorito sì, che egli dell'opere del Caravaggio fuor de' termini invaghissi.* Giovanni BAGLIONE, Le Vite de' pittori, scultori, et architetti. Dal pontificato di Gregorio XIII del 1572 in fino a' tempi di Papa Urbano Ottavo nel 1642, Rom 1644, S. 137. Zurecht bemerkt Sybille EBERT-SCHIFFERER, dass der Umstand des sich Verliebenseinen Tadel des Marchese bedeuten könnte. Vgl. Sybille EBERT-SCHIFFERER, Caravaggio. Sehen – Staunen – Glauben. Der Maler und sein Werk, München 2009, S. 156.

Dabei weist sein Körper ein leichtes Übergewicht nach hinten auf, sodass er sich mit seinem linken, nicht sichtbaren Arm abstützen muss. Zugleich vollführt er eine Bewegung nach vorn, um sein Gleichgewicht wiederzuerlangen. Amors Leib ruht mit seiner ganzen Schwere auf Ballen und Zehen des rechten Fußes. Seine Haltung erscheint prekär, denn er kann sich nicht bewegen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Daher wurde in der Sekundärliteratur auch von der Transitorik des Bildes gesprochen.¹¹ Mit all diesen künstlerischen Maßnahmen spitzt Caravaggio das Bildgeschehen auf einen Moment hin zu, indem im Spiel aus Betrachten und Betrachtet-werden die Zeit stillsteht. In der Suggestion physischer Präsenz vermag uns das Gemälde zu überwältigen. Unabhängig von allen möglichen Interpretationen ist der Junge vor allem eines: Er ist hier, und er ist jetzt, und er ist zum Greifen nah. Alle weiteren Deutungsebenen verlangen dem Betrachter Einiges an Vorwissen ab.

Das Gemälde war häufig Gegenstand der Forschung und hat zahlreiche Interpretationen angeregt.¹² Roberto LONGHI spricht in Bezug auf den Körper des Jungen von der Vollkommenheit einer antiken Statue.¹³ RÖTTGEN, dem wir eine materialreiche und bis heute grundlegende Monographie verdanken, hat sich zur Sexualität von Caravaggios Gemälde sehr eindeutig geäußert und es geradezu als ein Programmbild der Knabenliebe erachtet.¹⁴ Auch Andreas PRATERS Interpretation hebt die realistische Zurschaustellung der Nacktheit hervor und spricht davon, dass der Maler nicht den geringsten Versuch unternommen habe, den „erotischen Dunstkreis in eine mythologische Wirklichkeit zu überführen“.¹⁵ Bis in die aktuellsten Deutungen wird die Liebes-Ikonographie als zentral erachtet und das Spiel mit dem Betrachter betont. So hat Veronika SCHROEDER eine Deutung erstellt, die das Bild als ambivalente Formulierung zwischen homoerotischer Sinnesfreude und gelehrter neuplatonischer Anspielung sieht.¹⁶ Dem folgt Valeska VON ROSEN mit einer komplexen Reflexion platonisch-neoplatonischer Liebeskonzepte, deren pädagogische Homoerotik in *Marchese Vincenzo Giustiniani* einen dankbaren Empfänger gefunden habe.¹⁷

11 Vgl. Veronika SCHROEDER, *Tradition und Innovation in Kabinettbildern Caravaggios* (Schriften aus dem Institut für Kunstgeschichte der Universität München 40), München 1988, S. 21–23.

12 Die beste Forschungsübersicht bis 2006 liefert die Dissertation von Sonja LECHNER, *Nuda veritas – Caravaggio als Aktmaler. Rezeption und Revision von Aktdarstellung der römischen Reifezeit*, München 2006.

13 Roberto LONGHI, *Caravaggio*, Dresden 1968, S. 22.

14 RÖTTGEN (Anm. 7). Außerdem Christoph L. FROMMEL, *Caravaggio und seine Modelle*, in: *Casstrum Peregrini* 96 (1971), S. 21–56.

15 Andreas PRATER, *Licht und Farbe bei Caravaggio. Studien zu Ästhetik und Ikonologie des Helldunkels*, Stuttgart 1992, S. 149–156, hier S. 152. PREIMESBERGER hat generell auf das „laszive Potential der Körperpose“ verwiesen. PREIMESBERGER (Anm. 9), S. 255.

16 SCHROEDER (Anm. 11), S. 21–35.

17 Vgl. Valeska VON ROSEN, *Caravaggios Eromenos. Der „Amor“ für Vincenzo Giustiniani*, in: Jörn STEIGERWALD u. VON ROSEN (Hgg.), *Amor sacro e profano. Modelle und Modellierungen der Liebe in Literatur und Malerei der italienischen Renaissance*, Wiesbaden 2013, S. 333–361. Eine minutiöse ideengeschichtliche Darstellung erotischer wie homoerotischer Liebeskonzepte verdanken wir der beeindruckenden Studie von Vanessa KAYLING, die auf die pädagogische

Claudio STRINATI hingegen sieht in dem Gemälde einen dreifachen Triumph zum Ausdruck gebracht, jenen der Malerei, des Marchese Vincenzo Giustiniani und Caravaggios.¹⁸ Mehrfach wurden die auf dem Boden liegenden Attribute als Eloge an den Mäzen und möglichen Auftraggeber Giustiniani beschrieben, der das bedeutende Amt eines Hauptschatzmeisters der apostolischen Kammer in Rom innehatte.¹⁹ In zahlreichen Untersuchungen hat sich diese Deutung neben der erotischen Lesart eingebürgert.²⁰ Rudolf PREIMESBERGER hat in diesem Zusammenhang auf den Anfangsbuchstaben „V“ im Notenheft und die V-Form des Winkelmaßes verwiesen.²¹ Klaus KRÜGER fragt in seiner Deutung nach der spezifischen Medialität des Bildes, um hier in „sinnverwirrender Weise“ ein Widerspiel von Sein und Bedeuten zu entdecken.²² Lothar SICKEL erkennt eine Verspottung der Familie Aldobrandini, auf deren Wappen der später ins Bild eingefügte Sternenglobus anspiele, auf den der Knabe soeben seine Notdurft verrichte.²³ Eine Deutung, die ihren Ausgangspunkt in der Beschreibung des Bildes im Nachlassinventar von 1638 und in der Zeichnung eines defäkierenden Puttos (Abb. 2) von Annibale Carracci nimmt.²⁴ Plausibler erscheint mir die Möglichkeit, dass der Sternenglobus das Universum symbolisiert, über das Amor seine Herrschaft ausübt.²⁵ Wenn es an dieser Stelle bei diesen wenigen Hinweisen

Dimension der Knabenliebe eingeht. Vgl. Vanessa KAYLING, Die Rezeption und Modifikation des platonischen Eros-Begriffs in der französischen Literatur vom Mittelalter bis zum 17. Jahrhundert unter Berücksichtigung der antiken, arabischen und italienischen Tradition, Dissertationsschrift Marburg 2008.

- 18 Vgl. Claudio STRINATI, Caravaggio als Sieger, in: Silvia DANESI (Hg.), Caravaggio in Preussen. Die Sammlung Giustiniani und die Berliner Gemäldegalerie, Mailand 2001, S. 46–49.
- 19 Jutta HELD, Caravaggio: Politik und Martyrium der Körper, Berlin 1996, S. 224; vgl. PREIMESBERGER (Anm. 9).
- 20 So zuerst Robert ENGGASS, La virtù di un vero nobile. L'Amore Giustiniani del Caravaggio, in: Palatino, XI, 1967, S. 13–20; zuletzt: Sebastian SCHÜTZE, Caravaggio. Das vollständige Werk, Köln 2015, S. 122, Kat. 29, S. 263–265.
- 21 PREIMESBERGER (Anm. 9), S. 247 f.
- 22 Vgl. Klaus KRÜGER, Das Bild als Schleier des Unsichtbaren. Ästhetische Illusion in der Kunst der frühen Neuzeit in Italien, München 2001, S. 243–250, hier S. 245.
- 23 Denkbar erscheint auch der Vorschlag Bernd LINDEMANNs, den Sternenglobus als Hinweis auf Instabilität und Unbeherrschbarkeit der Liebe zu erkennen. Vgl. Bernd Wolfgang LINDEMANN u. Roberto CONTINI (Hgg.), Ausst.-Kat. Hommage an Caravaggio. 1610/2010, Berlin 2010, S. 39.
- 24 Lothar SICKEL schreibt die Zeichnung Agostino Carracci zu, während im Katalog vom British Museum sie Annibale zuerkannt ist. In der Studie von SICKEL ist davon die Rede, dass der Knabe im Begriff sei, die Welt zu verachten (*dispregiar*), die er unter sich hat. Vgl. SICKEL (Anm. 4), S. 132–159; jüngst: DERS., Randnotizen zur Justizakte Caravaggios. Gregorio Rotolanti und der Verleumdungsprozess von 1603, in: Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft 43 (2016), S. 25–36. Vgl. Zum Kontext der Zeichnung bereits Creighton GILBERT, Caravaggio and His Two Cardinals, University Park, PA, 1995, S. 235.
- 25 Bereits in Cesare RIPAS erstmals 1593 erschienenen ‚Iconologia‘ werden diverse Personifikationen auf einem Globus stehend oder sitzend beschrieben sowie in den illustrierten Ausgaben ab 1603 abgebildet, um deren universelle Legitimität zum Ausdruck zu bringen. Vgl. Cesare RIPA, Iconologia Overo Descrizione Di Diverse Imagini cauate dall'antichità, & di propria inuentione, Rom 1603.



Abb. 2 | Annibale Carracci, Skizzenblatt mit einem defäkierenden Putto, o.J., Zeichnung, British Museum, London (The British Museum Images).

belassen werden soll, so auch deshalb, weil die folgende Interpretation einen anderen Weg beschreitet und das Bild nicht als Mäzenatenlob oder erotische Provokation, sondern als subversive Reaktion auf die Forderungen katholischer Kunsttheorie der damaligen Zeit verstehen will.

Was die Ikonographie des *Amor vincit omnia* betrifft, so weiß der Künstler in seinem Bild verschiedene ikonographische Traditionen zu kombinieren. Dies betrifft zunächst einmal den mit Pfeil und Bogen ausgestatteten Jungen und die wie achtlos auf dem Boden verstreuten Attribute, die uns auf die Tradition der *Trionfi* verweisen.²⁶ Als Vorbild sei auf eine bisher übersehene Radierung (Abb. 3) von Dirck Volckertsz Coornhert verwiesen, die aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammt und dem *Concetto* von Caravaggios Gemälde nahesteht. Denn auch hier liegen auf dem Boden verstreut zahlreiche Gegenstände, die auf bestimmte Ämter und die *Artes liberales* verweisen. Wahllos schießt der Amorknabe mit geschlossen Augen nach unten, während man im Hintergrund eine Weltlandschaft erkennt. Doch im Unterschied zum Kupferstich erscheinen die Waffen des Liebesgottes in Caravaggios Gemälde nicht einsatzbereit. Zwar hält er in seiner Rechten einen Bogen, doch dessen Sehne hängt kaum sichtbar unterhalb der beiden Pfeile herab. Auch die Pfeilspitzen sind schwer zu erkennen, da sie farblich mit dem Hintergrund verschmelzen.

Im Grunde geht die Gefahr für den Betrachter auch nicht von Pfeil und Bogen, sondern von Amors Blick aus, der uns längst getroffen, wenn nicht gar verletzt hat! Erst jetzt wird deutlich, warum der Knabe lacht. Zudem hat sich Caravaggio eines Kunstgriffs bedient, denn unabhängig davon, wo im Raum wir uns genau befinden, fühlen wir uns von den Blicken des Jungen verfolgt. Dieses Spiel mit der Opferrolle des Betrachters ist Teil einer etablierten Venus-Ikonographie, wie uns ein prominentes Beispiel veranschaulichen kann. Paolo Veronese präsentiert einen Rückenakt (Abb. 4) der Göttin, deren Schönheit wir bewundern, bis wir entdecken, dass sie uns längst durch einen Spiegel beobachtet, der bezeichnenderweise von Amor gehalten wird. Der Liebesgott lenkt ihre Blicke auf uns, sind es doch ihre durch die Augen ausgesendeten Pfeile, die uns in Liebe für die Göttin entbrennen lassen. Im Sehen vollzieht sich kein objektives und distanzierendes, sondern ein affizierendes Geschehen. So führen bei Veronese die Blicke der Venus, bei Caravaggio jene des Amor zur Unterwerfung des Betrachters.²⁷ Die Pointe besteht in der Inversion: Wir sehen uns erblickt. Ja mehr noch, wir fühlen uns ertappt und in unserem Begehren durchschaut.

Hat man diese ironische Volte des Bildes entdeckt, offenbart es sich als eine Allegorie des *Visus*. Amor ist ein Maler.²⁸ Er verführt unsere Sinne, womit auch das Aussehen der an Pinsel erinnernden roten und schwarzen Pfeile eine Erklärung

²⁶ Vgl. FROMMEL (Anm 14.), S. 21–56.

²⁷ Vgl. Valerio MARCHETTI, *Fascinatio*. Allein der Blickwechsel verwundet, in: Elmar LOCHER (Hg.), *Hippolytus Guarinonius im interkulturellen Kontext seiner Zeit*, Bozen 1995, S. 117–136.

²⁸ Vgl. hierzu Jürgen MÜLLER, *Von der Verführung der Sinne*. Eine neue Deutung von Hans Holbeins ‚Lais von Korinth‘ in der Öffentlichen Kunstsammlung Basel, in: *Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte* 55 (1998), S. 227–236.



Abb. 3 | Dirck Volckertsz Coornhert (zugeschrieben), Triumph der Liebe, nach 1532, Kupferstich, Rijksmuseum, Amsterdam (Rijksmuseum, Amsterdam).



Abb. 4 | Paolo Veronese, Venus bei der Toilette, um 1582, Öl auf Leinwand, Joslyn Art Museum, Omaha (Photograph © Bruce M. White, 2019, Joslyn Art Museum, Omaha, Nebraska, Museum Purchase 1942.4).

findet, welche die Liebe sowohl entzünden als auch auslöschen können. Das Gemälde konfrontiert uns mit dieser offenen Frage, wissen wir doch nicht, für welchen Pfeil sich der Knabe entscheiden wird, wenn er seinen Bogen wieder spannt.²⁹ Caravaggio kombiniert Triumph- und Venus-Ikonographie, um die Macht des Sehnsinns zu präsentieren. Zugleich modifiziert er den Aspekt der Verführung, weil nicht der Körper der Venus, sondern jener ihres Sohnes und Vertrauten als homoerotisches Objekt ins Zentrum der Komposition tritt. Amor hat die Macht, die Betrachter verliebt zu machen. Auf diese Weise kann Caravaggio das Thema der Knabenliebe präsentieren und es zugleich verbergen.³⁰

²⁹ Dass die Analogie von Pfeil und Pinsel einer poetischen Konvention entspricht, macht ein Gedicht in Giambattista Marinis ‚Galeria‘ deutlich, in dem Amor dem Maler Ambrogio Figino helfen soll, seine Pfeile in Pinsel zu verwandeln, um das Porträt seiner Geliebten anzufertigen. Vgl. hierzu OTT (Anm. 8), S. 120 f.

³⁰ Vgl. hierzu mit weiterführender Literatur Marianne Koos, Identität und Begehren, in: Mechthild FEND u. Marianne KOOS, Männlichkeit im Blick. Visuelle Inszenierungen in der Kunst seit der Frühen Neuzeit, Köln 2004, S. 53–77, besonders S. 62–66.

Wegen seiner nahezu magischen Präsenz besitzt das Gemälde seit jeher eine große Berühmtheit.³¹ Schon Joachim VON SANDRART beschreibt in seiner ‚Teutschen Academie‘ von 1675, dass Caravaggio Amor als einen zwölfjährigen Jungen dargestellt habe, der auf einer Weltkugel sitzt.³² Dabei würde der Eindruck des Bildes die anderen Werke der Sammlung des Marchese Vincenzo Giustiniani so sehr überstrahlen, dass auf sein Anraten hin das Bild durch einen grünen Vorhang verdeckt und erst am Ende des Rundgangs gezeigt worden sei, um die Wirkung der anderen Gemälde nicht zu schmälern. Bereits für das 17. Jahrhundert stellt das Werk eine höchste künstlerische Formulierung dar, und so kommt es zu Nachahmungen und Variationen, die jedoch weder das Niveau, noch die lebendige Qualität des Vorbildes besitzen. Rutilo Manettis ‚Irdischer Amor‘ von 1620 oder Orazio Riminaldis ‚Amor als Sieger‘ aus der Zeit um 1625 mögen dafür als Beleg dienen.³³

Wie sehr das Bild den poetischen Konventionen jener Zeit entspricht, macht eine Canzone Niccolò Machiavellis deutlich, die aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammt und zahlreiche Topoi³⁴ aufweist, die sich ähnlich auch im Gemälde wiederfinden.³⁵

Trügst du Flügel und den Bogen

Trügst du Flügel und den Bogen,
schöner Jüngling,
wärsst du der Gott – der jeden überrascht.

Der Mund dein Bogen,
Pfeile deine Worte:
keinen unter dieser Sonne

31 Silvia Danesi SQUARZINA (Hg.) (Anm. 18), S. 282–286 sowie 298–301.

32 Joachim VON SANDRART, Teutsche Academie der Bau-, Bild- und Mahlerey-Künste, Nürnberg 1675–1680. In ursprünglicher Form neu gedruckt. Mit einer Einleitung von Christian KLEMM, 3 Bde., Nördlingen 1994, Bd. 2, S. 190. Womit VON SANDRART zwei Fehler unterlaufen sind. Zum einen sitzt er nicht auf einem Erd-, sondern über einem Himmelsglobus, zum anderen hat er auf der Kante des Tisches Platz genommen, auf dem ja auch die beschriebenen Gegenstände ruhen. Darüber hinaus erhält man durch den Faltenwurf des Stoffes eine Vorstellung vom Verlauf des Tisches, der nahezu bildparallel angeordnet ist.

33 Rutilio Manetti, Irdischer Amor, um 1620, Öl auf Leinwand, National Gallery of Ireland, Dublin; Orazio Riminaldi, Amor als Sieger, um 1620, Öl auf Leinwand, 142 × 112 cm, Florenz, Palazzo Pitti. Zahlreiche Bildbeispiele finden sich bei RÖTTGEN (Anm. 7), S. 23–37.

34 Dies belegen zahlreiche Gedichte, die in Auseinandersetzung mit Caravaggios *Amor vincitore* entstanden sind und vom Charme dieses Bildes erzählen. In diesem Zusammenhang ist auf Madrigale von Gasparo Murtola und auf die Freundschaft zu Giambattista Marino und dessen ‚Galeria‘ verwiesen worden. RÖTTGEN (Anm. 7), S. 56–61.

35 Davon vermitteln die Gedichte Giambattista Marinos einen Eindruck: Amor spannt den Bogen. Er wird als Fallensteller bezeichnet. Selbst waffenlos verwundet er. Noch schlafend geht Gefahr von ihm aus. Etc. Vgl. Giambattista MARINO, La Galeria, ausgewählt und übers. v. Christiane KRUSE u. Rainer STILLERS unter Mitarbeit v. Christine OTT, Mainz 2009, S. 263–270.

hat dein Schuss jemals verfehlt.
 So geschieht's, dass in der Schnelle
 eines Wimpernschlags du jeden
 bannst und fesselst – der da lebt.

Von Apoll dein Haar in hellem
 Glanz, von Medusa deine Augen:
 zu Stein erstarrt, wer dich erblickt,
 den du berührt und angeschaut:
 die Klugen und die Toreen
 umspinnt dein leichtes Garn;
 wie dich sah ich – noch keinen hier.

Jupiter, wenn du ihn nun betrachtest,
 der auf der Welt so einzig schön,
 musst du dir endlich eingestehen, wie
 fehl du gingst, den Ganymed zu rauben.
 Er ist jedem überlegen,
 wie die Sonne jedem Schatten:
 vor ihm erschauert – alles Leben.³⁶

Das Gedicht spricht vom Zauber der Verführung, die nach Worten und Vergleichen verlangt und sich dennoch nicht in Worten ausdrücken lässt. Machiavelli beschreibt einen Jungen und vergleicht ihn in Gedanken mit Amor. Die Wirklichkeit wird allegorisch überhöht, denn alles erscheint im Sinne Amors bedeutsam. So spricht der Dichter vom Schrecken der Liebe und ihrer unbezwingbaren Macht. Aber nicht nur zahlreiche Motive verweisen auf das Gedicht, sondern auch die grammatikalische Form des Konjunktivs, mit dem der Text machtvoll einsetzt. Auf diese Weise wird eine Verbindung von Wunsch und Wirklichkeit hergestellt und Reales mit Irrealem verknüpft, denn im Gemälde lässt der als Amor angesprochene Knabe die Verführung als ein sinnliches Erlebnis im Hier und Jetzt erfahrbar werden. Im Kontext einer solchen Verführung findet sich konsequenterweise der Hinweis auf Ganymed. Es wird deutlich, wie sehr Bild und Text einem gemeinsamen Vorstellungs- und Verstehenshorizont entstammen.

36 Niccolò Machiavelli, Trügst du Flügel und den Bogen, Italienische Fassung siehe Anhang 1. *Se avessi l'arco e le ale*, in: Dirk HOEGES (Hg.), Niccolò Machiavelli. Dichter – Poeta. Mit sämtlichen Gedichten deutsch/italienisch, *Con tutte le poesie tedesco/italiano*, Frankfurt a. M. 2006, S. 91. Der Text ist für die Frühe Neuzeit in zwei handschriftlichen Manuskripten überliefert, die sich in Rom und Florenz befinden.

II.

Mit der Entstehung von Bildern können Konflikte einhergehen. Bilder provozieren, wenn sie Personen, Stile oder Werke kritisieren oder gar der Lächerlichkeit preisgeben. Wenden sich Kunstwerke an ein internes Publikum wie etwa an die Mitarbeiter einer Werkstatt, so sind sogar vulgäre Attacken möglich, wie in Rembrandts Federzeichnung ‚Satire auf die Kunstkritik‘, die einen defäkierenden Künstler zeigt, der sich auf einem Buch entleert.³⁷ Doch in der Regel sind solche Auseinandersetzungen in Bildern nicht ohne weiteres zu entdecken, sondern finden in verborgener Form statt. Dies erhält eine naheliegende Erklärung dadurch, als dass in öffentlich zugänglichen Werken Kritik nur angedeutet werden konnte, um den ästhetischen Genuss nicht zu beeinträchtigen. Polemik ist der Kunst abträglich, Propaganda ihr schlimmster Feind. Schon im 16. Jahrhundert findet sich die Forderung nach künstlerischer Autonomie und zwar als Antwort auf ihre Instrumentalisierung durch Reformation und Gegenreformation.³⁸ Außerdem wäre es im Rom des 17. Jahrhunderts kaum möglich gewesen, die päpstliche Kunstpolitik offen zu kritisieren, ohne Schaden an Leib und Leben zu nehmen – Subversion und Mehrdeutigkeit waren also das Gebot der Stunde.³⁹

Etwas anders verhält es sich mit Schmä- und Spottschriften, den literarischen Pasquinaden. Insofern sie eine Person in extremer Weise herabsetzen und entehren, waren sie obrigkeitlich strengstens verboten und mussten folglich anonym erscheinen.⁴⁰ Dabei ermöglichte es diese invektive Gattung, Kleriker, Herrscher und Kontrahenten frontal anzugehen, gehören doch Vulgarität und Obszönität zu ihren konstitutiven Merkmalen. Auch Caravaggio und sein Umfeld bedienten sich solcher Schmägedichte. Ihr vulgärer Ton hat die meisten Forscher davon abgehalten, sie genauer vorzustellen. Aber wer nach Möglichkeiten und Medien widerständiger Kunst fragt, muss hier beginnen, widmet der mit Caravaggio befreundete Dichter Giambattista Marino doch in seinem Gedichtband ‚Galeria‘ aus dem Jahre 1618 ausgerechnet

37 Jürgen MÜLLER, *Der sokratische Künstler. Studien zu Rembrandts ‚Nachtwache‘*, Leiden 2015, S. 1–15.

38 Ders. u. Bertram KASCHEK, ‚Diese Gottheiten sind den Gelehrten heilig.‘ – Hermes und Athena als Leitfiguren nachreformatorischer Kunsttheorie, in: *Ausst.-Kat. Die Masken der Schönheit. Hendrick Goltzius und das Kunstideal um 1600*, Hamburger Kunsthalle, Hamburg 2002, S. 27–32.

39 Jürgen MÜLLER, *Von Kirchen, Ketzern und anderen Blindenführern. Pieter Bruegels d. Ä. ‚Blindensturz‘ und die Ästhetik der Subversion*, in: Gerd SCHWERHOFF u. Eric PILTZ (Hgg.), *Gottlosigkeit und Eigensinn. Religiöse Devianz im konfessionellen Zeitalter* (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 51), Berlin 2015, S. 493–530.

40 Zum Phänomen der Pasquinade in Italien siehe Valerio MARUCCI, Antonio MARZO u. Angelo ROMANO (Hgg.), *Pasquinate romane del Cinquecento*, 2 Bde., Rom 1983; Claudio RENDINA, *Pasquino statua parlante. Quattro secoli di pasquinate*, Rom 1991; Chrysa DAMIANAKI, Paolo PROCACCIOLI u. Angelo ROMANO (Hgg.), *Ex marmore. Pasquini, pasquinisti, pasquinate nell’Europa moderna*, Manziana 2006. Im deutschen Gebiet vgl. Günter SCHMIDT, *Libelli Famosi. Zur Bedeutung der Schmähschriften, Scheltbriefe, Schandgemälde und Pasquille in der deutschen Rechtsgeschichte*, Köln 1985.

der Figur des Pasquino ein eigenes Sonett.⁴¹ Seit dem frühen 16. Jahrhundert steht diese verstümmelte Skulptur vor dem Palazzo Orsini, und bereits damals wurden Spottverse daran angebracht. Im Jahre 1509 wird diese ephemere Praxis institutionalisiert, indem es der aus Bergamo stammende Drucker Giacomo Mazzochi unternimmt, die wichtigsten Schmähedichte des abgelaufenen Jahres zu publizieren.⁴²

In Marinos kurzem Pasquino-Gedicht geht es um die Fähigkeit des Künstlers zum Widerspruch. Sein Text funktioniert im Sinne einer kunstreich paradoxen Rede, in der Sprechen und Schweigen, Mut und Unterdrückung in spannungsvoller Weise miteinander verbunden werden. Der sprechende Stein Pasquino erhebt für die Menschen seine Stimme, um jene zu bestrafen, die darauf dringen, dass er feige schweige. Die Skulptur wird zur explosiven Naturgewalt überhöht, die niemand zu bändigen vermag. Sie verkörpert das Recht auf Widerspruch und widersetzt sich dem Schweigen als Indiz für Unrecht und Unterdrückung.⁴³

Mit Pietro Aretino gerät die Pasquinade zum Mittel politischer Einflussnahme. Seinen nicht selten gegen die Kurie gerichteten Schmähedichten wurde große Aufmerksamkeit zuteil und so blieb es nicht aus, dass er 1525 fast einem Mordanschlag erlegen wäre und aus seinen Gönnern alsbald Gegner wurden.⁴⁴ In einem zweiten Gedicht aus der ‚Galeria‘ wird die Sympathie für den kritischen Schriftsteller deutlich, der als mutiger Kämpfer und als Geißel der Fürsten gepriesen wird. Marino lässt den Spötter dabei selbst zu Wort kommen, beginnt der erste Vers doch programmatisch in der ersten Person Singular und mit einer Verneinung, wenn es heißt „Zu erfinden verstehe ich nicht“.⁴⁵ Dies stellt allerdings keinen Mangel dar, denn Aretinos

41 Bei der Gedicht-Sammlung handelt es sich insofern um eine aufschlussreiche Quelle, als der Autor zahlreiche Künstler mit einem Gedicht zu porträtieren sucht, um uns lesend durch eine Galerie schreiten zu lassen und kurze literarische Bildnisse von Malern, Bildhauern, Dichtern und anderen Persönlichkeiten zu präsentieren. Wie eng die Beziehung zwischen Marino und Caravaggio war, belegt das Bildnis des Dichters, das zu den wenigen Porträts gehört, die der Maler ausgeführt hat. Wie auch umgekehrt Marino mehreren Gemälden Caravaggios eigene Gedichte und ihm nach seinem Tod ein Epitaph widmete. Pasquinaden ermöglichen die Verteidigung der eigenen Ehre. Vgl. auch Elizabeth CROPPER, *The Petrifying Art: Marino's Poetry and Caravaggio*, *The Metropolitan Museum of Art Journal* 26 (1991), S. 193–212.

42 Ich folge hier den Darlegungen von Johannes HÖSLE, *Pietro Aretinos Werk*, Berlin 1969, S. 43.

43 Pasquino/Frage nicht, der du vorüber gehst,/wie ein gefühlloser und gemeißelter Stein/reden und schreiben kann,/der ohne Hand und Zunge ist./Es wäre noch wenig in diesen schlechten Zeiten,/da jene schweigen, die Stimme und Leben haben,/wenn ich nicht nur redete,/sondern sprechend zerspränge,/um zerspringenden Kopf und Arm dem zu brechen,/der mich zum Reden bringt und will, dass ich schweige. Vgl. MARINO (Anm. 35), S. 333. Italienische Fassung siehe Anhang 2.

44 Als nach dem Tod von Papst Leo X. ein langes Konklave begann, bot sich dem Dichter die Möglichkeit, die verfahrenere Situation durch zahlreiche Spottgedichte zu kommentieren. In 51 Sonetten sahen sich die katholischen Würdenträger bloßgestellt, thematisierte der Spötter doch gleichermaßen Schwächen und Laster. Die Nennung von Sodomie, Verschwendungssucht oder Nepotismus machten jedenfalls keinen der genannten Teilnehmer zu einem geeigneten Nachfolger des verstorbenen Papstes. Vgl. HÖSLE (Anm. 42), S. 52–54.

45 Pietro Aretino/Zu erfinden verstehe ich nicht, obwohl erlogen und erfunden/meine lebendige Gestalt auf dieser Leinwand ist./Peitsche und Geißel der Fürsten werde ich genannt,/weil ich

Dichtung beschreibt keine Fiktionen, sondern zielt auf die Wirklichkeit. Gegenstand seiner Poesie ist der Missbrauch von Macht. So wird der Dichter im Laufe des Textes zum mutigen Duellierender überhöht, der sich für das Gemeinschaftswohl der Gefahr aussetzt. Dies veranschaulicht Marino, indem er die Entstehung seines Gedichts mit den überlieferten Bildnissen Aretinos parallelisiert. Der Akt des Bildermachens wird als Erleiden von Wunden und Verletzungen entworfen, wenn es heißt, Aretino sei häufiger „gestochen“ als gemalt, öfter Gegenstand eines „Stecheisens“ als eines Pinsels geworden. Sein Gesicht und seine Brust seien von Wunden durchzogen und Blut sei die Farbe, die ihn bedecke. Marino evoziert, dass Aretino im Kampf verletzt worden sei. So ist es nur konsequent, wenn vom teuflischen Stil und der Eigenschaft seiner Gedichte die Rede ist, Dolche, Pfeile und den Blitz Pasquinos schleudern zu können.

Folgt man dem Verfasser der ‚Galeria‘, so gehören Schmähdgedichte im Sinne eines symbolischen Duells zum künstlerischen Alltag. Sie zeugen vom Mut und Anspruch des Künstlers, die Wahrheit ausdrücken zu wollen. Die Skulptur des Pasquino verkörpert in Marinos Gedichten weniger den Spott, als vielmehr den Geist des Widerstandes. Pasquinaden können reale Missstände zwar nicht unmittelbar ändern, aber Machtpositionen auf symbolischer Ebene erschüttern, indem sie deren wesentliche Grundlage, Autorität und Legitimität, infrage stellen. Der ideale Künstler wird selbst zu einer Art Pasquino. Hohn, Spott und Kritik stellen gefährliche Waffen dar. Sie kritisieren, indem sie ihre Gegner auf extrem anspielungsreiche Weise der Lächerlichkeit preisgeben und versuchen, ein anonymes Publikum insofern für sich zu gewinnen, als dass es in das höhnische Verlachen einstimmt.

Aus der Perspektive der beiden Gedichte Marinos betrachtet, ergibt sich eine politische Deutung von Caravaggios *Amor vincit omnia*, die das Gemälde in der Pasquinaden-Kultur jener Zeit verortet. In diesem Zusammenhang wird in dem eigentlich harmlosen Bild eine bisher verborgene, subversiv-invektive Bedeutungsebene offenbar. Verborgene nicht im Sinne einer ästhetisch motivierten Viel- oder Mehrdeutigkeit, wie sie Umberto Eco im ‚Offenen Kunstwerk‘ entworfen hat, sondern als überlebens-technische Notwendigkeit.⁴⁶ In diesem Fall stellt Vieldeutigkeit keine ästhetische Qualität dar, sondern ist dem Umstand geschuldet, die eigene Haltung vor der Kritik verbergen zu müssen.⁴⁷

Dass Caravaggio ein streitbarer Künstler war, ist seit langem bekannt. Wir verdanken ihm nicht nur Bilder, sondern auch Schmähdgedichte auf seine Gegner, die

anderen die klare und deutliche Wahrheit enthülle.//Ich wurde häufiger gestochen als gemalt,/ öfter war ich Motiv für das Stecheisen als für den Pinsel./Mein Gesicht und meine Brust sind von Wunden durchzogen,/das Blut ist die Farbe, die mich bedeckt und tönt.//Ich habe einen teuflischen Stil und einen göttlichen Namen,/jedes meiner Gedichte schleudert Dolche und Pfeile,/den Speer des Momos, den Blitz des Pasquino.//Das Laster zittert, wenn ich meine Feder bewege:/Verwundet, ihr Mächtigen, Aretinos Körper,/solange die Zunge lebt, soll die Welt fürchten.Vgl. MARINO (Anm. 35), S. 195. Italienische Fassung siehe Anhang 3.

46 Umberto Eco, Das offene Kunstwerk, Frankfurt a. M. 1973.

47 Martin WARNKE, Kommentare zu Rubens, Berlin 1965, S. 56.

obszön und beleidigend ausfallen.⁴⁸ Sein leidgeprüfter Biograph und Kontrahent Giovanni Baglione bezeichnet ihn als spöttisch und hochmütig.⁴⁹ Auch in anderen Biographien spielt die Konfliktbereitschaft des Künstlers eine wichtige Rolle, wenn er mit einer Waffe durch Rom läuft, um sich zu duellieren, wie es Karel van Mander beschreibt.⁵⁰ Tötung, Verhaftung, Untersuchungshaft und Flucht sprechen in diesem Zusammenhang eine deutliche Sprache.⁵¹ Dies geht weit über die Konzeption von Kunst als Wettbewerb hinaus.⁵² Caravaggios Kreativität scheint durch Arroganz, Neid, Wut oder Eigensinn weniger behindert als vielmehr beflügelt worden zu sein. Aggressive Verhaltensweisen wie das Tragen einer Waffe, Provokation oder Beleidigung eines anderen Malers zeugen nicht ausschließlich von einem exaltierten Charakter als vielmehr von der Selbstermächtigung eines Künstlers, der in seiner alltäglichen Kommunikation einen Außensitz einnehmen will.⁵³ Dekorungsverstoß, Eigensinn oder Indezenz bis zur Schamlosigkeit sind Teil einer Rolle, die den Künstler zur Gegenfigur macht und ihn als Außenseiter der Gesellschaft gegenüberstellt.⁵⁴

Mit der gegenreformatorischen Kritik an Michelangelo Buonarrotis ‚Jüngstem Gericht‘ und dessen nackten Gestalten geht eine veritable Debatte um die Grenzen und Möglichkeiten sakraler Kunst einher, die keineswegs belanglos für Caravaggios Gemälde ist.⁵⁵ Doch nicht allein das Problem angemessener oder unangemessener Nacktheit spielt in diesem Konflikt eine wichtige Rolle, sondern das noch viel

48 Eine vorbildliche Darstellung des Verleumdungsprozesses findet sich bei Michele DI SIVO, *Uomini valenti. Il processo di Giovanni Baglione contro Caravaggio*, in: Ausst.-Kat. Caravaggio a Roma, Rom 2011, S. 90–109. Eine weitere Beschreibung des Prozesses bei OLSON, der auf den Ehrbegriff damaliger Zeit eingeht. Vgl. Todd P. OLSON, *Caravaggio's Pitiful Relics*, New Haven, London 2014, S. 124–128, besonders S. 124. Zu einer ersten Deutung des Gedichts vgl. Jürgen MÜLLER, „Cazzon da mulo“ – Sprach- und Bildwitz in Caravaggios ‚Junge von einer Eidechse gebissen‘, in: Jörg ROBERT (Hg.), *Intermedialität in der Frühen Neuzeit. Formen, Funktionen, Konzepte*, Berlin, Boston 2017, S. 180–214.

49 BAGLIONE (Anm. 10), S. 138.

50 Vgl. VON SANDRART (Anm. 32), S. 326 f.

51 Vgl. Martin WARNKE, *Erschaffung der Natur: Caravaggio*, in: DERS., *Künstler, Kunsthistoriker, Museen. Beiträge zu einer kritischen Kunstgeschichte*, Luzern, Frankfurt a.M. 1979, S. 22–30.

52 Vgl. Horst BREDEKAMP, *Cellinis Kunst des perfekten Verbrechens*, in: Alessandro NOVA u. Anna SCHREURS (Hgg.), *Benvenuto Cellini. Kunst und Kunsttheorie im 16. Jahrhundert*, Köln 2003, S. 316–336.

53 Rudolf WITTKOWER gibt einen kurzen Überblick zu den Straftaten und Verwicklungen des Künstlers, der bis heute die Grundlage bildet. Vgl. Rudolf WITTKOWER u. Margot WITTKOWER, *Künstler. Außenseiter der Gesellschaft*, Stuttgart 1965, S. 188 f.

54 Vgl. ebd., S. 184–192. Freilich ist WITTKOWERS Einordnung nicht sehr hilfreich. Die Frage ist, ob wir Caravaggio als Libertin bezeichnen dürfen, ob ihn seine sexuelle Disposition zum ‚Außenseiter‘ macht? Vgl. Jean-Pierre CAVAILLÉ, *Atheismus und Homosexualität im Schatten der römischen Kurie. Jean-Jacques Bouchard in Italien*, in: Martin MULSOW u. Michael MULTHAMMER (Hgg.), *Kriminelle – Freidenker – Alchemisten. Räume des Untergrunds in der Frühen Neuzeit*, Köln u. a. 2014, S. 369–376.

55 In meiner kurzen Skizze folge ich John VARRIANO, *Caravaggio. The Art of Realism*, 2006, S. 60–68. Zur Kritik des ‚Jüngsten Gericht‘ vgl. Rolf QUEDNAU, *Rom bannt Luther. Michelangelos Jüngstes Gericht im Lichte der konfessionellen Spaltung*, in: Andreas TACKE (Hg.), *Kunst und Konfession*.

grundsätzlichere künstlerischer Freiheit. Spielräume individueller Gestaltung werden mit der Begründung beschnitten, sie könnten den einfachen Gläubigen zur Häresie verführen. So geht mit der Herabsetzung Buonarroto in jener Zeit unausgesprochen der Vorwurf einher, dass die bildende Kunst eine Mitschuld an der Entstehung und Ausbreitung der Reformation trage.

Vor diesem Hintergrund avanciert Michelangelos Gestaltung des Freskos zum Exemplum selbstverliebten Eigensinns. Notorisch sind jene Formulierungen Andrea Gilio da Fabrianos in seinem ‚Dialogo nel quale si ragiona degli errori e degli abusi de’ pittori‘ aus dem Jahre 1564, der dem Künstler Neuerungssucht (*trouar noua maniera*) vorwarf und zahlreiche Details des Freskos scharf kritisierte.⁵⁶ Der Theologe erstellt geradezu einen Mängelkatalog. Neben der Nacktheit stört er sich an dem Umstand, dass sich einige Heilige in dem Fresko küssten. Des Weiteren tadelt er die Vermengung von Wahrem und Falschen, Heiligem und Profanen. Zudem wird die Bartlosigkeit Christi beanstandet, wie auch der Umstand, dass die Engel keine Flügel besäßen und den Dämonen Schwänze und Hörner fehlten, weshalb man sie nicht recht auseinanderhalten könne. Michelangelos Engel seien *mattacini* oder *giocolieri*, Spaßvögel und Gaukler. Die Schärfe von Giulios Bemerkungen wird jedoch verständlich, wenn er schreibt, dass man Michelangelos Verfehlungen auch deshalb zu tadeln habe, weil er zum Vorbild für alle gegenwärtigen und zukünftigen Maler geworden sei.⁵⁷

Es kommt zu einschneidenden Zensurmaßnahmen. So übermalt Daniele da Volterra 1564/65 die Schamzonen zahlreicher Figuren im genannten Fresko und wird daraufhin als *Braghettone*, als Höschenmaler, verspottet.⁵⁸ Interessanterweise war es Aretino, der in diesem Zusammenhang erstmals vorschlug, die Schamgegenden der Dargestellten, dem jeweiligen Kontext entsprechend, mit Flammen und Sonnenstrahlen zu übermalen.⁵⁹ Mit der Erwähnung fehlender Schicklichkeit und *convenevolezza* verband der Dichter zugleich den Vorwurf der Häresie, habe der Künstler doch Kunst vor Religion gestellt.⁶⁰

Als Konsequenz dieser anhaltenden Debatte um das ‚Jüngste Gericht‘ sehen sich die Künstler dazu angehalten, katholisch-orthodoxer Kunstpolitik zu folgen.⁶¹ Die bildende Kunst wird so zu einem Instrument im Glaubenskampf. Unter dem Pontifikat von Clemens VIII. (1592–1605) erreichte die Hysterie um die obszönen

Katholische Auftragswerke im Zeitalter der Glaubenspaltung 1517–1563, Regensburg 2008, S. 353–356 u. 369–373.

56 Giovanni Andrea GILIO, *Due Dialoghi*, Camerino 1564, S. 121.

57 Ebd., S. 89f., 102, 104, 119f.

58 Zuletzt: Ulrich PFISTERER, *Die Sixtinische Decke*, München 2013, übersetzt und redaktionell betreut von Giovanna TARGIA u. Cristina RUGGERO, Rom 2014, S. 47–49.

59 Vgl. ebd., S. 98f.

60 Vgl. Gudrun RHEIN, *Der Dialog über die Malerei. Lodovico Dolces Traktat und die Kunsttheorie des 16. Jahrhunderts*; mit einer kommentierten Neuübersetzung, Köln, Weimar, Wien 2008, S. 93.

61 Jürgen MÜLLER, *Ripa und die Gegenreformation*, in: *De zeventiende eeuw* 11/1 (1995), S. 56–66.

Bilder ihren Höhepunkt. Kaum zum Papst gewählt unternahm er einen regelrechten Feldzug gegen die Kunst, indem er alle in den römischen Kirchen vorhandenen Werke auf ihre Rechtgläubigkeit und darstellerische Angemessenheit hin überprüfen ließ. Nichts entging seinem moralisierenden Eifer. Jedwede Nacktheit christlicher Figuren erregte seinen Unwillen und musste verdeckt werden. So ließ er etwa in St. Peter auf der Darstellung einer heiligen Magdalena die Haare verlängern, um ihre Brüste zu verbergen.⁶² Maler riskierten drakonische Strafen und Verfolgung, wenn sie nicht den Anforderungen der päpstlichen Kunstpolitik Folge leisteten.⁶³

Den Malern verlangt diese Entwicklung Unterordnung ab.⁶⁴ Die katholische Kunst ist in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts theoretisch wie praktisch in einer Umbruchsituation und auf der Suche nach einer genuin christlichen Grundlage.⁶⁵ Bereits Erasmus von Rotterdam diagnostiziert in seinem ‚Ciceronianus‘-Dialog von 1528 einen neuen Paganismus und nimmt eine kritische Haltung gegenüber der bildenden Kunst ein, die in der gegenreformatorischen Kunsttheorie und ihren Fragen nach den Grundlagen der Malerei aufgegriffen wird.⁶⁶ Im genannten Dialog kritisiert der Theologe die mit der Renaissance einhergehende erotische Freizügigkeit, wenn er die Maler dafür tadelt, für ihre Darstellungen von Heiligen auf laszive Vorbilder zurückzugreifen. In rhetorischer Absicht lässt er sogar einen der Gesprächsteilnehmer fragen, ob ein Maler der heiligen Thekla das Aussehen der Lais von Korinth geben dürfe, die eine berühmte Hetäre war.⁶⁷

Diese anhaltende Debatte um die Durchsetzung eines genuin christlichen Dekors wird Caravaggio nicht unvertraut gewesen sein, lässt sich seinem Gemälde doch ein Kommentar entnehmen, der scheinbar nur ein Motiv aus Michelangelos ‚Jüngstem Gericht‘ betrifft, aber in Wirklichkeit ein Statement zur aktuellen Kunstpolitik um 1600 darstellt. Schon Walter FRIEDLAENDER hat im Kontext seiner Interpretation des *Amor*

62 Vgl. Roberto ZAPPERI, *Eros e controriforma. Preistoria della Galleria Farnese*, Turin 1994, S. 51.

63 Vgl. ZAPPERI (Anm. 62), S. 56 f.

64 Auch in Gabriele PALEOTTIS ‚Discorso intorno alle imagine‘ von 1582 wird Nacktheit im Rahmen sakraler Kunst ausgeschlossen. Die Zurschaustellung des nackten Körpers gerät im Laufe des 16. Jahrhunderts so sehr in die Kritik, dass Clemens VIII. im Jahre 1599 während seines Pontifikats das Nacktbaden im Tiber verbieten lässt. Vgl. VARRIANO (Anm. 55), S. 61.

65 Vgl. Jürgen MÜLLER, *Von der Odyssee eines christlichen Gelehrten – Eine neue Interpretation von Hans Holbeins Erasmusbildnis in Longford Castle*, in: *Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft* 49/50 (1995/96), S. 179–211. Aus erasmischer Sicht: Ders., *Das Paradox als Bildform. Studien zur Ikonologie Pieter Bruegels d. Ä.*, München 1999, S. 90–125.

66 In polemischer Form hat Erasmus im Ciceronianus-Dialog von 1528 hier bereits eine kritische Position bezogen und übertriebene Antikenverehrung als Selbstaufgabe christlich motivierter Kunst gedeutet. Vgl. hierzu Luca D’ASCIA, *Erasmus e l’Umanesimo romano*, Florenz 1991. Zur positiven wie auch kritischen Erasmusrezeption in Italien vgl. Silvana SEIDEL MENCHI, *Erasmus in Italia 1520–1580*, Turin 1987.

67 ERASMUS VON ROTTERDAM, *Der Ciceronianer oder der beste Stil*, ein Dialog, übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen v. Theresia PAYR, in: Werner WELZIG (Hg.), *Erasmus von Rotterdam: Ausgewählte Schriften. Lateinisch/Deutsch*, Darmstadt 1990, 2. Auflage, Bd. 7, S. 2–355, hier S. 131.

vincitore auf Buonarroto's Skulptur des Siegers von 1524 (Abb. 5) aufmerksam gemacht, die er als Quelle für Caravaggio erachtet.⁶⁸ Sodann hat Maurizio MARINI einen *ignudo* aus der Sixtinischen Decke als Vorbild benannt (Abb. 6), der in der Zeit um 1510 entstanden und im Kupferstich überliefert ist.⁶⁹ Zudem wurde auf Michelangelos Ganymed-Zeichnung (Abb. 7) als mögliche Vorlage verwiesen, die als *Pictura* Einzug in die Emblematik des 16. Jahrhunderts fand.⁷⁰ Am ehesten entspricht das Sitzmotiv jedoch Michelangelos Darstellung des Hl. Bartholomäus (Abb. 8) aus dem ‚Jüngsten Gericht‘ von 1540, das von Seymour HOWARD als relevantes Modell entdeckt wurde.⁷¹

Anders als Caravaggios Amor wendet sich der Heilige im Fresko jedoch um, damit er den Weltenrichter erblicken kann. In seiner Rechten hält er das Messer und in seiner Linken die Haut, die ihm vom Körper gezogen wurde und ein Sinnbild des irdischen Menschen darstellt. Dennoch ist sein Körper vollkommen intakt und von außergewöhnlicher Schönheit, erblicken wir doch den Auferstehungsleib des Heiligen, der alles menschliche Maß übersteigt. Davon will Michelangelo eine Ahnung vermitteln. Es handelt sich um eine Quintessenz seines Schönheitsideals.⁷² Rudolf PREIMESBERGER verdanken wir eine komplexe Deutung der Motivübernahme, die

68 Walter FRIEDLAENDER, *Caravaggio Studies*, Princeton 1955.

69 Maurizio MARINI, *Caravaggio. Pictor praestantissimus. L'iter completo di uno dei massimi rivoluzionari dell'arte di tutti i tempi*, Roma 2005, S. 393–395. Zur druckgraphischen Übersetzung dieses Motives siehe Cherubino Alberti nach Michelangelo, *Ignudo*, nach 1585, Kupferstich.

70 Vgl. Donald POSNER, *Caravaggio's Homo-erotic Early Works*, in: *Art Quarterly* 34 (1971), S. 301–324, hier S. 304f. Die Ganymed-Zeichnung Michelangelos hat zahlreiche gemalte Kopien entstehen lassen, von denen sich eine bei Caravaggios erstem Mäzen, dem Kardinal del Monte befand und später in den Besitz von Vincenzo Giustiniani überging. Vgl. OLSON (Anm. 48), S. 113–115. Außerdem SCHROEDER (Anm. 11), S. 21. Schaut man im Kontext der Knabenliebe auf das Gemälde, so liefert der Künstler mit seiner Inszenierung der „lasziven Körperpose“ einen Hinweis auf Michelangelos Ganymed-Zeichnung. Bereits hier ist das stark angewinkelte Bein, vor allem aber der Wechsel von angezogenem und ausgestrecktem Bein, vorgebildet. Aufschlussreich ist der Umstand, dass die in Caravaggios Gemälde vorgegebene Perspektive den Po des Jungen eigentlich nicht in dieser Weise zeigen könnte. Mit der Anspielung auf das mythologische Motiv lässt der Künstler für den humanistischen Kenner den erotisch-lasziven Gehalt in gesteigerter Form assoziierbar werden. Und er denkt die Szene des Raubs zu Ende, wenn er Ganymed zum Sieger über Zeus imaginiert, wie es vor ihm bereits Benvenuto Cellini in einer Marmorplastik und einer ihm zugeschriebenen Bronze aus der Mitte des 16. Jahrhunderts geleistet hat. Diese Deutung wird im Bild zwar angedeutet, aber nicht ausgesprochen. Sie findet im Kopf des Betrachters statt.

71 Als erster hat Howard den Bezug zum michelangelesken Bartholomäus benannt. Vgl. Seymour HOWARD, *Identity Formation and Image Reference in the Narrative Sculpture of Bernini's Early Maturity*, in: *Art Quarterly* N.S. II, 2 (1979), S. 161; Vgl. PREIMESBERGER (Anm. 9), S. 251f.; Vgl. EBERT-SCHIFFERER (Anm. 10), S. 156.

72 Blickt man auf den Märtyrer, so fühlt man sich im Körpervolumen und bei der vornüber gebeugten Haltung an den Torso von Belvedere und bei dessen Beinstellung an den *Laokoon* erinnert, zwei antike Skulpturen, die Michelangelo über alle Maße verehrte. Vgl. hierzu Rudolf PREIMESBERGER, „Und in meinem Fleisch werde ich meinen Gott schauen“. Biblische Regenerationsgedanken in Michelangelos ‚Bartholomäus‘ der Cappella Sistina (Hiob), in: Steffen MARTUS u. Andrea POLASCHEGG (Hgg.), *Das Buch der Bücher – gelesen. Lesarten der Bibel in den Wissenschaften und Künsten*, Bern 2006, S. 101–111.



Abb. 5 | Michelangelo,
Der Sieger, ca. 1524, Marmor,
Palazzo Vecchio, Florenz
(aus: Cristina Acidini Luchinat,
Michelangelo scultore, Mailand
2010, S. 230).



Abb. 6 | Michelangelo, Ignudo, 1508-1512, Fresko, Sixtinische Kapelle, Vatikanstadt (aus: Pierluigi de Vecchi (Hg.), *The Sistine Chapel. A Glorious Restoration*, New York 1994, S. 72).



Abb. 7 | Michelangelo, Der Raub des Ganymed, 1532, Schwarze Kreide, Fogg Art Museum, Cambridge (Fogg Art Museum, Cambridge).



Abb. 8 | Michelangelo, Das Jüngste Gericht (Hl. Bartholomäus), 1536-1541, Fresko, Sixtinische Kapelle, Vatikanstadt (aus: Frank Zöllner, Christof Thoenes, Michelangelo. Leben und Werk, Köln 2010, S. 262 und 248).

paragone und *difficoltà* ins Zentrum stellt.⁷³ Aber wie soll man beide Figuren über ihre formale Ähnlichkeit hinaus miteinander in Beziehung bringen? Reicht es aus, das durch das Messer symbolisierte Martyrium mit jener durch die Pfeile Amors verursachten Liebesqual zu vergleichen?⁷⁴

Und könnte man nicht gleichfalls einwenden, dass keine konkrete Bedeutung mit der Motivübernahme einhergehen muss, besteht das Reizvolle des Motivs doch unabhängig von den ikonographischen Bezügen zunächst einmal darin, dass es besonders gelungen im Sinne der *Grazie* erscheint?⁷⁵ Das Fresko (Abb. 9) im Ganzen wie auch zahlreiche Einzelmotive finden sich in Reproduktionsstichen wiedergegeben und werden den Künstlern jener Zeit zur Nachahmung empfohlen.⁷⁶ Dieser Umstand wird zum Beispiel durch einen Blick auf eine Diana-und-Aktaeon-Darstellung von Giuseppe Cesari deutlich (Abb. 10), in dessen Atelier Caravaggio zu Beginn seiner Karriere in Rom gearbeitet hat. Das mit Öl auf Kupfer gemalte Bild befindet sich heute in Budapest und ist typisch für die Kunst um 1600. Cesari organisiert seine Komposition in der Fläche, als würde sich die weibliche Figur wie auf einem Fries von links nach rechts in immer neuen Körperhaltungen entfalten. Dabei sehen wir denselben Frauentypus als Rückenakt und von vorn, in starker Torsion oder energisch nach vorn schreitend. Auf diese Weise stellt der Künstler seine Meisterschaft in der Behandlung des nackten weiblichen Körpers zur Schau. Dabei erinnert die Figur ganz links mit ihrer Drehung des Oberkörpers und dem Blick über die eigene Schulter an Raffaels Maria Magdalena aus der ‚Transfiguration‘, während die letzte weibliche Figur in der Reihe rechts das Michelangelo-Motiv aus der Sixtinischen Kapelle variiert, um das eigene Geschlecht vor dem herbeieilenden Jäger zu verbergen. Die Konzeption des Bildes fällt durchaus widersprüchlich aus, insofern als zum einen mit dem Sujet des Jägers Aktaeon das unkeusche Sehen zum Thema gemacht, zum anderen der nackte weibliche Körper geradezu zelebriert wird. Dabei stellt der Künstler seine Kenntnis der bedeutenden Meister der Hochrenaissance deutlich aus und folgt in der Synthese von Raffael und Michelangelo dem Ideal spätmanieristischer Kunsttheorie.⁷⁷

73 PREIMESBERGER (Anm. 9), S. 251, 256.

74 Mag in Caravaggios *Amor vincitore* auch alles improvisiert und vorläufig erscheinen, verweist der Künstler mit seinem Amor bekanntlich auf mehrere berühmte Motive aus dem Figurenrepertoire Michelangelos. LECHNER hat die Diskussion in ihrer Dissertation prägnant zusammengefasst, in der mit Provokation, Hommage und Travestie nahezu alle Möglichkeiten wertender Motivübernahme genannt werden. Vgl. LECHNER (Anm. 12), S. 134.

75 Ganz so wie Michelangelos Krieger aus der *Cascina-Schlacht*, der oft als Vorbild gedient hat und seiner Berühmtheit wegen im Kupferstich reproduziert wurde. Vgl. EBERT-SCHIFFERER (Anm. 10), S. 156.

76 Bernadine Ann BARNES, *Michelangelo in print: reproductions as response in the sixteenth-century*, Farnham 2010, S. 99–112; Alessia ALBERTI, Alessandro ROVETT u. Claudio SALSÌ (Hgg.), *D'après Michelangelo, Mestre*, Venedig 2015, S. 80–105.

77 Mit zahlreichen Quellenhinweisen vgl. Jürgen MÜLLER, *Concordia Pragensis. Karel van Manders Kunsttheorie im Schilder-Boeck. Ein Beitrag zur Rhetorisierung von Kunst und Leben am Beispiel der rudolfnischen Hofkünstler (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 77)*, München, Oldenburg 1993, S. 59–62.



Abb. 9 | Michelangelo, Das Jüngste Gericht, 1536–1541, Fresko, Sixtinische Kapelle, Vatikanstadt (aus: Frank Zöllner, Christof Thoenes, Michelangelo. Leben und Werk, Köln 2010, S. 262 und 248).



Abb. 10 | Giuseppe Cesari, Diana und Aktäon, ca. 1602–1603, oil on copper, Inventory number: 508, Szépművészeti Múzeum – Museum of Fine Arts, Budapest (© Szépművészeti Múzeum – Museum of Fine Arts Budapest, 2019).

Wie berühmt Michelangelos kuriose Mischung aus Stand- und Sitzmotiv in jener Zeit war, belegen weitere Beispiele. So hat bereits Maurizio CALVESI auf Kupferstiche von Agostino Carracci mit dem Titel ‚Omnia vincit Amor‘ (Abb. 11) und auf einen weiteren ‚Ogni cosa vince l’oro‘ (Abb. 12) verwiesen, die dem Gemälde um mehr als fünf Jahre vorausgehen und das michelangeleske Motiv in den Kontext erotischer Liebesikonographie überführen.⁷⁸ Anders als bei Cesari lässt sich für Carraccis und Caravaggios Verwendung des Vorbilds eine gewisse Ironie konstatieren, als es ihnen offensichtlich nicht darum ging, sich mit der Berühmtheit des Vorgängers Michelangelo zu schmücken, sondern die Motivübernahme so gut wie möglich zu verbergen. Die Frage bleibt also bestehen: Warum hat Caravaggio ausgerechnet dieses Motiv genutzt und es zugleich so gründlich verborgen?

Zur Beantwortung dieser Frage muss man sich in Erinnerung rufen, dass der Künstler mit der Übernahme des Bartholomäus-Motivs ein extrem inkriminiertes Vorbild nutzt, und dass ihm daher die Kritik am ‚Jüngsten Gericht‘ nicht unbekannt

⁷⁸ Unverständlicherweise zieht er daraus den Schluss, dass es sich bei dem *Amor vincit omnia* um eine Allegorie der Gottesliebe handeln würde. Vgl. Maurizio CALVESI, Caravaggio o la ricerca della salvezza, in: Storia dell’Arte 9/10 (1971), S. 93 u. 108–111.



11

B. 116

A 99079



12

B. 114
Wessely, Supplemente pag. 87 Nr. 7

A 124768

Abb. 11 | Agostino Carracci, *Omnia vincit Amor*, 1599, Kupferstich, Kupferstich-Kabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden (© Kupferstich-Kabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Foto: Andreas Diesend).

Abb. 12 | Agostino Carracci, *Ogni cosa vince l'oro*, 1580–1590, Kupferstich, Kupferstich-Kabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden (© Kupferstich-Kabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Foto: Andreas Diesend).

gewesen sein dürfte.⁷⁹ Sie findet sich in Briefen Pietro Aretinos und setzt sich in Giorgio Vasaris ‚Vite‘ fort, der in seiner Michelangelo-Biographie berichtet, Biagio di Cesena, der Zeremonienmeister Papst Pauls III., habe auf die Frage, wie er denn das Fresko des ‚Jüngsten Gericht‘ fände, geantwortet, es sei wider alle Schicklichkeit, an einem so heiligen Orte so viele nackte Gestalten zu malen, die aufs unanständigste ihre Blößen zeigten, und dass dies kein Werk für die Kapelle des Papstes, sondern für eine Badestube oder Kneipe sei.⁸⁰ Bereits Niccolò Sernini berichtet 1541 in einem Brief an Kardinal Ercole Gonzaga, dass es Kritik wegen der Nacktheit der Figuren im ‚Jüngsten Gericht‘ gäbe. Zudem lassen Bartlosigkeit und Jugendlichkeit Christi die angemessene Würde vermissen.⁸¹ Nur wenig später kritisiert Don Miniato Pitti in einem Brief an Giorgio Vasari vom 1. Mai 1545: „[Die Wand des ‚Jüngsten Gericht‘, J.M.] enthält Szenen der Ketzerei und vor allem diese Haut des Hl. Bartholomäus ohne seinen Bart. Der Geschundene trägt den Bart, was beweist, dass die Haut nicht die seine ist.“⁸² Gestalt und Konzeption der Bartholomäus-Figur stehen im Zentrum gegenreformatorischer Kritik.⁸³

79 Zahlreiche Hinweise bereits bei PREIMESBERGER (Anm. 9), S. 254–255.

80 Vgl. Giorgio VASARI, Das Leben des Michelangelo, hrsg. kommentiert und eingeleitet v. Caroline GABBERT, übers. v. Victoria LORINI, Berlin 2009, S. 123. Zu Aretinos Invektive vgl. Frank ZÖLLNER, VIII. Geschenkzeichnungen und Jüngstes Gericht 1534–1541, in: Frank ZÖLLNER, Christof THOENES u. Thomas PÖPPER (Hgg.), Michelangelo. Das vollständige Werk, Köln 2014, S. 247.

81 Vgl. Ebd., S. 249.

82 Zitiert nach ebd., S. 249.

83 In den nicht veröffentlichten ‚Sogni‘ von Giovanni Paolo LOMAZZO aus dem Jahre 1563 wird die Hölle der Sodomiten beschrieben. Vgl. Giovanni Paolo LOMAZZO, Gli Sogni e Raggionamenti composti da Giovan Paulo Lomazzo millanese, con le figure de spiriti che gli raccontano da egli designate, in: Roberto Paolo CIARDI, Scritti sulle arti, 2 Bde., Florenz 1973–75. Hier äußert einer der Gesprächsteilnehmer, dass jene auf Michelangelo warten sollten, weil er nach seinem Tod dorthin gelangen werde, was uns mit der Homosexualität des Künstlers konfrontiert. Vgl. Paula Oana SIMION, Gli Sogni e Raggionamenti di Giovan Paolo Lomazzo ovvero l’idea di una nuova maniera letteraria, Diss. Stuttgart 2018, S. 84 u. Anm. 296. Auch Kritik, die auf die vermeintliche Homosexualität Michelangelos und anderer Mitglieder des päpstlichen Hofes abzielt, kommt von jener inoffiziellen Seite. So sei auf das Pasquino als Verfasser nennende Gedicht aus dem Jahre 1544 hingewiesen, in dem der Papst und dessen unehelicher Sohn, Pierluigi Farnese, verunglimpft und mit derben Worten beleidigt werden: „So sagten es die Verse Pasquinos/Oh Ihr, die den Florentiner scheltet,/betrachtet ein wenig die Malerei:/so werdet ihr sehen, wie wohlgestaltet jede Figur ist./in der Kapelle des göttlichen Jesus./Da steht die Hl. Katharina mit geneigtem Kopf,/nackt wie die Natur sie schuf./und andere Heilige stehen dort maßvoll./um ihre Ärsche Don Paolino (Papst Paul III.) zu zeigen./Der blöde Sack aus Cesena, wie ein Verrückter,/hängt mit den Toten wegen seiner Misswirtschaft herum./ganz versteckt in einer schäbigen Ecke./Ein anderer ist in der Hölle gefesselt./mit einer Schlange, die ihm in den Schwanz beißt./als Bestrafung, weil er Hintern (wörtlich: das Heft) gebrochen hat./Deshalb: Christus verdamme alle Arschficker in die Hölle,/damit sie mit einer Schlange an dem traurigen Ort bleiben.“ Vgl. Maddalena SPAGNOLO, Poesie contro le opere d’arte: arguzia, biasimo e ironia nella critica d’arte del Cinquecento, in: Chrysa DAMIANAKI, Paolo PROCACCIOLI u. Angelo ROMANO (Hgg.) (Anm. 40), S. 354. Italienische Fassung Anhang 4. Mit vermeintlichem Lob beginnend steigert sich die Bösartigkeit zunehmend, um uns die Sittenlosigkeit des päpstlichen Hofes vor Augen zu führen. So kritisiert das Gedicht nicht nur Michelangelos ‚Jüngstes Gericht‘ und die darauf

Doch bereits damals ist diese Kritik auf Widerstand gestoßen. So nimmt der Mailänder Kunsttheoretiker Gregorio COMANINI Michelangelo in seinem Dialog ‚Il Figino‘ aus dem Jahre 1591 gegen Gilio in Schutz und versucht, dessen künstlerische Maßnahmen im ‚Jüngsten Gericht‘ zu rechtfertigen und die Einwände der zahlreichen Kritiker als unbegründet zurückzuweisen.⁸⁴ Auch Caravaggios *Amor vincitorem* weist in Bezug auf Michelangelos Gestaltung des Freskos eine apologetische Tendenz auf, deren Erkenntnis ihren Ausgangspunkt in einer Beobachtung RÖTTGENS nehmen muss. Denn der lombardische Künstler hat für Arm, Schulter und Oberschenkel des Jungen auf ein prominentes Vorbild zurückgegriffen, entlehnt er doch die genannten Körperpartien Albrecht Dürers (Abb. 13) Adam und Eva-Kupferstich von 1504. Hier hält Adam den Ast der Eberesche als Symbol des Lebensbaumes. Bei Caravaggio werden daraus zwei geschnitzte Pfeile, die auf Eros und Anteros verweisen.⁸⁵ Was der Maler damit in Erinnerung ruft, sind Unschuld und Schönheit des adamitischen Körpers, der einen Urzustand jenseits der Sünde verkörpert. So muss im Rahmen christlicher Überlieferung Nacktheit nicht per se als Zeichen des Bösen erachtet werden. Im Gegenteil erlaubt der adamitische Urzustand des Menschen nach der Möglichkeit körperlicher Schönheit und Gottesebenbildlichkeit zu fragen. Dann wäre Nacktheit allerdings gerade nicht profan, sondern erhielte eine höhere, wenn nicht richtungsweisende Bedeutung für die christliche Kunst. Caravaggio weist die Kritik an Michelangelos ‚Jüngstem Gericht‘ zurück, indem er implizit die Legitimität der Nacktheit zum Thema macht.

Aber reagieren auch andere Künstler auf diese Kritik und den mit der gegenreformatorischen Kunsttheorie einhergehenden Verlust von Autonomie und künstlerischer Freiheit? Ist solch ein subversiver, versteckter Diskurs, der sich im Verborgenen gegen eine katholisch-gängelnde Kunstpolitik wendet, in jener Zeit tatsächlich denkbar? Um diese Fragen zu beantworten, sei jener Kupferstich Carraccis genauer in den Blick genommen, der das Bartholomäus-Motiv bereits vor Caravaggio für einen erotisch-pornographischen Kontext verwendet hat. So verletzt der Bologneser Künstler eindeutig das Dekor, wenn er das Motiv des Heiligen in seiner *Ogni cosa vince*

gezeigte Nacktheit der Heiligen scharf, sondern es fungiert auch als Abrechnung gegen die Farnese-Familie, bezieht sich der Text doch auf einen wenige Jahre zuvor entstandenen Skandal, der durch Vergewaltigungsvorwürfe gegen Pier Luigi Farnese hervorgerufen wurde. Vgl. ebd., S. 343–345 und Anm. 62. Zu den Pasquinaden gegen Pier Luigi Farnese siehe MARUCCI, MARZO u. ROMANO (Hgg.) (Anm. 40), Bd. 1, N. 480 u. 530, Bd. 2 – N. 604 u. 629; RENDINA (Anm. 40), S. 159–178. Mag die Entstehung der Pasquinade politisch nachvollziehbar sein, ist es die in ihr zum Ausdruck kommende Interpretation von Michelangelos Werk mitnichten. Wer im ‚Jüngsten Gericht‘ nur „Ärsche“ und Geschlechtlichkeit entdecken kann, ist unfähig zur Erkenntnis des Zusammenhangs von Wahrheit als offener Schönheit. Ich folge hier den Ausführungen PREIMESBERGERS (Anm. 9), S. 253 f.

84 Vgl. Gregorio COMANINI, *Il Figino, ovvero del fine dell dialogo del rev. padre D. Gregorio Comanini, ove quistionandosi se'l fine della pittura sia l'utile, ovvero il diletto, si tratta dell'uso di quella del Christianesimo*, Mantua 1591, S. 210–213.

85 Zu Baum und Bäumen in Dürers Kupferstich vgl. Erwin PANOFSKY, *Das Leben und die Kunst Albrecht Dürers*, München 1977 (1. Aufl. 1943), S. 113–117.



Abb. 13 | Albrecht Dürer, Adam und Eva, 1504, Kupferstich, Kupferstich-Kabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden (© Kupferstich-Kabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Foto: Andreas Diesend).

l'oro-Allegorie in extremer Weise sexualisiert und aus einem muskulösen Heiligen eine Kurtisane werden lässt, die durch Kleidung, Frisur und Bezahlung kenntlich gemacht wird.⁸⁶ Der Kupferstich zeigt eine junge Frau, die von einem alten Mann bedrängt wird, der mit seiner Rechten in seinen Geldsack greift. Er hat die Prostituierte gegen das Bett gedrängt, deren linkes Bein sich bereits auf der Bettstatt befindet. Sie ist im Begriff, sich dem Mann entgegenzustemmen. Dabei ist ihr Gewand verrutscht und hat ihr Geschlecht entblößt. Überdies verweisen die gekreuzten Beine von Mann und Frau sowie das Himmelbett auf den bevorstehenden Sexualakt, der offensichtlich wenig mit Liebe zu tun hat.⁸⁷

Zum besseren Verständnis hat der Künstler am unteren Rand seines Kupferstichs einen Rebus angebracht. In einer Reihe werden nacheinander Nägel (*unghie*), Oberschenkel (*coscia*), Weinkaraffe (*vin[o]*) und Goldstücke (*oro*) dargestellt, die durch die Buchstaben C und L ergänzt werden. In der genannten Abfolge ergibt sich durch den Lautwert der Gegenstände die Lesart: *ogni cosa vince l'oro*, was man mit ‚Gold erobert alles‘ übersetzen darf.⁸⁸ In Carraccis Kupferstich springt die Finalität des Geschehens und das Geschlecht der als Opfer erscheinenden jungen Frau ins Auge, befindet sie sich doch in einer aussichtslosen Position und wird wahrscheinlich schon im nächsten Moment auf dem Himmelbett landen. Auf diese Weise verkehrt Carracci Vergils Diktum von der alles überwindenden Liebe ins Gegenteil, indem er Gold als Symbol der Macht obsiegen lässt.⁸⁹ Dies bringt auch der auf dem Bett stehende Amor zum Ausdruck, der seinen Bogen zerbricht, während ein am Boden liegender Hund sein eigenes Geschlecht reinigt.

Aber wie hat man die Szene im Mittelgrund zu verstehen? Hier erkennt man ein Kind auf einer Terrasse, das in einer Vorrichtung aus Bastgeflecht steckt und vergeblich versucht, nach einem Apfel zu greifen, wodurch sich die Gehhilfe bedenklich zur Seite neigt. Die an der Brüstung lehrende Frau kommt ihrer Aufsichtspflicht nicht nach und blickt stattdessen über eine Mauer hinweg auf einen entfernten Kirchturm. Dort läuten gerade die Glocken, hat sich doch ein Vogelschwarm in die Lüfte erhoben und fliegt vor Schreck davon. Der nur vermeintlichen, durch die Glocken zum Ausdruck gebrachten Gefahr, wird die reale Gefährdung des Kindes entgegengestellt.

86 Zur Grazie in Vincenzo GIUSTINIANIS ‚Discorso sopra la scultura‘ heißt es, sie „würde von der Natur gewährt, ohne dass die Kunst zu ihr gelangen könne“. Vgl. Rudolf PREIMESBERGER, Paragone-Motive und theoretische Konzepte in Vincenzo Giustinianis ‚Discorso sopra la scultura‘, in: Silvia Danesi SQUARZINA (Hg.) (Anm. 18), S. 50–56, hier S. 52.

87 Vgl. Carlo Cesare MALVASIA, Felsina pittrice. Vite de pittori bolognesi, Bologna 1678, S. 95 f. Marzia FAIETTI, Rebus d'artista. Agostino Carracci e ‚La carta dell'ogni cosa vince l'oro‘, in: *Artibus et Historiae* 28, 55 – Teil 1 (2007), S. 155–171, hier S. 155.

88 Carlo Cesare MALVASIA beschreibt den Kupferstich ‚ogni cosa vince l'oro‘ in seiner Felsina pittrice wie folgt: „La carta dell'ogni cosa vince l'Oro, enimmaticamente scritto sotto a quel Vecchio, la di cui vergogna ben esprime quell'Amore, che sul letto, per lui si spezzi l'arco s'un ginocchio.“ MALVASIA (Anm. 87), S. 95 f.

89 69. Vers der zehnten Ekloge Vergils: *Omnia vincit amor, et nos cedamus amori*. Zum Motivkomplex vgl. E. PANOFKY, *Studies in Iconology. Humanist Themes in the Art of the Renaissance*, New York 1962 (1. Aufl. 1939), S. 95–128.

Traditionell ist das Werk seines erotischen Inhaltes wegen mit der Serie der ‚Lascive‘ von Carracci in Verbindung gebracht worden. Dabei weist der Kupferstich ein deutlich größeres Format als jenes der Serie auf.⁹⁰ So ist es durchaus möglich, das Bild zugleich als Teil der ‚Lascive‘-Serie, aber zugleich auch als singuläres Kunstwerk zu verstehen, dessen Inhalt sich nicht in der ausgestellten Sexualität erschöpft.⁹¹ Aber welche Bildidee könnte mit dieser doppelten Identität einhergehen? Diese Frage erhält eine Antwort, wenn man die im Kupferstich verborgene Analogie versteht, die es zu entdecken gilt. Wenn Carracci das Geschlecht der jungen Frau auf eine derart sinnfällige Weise entblößt, stellt er uns eine Blick-Falle. Er will uns zum unkeuschen Sehen verführen. In Wirklichkeit aber sollen wir ihre Blöße als Nebensächlichkeit erkennen, die sich wie beiläufig aus der Handlung ergeben hat. Denn obwohl die Zurschaustellung des Geschlechts ins Auge springt, ist sie doch ausschließlich dem Umstand der Vergewaltigung geschuldet, die es vor allem zur Kenntnis zu nehmen gilt. Diese Vertauschung des Wichtigen mit dem Nebensächlichen findet analog zur Hauptgruppe in der Szene im Hintergrund statt. Hier wird die Frau, die eigentlich das Kind beaufsichtigen müsste, durch den Kirchturm und das Glockengeläut abgelenkt.

Bezieht man Carraccis Werk auf die durch die Gegenreformation veränderte Kunstpolitik und die damit einhergehende Schmähung von Michelangelos ‚Jüngstem Gericht‘, so offenbart sich der Kupferstich als verborgene Kunstallegorie und die Verwendung des Bartholomäus-Motivs erhält seinen spezifischen Sinn. Die vollständige Bedeutung findet das Werk jedoch erst dann, wenn man im Motiv des Alten eine Anspielung auf die michelangeleske Skulptur des Moses erkennt, die wiederum auf das päpstliche Amt verweist.⁹² Sowohl der im rechten Winkel angeordnete Arm, als auch die dynamische Beinstellung und der extrem lange Bart sind deutliche Hinweise auf das genannte Vorbild. So bringt der Bologneser Künstler die Ohnmacht der durch

90 Wie Marzia FAIETTI bemerkt hat, spricht Malvasia von 17 Kupferstichen von Agostino Carracci, welche die Serie der sogenannten ‚Lascivie‘ gehören sollen. Allerdings listet er nur 14 davon an dieser Stelle auf, unter denen auch ‚ogni cosa vince l’oro‘ zu zählen ist, während andere drei außerhalb der Beschreibung der Kupferstichreihe geschildert werden. Vgl. FAIETTI (Anm. 85), S. 155. Zu Agostino Carraccis ‚Lascivie‘ siehe Diane DEGRAZIA BOHLIN, *Prints and related Drawings by the Carracci Family. A Catalogue Raisonné*, Washington 1979, S. 289–305, Kat. Nr. 176–190; Lionel DAX, Augustin DE BUTLER, *Augustin Carrache. Les Lascives*, Paris 2003; Marzia FAIETTI, „...carte belle, più che oneste...“, in: Ornella CASAZZA u. Riccardo GENNAIOLI (Hgg.), *Mythologica et Erotica*, Florenz 2005, S. 90–105; Marzia FAIETTI, *Carte lascivie e disoneste di Agostino Carracci*, in: Michiaki KOSHIKAWA (Hg.), *L’arte erotica del Rinascimento*, Tokyo 2009, S. 81–99; Patricia SIMONS, *Agostino Carracci’s Wit in two Lascivious Prints*, in: *Studies in Iconography* 30 (2009), S. 198–221; Patricia SIMONS, *Fiction and Friction: Agostino Carracci’s engraved, erotic Parody of the Toilette of Venus*, in: *Source* 36, 2 (2017), S. 88–98. Vgl. Patricia SIMONS, *Agostino Carracci’s Wit in Two Lascivious Prints*, in: *Studies in Iconography* (30/2009), S. 198–221.

91 Vgl. FAIETTI (Anm. 85), S. 155, Anm. 6; SIMONS (Anm. 88), S. 198 f., Anm. 1 u. 205.

92 Franz-Joachim VERSPOHL, *Michelangelo Buonarroti und Papst Julius II., Moses – Heerführer, Gesetzgeber, Musenlenker*, hrsg. v. Alois RIKLIN (Kleine politische Schriften 12), Göttingen 2004, S. 24.

die Kurtisane repräsentierten Kunst zum Ausdruck, die sich der katholischen Kirche als ihrem wichtigsten Auftraggeber am Ende fügen muss. Die Kirche vergewaltigt die Kunst! Zugleich formuliert er einen zynischen Kommentar, der die Anschuldigungen gegen Michelangelo in Bezug auf die vermeintlich obszönen Motive im ‚Jüngsten Gericht‘ betrifft. So wird aus dem Hl. Bartholomäus, um dessentwillen sich Michelangelo an den Pranger gestellt sah, bei Carracci ein Opfer. Zugleich wird nicht nur der gewalttätige Alte, sondern auch der Betrachter des Bildes in die negative Rolle des Voyeurs gedrängt. Sieht er sich von der Szene sexuell angesprochen, wird ihm mit dem Hund und dessen Tun ein tierischer Zerrspiegel vorgehalten.⁹³

Carraccis Bildkritik an der gegenreformatorischen Kunstpolitik bedarf einer dissimulierten Form, bei der Zeigen und Verbergen miteinander verbunden sind. Die Kunst politisch-bildnerischer Dissimulatio besteht darin, das Besondere im Allgemeinen zu verbergen, die kritische Botschaft als Variation bekannter Vorstellungen auszugeben und Schutz in vermeintlich konventioneller Darstellung zu suchen. In diesem Zusammenhang sei noch einmal auf die Verwandtschaft des Sticks mit der ‚Lascive‘-Serie verwiesen, wodurch das Blatt als scheinbar harmloser Vertreter einer herkömmlichen Laster-Ikonographie getarnt wird. Auch die Gestaltung des Rebus hat mit der Verschleierung des eigentlichen Inhalts zu tun, unterbindet das Bilderätsel doch jede weitere Deutung insofern, als die figürliche Szene ausschließlich zur Illustration der darin behaupteten Binsenweisheit zu dienen scheint. Löst man sich von dieser Vorgabe, dann wird der Kupferstich im Ganzen zum Rätsel, und es wird deutlich, dass Bild und Text einander widersprechen. Denn trotz der aufgedrängten Bezahlung verweigert die junge Frau den Liebesdienst. Sie lässt sich nicht durch Gold überzeugen und widerlegt die Gültigkeit der im Rebus behaupteten Wahrheit. Dass sie dem Alten am Ende unterliegen wird, bringt seine überlegene Physis wie auch Amor zum Ausdruck, indem er seinen Bogen zerbricht. Sexualität dient in Carraccis Stich zur Tarnung des kritischen Gehalts. Die vollständige Deutung des Kupferstichs gelingt erst, wenn man das inkriminierte Bartholomäus-Motiv als Entstehungsursache erkennt. Die *clavis interpretandi* ist verborgen und bedarf des Vorwissens seitens des Rezipienten.

Aus alledem wird deutlich, dass Carracci in seinem Kupferstich einen zynischen Kommentar zur gegenreformatorischen Kunstpolitik liefert, die implizit der Heuchelei bezichtigt wird. Das Argument gegen eine solche antipäpstliche Lesart, dass die Verwendung von Michelangelos Bartholomäus- und Moses-Motiv lediglich formal-ästhetische Gründe habe, lässt sich leicht entkräften. Man achte im Zusammenhang des Kupferstichs erneut auf den prominent inszenierten Hund am vorderen Bildrand mit erigiertem Glied. Vor allem sei die Zurschaustellung des weiblichen Geschlechts betont, das als Anspielung auf die Übermalung der Geschlechtsteile durch Daniele da Volterra im Fresko des ‚Jüngsten Gericht‘ gedeutet werden muss. Im Kupferstich wird Nacktheit sichtbar gemacht und als Nebenprodukt, nicht als eigentliches Thema

93 Dieser Hinweis findet sich schon bei SCHROEDER (Anm. 11), S. 32, 35 u. 37.

der Handlung offenbar. Entsprechend enthält der Kupferstich eine subversive Lesart, die Caravaggios Kunstwerk präfiguriert und beeinflusst haben könnte.

Wie in Carraccis Kupferstich findet sich auch im *Amor vincitore* ein kritischer Bild-Kommentar in Bezug auf die Michelangelo-Kritik. An erster Stelle sei die Zurschaustellung von Amors Penis genannt. Der Maler macht die Verdeckung des männlichen Geschlechts durch Daniele da Volterra rückgängig! Er stellt den Penis des Jungen aus, wie wir es ja bereits ähnlich bei Carracci für das weibliche Geschlecht kennengelernt haben.⁹⁴ Mehr noch, er hebt das Geschlecht regelrecht hervor. So sei auf das einwärts geschwungene Ende des rechten, über den Oberschenkel des Jungen weisenden Flügels verwiesen, der unseren wandernden Blick zum Geschlecht des Jungen führt. Der Maler macht sich über die Zensur lustig, indem er mythologische über christliche Nacktheit blendet und zugleich fragt, was diese eigentlich voneinander unterscheidet und warum sie einmal erlaubt ist und das andere Mal verboten wird. Sodann ist es die von Gilio getadelte Zusammenfügung des Sakralen und des Profanen, von Amor und Bartholomäus in einem Kunstwerk, die ins Auge sticht.⁹⁵ Schließlich widerspricht das Bild der gegenreformatorischen Forderung, der Fiktion zu entsprechen und sie zugleich zu kaschieren. Die zu kleinen Flügel des Knaben werden als Requisiten offenbar, wie auch die Inszenierung der Ateliersituation beabsichtigt ist. Es ist, als wolle Caravaggio im Unterschied zu den Kunsttheoretikern der Gegenreformation zum Ausdruck bringen, dass alle Malerei im Diesseits ihre Voraussetzung hat, selbst und gerade dann, wenn sie mythologische oder christliche Themen behandelt.⁹⁶ So wird die Wirklichkeit des Bildes als Konvention durchschaubar.

III.

Caravaggios Amor sorgte in der römischen Kunstszene für Furore und forderte Konkurrenten heraus. So malte Giovanni Baglione mit seinem ‚Himmlichen Amor‘ (Abb. 14) einen Gegenentwurf, der sich entschieden gegen Caravaggios offensive Nacktheit wendet und in jeder Hinsicht den Forderungen der Gegenreformation zu entsprechen vermag. In diesem Streit geht es keineswegs bloß um Nacktheit, sondern um die Souveränität der Künstler und ihr Recht auf Autonomie.⁹⁷ So dürfen wir den Konflikt beider Maler durchaus als Stellvertreterkonflikt erachten. Bagliones Gemälde

94 Sidney GEIST hat dazu 1987 auf Donatellos Bronze-David von 1444 als mögliches Vorbild verwiesen und auf das Wortspiel im Italienischen von *pene* (Penis) und *penna* (Feder) aufmerksam gemacht. Vgl. Sidney GEIST, *Related Motifs in Michelangelo, Donatello, and Caravaggio*, in: *Notes in the History of Art* Vol. 6, 2 (1987), S. 8–11, hier S. 9f.

95 GILIO (Anm. 56), S. 104.

96 Man denke nur an den Florentiner ‚Bacchus‘, der in vergleichbar alltäglicher Weise inszeniert wird, wenn man die sonnengebräunten Arme des Jungen zur Kenntnis nimmt.

97 Die zahlreichen Zurückweisungen seiner Bilder durch kirchliche Auftraggeber machen eines deutlich. Caravaggio mag bestimmten Sammlern und Auftraggebern nahegestanden haben, aber er ist keinesfalls als Erfüllungsgehilfe von deren Wünschen zu erachten.

verleiht den Wünschen der Gegenreformation eine Stimme, und seinem ‚Himmlichen Amor‘ ist durchaus ein gewisser vorauseilender Gehorsam zu eigen. Am 29. August 1602 stellt er seinen Gegenentwurf aus. Für kurze Zeit wird das ebenfalls für die Privatsammlung des Kardinals Giustiniani bestimmte Gemälde öffentlich in der Florentiner Kirche San Giovanni Decollato präsentiert. In seiner eigenen Lebensbeschreibung aus dem Jahre 1642 erklärt er sein Werk mit folgenden Worten: „für den Kardinal Giustiniani machte er [sc. Baglione] zwei Bilder mit der Darstellung des *Amor divinus*, der zu seinen Füßen den *Amor profanus*, die Welt, den Dämon und das Fleisch überwindet, und beide sieht man nebeneinander im roten Saal seines Palastes, in Lebensgröße mit Geschick gemalt.“⁹⁸ (Abb. 14–15) Es fällt auf, wie sehr Caravaggios Amor für den am Boden liegenden Jungen Pate stand. Baglione stößt den Jungen schlichtweg in den Dreck. Doch warum hat er zwei Bilder desselben Themas gemalt? Wie verhalten sich die Varianten zueinander?

In formaler Hinsicht folgen beide Gemälde Caravaggios Helldunkelmalerei, um dem Sujet eine besondere Dramatik zu verleihen. Auch das Format der Bilder entspricht dem Werk Caravaggios, indes setzt Baglione den Blickpunkt des Betrachters an den unteren Bildrand, sodass der ‚Himmliche Amor‘ übergroß erscheint, und wir ehrfürchtig zu ihm aufschauen müssen. Zudem wird die Komposition durch eine Diagonale bestimmt, die von links oben nach rechts unten führt und Amors Ankunft eine zusätzliche Dynamik verleiht. Dieser erscheint als geharnischter Engel mit androgynem Gesicht und bestimmt die vertikale Achse des hochformatigen Bildes. Energisch schreitet er voran und tritt zwischen den am Boden liegenden Amorknaben und eine dunkelhäutige Satyr-Figur mit spitzen Ohren. Das an Satan gemahnende Wesen hält in seiner Rechten einen Zweizack, während es sich abwendet und bildeinwärts blickt. Weitaus mehr Aufmerksamkeit als dem Unhold schenkt der Maler jedoch dem Amorknaben, der liegend angeordnet ist und sich über die gesamte Breite des Bildes erstreckt. Dabei ist sein Hinterteil für den Betrachter auffällig in Szene gesetzt und sein Äußeres erinnert nicht von ungefähr an den von Caravaggio dargestellten Jungen, der sich nun überwunden auf dem Boden wiederfindet.

Seit jeher wurde darauf hingewiesen, dass das Gemälde Bagliones an die Michaels-Ikonographie der Johannes-Apokalypse erinnert.⁹⁹ Dies beginnt mit der gewappneten Engelsfigur und setzt sich in der Lucifergestalt sowie den am Boden sichtbaren Kettengliedern in der linken Bildecke fort, die auf die Fesselung des Satans durch den Erzengel verweisen.¹⁰⁰ Der himmlische Amor überwindet den Amorknaben und dessen

⁹⁸ Zit. nach Gemäldegalerie Berlin, Katalog der ausgestellten Gemälde des 13.–18. Jahrhunderts, Berlin 1975, S. 35.

⁹⁹ Victoria von FLEMMING, Der Sieg der Knaben oder von freiwilliger und unfreiwilliger Knechtschaft. Michelangelo, Caravaggio, Guido Reni und ein stummer Streit der Bilder, in: FEND u. Koos (Anm. 30.), S. 114f.

¹⁰⁰ In seiner dynamischen Darstellung orientiert sich Baglione am Vorbild Raffael. Zur Fesselung des Satans vgl. Jürgen MÜLLER, Per Aspera ad Astraem – Eine neue ikonographische Interpretation von B. Sprangers ‚Triumph der Weisheit‘, in: Ekkehard MAI (Hg.), Die Malerei Antwerpens. Gattungen, Meister, Wirkungen, Köln 1994, S. 46–57, Abb. 10.



Abb. 14 | Giovanni Baglione, Der himmlische Amor besiegt den irdischen Amor, 1602–1603, Öl auf Leinwand, Inv. Nr. 381, Gemäldegalerie, Staatliche Museen zu Berlin, Berlin (© Staatliche Museen zu Berlin, Gemäldegalerie, Jörg P. Anders).



Abb. 15 | Giovanni Baglione, *Der himmlische Amor besiegt den irdischen Amor*, 1602-1603, Öl auf Leinwand, inv. n. 1268, Gallerie Nazionali di Arte Antica, Palazzo Barberini, Rom (per gentile concessione delle Gallerie Nazionali di Arte Antica – Bibliotheca Hertziana, Istituto Max Planck per la storia dell'arte/ Enrico Fontolan).

satanischen Geliebten. Er tritt mit der Ferse seines rechten Fußes auf den Bogen des Jungen, um ihn zu zerbrechen und dem Liebesgott „zur Überwindung des Fleisches“ das Handwerk zu legen. Überlegenheit und Tugendhaftigkeit des strahlenden Siegers werden zudem durch seine Schönheit zum Ausdruck gebracht. Übergroße mandelförmige Augen, gerade Nase, rote volle Lippen und blondes Haar vervollständigt ein muskulöser Körper, sodass sich innere und äußere Schönheit entsprechen. Um seine Macht als eine spirituelle zu kennzeichnen, leuchtet die pfeilartige dünne Feuerlanze auf, deren Energie sogar der Hand des Engels zu entstammen scheint. Baglione dient sich mit seinem Bild der gegenreformatorischen Kunsttheorie geradezu an. Vor allem nutzt er mit dem Motiv des Erzengels ein Kampfbild jesuitischer Bildpropaganda. Dies mag ihn für weitere Aufträge empfohlen haben, die Malerkollegen jedoch reagieren erzürnt und bringen Schmähdgedichte gegen ihn in Umlauf, der daraufhin gegen Caravaggio, den Architekten Onorio Longhi, wie auch gegen die Maler Filippo Trisegni und Orazio Gentileschi im Jahre 1603 Anzeige erstattet.¹⁰¹

Die Prozessakten führen einen Kunstmarkt vor Augen, der notwendig Neid und Missgunst unter den beteiligten Malern hervorruft. Gegenüber dem Richter stellt Baglione sich als Opfer dar, das durch einen Auftrag für eine Auferstehung für die Jesuiten und durch die persönliche Auszeichnung mit einer goldenen Ehrenkette durch den Kardinal Benedetto Giustiniani den Neid Caravaggios und seiner Freunde auf sich gezogen habe. Die Prozessakten fallen sehr ausführlich aus. Einige der Angeklagten werden ein zweites Mal befragt, um Aussagen abzugleichen und Selbstwidersprüche zu provozieren. Außerdem unternimmt es der Richter, Personen miteinander zu konfrontieren. In diesem Zusammenhang ist mehrfach von Neid, Konkurrenz und der naturgemäßen Kritik unter Künstlern die Rede. Dies bestätigen die Aussagen auch insofern, als Orazio Gentileschi zu Protokoll gibt, dass der Kläger einen ‚Himmlischen Amor‘ *a concorrenza di un amor terreno di Michelangelo da Caravaggio* geschaffen habe, was Ausgangspunkt eines Streits gewesen sei, der ebenso rasch wie heftig eskalierte.¹⁰² Den *Amor devino* habe Baglione dem Kardinal Giustiniani gewidmet, obwohl das Bild (*haveva molto imperfettione*) nicht so zu gefallen wusste wie jenes von Caravaggio. Ausdrücklich erwähnt Gentileschi den Umstand, dass Bagliones Behandlung des Amor-Themas verfehlt sei, da er, statt eines nackten Putto, einen *uomo grande et armato* dargestellt habe.¹⁰³

An der Behauptung des Klägers, Caravaggio habe ihn wegen des Auftrages für die Jesuiten und der Ehrenkette des Kardinals beneidet, darf man berechtigterweise zweifeln. In Wirklichkeit fordert er den lombardischen Maler geradezu heraus, wenn er in Erwiderung auf den *Amor vincitore* einen himmlischen Amor malt und Caravaggios Gemälde über den Vergleich beider Varianten als unsittlich bloßstellt. Dies stellt eine empfindliche Schmähung dar, auf die beide Spottgedichte reagieren. So kann

101 MÜLLER (Anm. 48), S. 183–185.

102 DI SIVO (Anm. 48), S. 104.

103 Ebd.

es nicht wundern, dass es Giovanni Baglione schon im ersten Vers des anonymen Schmähdgedichts an den Kragen geht, wenn es heißt:

Giovanni ‚Krempel‘, du hast keine Ahnung.
 Deine Gemälde sind große Schmierereien.
 Ich möchte sehen, wie Du mit ihnen auch nur einen Heller verdienst,
 um Dir (genügend) Stoff für ein Paar Hosen zu leisten.
 So wird jeder deinen Hintern sehen können.
 Also trage deine Zeichnungen und Kartons,
 die du gemacht hast, zu Andrea, dem Wurstverkäufer,
 [damit er seine Salami darin einwickeln kann].
 Oder wisch dir den Arsch damit ab,
 oder stopfe der Frau von Mao [i. e. Tomaso Salini] (damit) die Fotze,
 da er sie mit seinem Maultierschwanz nicht mehr fickt.
 Vergib mir Maler, wenn ich dir nicht schmeichle,
 weil du der Kette unwürdig bist, die du trägst,
 und der Malerei eine Schande.¹⁰⁴

Im Text werden sowohl Baglione, als auch sein Freund und Mitarbeiter Tommaso (Mao) Salini und dessen Frau herabsetzt. Dies geschieht durch Verballhornungen der Namen, der behaupteten Impotenz bzw. Unfruchtbarkeit und dem Absprechen jedweder künstlerischer Begabung. Das Gedicht beginnt, indem Baglione direkt beim Vornamen angesprochen wird, dessen Nachnamen dann zu Krempel (*Bagaglia*) verballhornt wird, während die Rede in der zweiten Person Singular einen vermeintlich kollegialen Ton evoziert. In seiner extremen Frechheit übt das Gedicht eine vulgäre Wirkung aus. Es erscheint stil- und formlos. Indes besteht seine Dramaturgie in unablässiger Steigerung.¹⁰⁵ Das lyrische Ich tut Bagliones Gemälde als Schmierereien ab und unterstellt ihm finanzielle Erfolglosigkeit, die ihn zusätzlich zum Gespött werden lässt. Darauf folgt der Ratschlag, besser die Profession aufzugeben. Zeichnungen und Entwürfe sollen als Einwickelpapier verwendet werden, ja man solle sich mit ihnen gar den „Arsch abwischen“. Offensichtlich steigert sich der herabsetzende Ton vom Ordinären zum Obszönen.¹⁰⁶ Selbst die höhnischen Vorschläge erfahren noch eine Überbietung, wenn sich der entschuldigende Ausdruck (*perdonami*) zum Sarkasmus

¹⁰⁴ Vgl. ebd., hier S. 97. Italienische Fassung siehe Anhang 5.

¹⁰⁵ Gert UEDING u. Bernd STEINBRINK (Hgg.), Grundriss der Rhetorik, Stuttgart 1986, S. 309.

¹⁰⁶ Dass Schmähdgedichte und persönliche Angriffe auch unter Zeitgenossen nicht nur positiv aufgenommen wurden, zeigt das 1559 von Don Vincenzo Borghini veröffentlichte Werk ‚Dello scrivere contro ad alcuno‘. In ihm wird Kritik an Künstlern und Kunstwerken nicht per se verurteilt, wohl aber persönliche Angriffe in Form von Pasquinaden. Vgl. hierzu und mit der Wiedergabe von zahlreichen, Baccio Bandinelli verspottenden Pasquinaden, Invektiven und Gedichten, Nicole HEGENER, *Divi Iacobi eqves. Selbstdarstellung im Werk des Florentiner Bildhauers Baccio Bandinelli*, München, Berlin 2008, S. 681–689, hier S. 467.

steigert. Das Gedicht spielt mit dieser Überbietungslogik, die im letzten Wort des Textes (*vituperio*) ihren Höhepunkt findet.

Das vor Obszönitäten strotzende Werk enthält allerdings einen Topos, welcher der lateinischen Dichtung entnommen ist. Zu dieser Annahme berechtigt die hier in Rede stehende Künstlerkonkurrenz. In Catulls Carmen 95 fällt der Dichter ein kunsttheoretisches Urteil, wenn er sich gegen den Kollegen Volusius wendet, dessen umfangreiche Annalen gerade einmal dazu taugen, Makrelen einzuwickeln und im Carmen 36 als Klopapier (*cacata carta*) genutzt zu werden.¹⁰⁷ Catulls ‚Carmina‘ sind auch insofern als Quelle in Bezug auf den oder die Urheber des Schmähdichtes von Bedeutung, als sie voller Obszönitäten sind und zugleich ebenso frivole wie erotische Knabengedichte enthalten. Bei dieser Anspielung handelt es sich nicht lediglich um ein gelehrtes Detail, sondern Obszönität erhält durch das antike Vorbild eine überzeugende Legitimation.¹⁰⁸

Das zweite Gedicht ist ebenfalls herabsetzend, wenn es auch im Ton sachlicher und weniger obszön ausfällt. Baglione wird als Stümper und Heuchler gebrandmarkt, seine Urteilskraft infrage gestellt. Mögen dem Text auch Schärfe und Bösartigkeit fehlen, die das erste Gedicht so prägnant machen, ist es in formaler Hinsicht insofern anspruchsvoller gebaut, als es mit der Verwendung von *endecasillabi* ein erkennbares Metrum und ein Reimschema aufweist. Der Text beginnt, indem der unwürdige Kritiker als „Hans Schwanz“ beleidigt wird, dessen Rede sich am Ende als die eines Betrunknen herausstellt. Sein ungerechtfertigter Tadel erweist ihn als „Dreckschnabel“ und Lästermaul.¹⁰⁹ Allerdings wird es sich beim Verfasser des Gedichts nicht um Caravaggio handeln können, da das lyrische Ich erkennbar eine andere Person verteidigt.

Hans Schwanz (Gian Coglion – Gian Baglion)
darf man ohne Zweifel jenen nennen, der es wagt,
jemanden zu kritisieren, der für einhundert Jahre sein Meister sein könnte.
Mit diesen Worten beziehe ich mich aufs Malen,
weil er Maler genannt werden will,
obwohl er noch nicht einmal dazu taugt, jenem (die Farben) zu reiben.
Im Kolorit ist er kein Meister, auch wenn er es frecherweise behauptet.
Sich selbst zu preisen, bedeutet sich selbst zu verfluchen, wie es schon
im Sprichwort heißt.

107 Zum Topos wertloser Dichtung als „Einwickelpapier“ vgl. D.F.S. THOMSON, Interpretations of Catullus – II. Catullus 95.8: „Et laxas scombris saepe dabunt tunicas“, in: Phoenix 18 (1964), S. 30–36.

108 Dies jedenfalls gibt Pietro Aretino zu bedenken, wenn er zur Verteidigung seiner ‚Sonetti lussoriosi‘ in einer späteren Ausgabe in der Widmung an Battista Zatti auf antike Skulpturen verweist und seine Kritiker als Pedanten erachtet. Vgl. HÖSLE (Anm. 42), S. 54.

109 Zu fragen wäre, ob das erste Gedicht an den lombardischen Dialekt und damit an Caravaggio und Longhi erinnert, während sich das zweite durch einen toskanischen auszeichnet und auf den aus Pisa stammenden Gentileschi verweist. Dies findet insofern eine Bestätigung, als das lyrische Ich im zweiten Schmähdgedicht nicht mit dem zu Unrecht Getadelten identisch ist.

Es ist nicht meine Art, mich bei jemandem anzubiedern, der es nicht verdient hat,
wie es mit Gewissheit sein Anbeter (i. e. Salini, J. M.) macht.
Wenn ich über die Schweinereien nachdächte, die er gemacht hat,
würde ein ganzer Monat oder zwei nicht ausreichen.
Komm her, Du, der Du die Bilder anderer Maler tadeln willst,
obwohl Deine eigenen bei dir zu Hause am Nagel hängen,
da Du dich schämst, sie in der Öffentlichkeit zu zeigen.
Tatsächlich will ich jetzt enden, weil ich bemerke, dass ich unendlich
viel gegen Dich vorbringen könnte, besonders wenn ich auf die goldene
Kette [zu sprechen] komme,
die er unwürdigerweise um seinen Hals trägt. Deshalb glaube ich,
dass ihm eine eiserne, wenn ich mich nicht irre, um seine Füße besser
stehen würde.
Alles, was er mit großer Leidenschaft vorbringt, hat er gesagt, weil er
betrunken war,
wie es bei ihm üblich ist, sonst wäre er ein Dreckschnabel (verfickter
Schnabel).¹¹⁰

Das Gedicht erklärt Baglione zum eigentlichen Urheber des Streits. Als Kritiker soll er einen ihm überlegenen Maler mit scharfen Worten getadelt haben, wie die letzten Verse deutlich machen, mit denen zugleich seine notorische Trunksucht angesprochen wird.¹¹¹ In jedem Fall wird deutlich, dass es noch vor der Gestaltung des ‚Himmlischen Amors‘ zu einer verbalen Kritik an Caravaggios Werk gekommen sein muss. Im Gedicht wird ein weiteres Mal das Motiv der Ehrenkette genannt, von der auch in den Akten die Rede ist.

Spricht man den beiden Texten bei aller Polemik einen gewissen Wahrheitsgehalt nicht ab, dann vollzieht sich der Streit in folgender Reihenfolge. Zuerst tadelt Baglione in verbaler Form Caravaggios *Amor vincitore*. Sodann entsteht die erste Version des ‚Himmlischen Amor‘ als gemalte Kritik, wohl auch um die verbale Attacke und das eigene Gemälde gegenüber dem gefeierten Konkurrenzprodukt aufzuwerten und zu rechtfertigen. Darauf folgen die beiden Schmähdgedichte. Dabei erweist sich das erste Spottgedicht als direkte Antwort auf die von Baglione formulierte Kritik an Caravaggio und wurde vielleicht sogar von ihm selbst verfasst, während das zweite Partei für den kritisierten Maler ergreift und einen anderen Urheber haben muss. Im Anschluss daran erfolgt die zweite Version des *Amor divinus*, dessen Motive wiederum auf die Gedichte reagieren.

Mit dieser Fassung des Baglione-Gemäldes (Abb. 15) geht eine Veränderung der Rahmenerzählung einher, erkennt man doch auf der rechten Seite eine Tür mit davor

110 Di Srvo (Anm. 48), S. 97. Italienische Fassung siehe Anhang 6.

111 So heißt es: *Di tutto quel che ha detto con passione.*

befindlicher Vegetation. Das Geschehen wird erkennbar in einen Innenraum verlegt und die am Boden befindlichen Personen sehen sich in flagranti ertappt. Zugleich wird die allegorische Dimension des ersten Bildentwurfs abgeschwächt, denn das ungleiche Paar hat sich an einen geheimen Ort zurückgezogen, der dem himmlischen Amor jedoch nicht verborgen bleibt. Verändert ist auch die Handstellung des liegenden Knaben, der den Bogen auf eine merkwürdig artifizielle Weise hält, während sein Hinterteil dezent durch Federn bedeckt wird, der zuvor in aller Deutlichkeit zu erkennen war. Und führt man sich jene Textstellen vor Augen, in denen von Bagliones Goldkette die Rede ist, so fällt auf, dass in der zweiten Version des Gemäldes die Rüstung des himmlischen Amor über und über mit Goldapplikationen geschmückt ist, als würde sich der Künstler-Engel der Goldkette als überaus würdig erweisen. Diese Deutung erfährt eine zusätzliche Bestätigung insofern, als sich der figürliche Schmuck durch ein Spiel mit dem Motiv des Löwen auszeichnet und auf den Namen ‚Bag-Lione‘ anspielt. Zudem ist an zentraler Stelle der Rüstung eine Sonne als Symbol der Reinheit und eine dunkelgrüne Kamee mit einer Porträtdarstellung angebracht.¹¹²

Dass sich Baglione mit seinem himmlischen Amor identifiziert, bekommt vor allem die Satan-Figur zu spüren. Bei deren Gesicht handelt es sich um ein Kryptoporträt Caravaggios, der sich mit weit aufgerissenen, erschrockenen Augen dem Betrachter zuwendet, wie RÖTTGEN schon vor langer Zeit entdeckt hat.¹¹³ Dessen geöffneter Mund zeigt spitze Zähne und man glaubt, darin den Schwanz einer Schlange zu entdecken, deren gespaltene Zunge ihre Hinterlist offenbart. Dazu passt, dass aus den Kettengliedern des ersten Entwurfs eine Schlange geworden ist, die sich am Boden windet. Damit nicht genug, ergänzt Baglione in den Haaren sogar zwei kleine Hörner, wie sie GILIO für die Darstellung der Dämonen fordert. Der durch das Spottgedicht entehrte Baglione inszeniert sich in der zweiten Fassung erkennbar in der Rolle eines Tugendwächters, obwohl seine Absicht in Wirklichkeit darin besteht, den vermeintlichen Urheber des Spottgedichtes zu desavouieren. Darüber hinaus stimmt die erzählerische Akzentverschiebung mit den Zeugenaussagen des Prozesses überein. Zwei Mal gibt Salini zu Protokoll, Caravaggio und Longhi würden mit einem Lustknaben namens Giovanni Battista verkehren. So sieht sich Caravaggio im Gemälde als Lucifer identifiziert und perverser sexueller Taten überführt.¹¹⁴ Dennoch findet der Prozess einen vergleichsweise harmlosen Ausgang, keiner der Beschuldigten wird verurteilt, lediglich Caravaggio wird mit Hausarrest bestraft, kommt jedoch schon einen Monat später frei.

112 Das nach 1606 entstandene Porträt Giovanni Bagliones zeigt ihn mit Ehrenkette. Vgl. OLSON (Anm. 48), S. 125, Abb. 102.

113 Vgl. Herwarth RÖTTGEN, *Quel diavolo è Caravaggio. Giovanni Baglione e la sua denuncia satirica dell'Amore terreno*, in: *Storia dell'Arte* 79 (1993), S. 326–341.

114 OLSON fragt in seiner Monographie, warum Baglione die Ebene des rituellen Streits verlässt und die Justiz einschaltet. Darauf kann es nur hypothetische Antworten geben. Weil er der weiteren Verbreitung der Gedichte sonst nicht hätte Herr werden können? Weil ihn eine gewaltsame Auseinandersetzung mit geübten Fechtern konfrontiert hätte und er die Gefahr scheute? Und weil er nicht nur einen, sondern zahlreiche Künstler gegen sich aufgebracht hat, um sich im Prozess ungerechtfertigter Weise als Opfer darzustellen zu können. OLSON (Anm. 48).

Der Streit ist damit allerdings noch nicht beendet! Nur zwei Monate nach Abschluss des Prozesses kommt es zu einer bewaffneten Auseinandersetzung zwischen Caravaggios Freund Onorio Longhi und Tommaso Salini. Nun ist allerdings Longhi der Unruhestifter, war er doch bereits in den Jahren 1600 und 1601 gemeinsam mit Caravaggio in Streitfälle verwickelt.¹¹⁵ Während der Morgenmesse in Santa Maria sopra Minerva bedeutet er Salini herbeizukommen. Als dieser seinem Wunsch nachkommt, beleidigt er ihn als Spion und droht ihm Prügel an. Außerhalb der Kirche fliegen Steine und der hinzueilende Baglione erhält durch einen Freund Longhis einen Schlag mit der Faust. Das Verfahren zieht sich eine Woche lang hin und lässt kein Detail unerwähnt. Wenn Rudolf WITTKOWER seine Darlegung des Falls mit dem Hinweis schließt, dass Onorio und die Familie Longhi im Ganzen für ihre Streitsucht bekannt waren, so ist dies sicherlich richtig. Aber vor dem Hintergrund des Prozesses fällt auf, dass Longhi Salini bei dem Übergriff deshalb als „Spion“ bezeichnet, weil dieser zwei Mal während des Prozesses zu Protokoll gegeben hat, dass Caravaggio und Longhi mit einer *bardassa* verkehren. Der Architekt fühlt sich ausspioniert.

Die hier vorgestellte Interpretation von Caravaggios Gemälde des *Amor vincitorem* und seiner Entstehungsumstände versteht das Werk als subversive Reaktion auf die gegenreformatorische Kritik an Michelangelos ‚Jüngstem Gericht‘. Dafür war es nötig, das aufgeheizte Klima der Debatten um Michelangelo ‚Jüngstes Gericht‘ zu skizzieren. Noch bis in die 1590er Jahre erteilen die katholischen Theologen dem Fresko eine Absage. Dass Konflikte kreative Prozesse zu generieren vermögen, sollte deutlich geworden sein. Dabei sticht die Vulgarität der Pasquinaden ins Auge, mit denen bereits ein Schritt von symbolischer zu physischer Gewalt stattfindet. Mit dem Verfassen einer Pasquinade wird eine Grenze überschritten. Von nun an ist es unmöglich, den Streit wieder einzuhegen. Entsprechend sticht die Eskalation ins Auge. Sie nimmt ihren Ausgangspunkt im konträren Kunstverständnis zweier Künstler, die um die Gunst ihrer Auftraggeber bemüht sind. Bagliones offiziell-öffentliche Bildkritik geht mit einem Gegenbild einher, mit dem er sich selbst im Sinne der gegenreformatorischen Kunsttheorie positioniert. Inoffiziell scheint er seinen Gegner bereits zuvor in verbaler Form herabgesetzt zu haben.

115 Salini gibt zu Protokoll: „Etwa um 10 Uhr morgens war ich heute in der Minerva-Kirche mit meinem Freund Giovanni Baglione, denn wir wollten die Messe hören. Während wir so saßen, fiel mein Blick auf Onorio Longhi, der mir winkte, näher zu kommen. Als ich mich zu ihm wandte, fing er an: ‚Ich ließe Euch gern unter Rohrstöcken hindurchspazieren, verdammter Spion und Hahnrei.‘ Worauf ich antwortete, daß ich zwar in der Kirche die Beleidigung hinnehmen müßte, draußen würde er indessen nicht wagen, etwas derartiges von sich zu geben. Jetzt wurde Onorio lauter und immer mit den gleichen Beleidigungen sagte er, ich solle doch herauskommen. Wir gingen bei dem Portal auf der Rückseite der Minerva heraus, er nahm einen Stein und ich rief ihm zu, was er sagte seien lauter Lügen. In dem Moment kam Baglione heraus und hielt mich zurück. Als Andreas di Toffa, ein Anwalt, der mit Onorio zusammen war, sah, daß Baglione einen Dolch bei sich führte, wendete er sich gegen diesen und versetzte ihm einen Schlag mit der Faust. Derweil hatte Onorio einen Stein gegen Baglione geschleudert, der aber nur seinen Hut streifte. Dann zog er sich in die Kirche zurück. Später bemerkten wir ihn an meinem Hauseingang mit einem Schwert, und er forderte mich heraus.“ Ich folge hier den Ausführungen WITTKOWERS (Anm. 53), S. 188.

Während dies den üblichen Gepflogenheiten eines Kunstsystems entspricht, der Konkurrenz als künstlerischen Wettbewerb befördert, ändert sich der Konfliktverlauf schlagartig mit dem Medienwandel vom Bild zum Schmähdgedicht. Nun findet die Desavouierung des Gegners einen unverschleierte, vulgären Ausdruck, der sich bis ins Obszöne steigert und in einem Tafelgemälde undenkbar gewesen wäre. Der Angegriffene reagiert im Sinne der Konfliktverschärfung, wenn er Caravaggio in seinem zweiten Gemälde in der Rolle Luzifers darstellt und sich selbst als integren Retter der Künste inszeniert. Als Lizenz für die eigentlich rechtswidrige Invektive mag Caravaggio und seinem Umfeld die Pasquinaden-Kultur Aretinos und die Epigrammatik der Antike gedient haben, was sie aber nicht vor einem Prozess bewahrt. Und auch dieses Strafverfahren bedeutet keinesfalls ein Ende der Eskalation, folgt ihm doch die Anwendung körperlicher Gewalt. Offen zeigt sich die Rivalität zweier Künstler um Auftraggeberschaft und symbolisches Kapital. Eng verbunden mit dieser sozial-ökonomischen Dimension der Auseinandersetzung ist der Kampf um die Geltung von Kunstnormen. Es geht um den Autonomieanspruch der Künste und den Status des Künstlers vor dem Hintergrund einer restriktiven Kunstpolitik. So zeigt das in Carraccis Kupferstich und im Gemälde Caravaggios in apologetischer Absicht verwendete Bartholomäus-Motiv, wie erzürnt die Maler auf den Autonomieverlust und die Angriffe auf Michelangelo reagiert haben. Zugleich stechen Mut und Solidarität der genannten Künstler ins Auge.

Man wird sagen müssen, dass sich sowohl Caravaggio als auch Baglione mit ihren Bildprotagonisten identifizieren. Mit den Gemälden gehen nicht nur ästhetische Überzeugungen, sondern auch Rollen einher. Caravaggios Malerei ist Verführung. Sie realisiert sich als physische Überwältigung. Der Betrachter ist unrettbar verloren. Jede Reflexion kommt zu spät. So gesehen ist der Amor auch das Selbstbild eines frechen, unerschrockenen Malers. Es gehört zu den besonderen Eigenarten seiner Kunst, seinem Gemälde vielschichtige Deutungsmöglichkeiten verliehen zu haben. Vielschichtig ist der *Amor vincitore* in dem Sinne, dass seine Ikonographie zur Inszenierung, als auch zur Überwindung von Gegensätzen beiträgt. Frivolität und Frömmigkeit, Gelehrtheit und Witz gehen in ein- und demselben Werk miteinander einher. Dürers Adam- wird mit Michelangelos Bartholomäus-Motiv, Venus- mit petrarkistischer Triumph-Ikonographie verbunden. Diese scheinbar paradoxe Komplexität macht Caravaggios Kunst unvorhersehbar. Dabei kann eine solch anspielungsreiche Bildsprache nur deshalb funktionieren, weil sich der Künstler elliptischer Erzählformen bedient und seine bevorzugte Trope die Metonymie darstellt. Mit dieser anspielungsreichen Erzählweise geht eine Aufwertung des Rezipienten einher, der auf diese alludierende Sprache zu reagieren hat. Ohne Zweifel handelt es sich dabei um einen elitären Diskurs, dessen implizite Hermetik dazu genutzt wird, verbotene oder vulgäre Inhalte zu kommunizieren. Vielleicht sollte man in Caravaggios Gemälde zwei unterschiedliche Formen der Vieldeutigkeit unterscheiden. Es gibt einen offenen, sich vervielfältigenden Bildsinn, der mit den zahlreichen Topoi des Werks einhergeht. Zugleich gibt es einen verhüllten Bildsinn, mit dem ein kritisch-politischer Kommentar formuliert wird. Caravaggios Ironie ist Verstellungskunst. Das Verborgene liegt offen vor Augen.

Anhänge

Anhang 1

Trügst du Flügel und den Bogen

Se avessi l'arco e le ale,
 giovanetto giulio,
 tu faresti lo Dio ch'ogni uomo assale.
 La bocca e le parole
 Son l'arco e le saette che tu hai;
 non è uom sotto il Sole
 che nol ferisca quando tu le trai.
 Onde avvien che tu fai
 che'n un voltar di ciglia
 presto si lega e piglia – ogni mortale.
 Tu hai di Apollo il crine
 lucido e biondo, e di Medusa gli occhi:
 diventa sasso alfin
 chiunque ti guarda, ciò che vedi o tocchi:
 e' prudenti e gli sciocchi
 prende il tuo dolce vischio;
 Ch'i' non mi arrischio – a darti al mondo equale.
 Giove, se tu riguardi
 costui che bello al mondo sol si vede,
 tu conoscerai tardi
 aver fallito a rapir Ganimede.
 Costui ogni altro eccede,
 come fa il Sole il rezzo:
 di lui ribrezzo – sente ogni animale.

Anhang 2

Pasquino (Pasquino)

Non cercar, tu che passi,
 Come fauelli e scriua,
 Vna pietra insensibile e scolpita,
 Che dela mano, e dela lingua è priua.
 Fora ancor poco a quest'età cattiva,
 Poiché taccion color c'han voce e vita,
 Quand'io non sol scoppiassi,

Per romper con lo scoppio testa, e braccia
A chi mi fa palare, e vuol ch'io taccia.

Anhang 3

Pietro Aretino

Finger non so, benché mentito, e finto
Sia in questa tela il mio viuace aspetto.
Sferza, e FLAGEL DE' PRINCIPI son detto,
Perch'altrui scopro il ver chiaro, e distino.

Spesso intagliato fui più che depinto,
Più da scapel, che da pennel soggetto.
Lineato ho di piaghe il viso, e'l petto,
Sangue è il colore, ond'io vo sparso, e tinto.

Ho diabolico stil, titol DIVINO,
Punge e saetta ciascun mio Poema,
Spada di Momo, e fulmin di Pasquino.

Dela mia penna al moto il Vito trema,
Ferite (o Grandi) il corpo al'ARETINO,
Purché viua la lingua il mondo tema.

Anhang 4

So sagten es die Verse des Pasquino

Così dissero i versi di Pasquino
Giuditio di michel Agnol fiorentino sonetto
o voi che riprendete, 'l fiorentino
considerate un poco la pittura
vedrette che sta ben ogni figura
Nella capella di Giesù Divino
Sta Santa chaterina a capo chino
Nuda si come fecce la natura
E' Altri Santti stanno con misura
A mostrar, i lor culi a don Paulino:
Il coglion di cesena come Pazzo
Sta con li muorti per suo mal governo

Tutt'ascosto in'un certo cantonazzo
Un altro sta legato nel inferno
Con'una serpe che li morde il cazzo
Per peccato di rompere il quaderno:
per questo In sempiterno
Cristo condanna, i bugironi, Al foco
E, star con una serp'Al tristo loco.

Anhang 5

Giovanni Krempel

Gioan Bagaglia tu non sai un ah
le tue pitture sono pitturasse
volo vedere con esse
che non guadagnarai
mai una patacca
che di cotanto panno
da farti un paro di bragesse
che ad ognun mostrerai
quel che fa la cacca
porta là adunque
i tuoi disegni e cartoni
che tu ai fatto a Andrea pizicarolo
o veramente forbetene il culo
o alla moglie di Mao turegli la potta
che [libelli] con quel suo cazzon da mulo più non la fott[e]
perdonami dipintore se io non ti adulo
che della collana che tu porti indegno sei
et della pittura vituperio.

Anhang 6

Hans Schwanz

Gian Coglion senza dubio dir si puole
quel che biasimar si mette altrui
che può cento anni esser mastro di lui.
Nella pittura intendo la mia prole
poi che pittor si vol chiamar colui
che non può star per macinar con lui.

I color non ha mastro nel numero
si sfaciatamente nominar si vole
si sa pur il proverbio che si dice
che chi lodar si vole si maledice.
Io non son uso lavarmi la bocca
né meno di inalzar quel che non merta
come fa l'idol suo che è cosa certa.
Se io mettermi volesse a ragionar
delle scaure fatte da questui
non bastarian interi un mese o dui.
Vieni un po' qua tu ch'e vo' biasimar
l'altrui pitture et sai pur che le tue
si stano in casa tua a chiodi ancora
vergognandoti tu mostrarle fuora.
Infatti i' vo' l'impresa abandonare
che sento che mi abonda tal materia
massime s'intrassi ne la catena
d'oro che al collo indegnamente porta
che credo certo (meglio) se io non erro
a piè gli ne staria una di ferro.
Di tutto quel che a detto con passione
per certo gli è perché credo beuto
avesse certo come è suo doùto
altrimente ei saria un becco fotuto.

**DEUTSCHER
HUMANISMUS**

Nemo alteri dicat convicia turpia inhonesta seu alia

Die scholastische Streitkultur der Universitäten und die Humanisten


Abstract Starting from the “Erfurt Poets’ Controversy” around 1513, this article outlines the culture of dispute at German universities in the age of humanism, which was characterised by increasing polemical intensification. The humanist invective in the academic context is interpreted as an instrument of assertion for a social group in an environment in which the humanists slowly worked their way up “from outsiders to insiders” (Eckhard BERNSTEIN). To further classify these findings, the role of dispute and argument in scholastic scholarship is discussed. In scholastic science, *disputatio* was a central form of knowledge and communication, which was, however, restrained by rules and rituals. The essay links Petrus Abaelardus (12th century), who did not shy away from invective, to the restrictive normative regulations on the culture of argument at the late medieval university. The scholastic prohibition of polemical disputes was intended not least to safeguard the dignity of scholars and the claim to validity of the science they represented. Humanists who insulted and ridiculed each other or their scholastic colleagues put this well-rehearsed system under severe strain, but at the same time formed part of a deeper process of change in the academic way of life as a whole.

Zusammenfassung Der Beitrag skizziert, ausgehend vom „Erfurter Poetenstreit“ um 1513, die von zunehmender polemischer Zuspitzung geprägte Streitkultur an den deutschen Universitäten im Zeitalter des Humanismus. Die humanistische Invektive im akademischen Rahmen wird gedeutet als ein Instrument der Durchsetzung als soziale Gruppe in einer Umwelt, in welcher sich die Humanisten

Kontakt

**apl. Prof. Dr. Robert
Gramsch-Stehfest,**

Friedrich-Schiller-Universität Jena,
Historisches Institut,
Fürstengraben 13, 07743 Jena,
robert.gramsch@uni-jena.de

 <https://orcid.org/0000-0001-5939-5981>

langsam „von Outsidern zu Insidern“ (Eckhard BERNSTEIN) hocharbeiteten. Zur weiteren Einordnung dieser Befunde wird die Rolle des Streites und des Streitens in der scholastischen Wissenschaft diskutiert. In dieser stellte die *disputatio* eine zentrale Erkenntnis- und Kommunikationsform dar, welche jedoch durch Regeln und Rituale gebändigt wurde. Der Aufsatz schlägt den Bogen von Petrus Abaelardus (12. Jahrhundert), der vor Invektiven keineswegs zurückschreckte, zu den restriktiven normativen Bestimmungen zur Streitkultur an der spätmittelalterlichen Universität. Das scholastische Verbot polemischer Auseinandersetzungen sollte nicht zuletzt die Würde der Gelehrten und den Geltungsanspruch der von ihnen repräsentierten Wissenschaft sichern. Humanisten, die sich untereinander oder ihre scholastischen Kollegen beschimpften und lächerlich machten, setzten dieses gut eingespielte System einer schweren Belastung aus, bildeten damit aber zugleich einen Teil eines tieferliegenden Wandlungsprozesses der akademischen Lebensform insgesamt.

In den ersten beiden Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts erlebten die Studentenzahlen an den deutschen Universitäten einen bis dahin unerreichten Höhenflug: 3.000, zuletzt gar 4.000 Besucher pro Jahr schrieben sich zwischen 1501 und 1520 an den 16 Hochschulen des Reiches ein – eine Zahl, die nach der tiefen reformationsbedingten Krisis der 1520er und 1530er Jahre erst um 1560 wieder erreicht und 1590 überschritten werden sollte.¹ „O Jahrhundert, o Wissenschaft“, frohlockte 1518 der humanistische Ritter Ulrich von Hutten, „es ist eine Lust zu leben [...]. Die Studien blühen, die Geister regen sich. He du, Barbarei, nimm einen Strick, mach dich auf dein Exil gefasst.“²

1 Vgl. die statistischen Diagramme bei Beat IMMENHAUSER, Universitätsbesuch zur Reformationszeit. Überlegungen zum Rückgang der Immatrikulationen nach 1521, in: Jb. für Universitätsgeschichte 6 (2003), S. 69–88, hier S. 73 und Matthias ASCHE, Frequenzeinbrüche und Reformen – Die deutschen Universitäten in den 1520er und 1560er Jahren zwischen Reformation und humanistischem Neuanfang, in: Walther LUDWIG (Hg.), Die Musen im Reformationszeitalter (Schriften der Stiftung Luthergedenkstätten 1), Leipzig 2001, S. 53–96, hier S. 96 (ohne Löwen und somit mit niedrigeren Werten); hierzu zuletzt allgemein: Robert GRAMSCH, Zwischen „Überfüllungskrise“ und neuen Bildungsinhalten: Universitätsbesuch und universitärer Strukturwandel in Deutschland am Ende des Mittelalters (ca. 1470 bis 1530), in: Werner GREILING, Armin KOHNLE u. Uwe SCHIRMER (Hgg.), Negative Implikationen der Reformation? Gesellschaftliche Transformationsprozesse 1470–1620 (Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation 4), Köln, Weimar u. Wien 2015, S. 55–80. Eine bis heute unverzichtbare statistische Grundlage bietet Franz EULENBURG, Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, phil.-histor. Klasse 24), Leipzig 1904.

2 *O seculum! O literae! Iuvat vivere [...]. Vigent studia, florent ingenia. Heus tu accipe laqueum, barbaries exilium prospice!* Vgl. Ulrich von Hutten, Epistola vitae suae rationem exponens, in:

Der Bildungsmarkt erlebte – so könnte man es modern formulieren – eine fiebrige Überhitzung, nachdem er in den Jahrzehnten zuvor eine längere Stagnationsphase durchgemacht hatte.³ Die Ursachen für diesen „Boom“ sind komplex, doch hat die im Hutten-Zitat anklingende Erwartungshaltung zweifellos eine Rolle gespielt, wonach der mit dem Erstarken des Humanismus verbundene wissenschaftliche Paradigmenwechsel zu einer allgemeinen Bildungsblüte und zu steigenden Karrierechancen für Akademiker führen würde.⁴ Freilich war es eine merkwürdig labile, ‚nervöse‘ Konjunktur, auf die in der Reformationszeit ein schwerer Rückschlag folgen sollte.

Die latente Unruhe ist im universitären Milieu jener Jahre überall spürbar, sie brachte den bisher eher ruhig-gemächlichen Gang des scholastischen Lehrbetriebes aus dem Takt und deutet die folgenden, noch weitaus tiefgreifenderen Umwälzungen schon an. Es häuften sich spektakuläre Gewalttaten und studentische Unruhen: Am 16. April 1509 ermordete ein adliger Student den Theologieprofessor und mehrfachen Rektor der Freiburger Universität, Georg Northofer, auf offener Straße; am 3. Oktober 1512 fiel der Rektor der Wittenberger Universität, Dr. med. Ulrich Erbar, dem Racheakt eines relegierten Studenten zum Opfer.⁵ Erfurt und die Erfurter Universität erlebten schwere Erschütterungen im ‚Tollen Jahr‘ 1509/10:⁶ Erst brachte eine massive Schuldenkrise das patrizische Ratsregiment ins Wanken, dann teilte sich die Unruhe auch den Studenten mit, die am 4. August 1510 mit städtischen Landsknechten aneinander gerieten. Die von Stadtbürgern unterstützten Kriegersleute gingen mit Kanonen gegen das große Universitätskolleg und die studentischen Bursen vor, welche gestürmt und geplündert wurden. Alle Verwüstungen im Einzelnen zu notieren, so schreibt das Dekanatsbuch der Artisten, würde ein ganzer Tag nicht ausreichen.⁷ Wenige Jahre später

Willibald Pirkheimers Briefwechsel, Bd. 3, bearb. v. Helga SCHEIBLE, hrsg. v. Dieter WUTTKE, München 1989, S. 400–426, hier S. 422; übersetzt nach: Winfried TRILLITZSCH, *Der deutsche Renaissancehumanismus*, Abriß und Auswahl, Leipzig 1981, S. 450–480, hier S. 479.

- 3 Rainer C. SCHWINGES spricht von einer ersten „Überfüllungskrise“ der deutschen Universitäten zwischen 1460 und 1490, vgl. DERS., *Deutsche Universitätsbesucher im 14. und 15. Jahrhundert* (Beiträge zur Sozial- und Verfassungsgeschichte des Alten Reiches 6), Stuttgart 1986, S. 33–36.
- 4 Vgl. GRAMSCH (Anm. 1), S. 63–65, dort S. 65 f. auch weitere Überlegungen zu den Ursachen der mit Beginn der Reformation ausbrechenden „fundamentalste[n] Existenzkrise des deutschen Universitätswesens seit dessen Anfängen“ (so ASCHE [Anm. 1], S. 53), welche hier nicht Gegenstand der Betrachtung sein soll.
- 5 Vgl. Hansjörg WECKERLIN, *Der Mord an Georg Northofer, vormals Rektor der Universität Freiburg*, in: *Zs. für die Geschichte des Oberrheins N.F.* 117 (2008), S. 147–165; Walter FRIEDENSBURG, *Geschichte der Universität Wittenberg*, Halle 1917, S. 86.
- 6 Thilo Theodor NEUBAUER, *Das tolle Jahr von Erfurt*, hrsg. v. M. WAHLER, Weimar 1948; Ulman WEISS, *Das Tolle Jahr von Erfurt*, in: *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde Erfurts [= MVGAE]* 71 = N.F. 18 (2010), S. 23–35.
- 7 Erich KLEINEIDAM, *Universitas Studii Erfordensis. Überblick über die Geschichte der Universität Erfurt im Mittelalter*, Bd. 2 (Erfurter theologische Studien 22), 2. erw. Aufl., Leipzig 1992, S. 186 f. – „*Town and gown conflicts*“, wie sie hier geschildert werden, ziehen sich wie ein roter Faden durch die europäische Universitätsgeschichte, mit Ähnlichkeiten bis in die Details (gestürmte Kollegienhäuser, verbrannte Bücher usw.), vgl. Jacques VERGER, *Les conflits „Town and Gown“ au Moyen Âge. Essai de typologie*, in: Patrick GILLI, Jacques VERGER u. Daniel

tobte in Wien der ‚Lateinische Krieg‘ (1513/14) zwischen Scholaren und Stadtbewohnern, es gab Tote, studentische Protestkundgebungen, bewaffneten Aufruhr, zuletzt den Auszug der Studenten aus der Stadt, die aber durch den rechtzeitig eintreffenden Kaiser besänftigt werden konnten.⁸ Zugleich – und dies war Teil des Problems – erlebten die Universitäten starken Zulauf; in Wien als größter deutscher Universität jener Zeit immatrikulierten sich beispielsweise allein zwischen 1511 und 1515 mehr als 3.100 Studenten. Wie gerade die Geschichte des Wiener *Bellum Latinum* zeigt, stießen traditionelle Mechanismen, den Universitätsbetrieb und das Zusammenleben von Studenten und Bürgern zu regulieren, unter diesen Bedingungen an ihre Grenzen.

Nicht nur undisziplinierte Studenten, auch von einem aufmüpfigen Geist erfasste Magister störten den gewohnten Gang der Dinge. Wieder liefert Erfurt gute Beispiele – eine Universität, die damals nicht nur, wie angedeutet, in einem schwierigen politischen Umfeld lag, sondern die seit dem späten 15. Jahrhundert auch mit einem schleichenden Bedeutungsverlust konfrontiert wurde.⁹ Entsprechend ‚dünnhäutig‘ reagierte man auf Kritik von außen. Aufsehen erregte etwa der Auftritt des humanistischen Wanderlehrers Hermann von dem Busche, der später im Zusammenhang mit dem Reuchlinstreit und den ‚Dunkelmännerbriefen‘ weitere Berühmtheit erlangen sollte. Nachdem er nach 1502 mehrere Jahre als Poetiklehrer in Wittenberg und Leipzig gewirkt hatte, kam er 1507 nach Erfurt – angeblich auf Einladung einiger junger Humanisten, die sich damals um den Gothaer Kanoniker Mutianus Rufus geschart hatten.¹⁰ Nachdem Busche mit Erlaubnis der Fakultät seine Lehrveranstaltungen

LE BLÉVEC (Hgg.), *Les universités et la ville au moyen âge. Cohabitation et tension* (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance 30) Leiden 2007, S. 237–255, hier S. 243. Auffällig ist jedoch die Häufung solcher Konflikte um 1500.

- 8 Thomas MAISEL, *Der „Lateinische Krieg“*. Eine studentische Revolte des frühen 16. Jahrhunderts in Wien, in: *Historische Anthropologie* 3 (1995), S. 389–411.
- 9 Vgl. die prägnante Analyse von Götz-Rüdiger TEWES, *Die Erfurter Nominalisten und ihre thomistischen Widersacher in Köln, Leipzig und Wittenberg*, in: Andreas SPEER (Hg.), *Die Bibliotheca Amploniana. Ihre Bedeutung im Spannungsfeld von Aristotelismus, Nominalismus und Humanismus* (Miscellanea Mediaevalia 23), Berlin u. New York 1995, S. 447–488, hier S. 451–453: Erfurt, zwischen 1450 und 1475 die nach Wien zweitgrößte deutsche Hochschule, rutschte nach und nach auf den fünften Platz, hinter Löwen, Köln und Leipzig, ab. 1502 entstand im näheren räumlichen Umfeld auch noch die Universität Wittenberg, die rasch zu einer ernstzunehmenden, frequenzstarken Konkurrenz heranwuchs. Zur Stellung Erfurts im spätmittelalterlichen deutschen Universitätssystem vgl. ferner die ausführliche Analyse von SCHWINGES (Anm. 3), S. 93–105 sowie DERS., *Erfurts Universitätsbesucher im 15. Jahrhundert*, in: Ulman WEISS (Hg.), *Erfurt. Geschichte und Gegenwart* (Schriften des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt 2), Weimar 1995, S. 207–222.
- 10 Zu Konrad Muth (Mutianus Rufus) und seinem literarischen Zirkel vgl. Eckhard BERNSTEIN, *Mutianus Rufus und sein humanistischer Freundeskreis in Gotha* (Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation 2), Köln, Weimar u. Wien 2014. Die Nachricht von der Einladung Busches nach Erfurt geht auf den frühneuzeitlichen Gelehrten Hermann Hamelmann zurück, vgl. Hermann Hamelmann, *Vita Henrici Buschii* (1584), in: Heinrich DETMER u. Karl Hostius (Hgg.), *Hermann Hamelmanns geschichtliche Werke*, Bd. 1, Heft 2 (Veröff. der Histor. Kommission für Westfalen 9.1.2), Münster 1905, S. 35–107, hier S. 54f. Hamelmanns – von Gustav BAUCH vehement zurückgewiesener – Bericht wird durch das Erfurter Dekanatsbuch zum Wintersemester 1507 grundsätzlich bestätigt, wo die Ankunft *cuidam poetae* [...] *nomine*

aufgenommen hatte, zeigte sich doch sehr bald, wie der Artistendekan in seinem Amtsbuch vermerkte, dass „er eine leichtfertige und schädliche Sprache führe; deshalb verschwand er bald wieder, denn unsere Leute konnten einen solchen Menschen nicht lange ertragen“. ¹¹ Wenn einige Jahre später die Universität den Erfurter Stadtrat aufforderte, „die Verspottung der Universität durch Angehörige anderer Universitäten“ zu unterbinden, ¹² wird man nicht zuletzt an Busche gedacht haben, der mit seinem Köln-Wittenberg-Leipziger universitären Hintergrund in mehrfacher Hinsicht als Vertreter der Konkurrenz wahrgenommen werden konnte.

Mit welchen „leichtfertigen“ Worten Busche vom Katheder aus die Universität herabgesetzt hatte, wissen wir nicht. Sein Auftritt dürfte freilich noch harmlos gewesen sein im Vergleich zu den Exzessen, zu denen sich bald darauf ein jüngerer Gelehrter verstieg. Die Rede ist von dem ‚exzentrischen Humanisten‘ Tilmann Conradi von Göttingen, der sich selbst Thiloninus Cunradus Philymnus Syasticanus nannte. ¹³ Conradi war im Wintersemester 1502 nach Erfurt gekommen, wo er 1504 zum *baccalaureus artium* promoviert wurde. 1507 trat er mit einer ersten poetischen Schrift hervor, die freilich beim Haupt der Erfurter Humanistengilde, Mutianus Rufus, aus sprachlich-stilistischen Gründen nur wenig Beifall fand. ¹⁴ Schärfer noch ging ein jugendlicher Angehöriger des Mutian-Kreises, Heinrich Solden, der sich Euricius Cordus nannte, mit Tilmann Conradi ins Gericht: ¹⁵ Der frischgebackene

Hermannus Buschio non ignobili per Germaniam erwähnt wird. Vgl. KLEINEIDAM (Anm. 7), S. 182, gegen Gustav BAUCH, *Die Universität Erfurt im Zeitalter des Frühhumanismus*, Breslau 1904, S. 73–75.

- 11 [...] *levior quippe noxior lingua inventus est; exiguo tamen tempore nobiscum perstitit, degebat. Non enim gens nostra talem diu ferre potuit.* Zitat und (freie) Übersetzung nach KLEINEIDAM (Anm. 7), S. 182.
- 12 Ebd., S. 185, wo wiederum aus dem Dekanatsbuch der Artisten zitiert wird: [...] *et ut multa ludibria et derisiones advenientium ab aliis universitatibus contra universitatem et facultatem artium cressarent.*
- 13 Zu diesem „Erfurter Poetenstreit“ vgl. zuletzt BERNSTEIN (Anm. 10), S. 205–215 (mit Inhaltszusammenfassungen der wichtigsten Streitschriften); ferner die Darstellungen bei BAUCH (Anm. 10), S. 163–167; KLEINEIDAM (Anm. 7), S. 193 f.; TEWES (Anm. 9), S. 479–481. Zu Person und Werk Thilonins auch: Hans VOLZ, *Der Humanist Tilemann Conradi aus Göttingen. Ein Beitrag zum Thema Humanismus und Reformation*, in: *Jb. der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte* 65 (1967), S. 76–116; Johannes Klaus KIPF, *Conradi, Tilmann (Thiloninus Philymnus Syasticanus)*, in: Franz Josef WORSTBROCK (Hg.), *Deutscher Humanismus 1480–1520: Verfasserlexikon*, Bd. 1: A–K (2008), Sp. 460–470. Als *eccentric humanist* bezeichnet ihn Harry VREDEVELD in: *The poetic works of Helius Eobanus Hessus*, ed., transl. and annot. by DERS., Vol. 3: *King of Poets, 1514–1517 (The Renaissance Society of America. Texts and Studies Series 1)*, Leiden u. Boston 2012, S. 92, Anm. 10.
- 14 Der Briefwechsel des Conradus Mutianus, gesammelt u. bearb. v. Karl GILLERT, hrsg. v. der Historischen Commission der Provinz Sachsen. 1. u. 2. Hälfte (*Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete* 18), Halle 1890, Nr. 59: *Quod ipse non sani esse hominis non sanus iuret Orestes, phreneticus est, Heraclito tenebrosior* (so verrückt wie Orest und dunkler noch als Heraklit).
- 15 Vgl. zu ihm Peter DILG, *Cordus, Euricius*, in: WORSTBROCK (Anm. 13), Sp. 470–496; Horst Rudolf ABE, *Euricius Cordus (1486–1535) und die Universität Erfurt*, in: Ulman WEISS (Hg.), *Erfurt 742–1992. Stadtgeschichte – Universitätsgeschichte*, Weimar 1992, S. 277–294.

Artistenbakkalar ließ in einem Spottepigramm auf Conradi erstmals sein großes dichterisch-satirisches Talent aufblitzen. Conradi, der wenig später an die Universität Wittenberg wechselte, verzieh diese Demütigung nicht. Seine ‚*Comoedia Teratologia de latine sermonis sanie*‘ von 1509 richtete sich zwar in erster Linie gegen das schlechte Latein scholastischer Geistlicher, enthielt aber auch einen Seitenhieb gegen Euricius Cordus, den *poetellus coniugalis* und dessen *rustica musa*.¹⁶

Im Sommersemester 1513 kehrte Thiloninus Cunradus, nunmehr Magister, nach Erfurt zurück und beantragte bei der Artistenfakultät, Vorlesungen in der *ars poetica* zu halten. Die Fakultät verweigerte hierzu die Erlaubnis. Doch Conradi mietete sich Vortragsräume an der Krämerbrücke – nur wenige hundert Meter vom ‚Hauptquartier‘ der Artisten im *Collegium maius* entfernt – und hielt seine Vorlesungen zeitgleich zu den üblichen Lektionsstunden der Fakultät ab, mithin in direkter Konkurrenz zu den übrigen Magistern. Er habe die „Ölbude“ in eine „duftende Werkstatt Apollos“ verwandelt, lobte er sich später, er sei gleichsam als „neuer Prophet“ erschienen.¹⁷ Die Reaktion der Universität auf diese unerhörte Herausforderung ließ nicht lange auf sich warten.¹⁸ Die Fakultät entsandte zu Conradi den Universitätspedell, der ihn an die entgegenstehenden statutarischen Bestimmungen der Hochschule erinnerte, welche einzuhalten er einst beeidet hatte. Zumindest äußerlich unterwarf sich Conradi der Universitätsdisziplin, indem er persönlich beim Fakultätsrat vorstellig wurde, um eine Aufhebung des Lehrverbots zu erreichen. Gleichzeitig aber häuften sich persönliche Angriffe: Der 1513 frisch promovierte Magister Johannes Femel besuchte Conradis Lehrveranstaltung und verfasste ein Spottgedicht auf den fehlerhaften Stil des Konkurrenten. Als Conradi widersprach, mischte sich auch sein alter Feind, Euricius Cordus, ein und veröffentlichte satirische Epigramme gegen Conradi in seiner 1514 im Druck erschienenen Schrift ‚*Bucolicon*‘. Die Kontroverse zwischen den beiden nahm bald noch an Schärfe zu und zog sich bis 1515 hin, als Thilonin unter dem Druck der Gegner längst wieder nach Wittenberg ausgewichen war. Thilonins Schrift ‚*Choleamynterium*‘ (‚Abwehr der Galle‘) parierte Cordus in seiner ‚*Defensio in maledicum Thilonium Philymnum*‘,¹⁹ die mit Briefen des Erfurter Dichturfürsten Eobanus Hessus als empfehlendem Vor- und Nachwort versehen war.

Dass Conradi von Cordus als „schmähsüchtig“ (*maledicus*) betitelt wurde, erscheint angesichts der obszönen Anwürfe, die Conradi den Erfurtern entgegenschleuderte, durchaus gerechtfertigt: „Tilomann spart mit Schimpfworten nicht, er

16 Vgl. KIPF (Anm. 13), Sp. 464. Cordus hatte 1508 eine Bäckerstochter aus seiner Heimatstadt Frankenberg geehelicht.

17 So der Bericht in seiner späteren Schrift ‚*Choleamynterium*‘ (1515), dazu unten Anm. 19. Ganzes Zitat bei BERNSTEIN (Anm. 10), S. 206f.

18 Vgl. den Bericht des Dekanatsbuchs der Erfurter Artisten, zitiert bei KLEINEIDAM (Anm. 7), S. 194.

19 Auszüge aus dem ‚*Choleamynterium*‘ wiedergegeben bei Euricius Cordus, *Epigrammata*, hrsg. v. Karl KRAUSE (Lateinische Litteraturdenkmäler des XV. und XVI. Jahrhunderts 5), Berlin 1892, S. Vif. und XXI–XXIV; Cordus’ Entgegnung findet sich dort vollständig abgedruckt auf S. 90–111.

nennt Femel ein Schwein, einen Esel und Frosch und Cordus einen Weiberknecht; unter Eseln und Schafen sei er aufgewachsen, und als er zum Studium an der Universität Erfurt weilte, habe er sich mehr in den Hurenstätten der Kavaten herumgetrieben als die Hörsäle der Magister besucht.“²⁰ Cordus' Entgegnung kommt demgegenüber weitgehend in der lässigen Eleganz des überlegenen Satirikers einher, der Thilonins „angebliche Dichtkunst wie seine anmaßend-eitle Wesensart auf alle nur mögliche Weise der Lächerlichkeit preisgab“.²¹ Freilich schreckte auch er vor Verbalinjurien nicht zurück, etwa wenn er Thilonin mit einem „tollwütigen Hund, den man töten muss“ verglich.²²

Derbe Sprache gehörte in den literarischen Kontroversen des frühen 16. Jahrhunderts einfach dazu – es genügt, auf die nicht zuletzt auf Erfurter Humanisten zurückgehenden ‚Dunkelmännerbriefe‘ (erschieden zwischen 1515 und 1517) zu verweisen, die trotz ihrer antischolastischen Stoßrichtung die Kritik, ja das Entsetzen feingeistig gestimmter Humanisten wie des Erasmus von Rotterdam hervorriefen.²³ In der humanistischen Literatur hatte die keineswegs immer nur geistvolle, oft geradezu ‚grobianische‘ Invektive seit langem ihren festen Platz.²⁴ Diese lautstarke, polemische Abgrenzung von vermeintlichen oder tatsächlichen Gegnern, gehörte zu jenen identitätsstiftenden Strategien, mit denen die Humanisten des späten 15. und mehr noch des frühen 16. Jahrhunderts ihre Durchsetzung als soziale Gruppe zu erreichen suchten.²⁵ Das Besondere am ‚Fall‘ Tilmann Conradi ist freilich, dass hier Personen,

20 KLEINEIDAM (Anm. 7), S. 194. KIPF (Anm. 13), Sp. 466 charakterisiert das Werk wie folgt: „Conradis Epigramme sind derb und ohne Pointe.“

21 DILG (Anm. 15), Sp. 478.

22 Cordvs, Epigrammata (Anm. 19), S. 105: *Thiloninum tanquam rabidum canem occidendum*.

23 Anstelle unübersehbarer Literatur zum Thema vgl. nur Gerlinde HUBER-REBENICH, *Epistolae obscurorum virorum*, in: WORSTBROCK (Anm. 13), Sp. 646–658 sowie zum Hintergrund der *Dunkelmännerbriefe*, dem Reuchlinstreit, die monumentale Analyse von Jan-Hendryk DE BOER, *Unerwartete Absichten – Genealogie des Reuchlinkonflikts (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 94)*, Tübingen 2016. Zu Erasmus' Kritik an den ‚Dunkelmännerbriefen‘ vgl. Wilhelm RIBHEGGE, *Erasmus von Rotterdam*, hrsg. v. Volker REINHARDT, Darmstadt 2010, S. 80 f. Brieflich beklagte der „Fürst der Humanisten“, die Späße hätten unterhaltsam sein können, wären sie nicht so verletzend gewesen. Siehe auch Arnold BECKER, *Die humanistische Lachgemeinschaft und ihre Grenzen: Hutten, Erasmus und ihr Streit über die Epistolae obscurorum virorum*, in: Christian KUHN u. Stefan BIESSENECKER (Hgg.), *Valenzen des Lachens in der Vormoderne (1250–1750)*, Bamberg 2012, S. 165–186.

24 Vgl. als instruktive Einführung in das Thema Johannes HELMRATH, *Streitkultur. Die ‚Invektive‘ bei den italienischen Humanisten*, in: Marc LAUREYS u. Roswitha SIMONS (Hgg.), *Die Kunst des Streitens. Inszenierung, Formen und Funktionen öffentlichen Streits in historischer Perspektive (Super alta perennis. Studien zur Wirkung der klassischen Antike 10)*, Göttingen 2010, S. 259–293.

25 Vgl. hierzu allgemein Christine TREML, *Humanistische Gemeinschaftsbildung. Soziokulturelle Untersuchungen zur Entstehung eines neuen Gelehrtenstandes in der frühen Neuzeit (Historische Texte und Studien 12)*, Heidelberg 1989; Eckhard BERNSTEIN, *From Outsiders to Insiders: some reflections on the development of a group identity of the German Humanists between 1450 and 1530*, in: James V. MEHL (Hg.), *In laudem Caroli. Renaissance and Reformation Studies for Charles G. Nauert*, Kirksville 1998, S. 45–64, hier S. 56 f. sowie nunmehr Uwe ISRAEL, *Defensio*

die sich allesamt dem Lager der Humanisten zurechneten, aufeinander losgingen – ein Umstand, der den ‚Strategen‘ unter den Erfurter Humanisten, Mutian, durchaus verstörte, sah er hierin doch die Gefahr, die eigene Sache zu schwächen. Freilich stellte sich auch Mutian zuletzt auf Euricius Cordus’ Seite, dessen größeres dichterisches Talent anerkennend.²⁶

Wie Götz-Rüdiger TEWES überzeugend herausgearbeitet hat,²⁷ reichen die Wurzeln dieses sich scheinbar nur um verletzte Dichtereitelkeiten drehenden Disputes tatsächlich deutlich tiefer. Conradi hatte außerhalb Erfurts durchaus Gönner: Sein Wittenberger Erstlingswerk, die ‚Comoedia Teratologia‘ widmete er dem ‚Vater und Haupt‘ der Leucorea, Martin Polich, einem anerkannten Humanisten mit besten Beziehungen in alle Richtungen, welcher Conradi als *novus vates* (Seher, Dichter) begrüßte.²⁸ Auch so manch anderer Humanist – zu nennen sind etwa Melancthon oder Rhagius Aesticampianus – schätzte ihn.²⁹ Nicht *die* Humanisten standen geschlossen gegen Conradi, es zeigten sich vielmehr im Streit um seine Person noch andere Spaltungen. Denn neben der – uns heute gut bekannten, da von den Humanisten selbst prägnant herausgearbeiteten – Frontlinie zwischen Humanisten und Scholastikern wirkte um 1500 eine ältere Streitfrage nach: die Konkurrenz zwischen den philosophischen Hauptströmungen des Realismus und Nominalismus, welche zum Teil wieder in Unterströmungen auseinanderfielen.³⁰ Der Konflikt dieser Lehrmeinungen

oder Die Kunst des Invektierens im Oberrheinischen Humanismus, in: ZHF 46 (2019), S. 407–441 und darin insbes. sein Resümee auf S. 432. Zum komplexen Prozess der Durchsetzung eines ‚hegemonialen Humanismus‘, in den sich unser Thema einordnet, hat jüngst Jan-Hendryk de Boer mehrere umfangreichen Studien vorgelegt, vgl. DE BOER (Anm. 23); DERS., Wie aus Agon Antagonismus wird. Scholastisch-humanistische Grenzpolitik um 1500, in: Historische Zs. 303 (2016), S. 643–670; DERS., Die Gelehrtenwelt ordnen. Zur Genese des hegemonialen Humanismus um 1500 (Spätmittelalter, Humanismus, Renaissance 101), Tübingen 2017.

- 26 Vgl. ABE (Anm. 15), S. 285f., der eine Differenz konstatiert zwischen Mutian, der v. a. in den Kategorien des Kampfes zwischen Humanisten und Scholastikern dachte, und Cordus, der in Conradi „lediglich einen selbstgefälligen Maulhelden und dilettantischen Verseschmied [sah], dessen Auftreten der humanistischen Sache auf die Dauer mehr schaden als nützen müsse“. Siehe auch BERNSTEIN (Anm. 10), S. 216; KLEINEIDAM (Anm. 7), S. 194.
- 27 TEWES (Anm. 9). Seine Argumentation, die das höchst dynamische „wissenschaftsgeschichtliche Spannungsfeld“ (ebd., S. 478), in welches die *dramatis personae* und die Hochschulen der Zeit einzuordnen sind, schwungvoll und thesenfreudig umreißt, sei hier in aller Kürze zusammengefasst.
- 28 Ebd., S. 459, 479.
- 29 Vgl. Reinhard TENBERG, Die deutsche Till Eulenspiegel-Rezeption bis zum Ende des 16. Jahrhunderts (Epistemata. Reihe Literaturwissenschaft 161), Würzburg 1996, S. 45; KIPF (Anm. 13), Sp. 465f.
- 30 Abzulehnen ist demnach die ältere Forschungsthese, der ‚Wegestreit‘ zwischen *via moderna* (Nominalismus) und *via antiqua* (Realismus, speziell Thomismus) habe in den geistigen Auseinandersetzungen um 1500 keine große Rolle mehr gespielt, vgl. TEWES (Anm. 9), S. 447–478. Zum Wegestreit siehe auch allgemein: Gerhard RITTER, *Via antiqua und via moderna auf den deutschen Universitäten des 15. Jahrhunderts* (Studien zur Spätscholastik 2), Heidelberg 1963; Maarten J. F. M. HOENEN, „Via antiqua“ and „via moderna“ in the 15th century: doctrinal, institutional, and church political factors in the „Wegestreit“, in: Russell L. FRIEDMAN u. Lauge O. NIELSEN (Hgg.), *The Medieval Heritage in Early Modern Metaphysics and Modal Theory*,

fiel wiederum zumindest partiell mit der Konkurrenz der Universitäten um Ansehen und um Studenten zusammen: Während Erfurt seit alters her eine Hochburg des Nominalismus bildete, war man beispielsweise in Köln, Leipzig und Wittenberg realistisch(-thomistisch) gesinnt. Das Aufkommen des Humanismus musste dieses labile, in ständiger Veränderung begriffene System von Bündnissen und Animositäten, institutionellen Kompromissen und umkämpften Machtbalancen noch weiter verkomplizieren, zumal die humanistischen ‚Newcomer‘ sich nicht scheuten, die Streitigkeiten in verschärfter polemischer Form auszutragen. So sieht es ganz so aus, als hätte Tilmann Conradi in Wittenberg ein Bündnis mit den thomistisch gestimmten Gelehrten um Martin Polich geschlossen, was ihn wiederum 1513 an der nominalistischen Hochschule Erfurt als Dozenten unmöglich machte. In seiner Abwehr waren sich in Erfurt die Humanisten mit den etablierten scholastischen Magistern einig, nur der nicht an der Universität lehrende Mutian warb um Zurückhaltung.

Bei den Erfurter Humanisten, die sich so scharf gegen Thilonin aussprachen, mag somit Lokalpatriotismus und ihre eigene nominalistische Schulprägung durchaus eine Rolle gespielt haben. Zusätzlich ist bei ihnen auch der ‚Brotneid‘ deutlich zu spüren, den *extraordinarie* lehrende humanistische Magister gegenüber einem derart großsprecherisch auftretenden, sich über Regeln hinwegsetzenden Konkurrenten empfanden. Conradis schärfster Kritiker, Euricius Cordus, hatte finanziell keinen leichten Stand.³¹ Auch die schillerndste Gestalt des Erfurter Humanismus jener Jahre, Helius Eobanus Hessus, der 1514 als gefeierter Dichter aus Preußen nach Erfurt zurückkehrte, konnte zunächst keine besoldete Lektur erlangen.³² Er machte den Skandal um Tilmann Conradi in seiner Einführungsvorlesung vom 23. Mai 1515, mit der er sich seinen Studenten vorstellte, explizit zum Thema:³³ Er sei keiner von denen, die nur nach Ruhm und Reichtümern strebten, den Lernfortschritt ihrer Schüler vernachlässigten und ihre

1400–1700 (The new synthese historical library 53), Dordrecht 2003, S. 9–36; ferner DERS., Nominalism in Cologne: The Student Notebook of the Dominican Servatius Fanckel. With an Edition of a ‚Disputatio vacantialis‘ held on July 14, 1480 ‚Utrum in Deo uno simplicissimo sit trium personarum realis distinctio‘, in: Spencer E. YOUNG (Hg.), Crossing Boundaries at Medieval Universities, (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance 36), Leiden/Boston 2011, S. 85–144 zum Aufeinandertreffen eines Erfurter Nominalisten (Magister Johannes Alen) mit Kölner Realisten in einer scholastischen *disputatio* in Köln 1480, welche – bei aller Schärfe der gegenseitigen Ablehnung – noch ganz anderen Diskursregeln folgte als die von beißender Rhetorik geprägten Auseinandersetzungen der Zeit um 1500.

- 31 Zu den vergeblichen Bemühungen des Cordus, sich in Erfurt zu etablieren, und zu seiner misslichen finanziellen Lage, die er selbst überdeutlich empfand, vgl. ABE (Anm. 15), S. 283–285, 288 f.
- 32 KLEINEIDAM (Anm. 7), S. 202 f. Solche ganz lebensweltlichen Motive sind bei der Analyse der publizistischen Schaukämpfe von Humanisten immer mit zu bedenken, vgl. auch etwa ISRAEL (Anm. 25), S. 409 f.
- 33 Oratio sive praelectio (23.5.1515), in: VREDEVELD (Anm. 13), S. 55–125. Zu dieser wichtigen programmatischen Rede vgl. DE BOER 2017 (Anm. 25), S. 223 f.: In ihr skizzierte Eobanus Hessus das Programm des ‚hegemonialen Humanismus‘, welches sich gegen die traditionelle Scholastik richtete. Mit seiner Abgrenzung vom „schlechten Poeten“ Tilmann Conradi machte er aber zugleich einen „Nebenkriegsschauplatz“ auf.

Rede mit einigen aufgeschnappten griechischen Vokabeln sinnlos ausschmückten. „Jene Art von Lehrern, die ich meine, sind jene, die an privaten Versammlungsorten unterrichten, in den Häusern unerfahrener, illiterater Männer.“³⁴ Eoban hingegen betonte die Selbstlosigkeit seiner Bemühungen, die soweit gehe, dass er sogar den Verzicht auf Hörergelder – zumindest hin und wieder – in Aussicht stellte,³⁵ eine Unterbietungsstrategie, die nicht ungefährlich, ja höchst problematisch war.

Jenseits aller Fragen nach der humanistischen, scholastischen, nominalistischen oder realistischen Ausrichtung gelehrter Akteure um 1500 ist mithin immer auch die soziale Realität des Organismus Universität zu berücksichtigen, wie sie sich seit dem Entstehen dieser Institution im 12. Jahrhundert herausgebildet hatte. Man hat das Organisationsmodell der *universitas magistrorum et scholarum* sehr treffend mit dem der Zunft verglichen, die nicht nur die Qualität des Produkts – also der Bildung –, sondern vor allem auch die Selbständigkeit und die Subsistenz ihrer Angehörigen, das heißt der Lehrer, zu sichern hatte.³⁶ Der Schutz vor übermäßig-ruinöser und unlauterer gegenseitiger Konkurrenz gehörte somit seit alters her zu den wichtigsten Steuerungsaufgaben der magistralen Genossenschaft – eine Intention, die sich in den Paragraphen universitärer Statuten, welche die pekuniären Aspekte des Studiums eingehend regeln, deutlich genug ausdrückte.³⁷ Prominent tritt in den Ordnungen zugleich der Aspekt der Ehrwahrung der Universitätsangehörigen hervor, was das explizite Verbot von Beleidigungen und Streit einschloss: Niemand solle, so schrieben die Erfurter Universitätsstatuten von 1447 vor, „in Beratschlagungen jemand anderem hässliche, unehrenhafte oder andere Schimpfwörter sagen, weil daraus wahrscheinlich Missfallen, Streit und Hass direkt oder indirekt hervorgehen könnten“.³⁸ Auch das Herabsetzen anderer Fakultäten (samt der von ihnen ver-

34 Oratio sive praelectio, ebd., S. 92f.: *Quales sunt isti qui apud idiotas, illiteratos homines in privatis conciliabulis*. Nicht nur die Erwähnung des unüblichen Veranstaltungsortes, sondern auch des ungeschickten Einsatzes des Griechischen war klar auf Thilonin gemünzt.

35 Ebd., S. 90f.

36 Arnold ESCH, Die Anfänge der Universität im Mittelalter (Berner Rektoratsreden 1985), Bern 1985, S. 18 f.; Otto Gerhard OEXLE, Alteuropäische Voraussetzungen des Bildungsbürgertums – Universitäten, Gelehrte und Studierende, in: Wener CONZE u. Jürgen KOCKA (Hgg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil 1: Bildungssystem und Professionalisierung in internationalen Vergleichen (Industrielle Welt, 3/1), Stuttgart 1985, S. 29–78, insbes. S. 35 und S. 41–46; vgl. dazu nunmehr Frank REXROTH, Fröhliche Scholastik. Die Wissenschaftsrevolution des Mittelalters (Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung), München 2018, insbes. S. 315–319.

37 So enthalten die Statuten der Erfurter Artistischen Fakultät, abgedruckt bei Johann C. H. WEISSENBORN, Acten der Erfurter Universität (1392–1636), Bd. 2 (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen 8/2), Halle 1884, S. 123–156, eine Reihe von Regelungen zur Gebührenhöhe für die unterschiedlichen Lehrveranstaltungen, zur Verteilung der Lehrveranstaltungen auf einzelne Magister, zur Festsetzung der Lektionszeiten usw. Sie stellen somit geradezu den Kern der Studienordnung dar, der für die wirtschaftliche Absicherung der auf Hörergelder angewiesenen Magister unabdingbar war.

38 Statuten der Universität Erfurt von 1447, Rubrica V, §4, in: Johann C. H. WEISSENBORN, Acten der Erfurter Universität (1392–1636), Bd. 1 (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen 8/1), Halle 1881, S. 14f.: *Item nemo in consiliis alteri dicat convicia turpia inhonesta seu alia, unde verisimiliter*

körpernten Wissenschaft) war ausdrücklich untersagt.³⁹ Als Mittel der fachlichen Qualitätskontrolle diente primär das von der Gemeinschaft der Magister kontrollierte Promotionsverfahren, dessen Autorität anzuerkennen war.⁴⁰ Persönliche Diffamierung und die eigenmächtige fachliche Disqualifikation von Konkurrenten, wie sie die Humanisten praktizierten, stellten hingegen an der spätmittelalterlichen Universität keine erlaubte Option dar.

Natürlich war auch an der scholastischen Universität eine spezielle Form des Streitens durchaus gewollt: die rational kontrollierte Pro- und Kontra-Argumentation, in welcher sich Erkenntnisgewinn auf dialektische Weise vollziehen soll. Das Aufzeigen und Ausdiskutieren von logischen Widersprüchen gehörte seit dem 12. Jahrhundert zum zentralen methodischen Repertoire des scholastischen Wissenschaftlers – im universitären Lehrbetrieb umgesetzt in der Disputation (*quaestio disputata*).⁴¹ Die *disputatio* folgte festen Regeln, entfaltete sich in einem repräsentativen Rahmen und entbehrte nicht eines gewissen Schauwertes – sie stellte gewissermaßen ein „Turnier des Geistes“ dar.⁴² Doch ausgerechnet die *disputatio*,

displencie rixe et odia directe et indirecte potuerint generari. Als Beispiel für die Durchsetzung solcher Beleidigungsverbote mag der Fall des Erfurter Magisters Volkmar Koyan von Halle dienen, der 1441 zu einer horrenden Bußgeldzahlung von 60 Schock Groschen verurteilt wurde, weil er Schmähchriften gegen den Ordinarius der Juristischen Fakultät, Doktor Johannes Voss, verfasst und veröffentlicht hatte, vgl. Erfurt, Domarchiv, Bestand Urkunden St. Marien I, Nr. 1013. Schon einige Jahre zuvor war er ein halbes Jahr lang von der Artistenfakultät suspendiert worden *propter insultationes factas per eum per tunc in convocatione facultatis*. Vgl. dazu sowie zu den Hintergründen dieser Auseinandersetzungen Erich KLEINEIDAM, *Universitas Studii Erfordensis. Überblick über die Geschichte der Universität Erfurt im Mittelalter*, Bd. 1 (Erfurter theologische Studien 14), 2. erw. Aufl., Leipzig 1985, S. 108 f.

- 39 Statuten, Rubrica VI, §2, ed. WEISSENBORN, ebd., S. 15: *Item nullus detrahat facultati cuicunque in scolis in collacionibus in principiis vel alias ubicunque, sed quelibet facultas in suo honore conservetur.*
- 40 Vgl. hierzu Rainer C. SCHWINGES (Hg.), *Examen, Titel, Promotionen: akademisches und staatliches Qualifikationswesen vom 13. bis zum 21. Jahrhundert* (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 7), Basel 2007.
- 41 Vgl. Olga WEIJERS, *A scholar's paradise: teaching and debating in medieval Paris* (Studies on the faculty of arts, 2), Turnhout 2015, S. 95–137, hier S. 107: „The tool for teaching and research which most captures the imagination in the medieval university is the disputatio.“ Ausführlich dargestellt wird die Geschichte der Disputation, die bis in die Antike zurückreicht, von DERS., *In Search of the Truth. A History of Disputation Techniques from Antiquity to Early Modern Times* (Studies on the Faculty of Arts: History and Influence Bd. 1), Turnhout 2013. Siehe auch etwa William J. HOYE, *Die mittelalterliche Methode der Quaestio*, in: Norbert HEROLD, Bodo Kensmann u. Sibille MISCHER (Hgg.), *Philosophie: Studium, Text und Argument*, Münster 1997, S. 155–178; Ursula KUNDERT u. Marion GINDHART (Hgg.), *Disputatio 1200–1800. Form, Funktion und Wirkung eines Leitmediums universitärer Wissenskultur* (Trends in medieval philology 20), Berlin 2010 sowie als ausgezeichnete Überblick nunmehr auch Jan-Hendryk DE BOER, *Disputation, quaestio disputata*, in: DERS., Marian FÜSSEL u. Maximilian SCHUH (Hgg.), *Universitäre Gelehrtenkultur vom 13.–16. Jahrhundert. Ein interdisziplinäres Quellen- und Methodenhandbuch*, Stuttgart 2018, S. 221–254.
- 42 Prägnant die Charakteristik durch Martin GRABMANN *Die Geschichte der scholastischen Methode*, Bd. 2, Freiburg i. Br. 1911 (ND Berlin 1988), S. 21: „Es eignete den Disputationen auch ein gewisses dramatisches Interesse. Sie waren eine Art Turnier, ein Wett- und Zweikampf mit

die beispielsweise in Erfurt mit der Quodlibet-Disputation der Artisten (*disputatio de quolibet*) einen Höhepunkt im akademischen Jahresablauf markierte⁴³, steckte um 1500 in einer Krise. „Man war der subtilen logischen Erörterung überdrüssig geworden, ja die jungen verseschmiedenden Humanisten verabscheuten sie. Sie verhöhnten die Quodlibeta als Sammelsurium abgestandener Fragen und führten diese Methode durch Anwendung auf lächerliche Fragen *ad absurdum*. Diese Parodien fanden dröhnende Beifall und verliehen dem Wort Quodlibet jenen faden Beigeschmack, den es bis heute behalten hat.“⁴⁴ Das akademische Streitgespräch – für Petrus Abaelard im frühen 12. Jahrhundert die wichtigste Bühne des erfolgreichen Gelehrten⁴⁵ und bis in die Neuzeit auch im universitären Promotionsakt fest rituell verankert⁴⁶ – büßte an Kraft ein, wissenschaftliche Geltung und gelehrte Autorität zu stiften. Ein geschickt platzierter Witz, ja selbst schon eine derbe Beleidigung konnten das subtile Argument und die ganze gravitatische Würde des scholastischen Gelehrten zunichtemachen.⁴⁷

den Waffen des Geistes. Das Hin- und Herwogen dieses Kampfes, die allmähliche Entwicklung und Verwicklung des Problems, die Schlag auf Schlag aufeinander folgenden Einwände und Lösungen [...], die Sophismen und Fallen, in welche man den Widerpart locken wollte, [...] waren geeignet, die Erwartungen und das Interesse der Teilnehmer [...] in Spannung zu halten.“

- 43 Vgl. die allgemeinen Ausführungen zu den *disputationes de quolibet* bei WEIJERS 2015 (Anm. 41), S. 131–133.
- 44 KLEINEIDAM (Anm. 7), S. 76, siehe auch ebd., S. 160f. Dass freilich auch die scholastischen Quodlibeta zuweilen einen gewollt komischen, fast karnevalistischen Einschlag hatten, die (Selbst-)Ironie also schon eine längere Tradition besaß, zeigt differenzierter als es hier dargestellt werden kann Johannes Klaus KIPF, *Ludus philosophicus*. Zum medialen Status der akademischen Scherzreden des 15. und 16. Jahrhunderts, in: KUNDERT u. a. (Anm. 41), S. 203–230.
- 45 Siehe Abaelards eigene Schilderung seines akademischen Werdegangs, die sein agonales Verständnis der Disputationen deutlich hervortreten lässt: hier erobert er seine „Kriegstrophäen“, hier schenkt ihm „Fortuna den Sieg“, auf diese Weise erwirbt er finanziellen Gewinn und Ruhm. Vgl. Dag N. HASSE (Hg.), *Abaelards ‚Historia calamitatum‘. Text – Übersetzung – literaturwissenschaftliche Modellanalysen* (De Gruyter Texte), Berlin u. New York 2002, insbes. S. 2–17. Vgl. dazu Andrew TAYLOR, *A Second Ajax. Peter Abelard and the Violence of Dialectic*, in: David TOWNSEND u. Andrew TAYLOR (Hgg.), *The Tongue of the Fathers. Gender and Ideology in Twelfth-Century Latin*, Philadelphia 1998, S. 14–34.
- 46 Vgl. Marian FÜSSEL, *Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit* (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne), Darmstadt 2006, S. 152–163 sowie Robert GRAMSCH, *Vor und hinter den Kulissen: Mechanismen und Rituale der Macht an der spätmittelalterlichen Universität*, in: Wojciech FAŁKOWSKI, Bernd SCHNEIDMÜLLER u. Stefan WEINFURTER (Hgg.), *Ritualisierung politischer Willensbildung. Polen und das Reich im hohen und späten Mittelalter* (DHI Warschau. Quellen und Studien 24), Wiesbaden 2010, S. 149–162, hier S. 159.
- 47 Dieser subversive, antiautoritäre Geist war schon Abaelard nicht fremd gewesen, auch wenn er sich bei ihm mit dem Selbstbewusstsein des überlegenen Denkers verbindet. Seinen Lehrer Anselm von Laon charakterisiert er als einen „alten Mann, der seinen guten Ruf weniger durch Intelligenz und starkes Gedächtnis als durch lange Berufsausübung erworben hatte“ (*hunc senem, cui magis longaevis usus quam ingenium vel memoria nomen comparaverat*), er bezeichnet ihn abschätzig als Niemand (*nullus*), einen Baum, der keine Früchte trägt (*arbor infructuosa*) und Vernebler der Wahrheit. Vgl. HASSE (Anm. 45), S. 10–13.

Es ist dieser letzte Punkt, die verletzte Ehre des Gelehrten oder der ganzen Universität,⁴⁸ der uns den radikalen Bruch zu verstehen hilft, welchen die humanistische Polemik für die spätmittelalterliche Universität bedeuten musste. Ein traditionsreiches und auch von der laikalen (im doppelten Wortsinn) Umwelt akzeptiertes System der Autoritätsgenerierung wurde hier herausgefordert. Die Universitätsgelehrten hatten im 15. Jahrhundert einen hohen gesellschaftlichen Status gewonnen, der sie in die Nähe der wahren Mächtigen, der Eliten von Staat und Kirche rückte.⁴⁹ Ehre bildete für diese Gelehrten keinen bloß äußeren Zierrat, sondern zielte in einer auf die Behauptung individuellen und gruppenspezifischen Ranges bedachten Gesellschaft auf den Kern der eigenen sozialen Existenz. Das Schaugepränge der mittelalterlichen Universität, wie es beispielsweise in Universitätsversammlungen, Prozessionen, Disputationen und Promotionen inszeniert wurde, war darauf ausgerichtet, den herausgehobenen Status der weisen Gelehrten zu inszenieren und den Scholaren wie den *illiterati* vor Augen zu stellen.⁵⁰ Hier ging es zugleich um die Würde und den Geltungsanspruch der von ihnen repräsentierten Wissenschaft. Humanisten, die ihre scholastischen Kollegen oder auch sich untereinander beschimpften und in polemischen Schriften lächerlich machten, setzten dieses gut eingespielte System einer schweren Belastung aus.

Die Gründe, *warum* die Humanisten mit etablierten akademischen Anstandsregeln brachen, waren vielfältig. Einiges dürfte im Rahmen dieser Ausführungen deutlich geworden sein. Die Invektive als rhetorisches Mittel und Literaturgattung gehörte schon seit längerem zur humanistischen Tradition; sie wurde in den schärfer werdenden sozialen und geistigen Auseinandersetzungen der Zeit um 1500 von den deutschen Humanisten aufgegriffen und gemäß einer ihr inhärenten Eskalationslogik rasch immer weiter gesteigert.⁵¹ Dass sich die Humanisten über die entgegenstehenden Normen des akademischen Lehrbetriebes hinwegsetzten, mag seine Ursache

48 Hierzu allgemein: Klaus SCHREINER u. Gerd SCHWERHOFF (Hgg.), *Verletzte Ehre. Ehrkonflikte in Gesellschaften des Mittelalters und der frühen Neuzeit* (Norm und Struktur 5), Köln, Weimar u. Wien 1995.

49 Den hohen Stellenwert der Gelehrten innerhalb spätmittelalterlicher sozialer Hierarchien verdeutlichen höchst anschaulich die Totentänze, in denen der Gelehrte neben dem (niederen) Adligen und noch vor den Vertretern städtischer Oberschichten rangiert, vgl. hierzu künftig Robert GRAMSCH-STEHFEST, *Ständische Grenzüberschreitung und ständisches Miteinander in Universität und Kirche des deutschen Spätmittelalters*, in: Christian HESSE u. Stephan SELZER (Hgg.), *Ständische Grenzüberschreitungen*, erscheint voraussichtlich 2021 in der Reihe *Vorträge und Forschungen*.

50 FÜSSEL (Anm. 46); GRAMSCH (Anm. 46); – Freilich wurde dieser Anspruch der Gelehrten, in ihrer Ehre adelsgleich zu sein, von Seiten der Laienwelt immer wieder in Frage gestellt, vgl. dazu allgemein Hermann LANGE, *Vom Adel des doctor*, in: Klaus LUTIG / Detlef LIEBS (Hgg.), *Das Profil des Juristen in der europäischen Tradition. Symposium aus Anlaß des 70. Geburtstages von Franz Wieacker, Ebelsbach 1980*, S. 279–294; Ingrid BAUMGÄRTNER, „De privilegiis doctorum“. Über Gelehrtenstand und Doktorwürde im späten Mittelalter, in: *Historisches Jb.* 106 (1986), S. 298–332.

51 Am Beispiel eines publizistischen Schlagabtauschs in Straßburg kurz nach 1500 wird diese Eskalationsdynamik ausgezeichnet veranschaulicht von ISRAEL (Anm. 25).

darin gehabt haben, dass sie zu jener Zeit noch keineswegs bis in die maßgeblichen universitären Führungskreise vorgedrungen waren, welche in einer Stadt wie Erfurt noch immer eng mit den lokalen kirchlichen und patrizischen Eliten verwoben waren. Diese Außenseiterrolle mag sie verbittert und zugleich die Angriffslust gesteigert haben: man hatte wenig zu verlieren und viel zu gewinnen. Erfüllt von einem „humanistischen Elitebewusstsein“ (Johannes HELMRATH)⁵² waren sie nicht bereit, die akademische Reputation ihrer Gegner zu schonen. Nicht zuletzt konnten die Aufrichtung von Feindbildern und der polemische Kampf gegen die scholastischen „Barbaren“ die Solidarität der eigenen Gruppe stärken.⁵³

Weiterhin ist zu fragen, warum diese sich immer mehr radikalisierenden Kommunikationsmuster auch bei den Studenten offensichtlich Resonanz fanden. Zum einen ist zu betonen, dass Scholaren seit alters her ein zu scharfzüngiger Spottlust neigendes Völkchen waren, die in dieser Rolle nur allzu oft auch in der zeitgenössischen Literatur ihren Auftritt hatten. Ein prominentes Beispiel hierfür liefert bereits der „*Occultus Erfordensis*“, ein hintergründiges Spottgedicht auf den *decretorum doctor* und Erfurter Protonotar Heinrich von Kirchberg aus dem Jahr 1282: Während der anonyme Verfasser seine boshafte Kritik ganz überwiegend in subtile Ironie kleidet, sodass das Gedicht zuweilen gar als Lobeshymne missverstanden worden ist, lässt er zuletzt eine „übelwollende Schülerschar“ sprechen, der er ein äußerst drastisches Urteil über den Kirchberger in den Mund legt: „... ein Geizhals, ... äffischer Nacheiferer der Philosophie ... der ohne Hosen geht und sich den Arsch mit dem Daumen wischt ...“ („*Saccus avaritiae, qui symea philosophiae ... iens sine braciis ... ani cum pollice tector ...*“).⁵⁴ Ob es sich hierbei um authentische Zitate handelt oder nicht – offensichtlich ist dem Autor das Motiv einer derben studentischen *vox populi* höchst willkommen, um sein Gegenüber in aller Offenheit beleidigen zu können. Über 200 Jahre später gehen die Humanisten in ihren Schmähchriften zuweilen ganz genauso vor.⁵⁵

52 Johannes HELMRATH, ‚Humanismus und Scholastik‘ und die deutschen Universitäten um 1500. Bemerkungen zu einigen Forschungsproblemen, in: Zs. für Historische Forschung 15 (1988), S. 187–203, hier S. 192.

53 BERNSTEIN (Anm. 25), S. 53. Ein gutes Beispiel für diese Indienstnahme von Invektiven zur Generierung humanistischer Gruppensolidarität liefern Ulrich von Huttens sogenannte Lötze-Klagen in seiner Schrift ‚In Lossios querelas‘ von 1510, die durch erlittene individuelle Zurücksetzung motiviert waren, dazu kurz Eckhard BERNSTEIN, Ulrich von Hutten: mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten (Rowohlt's Monographien 394), Reinbek b. Hamburg 1988, ab S. 26 sowie Arnold BECKER, Ulrichs von Hutten Querelae in Lossios: Humanistische Streitkultur zwischen Invektive und Elegie, in: Uwe BAUMANN, Arnold BECKER u. Astrid STEINER-WEBER (Hgg.), Streitkultur. Okzidentale Traditionen des Streitens in Literatur, Geschichte und Kunst, Göttingen 2008, S. 111–129.

54 Vgl. Christine MUNDHENK (Hg.), Der *Occultus Erfordensis* des Nicolaus von Bibra. Kritische Edition mit Einführung, Kommentar und deutscher Übersetzung (Schriften des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, 3), Weimar 1997, S. 186 f. (v. 928–938); dazu zuletzt Robert GRAMSCH, Nikolaus von Bibra und Heinrich von Kirchberg: Juristenschelte und Juristenleben im 13. Jahrhundert, in: Zs. des Vereins für Thüringische Geschichte 56 (2002), S. 133–168.

55 Auch in der Straßburger Kontroverse zwischen Jakob Wimpfeling und Thomas Murner (kurz nach 1500), die jüngst von ISRAEL (Anm. 25) analysiert worden ist, tauchen zuletzt „*septem*

Zu bedenken ist ferner der soziale Wandel der Studentenschaft in den Jahrzehnten um 1500: In früherer Zeit war die stark reglementierte (möglicherweise bis zur intellektuellen Unfruchtbarkeit sedierte) scholastische Streitkultur dadurch stabilisiert worden, dass die meisten Studenten einen klerikalen Status besaßen beziehungsweise eine kirchliche Laufbahn anstrebten. Sie hatten sich ebenso wie ihre Magister einer strengen Disziplin zu unterwerfen, die sich in vielfältigen Vorschriften äußerte – etwa zur *vita communis* in den Studentenhäusern, im Verbot des Herumlungerns, Würfelspielens, Lärmens, Streitens und Schmähens.⁵⁶ Kleidervorschriften verpflichteten die Studenten zum Tragen eines speziellen Gewandes, das ihren (halb)klerikalen Status unterstrich. Waffenverbote trugen dem Umstand Rechnung, dass Studenten in einer Universitätsstadt einen nicht ungefährlichen Fremdkörper bildeten, zugleich schützten sie auch die Studenten selbst vor den Konsequenzen unbedachten Tuns.⁵⁷ Um 1500 jedoch dürfte die sich schon lange anbahnende, schleichende „Entklerikalisierung“ (Rainer C. SCHWINGES) der Universität⁵⁸ unter dem Ansturm immer neuer Studentennmassen eine neue Dimension erreicht haben. Studentische Unruhen, wie der schon erwähnte ‚Lateinische Krieg‘ in Wien von 1513/14, entzündeten sich nicht zuletzt an den nunmehr als ehrenrührig empfundenen Kleidervorschriften,⁵⁹ Ehrenhändel waren häufig und konnten, wie eingangs erwähnt, bis zu Professorenmorden führen. Auch die steigende Zahl von Adligen unter den Universitätsbesuchern mag zu dieser Entwicklung beigetragen haben.⁶⁰

discipuli“ Wimpfelings auf, deren Anwürfe gegen Murner deutlich „unter die Gürtellinie zielen“ (ebda., S. 426).

- 56 Vgl. etwa die Statuten der Universität Erfurt, ed. WEISENBORN (Anm. 38), insbes. Rubrica VIII u. IX, S. 18–22. Ein anschauliches ‚Sittenbild‘ studentischen Lebens im Vorfeld der Reformation zeichnet Klaus Bernward SPRINGER, Luther als Student der Artes und studentisches Leben in Erfurt im Spätmittelalter und zu Beginn der Frühen Neuzeit, in: MVGAE 72 = N. F. 19 (2011), S. 72–97, insbes. S. 92–96.
- 57 So konnten zum Beispiel Verletzungen durch Waffengebrauch die Studenten für eine spätere Berufsausübung als Geistlicher untauglich machen. Ein sehr anschauliches Beispiel aus Greifswald, in dem ein mit Schmähungen verbundener Konflikt zu einer Messerstecherei und zur verletzungsbedingten Inhabilität (Unfähigkeit für ein geistliches Amt) eines der Beteiligten führt, findet sich im Repertorium poenitentiarie Germanicum. Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Pönitentiarie vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches, Bd. IV: Pius II. 1458–1464, bearb. v. Ludwig SCHMUGGE, Tübingen 1996, Nr. 1774.
- 58 Rainer Christoph SCHWINGES, Pfaffen und Laien in der deutschen Universität des späten Mittelalters, in: Eckart C. LUTZ u. Ernst TREMP (Hgg.), Pfaffen und Laien – ein mittelalterlicher Antagonismus? (Scrinium Friburgense 10), Freiburg i. d. Schweiz 1999, S. 235–249, hier S. 238.
- 59 MAISEL (Anm. 8), S. 401–404.
- 60 Hierzu allgemein Rainer A. MÜLLER, Universität und Adel – eine soziostrukturelle Studie zur Geschichte der bayrischen Landesuniversität Ingolstadt 1472–1648 (Ludovico Maximilianeae. Forschungen 7), Berlin 1974; Rainer C. SCHWINGES, Die Universität als sozialer Ort des Adels im deutschen Spätmittelalter, in: Rainer BABEL (Hg.), Grand Tour: adeliges Reisen und europäische Kultur vom 14. bis zum 18. Jahrhundert. Akten der Internationalen Kolloquien in der Villa Vigoni 1999 und im Deutschen Historischen Institut Paris 2000 (Beihefte der Francia 60), Ostfildern 2005, S. 357–372.

Diese „Verweltlichung“ der akademischen Lebensform fällt zusammen mit dem Aufkommen des Humanismus. Die Humanisten, die sich in mancher Hinsicht am Adel orientierten (etwa in extravaganter Namenwahl oder der Kreierung phantasievoller Wappen), die selber häufig dem Laienstand angehörten beziehungsweise vor Kritik an den Vertretern der Amtskirche nicht zurückschreckten, waren offenbar in besonderem Maße dazu geeignet, Propagandisten und Sprachrohr des soziokulturellen Wandels in Universität und Gesellschaft zu sein. Sie suchten das Bündnis mit neu in das akademische Milieu eindringenden sozialen Kräften, um ihre eigenen Vorstellungen von Gelehrsamkeit durchzusetzen und selbst einen Platz an den Fleischtöpfen einnehmen zu können.⁶¹ Dem (studentischen) Volk „aufs Maul zu schauen“ und sich dabei sogar eines bis dahin unter Akademikern verpönten „Gossenjargons“ zu bedienen, erwies sich dabei als eine durchaus erfolgreiche Strategie. Ohne sie hätte das elitäre Bildungsprogramm des „hegemonialen Humanismus“, das der scholastischen, vom Primat der Logik geprägten Gelehrsamkeit ein gedrechseltes Latein und eine an den antiken Autoren geschulte, weltoffene Geisteshaltung entgegenstellte, vielleicht nicht jene kulturelle und soziale Durchschlagkraft entwickelt, die den Humanismus bis heute zu einem so bemerkenswerten Epochenphänomen gemacht hat.

61 Vgl. DE BOER 2017 (Anm. 25), S. 232f.

Imaginierte Angriffe auf den Humanismus

Zur Legitimierung invektiver Praktiken um 1500

Abstract After humanism had been accepted without problems in many cases at the arts faculties of German universities in the second half of the 15th century, complaints about the supposed hostility with which scholastics fought the “litterae” increased at the turn of the century. The article shows that humanists initially stylised localised disputes into conflicts of principle, in which they assigned themselves the role of having to defend humanist education against scholastic enemies. Until the 1510s, however, there is no evidence of an organised and large-scale defence of the “studia humanitatis” and its followers by the scholastics. The threat scenario devised by the humanists enabled them to show solidarity as a group internally and to demarcate themselves externally. At the same time, it legitimised the use of invective practices that were unusual in scholarly debate at the universities. By imputing invective to their fabricated enemies, humanists presented themselves as entitled to strike back with the same means.

Zusammenfassung Nachdem der Humanismus in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts vielfach problemlos Aufnahme an den Artesfakultäten der deutschen Universitäten gefunden hatte, mehrten sich zur Jahrhundertwende Klagen über die vermeintliche Feindschaft, mit der Scholastiker die „litterae“ bekämpften. Der Beitrag zeigt, dass Humanisten zunächst lokal begrenzte Streitigkeiten zu Grundsatzkonflikten stilisierten, in denen sie sich die Rolle zuwiesen, die humanistische Bildung gegen scholastische Feinde verteidigen zu müssen. Bis in die 1510er Jahre fehlen jedoch Hinweise auf eine organisierte und großflächige Abwehr der „studia humanitatis“ und ihrer Anhänger

Kontakt

Dr. Jan-Hendryk de Boer,
Universität Duisburg-Essen,
Historisches Institut, Universitätsstr. 2,
45117 Essen,
jan-hendryk.de-boer@uni-due.de

durch die Scholastiker. Das von den Humanisten entworfene Bedrohungsszenario ermöglichte ihnen, sich als Gruppe nach innen zu solidarisieren und nach außen abzugrenzen. Zugleich legitimierte es die Verwendung invektiver Praktiken, die in der gelehrten Auseinandersetzung an den Universitäten unüblich waren. Indem Humanisten ihren fabrizierten Feinden Invektivität unterstellten, inszenierten sie sich als berechtigt, mit den nämlichen Mitteln zurückzuschlagen.

Feinde zu haben, kann mancherlei Vorteile bieten. Das ist die Quintessenz eines Vortrages, den Umberto Eco im Jahre 2008 an der Universität von Bologna hielt. Angeregt worden seien seine Überlegungen, so berichtet er, durch die Frage eines pakistanischen Taxifahrers in New York, der habe wissen wollen, wer die Erbfeinde der Italiener seien. Eco habe zunächst beteuert, heute hätte Italien keine Feinde mehr. Erst später sei ihm eingefallen, für Italien sei es typisch, gegeneinander Krieg zu führen, so wenn Pisa gegen Lucca gekämpft habe, die Guelfen gegen die Ghibellinen, Nord- gegen Süditalien oder die Faschisten gegen die Partisanen. Insofern gelte auch für Italien das Prinzip: „Einen Feind zu haben ist nicht nur wichtig, um die eigene Identität zu definieren, sondern auch, um sich ein Hindernis aufzubauen, an dem man das eigene Wertesystem demonstrieren und durch dessen Bekämpfung man den eigenen Wert beweisen kann.“¹ Da es nützlich sei, einen Feind zu haben, müsse man einen fabrizieren, wenn man keinen besitze.

Die Einsicht, dass die Abgrenzung gegenüber Anderen ein wichtiger Mechanismus der Bildung und Stabilisierung von Gruppen und anderen sozialen Einheiten ist, ist nicht neu, ebenso wenig die These, dass diese Abgrenzung besonders gut über die Fabrikation von Feinden gelingt. Im Sinne von Chantal MOUFFE bezeichnet ‚Feinde‘ dabei diejenigen, die sich antagonistisch in Wir-Sie-Beziehungen gegenüberstehen.² Im Unterschied zu Gegnerschaft kennt Feindschaft keine gemeinsame Basis mehr. Während man dem Gegner prinzipiell zugesteht, auch Recht haben zu können, wird der Position und Haltung des Feindes jegliche Legitimität bestritten. Eine Einigung oder das Finden von Kompromissen sind zwischen Feinden in der Interaktion von vornherein ausgeschlossen. Ziel ist einzig, den Antagonisten gänzlich aus dem Feld zu schlagen. Dies kann mit unterschiedlichen Mitteln geschehen, etwa durch die Schmähung, Beschimpfung und Herabsetzung desjenigen, den man als Feind ansieht.

Wie Eco und MOUFFE zu entnehmen ist, ist ein Feind ein diskursives Produkt. Jemand wird zu einem Feind gemacht, indem er in die Rolle desjenigen versetzt wird, dessen Positionen, Handlungen und Aussagen ohne weitere Prüfung als inakzeptabel

1 Umberto Eco, Die Fabrikation des Feindes, in: DERS., Die Fabrikation des Feindes und andere Gelehrtheitsschriften, München 2014, S. 9–32, hier S. 9.

2 Chantal MOUFFE, Über das Politische. Wider die kosmopolitische Illusion. Übers. v. Niels Neumeier. Frankfurt a.M. 2007, S. 30.

zu gelten haben. Imaginative und realitätsbezogene Beobachtungen vermischten sich dabei zu einem dichten Gespinnst aus Vorurteilen und abwertenden Annahmen über die Ausgeschlossenen, die das eigene Handeln anleiteten und legitimierten und so zu Exklusion, Verfolgung und Vernichtung führten. Derartige Fabrikationen von Feinden können zu heftigen Konflikten führen, die auf die diskursive, soziale oder sogar physische Eliminierung des Anderen zielen. Diese kann verbal geschehen, indem der Andere geschmäht und denunziert wird; sie kann mit organisatorischen Mitteln geschehen, indem der Andere seinen Platz in Organisationen verliert; sie kann auch zu Gewalt bis hin zur physischen Vernichtung des Feindes führen. Während der soziale Tod die Feinde aus der Gesellschaft insgesamt eliminiert, indem ihre Möglichkeiten der Interaktion und Kommunikation auf ein Mindestmaß reduziert oder gänzlich unterbunden wird, wirkt die diskursive Eliminierung beschränkter: Hier geht es darum, die Gruppe der Feinde aus einer diskursiven Ordnung zu verbannen und ihnen Artikulations- und Handlungsmöglichkeiten in dieser dauerhaft zu nehmen.³

Im Folgenden wird die These vertreten, dass der Konflikt zwischen Humanismus und Scholastik, der sich im Heiligen Römischen Reich im späten 15. Jahrhundert ausbildete, als Fabrikation von Feinden zu lesen ist, der zum Ziel hatte, die Feinde diskursiv zu eliminieren. Dabei spielte man mit Bande: Scholastiker und Humanisten entwickelten nicht in wechselseitiger Abgrenzung die Überzeugung, dass die jeweils anderen Feinde seien, sondern die Humanisten machten die Scholastiker zu Feinden: Sie behaupteten, ihre scholastischen Feinde wollten die Humanisten und ihre Ideen aus dem Feld schlagen, wogegen sie sich auf jegliche Art wehren müssten. Man fabrizierte Feinde, um das eigene feindselige Handeln zu legitimieren.

Nachdem die Forschung seit dem 19. Jahrhundert den scholastisch-humanistischen Gegensatz, der in den Quellen so offenkundig zu sein schien, lange Zeit für bare Münze genommen hatte, änderte sich das Bild seit den 1970er Jahren.⁴ Immer deutlicher wurde herausgearbeitet, dass das Aufkommen des Humanismus im Reich zunächst weitgehend unproblematisch ablief. Sieht man von prominenten Ausnahmen wie dem sogenannten Wanderhumanisten Peter Luder und seinen Streitereien in Heidelberg ab, zeigt sich, dass die Integration von Elementen der humanistischen Bildungsbewegung, wie sie nordalpine Gelehrte in Italien kennengelernt hatten, an den Universitäten des Reiches vielfach konfliktfrei ablief, solange gewisse Spielregeln gewahrt blieben.⁵ Vorlesungen

3 Zu dieser Unterscheidung vgl. Claudia BERGER, Jan-Hendryk DE BOER, Marie-Christin SCHÖNSTÄDT, Martin SCHRÖDER, Vernichten, in: Jan-Hendryk DE BOER (Hg.), *Praxisformen. Zur kulturellen Logik von Zukunftshandeln (Kontingenzgeschichten 6)*, Frankfurt a. M. 2019, S. 234–286, hier S. 236–238.

4 Stellvertretend für diese Neuorientierung der Forschung sei verwiesen auf Arno SEIFERT, *Logik zwischen Scholastik und Humanismus. Das Kommentarwerk Johann Ecks (Humanistische Bibliothek, Reihe I: Abhandlungen 31)*, München 1978; James H. OVERFIELD, *Humanism and Scholasticism in Late Medieval Germany*, Princeton 1984; Erika RUMMEL, *The Humanist-Scholastic Debate in the Renaissance and Reformation*, Cambridge, MA / London 1995.

5 Vgl. Maximilian SCHUH, *Aneignungen des Humanismus. Institutionelle und individuelle Praktiken an der Universität Ingolstadt im 15. Jahrhundert (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance 47)*, Leiden / Boston 2013; Arno SEIFERT, *L'integrazione dell'Umanesimo nelle*

über antike Redner und Dichter an den Artesfakultäten in stärkerem Maße als bislang üblich anzubieten, stieß ebenso wenig auf Kritik wie ein Streben nach einer besseren, das heißt am Latein der späten Republik und der frühen Kaiserzeit geschulten Latinität. Besonders jüngere Universitäten wie Tübingen, Freiburg, Ingolstadt, Frankfurt an der Oder und Wittenberg erwiesen sich in dieser Hinsicht als flexibel, auch wenn es häufig bis ins frühe 16. Jahrhundert dauerte, bis die von den Humanisten bevorzugten Autoren und Werke in den reformierten Studienordnungen als Prüfungsstoff verankert wurden.⁶ Landesherren wie der Württemberger Herzog Eberhard im Bart, Friedrich der Siegreiche und Philipp der Aufrichtige, Pfalzgrafen und Kurfürsten von der Pfalz, Georg der Reiche von Bayern oder – etwas später – Friedrich der Weise von Sachsen zeigten sich ohnehin den *studia humanitatis* früh gewogen⁷ und förderten diese beispielsweise durch die Errichtung humanistischer Lektoren, die allerdings häufig neben der etablierten Organisation der jeweiligen Universität angesiedelt waren. Auch Geistliche wie der Wormser Bischof Johann von Dalberg traten als engagierte Förderer humanistischer Gelehrter hervor. Die städtischen Führungsschichten hatten, in Entsprechung zu den Entwicklungen in Italien, ohnehin rasch erkannt, welches Potential die von den Humanisten gepflegte Oratorik und Geschichtsschreibung für die Selbstrepräsentation des Gemeinwesens und seiner einflussreichen Familien bot.

Mitunter ist allerdings in den letzten Jahren ein allzu irenisches Bild gezeichnet worden, denn ganz ohne Auseinandersetzungen verlief das Aufkommen des Humanismus freilich nicht. An den Universitäten gab es immer wieder Reibereien zwischen

università tedesche, in: *Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento* 5 (1979), S. 25–41; DERS., Das höhere Schulwesen. Universitäten und Gymnasien, in: Notker HAMMERSTEIN (Hg.), *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*, Bd. 1: 15.–17. Jahrhundert. Von der Renaissance und der Reformation bis zum Ende der Glaubenskämpfe, München 1996, S. 197–374; Walter RÜEGG, Das Aufkommen des Humanismus, in: DERS. (Hg.), *Geschichte der Universität in Europa*, Bd. 1: Mittelalter, München 1993, S. 387–408.

- 6 Vgl. Dieter MERTENS, Deutscher Renaissance-Humanismus, in: *Humanismus in Europa*, Heidelberg 1998, S. 187–210, hier S. 198–200; Sönke LORENZ, Von Johannes Reuchlin und Jakob Locher zu Philipp Melancthon. Eine Skizze zum Tübinger Frühhumanismus, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 135 (1999), S. 37–58; Notker HAMMERSTEIN, Humanismus und Universitäten, in: August BUCK (Hg.), *Die Rezeption der Antike. Zum Problem der Kontinuität zwischen Mittelalter und Renaissance. Vorträge gehalten anlässlich des ersten Kongresses des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Renaissanceforschung in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel vom 2. bis 5. September 1978 (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung 1)*, Hamburg 1981, S. 23–39.
- 7 Vgl. Dieter MERTENS, Reuchlins Landesherr Eberhard im Bart. Variationen zum Thema „Politik und Humanismus“, in: Stefan RHEIN (Hg.), *Reuchlin und die politischen Kräfte seiner Zeit (Pforzheimer Reuchlinschriften 5)*, Sigmaringen 1998, S. 225–249; Jan-Dirk MÜLLER, Der siegreiche Fürst im Entwurf des Gelehrten. Zu den Anfängen des höfischen Humanismus in Heidelberg, in: August BUCK (Hg.), *Höfischer Humanismus (Mitteilungen der Kommission für Humanismusforschung 16)*, Weinheim 1989, S. 17–50; Wilhelm KÜHLMANN, Ausblick. Vom humanistischen Contubernium zur Heidelberger Sodalitas Litteraria Rhenana, in: DERS. (Hg.), *Rudolf Agricola: 1444–1485. Protagonist des nordeuropäischen Humanismus, zum 550. Geburtstag*, Bern u. a. 1994, S. 387–412; Max STEINMETZ, *Die Universität Wittenberg und der Humanismus (1502–1521)*, in: *450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg*, Bd. 1: Wittenberg 1502–1817, Halle 1952, S. 103–139.

jüngeren aufstrebenden Gelehrten und etablierten Professoren. Gerungen wurde um Besoldung, Hörergelder und Vorlesungszeiten, um den Rang bei Prozessionen und Abstimmungsrechte in den Fakultäten und Nationen. Dass die Krönung zum *poeta laureatus* durch den Kaiser auch als akademische Graduierung begriffen wurde und zumindest von den gekrönten Dichtern selbst mit dem Anspruch verbunden war, den regulär promovierten Artesmagistern zumindest gleichgestellt zu sein, bildete ebenfalls einen beständigen Stein des Anstoßes.⁸ Zumeist handelte es sich dabei aber um situative und lokal begrenzte Auseinandersetzungen, die aus Konkurrenzsituationen um Einfluss und Anerkennung, Geld und symbolische Repräsentation erwachsen und sich damit nicht grundsätzlich von Streitereien unterschieden, die die Universitäten seit ihrer Entstehung begleitet hatten.⁹ Den Humanisten musste insbesondere daran gelegen sein, die von ihnen unterrichteten Stoffe als verpflichtend in den Studienordnungen festschreiben und sie zu Prüfungsstoffen erheben zu lassen, da ihnen auf diese Weise sowohl eine feste Besoldung garantiert wie auch die Mitbestimmung in den universitären Organen gesichert war. Dementsprechend brachen immer wieder Auseinandersetzungen aus, wenn humanistische Gelehrte ihre Anliegen allzu forsch vorbrachten. Gestritten wurde nicht nur um Geld und Rechte innerhalb der Korporation. Selbstbewusste Humanisten wie Konrad Celtis, Jakob Locher, Hermann von dem Busche oder Philipp Melanchthon waren zudem nicht damit zufrieden, dass einzelne Elemente der *studia humanitatis* in den universitären Unterricht aufgenommen worden waren, sondern wollten weiter reichende Ansprüche einer fundamentalen Neuordnung des gelehrten Feldes, seiner sozialen Strukturierung und der in ihm als legitim anerkannten Wissensbestände durchsetzen.¹⁰ Hier stießen sie allerdings auf den Widerstand der etablierten Professoren, die ihre diskursiven und sozialen Machtpositionen nicht kampfflos aufzugeben bereit waren. Besonders konfliktträchtig waren alle Versuche der Humanisten, Deutungshoheit auch über Themen zu erhalten, welche die höheren Fakultäten – zumal die Theologie – für sich reklamierten. Die

8 Dieter MERTENS, Zu Sozialgeschichte und Funktion des poeta laureatus im Zeitalter Maximilians I., in: Rainer Christoph SCHWINGES (Hg.), Gelehrte im Reich. Zur Sozial- und Wirkungsgeschichte akademischer Eliten des 14. bis 16. Jahrhunderts (Zeitschrift für historische Forschung, Beihefte 18), Berlin 1996, S. 327–348; Albert SCHIRRMEISTER, Triumph des Dichters. Gekrönte Intellektuelle im 16. Jahrhundert (Frühneuzeitstudien, N.F. 4), Köln u. a. 2003; dass die Dichterkrönung im 16. und 17. Jahrhundert bald zu einem Massenphänomen wurde, demonstriert John L. FLOOD, Poets Laureate in the Holy Roman Empire. A Bio-Bibliographical Handbook, 4 Bde., Berlin/New York 2006.

9 Johannes HELMRATH, ‚Humanismus und Scholastik‘ und die deutschen Universitäten um 1500. Bemerkungen zu einigen Forschungsproblemen, in: Zeitschrift für Historische Forschung 15 (1988), S. 187–203; John L. FLOOD, Humanism in the German-Speaking Lands during the Fifteenth Century, in: David RUNDLE (Hg.), Humanism in Fifteenth-Century Europe (Medium Ævum Monographs 30), Oxford 2012, S. 79–117.

10 Zu diesem mit hegemonialen Ansprüchen daherkommenden Humanismus vgl. Jan-Hendryk DE BOER, Die Gelehrtenwelt ordnen. Zur Genese des hegemonialen Humanismus (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 101), Tübingen 2017; DERS., Wie aus Agon Antagonismus wird. Scholastisch-humanistische Grenzpolitik um 1500, in: Historische Zeitschrift 303 (2016), S. 643–670.

Lehre vom göttlich inspirierten Dichter-Seher (*vates*), welcher, vom *furor poeticus* erhellt, auch Weisheitslehren verkünden und religiöse Aussagen tätigen konnte, stieß bei scholastischen Theologen auf entschiedene Ablehnung.¹¹

Gab es Gelegenheiten für einen Konflikt, fehlten den Humanisten zunächst die Mittel, diesen erfolgreich auszufechten. Solange es ihnen nicht gelang, in den Kreis der Magistri regentes aufgenommen zu werden, sondern sie sich mit Lektüren begnügen mussten, mangelte es ihnen an Möglichkeiten, auf den üblichen Wegen ihre Interessen innerhalb der Organisation durchzusetzen. Eine gute Beziehung zum Landesherrn mochte helfen, dieses Machtungleichgewicht auszugleichen, doch barg sie neue Risiken. Die Stellung des Humanismus und seiner Vertreter blieb dann abhängig von der Haltung des Landesherrn und der Lage am Hofe, zugleich provozierten äußere Eingriffe in den Lehrplan oder die Stellenbesetzung nicht selten Widerstand und vergifteten die Stimmung der Etablierten gegenüber den Neankömmlingen.¹² Das ihnen zu Gebote stehende polemische und rhetorische Geschick einzusetzen, um die aus der Machtverteilung im organisatorischen Gefüge der Universität erwachsenen Nachteile auszugleichen, war für humanistische Gelehrte ein naheliegendes Mittel, um die eigene Position zu stärken und die bestehenden Gleichgewichte zusammenbrechen zu lassen.¹³ Hatten sie in Italien studiert, waren sie dort neben den üblichen Inhalten und Techniken der *studia humanitatis* fast unweigerlich auch mit invektiven Aussagestrategien in Berührung gekommen, hatten diese sich doch als Mittel zur Propagierung und Durchsetzung des Humanismus bereits im 14. Jahrhundert etabliert.¹⁴

-
- 11 Joël LEFEBVRE, *Le poète, la poésie et la poétique*, in: *L'humanisme allemande (1480–1540). XVIIIe Colloque international de Tours* (Humanistische Bibliothek, Abhandlungen 38. De Pétrarque à Descartes 37), Paris/München 1979, S. 285–301; Volkhard WELS, *Der Begriff der Dichtung vor und nach der Reformation*, in: Günter FRANK, Sebastian LALLA (Hgg.), *Fragmenta Melanchthoniana*, Bd. 3: *Melanchthons Wirkung in der europäischen Bildungsgeschichte*, Heidelberg u. a. 2007, S. 81–104, hier S. 87–90; zur humanistischen Dichtungstheorie vgl. DENS.: *Der Begriff der Dichtung in der Frühen Neuzeit* (*Historia Hermeneutica, Series Studia* 8), Berlin u. a. 2009; die analogen italienischen Auseinandersetzungen werden behandelt in Concetta Carestia GREENFIELD, *Humanist and Scholastic Poetics, 1250–1500*, Lewisburg u. a. 1981.
- 12 Vgl. etwa am Beispiel der Berufung des Konrad Celtis durch Maximilian I. nach Wien Kurt MÜHLBERGER, *Bemerkungen zum Wiener Poetenkolleg*, in: *Stadtarchiv und Stadtgeschichte. Forschungen und Innovationen. Festschrift für Fritz Mayrhofer zur Vollendung seines 60. Lebensjahres*, Linz 2004, S. 763–778.
- 13 Bourdieu beschreibt unter diesem Stichwort, wie Universitäten irritiert und herausgefordert werden, wenn in zunehmendem Maße Akteure Stellungen bekleiden, die nicht über die traditionell anerkannten Qualifikationen verfügen und nicht über die üblichen Rekrutierungsmaßnahmen ausgewählt wurden; Pierre BOURDIEU, *Homo academicus*, Frankfurt a. M. 1992, S. 251–253.
- 14 Als ‚invektiv‘ werden im Folgenden gemäß der Terminologie des Dresdener SFB kommunikative Praktiken der Beleidigung, Schmähung, Herabsetzung und Beschämung bezeichnet; vgl. Gerd SCHWERHOFF, *Invektivität und Geschichtswissenschaft. Konstellationen der Herabsetzung in historischer Perspektive – ein Forschungskonzept*, in: *Historische Zeitschrift* 311 (2020), S. 1–36, hier S. 11 f.; Dagmar ELLERBROCK u. a., *Invektivität – Perspektiven eines neuen Forschungsprogramms in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, in: *Kulturwissenschaftliche Zeitschrift* 1 (2017), S. 2–24, hier 3 f.

Sie waren zunächst von ‚Privatgelehrten‘ wie Francesco Petrarca kultiviert worden,¹⁵ bevor sie im 15. Jahrhundert zu einem festen Bestandteil von Gelehrtenkonflikten wurden. Dies gilt vor allem für innerhumanistische Auseinandersetzungen wie etwa diejenigen zwischen Lorenzo Valla und Poggio Bracciolini oder Valla und Antonio da Rho¹⁶ für den Kampf gegen Kritik an der humanistischen Dichtungslehre und die prononcierte Kritik an der scholastischen Wissenschaft.¹⁷ Anders als im nordalpinen Europa erfolgte Letztere jedoch vorrangig von außen, also durch Humanisten, die an Höfen oder in den Städten wirkten, weniger von humanistisch gesonnenen Studenten und Magistern. Diese differierende Konfliktlage liegt vor allem darin begründet, dass die Präsenz der Theologie an italienischen Universitäten weit geringer war und viele Artesfakultäten sich früh sehr offen gegenüber den *studia humanitatis* zeigten.¹⁸ Für nordalpine Humanisten, die mit dem Status quo aus verschiedenen Gründen nicht zufrieden waren, lag es insofern nahe, sich invektiver Aussagestrategien zu bedienen, um ihre diskursive Position zu verbessern.

Allerdings war diese rücksichtslose und exzessive Form der Konfliktaustragung in der Gelehrtenwelt des Heiligen Römischen Reiches unüblich. Harte sachliche Auseinandersetzungen und Kontroversen waren in der universitären Wissenschaft verbreitet, jedoch griff man den Gegner im Regelfall nicht persönlich an. Lange Zeit hatte man sogar darauf verzichtet, Zeitgenossen, deren Lehren man kritisch diskutierte, namentlich zu nennen. Dies hatte sich in den Kommentaren und Disputationen des 15. Jahrhunderts zwar geändert, doch nach wie vor zielte man auf die Lehren anderer Gelehrter, nicht auf deren Person. Selbst die erbitterten Auseinandersetzungen um Geltungsansprüche innerhalb des Wegestreites an den Artesfakultäten und die Schulstreitigkeiten zwischen den Theologen, in denen Albertisten, Thomisten und Scotisten gegen die Lehren ihrer Kontrahenten und deren Referenzautoren anschrieben, hatten

15 Francesco Petrarca, *Invectives*, hrsg. v. David MARSH, Cambridge, Mass./London 2003.

16 Vgl. Ennio I. RAO, *Curmudgeons in High Dudgeon. 101 Years of Invectives (1352–1453)*, Messina 2007; Johannes HELMRATH, *Streitkultur. Die ‚Invektive‘ bei den italienischen Humanisten*, in: Marc LAUREYS u. Roswitha SIMONS (Hg.), *Die Kunst des Streitens. Inszenierung, Formen und Funktionen öffentlichen Streits in historischer Perspektive (Super alta perennis, Studien zur Wirkung der Klassischen Antike 10)*, Göttingen 2010, S. 259–293; Christopher S. CELENZA, *The Intellectual World of the Italian Renaissance. Language, Philosophy, and the Search for Meaning*, Cambridge/New York 2018, S. 178–199; Mariangela REGOLIOSI, *Umanesimo lombardo. La polemica tra Lorenzo Valla e Antonio da Rho*, in: *Studi di lingua e letteratura lombarda offerti a Maurizio Vitale*, Bd. 1, Pisa 1983, S. 170–179.

17 Lodi NAUTA, *The Critique of Scholastic Language in Renaissance Humanism and Early Modern Philosophy*, in: Cecilia MURATORI u. Gianni PAGANINI (Hgg.), *Early Modern Philosophers and the Renaissance Legacy (International Archives of the History of Ideas 220)*, Cham 2016, S. 59–79; DERS., *In Defense of Common Sense. Lorenzo Valla’s Critique of Scholastic Philosophy*, Cambridge, Mass. 2009; Neal W. GILBERT, *The Early Italian Humanists and Disputation*, in: Anthony MOLHO u. John A. TEDESCHI (Hgg.), *Renaissance. Studies in Honor of Hans Baron (Biblioteca storica Sansoni, N.S. 49)*, Florenz 1971, S. 201–226; Alan PERRELAH, *Humanistic Critiques of Scholastic Dialectic*, in: *Sixteenth Century Journal* 13 (1982), S. 3–22.

18 Paul F. GRENDLER, *The Universities of the Italian Renaissance*, Baltimore u. a. 2002, S. 199–248.

grundsätzlich nicht zu einer Veränderung dieser diskursethischen Haltung geführt.¹⁹ Anhand von Danksagungen Pariser Gelehrter an ihre Kollegen hat Ueli Zahnd sogar die These aufgestellt, „dass ein Großteil der damaligen Theologen für die intellektuelle Herausforderung, die ihnen die schulischen Gegner boten, schlicht dankbar waren“.²⁰

Einzelne Entgleisungen hatte es zwar immer wieder gegeben, besonders häufig bei Streitigkeiten zwischen Weltgeistlichen und Mendikanten,²¹ doch es hatten sich letztlich stets die Stimmen derer durchgesetzt, die derartige Praktiken ablehnten. Wiederholt hatte man in Statuten versucht, allzu rücksichtslosen Konfliktaustrag zu verhindern und der gelehrten Auseinandersetzung Regeln aufzuerlegen, die insbesondere auf die Person des Anderen zielende Attacken verhindern sollten.²² Gegner persönlich herabzuwürdigen, war dementsprechend in scholastischen Texten im gesamten 15. Jahrhundert unüblich. Eine Ausnahme stellten lediglich jene Gelehrte dar, die als Ketzer galten, namentlich Johannes Wyclif und Jan Hus. Deren Positionen waren auf dem Konstanzer Konzil verurteilt worden und damit nicht mehr in affirmativer Weise an den Universitäten lehrbar. In die Kritik am Wyclifismus und der hussitischen Theologie mischte sich neben der inhaltlichen Kontroverse daher auch auf die Person der als Häretiker geltenden Theologen und deren Anhänger gerichtete Polemik.²³ Diese betraf aber nach dem Selbstverständnis der Universitätsgelehrten keine Kollegen, sondern Außenseiter, die ihre Stellung innerhalb der Gelehrtenwelt eingebüßt hatten, nachdem sie sich mit ihren Thesen gegen den Glauben und die Lehren der Kirche gestellt hatten. In der Auseinandersetzung mit Wyclif, Hus und ihren Anhängern vermischten sich doktrinale, auf deren Lehren bezogene Widerlegungen und rechtliche Maßnahmen, was den Einsatz anderer Praktiken legitimierte, als sie

19 Aus der reichen Forschungsliteratur zu diesem Thema seien hier nur erwähnt Zenon KALUZA, *Les querelles doctrinales à Paris. Nominalistes et réalistes aux confins du XIV^e et du XV^e siècles* (Quodlibet 2), Bergamo 1988; Maarten J. F. M. HOENEN, *Via antiqua and Via moderna in the Fifteenth Century. Doctrinal, Institutional, and Church Political Factors in the Wegestreit*, in: Russell L. FRIEDMAN u. Lauge O. NIELSEN (Hgg.), *The Medieval Heritage in Early Modern Metaphysics and Modal Theory, 1400–1700* (The New Synthese Historical Library 53), Dordrecht u. a. 2003, S. 9–36.

20 Ueli ZAHND, *Der Dank an die Meister. Anmerkungen zu einigen gratiarum actiones spätmittelalterlicher Sentenzenlesungen*, in: Andreas SPEER u. Thomas JESCHKE (Hgg.), *Schüler und Meister* (Miscellanea Mediaevalia 39), Berlin 2016, S. 81–105, hier S. 100.

21 Sita STECKEL, *Ein brennendes Feuer in meiner Brust. Prophetische Autorschaft und polemische Autorisierungsstrategien Guillaumes de Saint-Amour im Pariser Bettelordensstreit (1256)*, in: Christel MEIER u. Martina WAGNER-EGELHAAF (Hgg.), *Prophetie und Autorschaft. Charisma, Heilsversprechen und Gefährdung*, 2014 S. 129–168.

22 Zahlreiche Beispiele zu Versuchen, die gelehrte Auseinandersetzung in Disputationen und im sonstigen universitären Lehrbetrieb zu regulieren, finden sich in Alfonso MAIERÜ, *University Training in Medieval Europe (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance 3)*, Leiden u. a. 1993; vgl. auch Martin KINTZINGER, *Statuten*, in: Jan-Hendryk DE BOER, Marian FÜSSEL u. Maximilian SCHUH (Hgg.), *Universitäre Gelehrtenkultur vom 13.–16. Jahrhundert. Ein interdisziplinäres Quellen- und Methodenhandbuch*, Stuttgart 2018, S. 153–175.

23 Ian Christopher LEVY, *Holy Scripture and the Quest for Authority at the End of the Middle Ages*, Notre Dame 2012.

für gewöhnlich in Gelehrtenkonflikten zum Einsatz kamen.²⁴ Insofern bestätigt der Gebrauch invektiver Aussageweisen gegen die Hussiten nur, dass diese innerhalb der universitären Welt unüblich waren und nicht als akzeptabel galten, da sie sich gegen rechthgläubige Gelehrte richteten, selbst wenn man deren konfligierende Geltungsansprüche entschieden zurückwies. Sie galt es jedoch mit den üblichen Mitteln wie der Dialektik, der Begriffsarbeit, der Deutung von Autoritäten oder der Exegese zu widerlegen, nicht deren Person zu inkriminieren. Notfalls konnten kirchliche Autoritäten oder die Universitäten bzw. Fakultäten Lehren verurteilen, die ihnen anstößig, gefährlich oder eindeutig häretisch erschienen. Derartige Verurteilungen richteten sich jedoch in erster Linie gegen die inkriminierten Thesen, nicht gegen die Personen, die sie vertreten hatten. Gegen diese wurde erst vorgegangen, wenn sie sich – wie im Falle von Hus – weigerten, die Verurteilung zu akzeptieren und ihre Irrlehren zu widerrufen. Lehrverurteilungen und auch polemische Äußerungen gehörten also zu den Mitteln, mit denen konfligierende Geltungsansprüche innerhalb der scholastischen Gelehrtenwelt ausgetragen wurden; invektive Praktiken im Sinne einer Schmähung und Herabwürdigung der Person des Anderen bzw. ganzer Gruppen wurden jedoch im Regelfall abgelehnt, insofern man unter christlichen Gelehrten stritt – was allerdings leidenschaftliche Polemik und invektive Angriffe gegen Juden, Muslime und Häretiker, mitunter auch zwischen Gelehrten und Laien nicht ausschloss. Die Humanisten wichen von diesen diskursiven Regeln ab, indem sie Invektivität zu einem zentralen Element ihrer Konfliktführung machten. Diesen Bruch mit dem Herkommen galt es zu legitimieren – und zwar, so möchte ich zeigen, indem man bedrohliche Feinde fabrizierte und diesen unterstellte, ihrerseits Angriffe gegen die *studia humanitatis* zu führen.

1 Feinde fabrizieren, Bedrohung imaginieren

Wollten die Humanisten invektive Praktiken in die gelehrte Auseinandersetzung einführen, mussten sie damit rechnen, bei den etablierten Gelehrten Irritationen auszulösen und Widerstand zu provozieren. Zwar waren die Universitäten seit ihrer Entstehung Gegenstand von Gelehrten- und Expertenkritik.²⁵ Im Regelfall kam diese jedoch von außen, von Akteuren, die selbst nicht oder nicht mehr an den Universitäten

24 Andrew E. LARSEN, *The School of Heretics. Academic Condemnation at the University of Oxford, 1277–1409* (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance 40), Leiden/Boston 2011; Zénon KALUZA, *La crise des années 1474–1482. L’interdiction du nominalisme par Louis XI*, in: Maarten J. F. M. HOENEN u. a. (Hg.), *Philosophy and Learning. Universities in the Middle Ages* (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance 6), Leiden u. a. 1995, S. 293–327.

25 Frank REXROTH, *Warum Nichtwissen unzufrieden und Spezialwissen unbeliebt macht. Vor-moderne Spuren moderner Expertenkritik*, in: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 66, H. 9/10 (2012), S. 896–906; DERS., *Wenn Studieren blöde macht. Die Kritik an den Scholastikern und die Kritik an Experten während des späteren Mittelalters*, Bern 2015; DERS., *Systemvertrauen und Expertenskepsis. Die Utopie vom maßgeschneiderten Wissen in den Kulturen des 12. bis 16. Jahrhunderts*, in: Björn REICH, Frank REXROTH u. Matthias ROICK

beheimatet waren. Bei Petrarca verbinden sich diese Tradition der außeruniversitären Gelehrtenkritik mit dem Anspruch, von den Universitätsgelehrten seinerseits als Gelehrter anerkannt und gewürdigt zu werden. Diese Spannung zwischen Gelehrtenkritik und Streben nach Anerkennung durch die Kritisierten, die seine Invektive *De sui ipsius et multorum ignorantia* prägt,²⁶ erbten spätere Humanistengenerationen. Mit ihrer Kritik am scholastischen Universitätsbetrieb, den scholastischen Themensetzungen, Techniken und Argumentationsweisen verstießen sie gegen im gelehrten Feld dominante Normalitätserwartungen, die ihnen, die häufig selbst an den nordalpinen Universitäten studiert hatten, nicht fremd waren. Zugleich wollten sie nicht als Außenseiter auftreten, die die Gelehrtenwelt von außen kritisierten, sondern beanspruchten selbstbewusst ihren Platz in dieser. Angesichts dieses Dilemmas, Systemkritik zu üben und gleichzeitig Zugehörigkeit zum System zu behaupten, waren die Humanisten genötigt, eigene Weisen der Konfliktaustragung zu etablieren und zu legitimieren.

In ihrem Agieren folgten diejenigen Humanisten, die sich mit der sukzessiven Integration humanistischer Elemente in den Universitätsunterricht und der organisatorisch nach wie vor häufig marginalen Stellung der *studia humanitatis* und ihrer Vertreter nicht zufriedengaben, keinem Masterplan, mit dem sie die Deutungsmacht im gelehrten Feld hätten erringen wollen. Wie ich zeigen möchte, war ihr Handeln jedoch insofern strategisch, als es nach geeigneten Mitteln suchte, ihre Ziele durchzusetzen,²⁷ nämlich eine Stärkung der humanistischen Bewegung, ihrer Vertreter und ihrer Ideen in organisatorischer wie diskursiver Hinsicht. Kompensieren konnte man die Machtasymmetrie, aus der heraus die Humanisten an den Universitäten des Heiligen Römischen Reichs bis ins frühe 16. Jahrhundert agierten, durch ein Zusammenspiel von drei Faktoren: der Gruppenbildung, welche gleichgesinnte Anhänger der *studia humanitatis* zusammenschloss und deren augenfälligste Erscheinungsform die Sodalitäten waren, in denen Humanisten an verschiedenen Orten im Reich den humanistischen Habitus pfl egten;²⁸ dem Werben für die humanistischen Ideen, was

(Hgg.), Wissen, maßgeschneidert. Experten und Expertenkulturen im Europa der Vormoderne, München 2012, S. 12–44.

- 26 Francesco Petrarca, *De sui ipsius et multorum ignorantia*. Über seine und vieler anderer Unwissenheit. Übers. v. Klaus KUBUSCH, hrsg. v. August BUCK, Hamburg 1993.
- 27 Die hier gebrauchte Verwendung der Begriffe ‚Plan‘ und ‚Strategie‘ orientiert sich an Jan-Hendryk DE BOER u. Marcel BUBERT, Absichten, Pläne und Strategien erforschen. Einleitung, in: DIES. (Hgg.), Absichten, Pläne, Strategien. Erkundungen einer historischen Intentionalitätsforschung (Kontingenzgeschichten 5), Frankfurt a. M. / New York 2018, S. 9–38.
- 28 Vgl. Christine TREML, Humanistische Gemeinschaftsbildung. Soziokulturelle Untersuchung zur Entstehung eines neuen Gelehrtenstandes in der frühen Neuzeit (Historische Studien und Texte 12), Hildesheim u. a. 1989; Heinrich LUTZ, Die Sodalitäten im oberdeutschen Humanismus des späten 15. und frühen 16. Jahrhunderts, in: Wolfgang REINHARD (Hg.), Humanismus im Bildungswesen des 15. und 16. Jahrhunderts (Mitteilungen der Kommission für Humanismusforschung 12), Weinheim 1984, S. 45–60; Hermann WIEGAND, Phoebea sodalitas nostra. Die Sodalitas litteraria Rhenana, in: DERS., Der zweigipfl ige Musenberg. Studien zum Humanismus in der Kurpfalz, Ubstadt-Weiher 2000, S. 29–49; Heinz ENTNER, Was steckt hinter dem Wort „sodalitas litteraria“? Ein Diskussionsbeitrag zu Conrad Celtis und seinen Freundeskreisen, in: Klaus GARBER u. Heinz WISMANN (Hgg.), Europäische Sozietätsbewegung und demokratische

bedeutete, deren epistemische und soziale Nützlichkeit herauszustellen, indem sie an Höfen und in Städten als geeignet für die Selbstdarstellung der Eliten beworben wurden und zugleich demonstriert wurde, dass Mängel der bisherigen Wissensordnung durch die neuen Ideen und Techniken auszugleichen waren;²⁹ schließlich der Etablierung von Praktiken der Selbstpräsentation und des Konfliktaustrags, welche die Humanisten gegenüber ihren Konkurrenten begünstigten. Hierzu zählte insbesondere die Durchsetzung invektiver Aussagetechniken. Diese wiederum ist eng verbunden mit dem Zusammenschluss der Humanisten als Gruppe gegen ihre fabrizierten Feinde: die Scholastiker.³⁰

Die Zugehörigkeit zur Gruppe der Humanisten war nicht formalisiert. Weder mussten Humanisten den Universitäten angehören, noch handelte es sich typischerweise um Mönche oder auch nur um Kleriker. Eidleistungen als weitere übliche Form des Mittelalters, in Gestalt von Schwureinungen formelle Gruppen zu etablieren, fehlten ebenfalls. Die Sodalitäten boten zwar eine organisatorische Struktur, die allerdings häufig nur schwach ausgebildet war und daher lediglich in beschränktem Maße vermochte, Gruppenbewusstsein dauerhaft zu schaffen. Insofern sich die Akteure als Humanisten und damit als Angehörige einer besonderen Gruppe verstanden, lag ihre soziale Identität gleichsam quer zu der Zugehörigkeit zu formellen Gruppen wie Kloster oder Universität, städtische Kommune oder Adelsgeschlecht.³¹ Humanismus

Tradition. Die europäischen Akademien der Frühen Neuzeit zwischen Frührenaissance und Spätaufklärung, Bd. 2, Tübingen 1996, S. 1069–1101.

- 29 Vgl. zusammenfassend Thomas MAISSEN, Schlußwort. Überlegungen zu Funktionen und Inhalt des Humanismus, in: DERS. u. Gerrit WALTHER (Hgg.), Funktionen des Humanismus. Studien zum Nutzen des Neuen in der humanistischen Kultur, Göttingen 2006, S. 396–402; zur Orientierung des Humanismus auf städtische Eliten und Fürsten vgl. Caspar HIRSCHI, Höflinge der Bürgerschaft – Bürger des Hofes, in: Gernot Michael MÜLLER (Hg.), Humanismus und Renaissance in Augsburg. Kulturgeschichte einer Stadt zwischen Spätmittelalter und Dreißigjährigem Krieg (Frühe Neuzeit 144), Berlin u. a. 2010, S. 31–60; Walter RÜEGG, Die Funktion des Humanismus für die Bildung politischer Eliten, in: Gerlinde HUBER-REBENICH u. Walther LUDWIG (Hgg.), Humanismus in Erfurt (Acta Academiae Scientiarum 7), Rudolstadt u. a. 2002, S. 13–32; Anthony GRAFTON u. Lisa JARDINE, From Humanism to the Humanities. Education and the Liberal Arts in Fifteenth- and Sixteenth-Century Europe, London 1986; Dieter MERTENS, Der Preis der Patronage. Humanismus und Höfe, in: Thomas MAISSEN u. Gerrit WALTHER (Hgg.), Funktionen des Humanismus. Studien zum Nutzen des Neuen in der humanistischen Kultur, Göttingen 2006, S. 125–154; zur Präsentation humanistischer Ideen als Neuerung und Lösung bestehender epistemischer und moralischer Probleme vgl. Eckhard KESSLER, Humanist Thought. A Response to Scholastic Philosophy, in: Res Publica Litterarum 2 (1979), S. 149–166; Bert ROEST, Rhetoric of Innovation and Recourse to Tradition in Humanist Pedagogical Discourse, in: Stephen GERSH u. Bert ROEST (Hgg.), Medieval and Renaissance Humanism. Rhetoric, Representation, and Reform, Leiden u. a. 2003, S. 115–148; Charles TRINKAUS, Italian Humanism and Scholastic Theology, in: Albert RABIL, Jr. (Hg.), Renaissance Humanism. Foundations, Forms, and Legacy, Bd. 3: Humanism and the Disciplines, Philadelphia 1988, S. 327–348; Thomas LEINKAUF, Grundriss Philosophie des Humanismus und der Renaissance, 2 Bde., Hamburg 2017, Bd. 1, S. 28–121.
- 30 Dass die humanistische Polemik unverzichtbarer Teil der Konzeptgeschichte der Scholastik ist, zeigt Riccardo QUINTO, Scholastica. Storia di un concetto, Padua 2001, S. 129–166.
- 31 Vgl. Otto Gerhard OEXLE, Soziale Gruppen in der Ständegesellschaft. Lebensformen des Mittelalters und ihre historischen Wirkungen, in: DERS. u. Andrea von HÜLSEN-ESCH (Hgg.), Die

als Bewegung einer Gruppe war damit ein prekäres Phänomen, dessen Fortexistenz und Wirksamkeit permanent sicherzustellen war. Dazu bedurfte es der Erzeugung eines Selbstverständnisses als Gruppe und der daraus erwachsenen Gruppensolidarität, wozu die Fabrikation eines scheinbar übermächtigen Feindes diente.³²

Dass für die Formation und Stabilität die Existenz von Feinden wichtig ist, ist in der Soziologie immer wieder betont worden. Schon Georg SIMMEL hatte den Kampf als „eine Vergesellschaftungsform“³³ identifiziert. „Streitmäßige Beziehungen“ machen, so SIMMEL weiter, „in der Korrelation mit vereinheitlichenden Energien“³⁴ eine Gruppe aus. Allein die Abgrenzung gegen Andere genügt demnach nicht, damit sich eine Gruppe formiert und Dauer erhält, sondern es bedarf zugleich verbindender Interessen, Ideen, Ideologien und Werthaltungen. Spätere soziologische und sozialpsychologische Arbeiten haben diese Einsicht bestätigt. Henri TAJFEL und John TURNER legten dar, dass sich Individuen darum bemühen, ihre Selbstachtung zu wahren oder auszubauen.³⁵ Ein zentrales Mittel dazu sei, eine positive soziale Identität zu erlangen. Hierzu leistete die Zugehörigkeit zu Gruppen einen entscheidenden Beitrag. Soziale Gruppen und Schichten seien häufig mit Werturteilen verbunden, wobei die Einschätzung der eigenen Gruppe in Relation zu anderen Gruppen durch den sozialen Vergleich in Gestalt wertgeladener Attribute und Charakteristika bestimmt werde. Gruppenmitglieder tendierten dazu, die jeweilige *in-group* positiver als die relevanten *out-groups* einzuschätzen. Derartige Vergleiche zwischen *in-groups* und *out-groups* trügen dazu bei, dass sich soziale Gruppen gegeneinander ausdifferenzierten. Gelingen es nicht, in einer Gruppe eine positive soziale Identität zu formen, werde sich das Individuum bemühen, die Gruppe zu verlassen und in eine positiv besetzte andere Gruppe aufgenommen zu werden.

An anderer Stelle hat TAJFEL herausgearbeitet, dass die Existenz von *out-groups* das Zugehörigkeitsgefühl zu einer Gruppe steigern. Das Vermögen, eine *out-group* abzulehnen oder zu hassen, erfordere, dass man „a sense of belonging to a group“ entwickelt habe, die sich klar von derjenigen oder denjenigen unterscheide, die man hasse bzw. ablehne.³⁶ Die Selbstkategorisierung als Mitglied einer Gruppe, so

Repräsentation der Gruppe. Texte – Bilder – Objekte (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 141), Göttingen 1998, S. 9–42.

- 32 Dieser Zusammenhang wurde bereits pointiert benannt von Harald MÜLLER, ‚Specimen eruditionis‘. Zum Habitus der Renaissance-Humanisten und seiner sozialen Bedeutung, in: Frank REXROTH (Hg.), Beiträge zur Kulturgeschichte der Gelehrten im späten Mittelalter (Vorträge und Forschungen 73), Ostfildern 2010, S. 117–151, hier S. 136 f.
- 33 Georg SIMMEL, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, hrsg. v. Otthein RAMMSTEDT (Gesamtausgabe 11), Frankfurt a. M. 31999, S. 284.
- 34 Ebd., S. 291.
- 35 Henri TAJFEL u. John TURNER, An Integrative Theory of Intergroup Conflict, in: Michael A. HOGG u. Dominic ABRAMS (Hgg.), Intergroup Relations. Essential Readings, Ann Arbor, MI 2001, S. 94–109, bes. S. 100 f.
- 36 Henri TAJFEL, Social Identity and Intergroup Behaviour, in: Social Science Information 13 (1974), S. 65–93, hier S. 66 f.

Michael HOGG und Sarah HAINS, begünstige eine Konformität innerhalb der Gruppe, die Differenzierung gegenüber anderen Gruppen eine stereotype Wahrnehmung der *out-groups* und eine positive Haltung gegenüber Mitgliedern der *in-group*.³⁷ Ein in unserem Zusammenhang entscheidendes Ergebnis der sozialpsychologischen Arbeiten ist, dass Beziehungen zwischen Gruppen nicht einfach die Summe interpersonaler Beziehungen zwischen Gruppenmitgliedern darstellen, sondern anders funktionieren.³⁸ Die soziale Identität, die die Zugehörigkeit zu einer Gruppe und die Differenz zu anderen Gruppen schafft, verändert die Sicht der Personen auf sich selbst, ihre Interaktionspartner und weitere soziale Formationen in der Welt fundamental.³⁹ Diese werden gleichsam zur Funktion der Gruppenzugehörigkeit, die damit das Wahrnehmen und Handeln der Akteure formt, insofern sie als Gruppenmitglieder agieren.⁴⁰ Gruppenhandeln muss also – etwa im Falle der Humanisten um 1500 – nicht oder nicht ausschließlich als Ergebnis individueller Willensbildung verstanden werden, sondern als strategische Positionierung im sozialen Raum anhand der Bruchlinien der sozialen Identität, die zwischen Zugehörigkeit und selbstgewählter oder fremdbestimmter Nichtzugehörigkeit zu Gruppen und anderen sozialen Formationen aufgespannt ist.

Der Sozialphilosoph Raimo TUOMELA hat dargelegt, dass Gruppenmitglieder als solche in einem Wir-Modus handeln: Sie verstehen sich nicht nur als individuelle Akteure, die im Ich-Modus ihre persönlichen Ziele verfolgen, sondern agieren als Teil eines Wir, das gemeinsam Ziele realisiert.⁴¹ Bezogen auf die Gruppe der Humanisten lässt sich mit diesem analytischen Instrumentarium unterscheiden zwischen Handeln im Ich-Modus, etwa dem Verfolgen von Karrierezielen oder dem Ausstechen eines Konkurrenten, und Handeln im Wir-Modus, etwa der wechselseitigen Unterstützung der Mitglieder gegenüber Feinden oder der Etablierung wahrer Latinität in den Wissenschaften. Eine Folge des Handelns im Wir-Modus ist laut TUOMELA die Entstehung von Gruppenolidarität, die über die wechselseitige Solidarität der individuellen Gruppenmitglieder hinausgeht. Zu unterscheiden sei zwischen interner Gruppenolidarität, welche die Mitglieder wechselseitig verbinde, und externer Solidarität, welche die gemeinschaftlichen Aktivitäten der Gruppe gegenüber anderen, positiv

37 Michael A. HOGG u. Sarah C. HAINS, Intergroup Relations and Group Solidarity. Effects of Group Identification and Social Beliefs on Depersonalized Attraction, in: *Journal of Personality and Social Psychology* 70 (1996), S. 295–309, hier S. 295.

38 Ebd., S. 305 f.

39 Vgl. auch Henri TAJFEL, *Gruppenkonflikt und Vorurteil. Entstehung und Funktion sozialer Stereotypen*, Bern u. a. 1982, S. 87 f.

40 Jüngst hat Marcel Bubert diese sozialpsychologischen Einsichten genutzt, um die Herausbildung eines artistischen Gruppenbewusstseins an der Universität Paris im 13. Jahrhundert zu erklären; vgl. Marcel BUBERT, *Kreative Gegensätze. Der Streit um den Nutzen der Philosophie an der mittelalterlichen Pariser Universität (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance 55)*, Leiden 2019, S. 55–153.

41 Raimo TUOMELA, *Social Ontology. Collective Intentionality and Group Agents*, Oxford 2013, S. 243 f.

wahrgenommenen Gruppen und sozialen Formationen präge.⁴² Gruppenexterne Umstände und die Beziehung zwischen Gruppen beeinflussten die interne Gruppensolidarität: „Serious threats to a group’s existence and welfare will often raise group consciousness, and group-positive emotions and consequently strengthen internal group solidarity.“⁴³ Ohne dass TUOMELA selbst diesen Schritt ginge, lässt sich im Anschluss an seine Überlegungen sagen, dass die Bedrohung einer Gruppe aus deren Sicht bis zu einem gewissen Grade wünschenswert ist, da sie die Solidarität zwischen den Gruppenmitgliedern steigert und damit das Vermögen erhöht, im Wir-Modus zu agieren und auf die Wirklichkeit zu wirken. Die Bedrohung darf selbstverständlich nicht so weit gehen, dass die Gruppe aufhört zu bestehen. Dennoch hat, so lassen sich alle hier knapp vorgestellten Theorien zusammenfassen, die Wahrnehmung, dass die eigene Gruppe durch *out-groups* in ihrem Zusammenhalt und ihrer Fortexistenz bedroht sei, neben negativen auch positive Effekte für diese Gruppe, da deren Mitglieder gleichsam zum solidarischen Handeln untereinander gezwungen werden, während ihre Differenzierungsbestrebungen gegenüber anderen Gruppen intensiviert werden. Invektivität stellt in solchen Prozessen ein wirksames Mittel dar, Unterscheidungen zu etablieren und Gemeinschaften zu konstruieren.⁴⁴ Insbesondere für Gruppen wie die deutschen Humanisten, deren solidarisches Handeln untereinander keineswegs immer garantiert war, mochte dieser Gewinn hoch zu veranschlagen gewesen sein.

Tatsächlich lesen sich viele Zustandsbeschreibungen in humanistischen Texten des späten 15. und frühen 16. Jahrhunderts bedrohlich. So erinnert etwa Joachim Camerarius in seiner 1553 publizierten Biographie des Poeten Helius Eobanus Hessus daran, welch betrübliche Zustände während dessen Studienzeiten in den ersten beiden Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts geherrscht hätten. Damals seien die Artes liberales häufig in bössartiger Weise als gefährlich dargestellt worden, die Magister und Doktoren, die sie zu unterrichten wünschten, hätten von einflussreichen Personen nur geringe Unterstützung erfahren.⁴⁵ Aus dem Kontext geht hervor, dass Camerarius hier an ein nach humanistischen Maßstäben erneuertes Studium der Artes denkt, nicht an die traditionelle Weise, wie diese an den Universitäten unterrichtet wurden. Deutlicher wurde Erasmus von Rotterdam in seinem erstmals 1520 gedruckten Dialog *Antibarbari* darin, wer als Feind der *literae* zu gelten habe. Mönche griffen die humanistische Gelehrsamkeit beständig mit Verweis auf die Religion an. Im Kontrast zur Bereitschaft, andere zu tadeln, verwahrten sie sich selbst gegen jede Kritik unter Bezugnahme auf ihren angeblich hervorragenden Status. Sie attackierten eine Gelehrsamkeit, die sie nicht besäßen. Wenn dagegen die von jenen Mönchen gerne als Kronzeugen angeführten Kirchenväter die heidnischen Wissenschaften kritisiert

⁴² Ebd., S. 246.

⁴³ Ebd., S. 262.

⁴⁴ Gerd SCHWERHOFF (Anm. 15), S. 19f.

⁴⁵ Joachim Camerarius, *Narratio de Helio Eobano Hesso. Comprehendens mentionem de compluribus illius aetatis doctis et eruditis viris* (1553), hrsg. v. Georg BURKHARD u. Wilhelm KÜHLMANN, Heidelberg 2003, S. 96.

hätten, dann sei dies auf der Grundlage vorzüglicher Kenntnisse geschehen.⁴⁶ Diese Attacke gegen die Mönche war eingebettet in eine große Erzählung vom Niedergang der antiken Bildung und deren mühsamer Rettung in jüngerer Zeit. Bereits der Titel deutete an, dass sich der Dialog als Kampf gegen die Barbaren verstand, deren Angriffe auf die humanistischen Studien von den Figuren wortreich beklagt wurden.

In seiner aufsehenerregenden Rede *De corrigendis adolescentiae studiis*, mit der sich Philipp Melanchthon als Professor am 29. August 1518 in Wittenberg einführte, warb er leidenschaftlich für die *studia humanitatis* als Bildungsprogramm, von dessen Verankerung im Curriculum alle Disziplinen einschließlich der Theologie profitierten. Dabei beschränkte sich der Redner nicht darauf, Studenten zu ermutigen, sich den humanistischen Studien zuzuwenden, vielmehr führte er auch scharfe Angriffe gegen diejenigen, die die notwendigen Reformen nicht mitzutragen bereit seien. „Denn ich habe es übernommen, ihre Sache gegen diejenigen zu schützen, die sich gemeinhin in den Schulen Dokortitel und Belohnungen als Barbaren in barbarischen Künsten, das heißt mit Gewalt und Betrug anmaßen und die Menschen bisher mit nahezu böserartiger Begabung zurückhalten.“⁴⁷ Die deutsche Jugend versuche seit einigen Jahren, an dem glücklichen Wettstreit der *litterae* teilzunehmen, doch gebe es nicht wenige, die sie gleichsam in vollem Lauf aufhalten wollten, wobei sie schlimmer lügen als ein Thraker. Das Studium der wiedererstehenden *litterae* sei eher schwierig als nützlich; sich dem Griechischen zu widmen, bedeute letztlich Müßiggang; zweifelhaft sei der Wert des Hebräischen, zumal es von der Pflege der Künste abziehe; in der Folge werde die Philosophie brachliegen.⁴⁸ Um gegen diese Schar von Ungelehrten anzukommen, bedürfe es nicht nur eines Theseus, sondern eines Herkules. Angesichts der Bedrohung der *studia humanitatis*, die gleichermaßen aus Angst vor dem Neuen und aus intellektueller Borniertheit resultiere,⁴⁹ muss also dem jungen Professor zufolge zum äußersten Mittel gegriffen werden: Es gilt, gleich Herkules, einen Kampf zu führen, um die Antagonisten aus dem Feld zu schlagen. Dass er noch nicht einmal ein Jahr zuvor an anderer Wirkungsstätte, nämlich in Tübingen in seiner Rede *De artibus liberalibus oratio* ein ganz anderes Bild gezeichnet hatte,⁵⁰ blieb unterwähnt. Damals hatte er sogar gehofft, bei den örtlichen Scotisten Sympathien für sehr moderat vorgetragene

46 Desiderius Erasmus, *Antibarbarorum liber*, in: Ders., *Opera omnia*, Ord. I, Bd. I, Amsterdam 1969, S. 1–138, hier S. 74, 5–78, 30; zur komplizierten Entstehungsgeschichte dieses Werkes vgl. die Einleitung von Kazimierz KUMANIECKI, ebd., S. 7–32.

47 Philipp Melanchthon, *De corrigendis adolescentiae studiis*, in: Ders., *Opera quae supersunt omnia*, Bd. 11, hrsg. v. Karl Gottlieb BRETSCHNEIDER (*Corpus Reformatorum* 11), Halle 1843, Sp. 15–25, hier Sp. 15: *Illarum enim causam suscepi tutandam, adversus eos, qui vulgo sibi in scholis doctorum titulos ac premia, Barbari barbaris artibus, hoc est, vi et fraude arrogarunt, et hactenus fere maliciosis ingeniis homines retinent*. Zur Einordnung der Rede vgl. Heinz SCHEIBLE, Melanchthon. Vermittler der Reformation. Eine Biographie, München 2016, S. 39 f.; ausführlich mit weiterer Literatur DE BOER (Anm. 10), S. 321 f., 327–332.

48 Philipp Melanchthon (Anm. 47), Sp. 15.

49 Ebd., Sp. 16.

50 Philipp Melanchthon, *De artibus liberalibus*, in: DERS., *Opera quae supersunt omnia*, Bd. 11, hrsg. v. Karl Gottlieb BRETSCHNEIDER (*Corpus Reformatorum* 11), Halle 1843, Sp. 5–14.

humanistische Ideen zu finden. Von dieser Kompromissbereitschaft und Offenheit gegenüber den scholastischen Gelehrten war in Wittenberg nichts zu spüren – hier war es auch nicht nötig, denn die reformfreudigen Professoren gaben an der jungen Universität den Ton an.

Auch weitere Humanisten entwarfen in Werken, die sich an ein universitäres Publikum richteten, ein dramatisches Bedrohungsszenario. Ein solches malte beispielsweise Johannes Brassicanus, Schüler Heinrich Bebels und seit 1506 Leiter der Lateinschule in Urach. Er inszenierte seine 1508 vollendeten *Institutiones grammaticae*, eine der ersten eigenständigen Grammatiken eines deutschen Humanisten, als Reaktion auf einen angeblichen Beschluss der Universität Tübingen, als Lehrwerk für den Lateinunterricht an den Bursen nur noch das *Doctrinale* des Alexander de Villa Dei zuzulassen und damit jene Schrift, die wie kaum eine andere unter den Humanisten als gänzlich überholtes Zeugnis verfehlter ‚mittelalterlicher‘ Bildung galt. Tatsächlich hatten die Tübinger Humanisten 1505 einen Rückschlag hinnehmen müssen, als neben Donat auch das *Doctrinale* als verbindliches Grammatiklehrwerk an den Bursen und dem Pädagogium festgeschrieben wurde. Was Brassicanus unterschlägt: Die neuen Statuten gestatteten ausdrücklich, dass neben Alexander de Villa Dei auch Dichter behandelt werden dürften, sie sollten jenen nur nicht ersetzen.⁵¹ Als Angriff auf die *studia humanitatis* konnte man diesen Beschluss nur verstehen, wenn man seinerseits überzeugt war, dass die etablierten Lehrbücher aus dem Artesunterricht zu verbannen seien.

Was sich in der Praxis also recht unspektakulär ausnahm, veranlasste Brassicanus gleichwohl, mit schrillen Tönen die vermeintlichen Angriffe auf die humanistischen Studieren zu schildern und gegen die fabrizierten Feinde zu polemisieren: Den glänzenden antiken Philosophen und Staatsmännern sowie den umfassend gebildeten Kirchenvätern stellt er in seiner an Graf Johann von Salm adressierten Widmungsvorrede all die falschen Philosophen und Professoren gegenüber, die selbstzufrieden keine höhere Bildung begehrten, sondern beim völlig unzulänglichen Herkommen blieben.⁵² Brassicanus beklagt, dass jene die humanistischen Studien herabsetzten, was noch zu verschmerzen sei. Schwerer falle ins Gewicht, dass die Heranwachsenden

51 Rudolph von ROTH (Hg.), *Urkunden zur Geschichte der Universität Tübingen aus den Jahren 1476 bis 1550*, Tübingen 1877, S. 417; vgl. Terrence HEATH, *Humanism in the Universities of Freiburg im Breisgau, Ingolstadt, and Tübingen, 1485–1520*, Diss., Oxford 1966, S. 205 f.

52 Johannes Brassicanus, *Institutiones grammaticae*, Straßburg: Prüss 1508 (VD 16 B 7116), fol. 2v–3r: *Vt his homuntionibus litterę indigne sunt: ita litteris hoc genus hominum: quidcunque est/ indignissimum censetur: quę ingenuo et libero homine solo digne sunt. Quo fit magnifice comes/ vt eos homines litteras detrectare parui referat: Multo plus enim iacturae faciunt his hostibus litterae/ qui a puero male instituti/ cultam latinitem quotidie infinita barbarie et soloeco pollunt: contaminant: respergunt. Quales sunt qui se falso philosophos artiumque professores ementiunt: cum sint meri sophistae: et artium potius osores: Licinio publico litterarum hoste longe perniciosores. Quomodo enim hec congruunt iactare se philosophum et simul latinitem odisse?* Zu Brassicanus und seinen *Institutiones* vgl. mit weiterer Literatur Franz Josef WORSTBROCK, Art. ‚Brassicanus, Johannes‘, in: DERS. (Hg.), *Deutscher Humanismus 1480–1520*, Verfasserlexikon, 3 Bde., Berlin u. Boston 2008–2015, Bd. 1 (2008), Sp. 283–287.

von diesen Feinden der *litterae* daran gehindert würden, zur Latinität zu finden. Für unwürdig hielten sie, was doch allein für einen freien Mann angemessen sei, nämlich Bildung auf dem Gebiet der lateinischen Sprache, der Rhetorik und Dichtung. Wie, so fragt er aufgebracht, sei es möglich, sich Philosoph zu nennen und zugleich die *latinitas* zu hassen? Täglich übten sie bei ihren Sitzungen böswillige Kritik an Poeten und Rhetorikern, klagten sie an, beschuldigten, schmähten und verabscheuten sie.⁵³ Mit gleich fünf verwandten Verben (*calumniari, lacessere, criminare, vellicare, detestare*) imaginiert Brassicanus hier die Praktiken, mit denen die Feinde die humanistischen Studien angriffen, um den grenzenlosen Hass, den er jenen zuschreibt, anschaulich zu machen. Ihnen gelte nur, was Alexander de Villa Dei lehre, obwohl doch bereits Hieronymus gezeigt habe, dass man dem allgemeinen (lateinischen) Sprachgebrauch folgen müsse. Wie bei Melanchthon erscheinen die Vertreter der traditionellen universitären Bildung als ungebildet. Ihr Unwissen, gepaart mit Selbstüberschätzung, lässt sie Brassicanus zufolge die humanistischen Studien bekämpfen, wobei sich dieser Hass in ungerechtfertigten Angriffen und in Versuchen manifestiere, Schüler und Studenten von den rettenden *studia humanitatis* fernzuhalten.

Auch im Briefwechsel des Gothaer Kanonikers Konrad Mutian, des Hauptes des Erfurter Humanistenkreises,⁵⁴ finden sich regelmäßig Imaginationen einer Bedrohung der *studia humanitatis* und ihrer Vertreter durch die Universitätsgelehrten. Wenn er das Urteil der Erfurter Theologen gegen den *Augenspiegel* Johannes Reuchlins in einem Brief an Heinrich Urban kommentiert, bestialisiert er am 3. Oktober 1513 ebenfalls die Feinde: „Diese Affen verstehen nicht und urteilen dennoch.“⁵⁵ Mit ihrem Urteil, das das Urteil der Kölner Theologen gegen den *Augenspiegel* unterstütze, hätten sie Reuchlin getötet, um ihren Neid zu befriedigen. Reuchlins Verteidigung gegen die ihm zur Last gelegten Vorwürfe hätten die Kraft von Grammatik und Logik demonstriert, doch die Theologen in Köln und Erfurt hätten sich demgegenüber blind gezeigt. Es sei allein der Neid auf den herausragenden Gelehrten Reuchlin, der die Theologen antreibe, dessen Buch verbrennen zu lassen – wie sie es bereits zuvor gegen andere Gelehrte praktiziert hätten. Mutians Brief, der eine dramatische Frontstellung zwischen Sophisten, den scholastischen Theologen und Reuchlin als Vertreter der *studia humanitatis* aufmacht, ist ein Element eines Bemächtigungsprozesses, in welchem die Humanisten aus dem gesamten Heiligen Römischen Reich die Auseinandersetzung um den richtigen Umgang mit jüdischen Büchern zwischen Reuchlin und den Kölner Theologen sowie ihren Kollegen in Mainz, Erfurt und Heidelberg in ihrem Sinne umdeuteten. Was als Gutachterstreit begonnen hatte, deuteten Reuchlins Unterstützer um zu

53 Brassicanus (Anm. 52), fol. 3r.

54 Vgl. zu Mutianus und seinem Kreis Eckhard BERNSTEIN, Mutianus Rufus und sein humanistischer Freundeskreis in Gotha (Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation 2), Köln u. a. 2014; weitere Literatur bei Fidel RÄDLE, Art. ‚Mutianus Rufus, Conradus‘, in: Deutscher Humanismus (Anm. 52), Bd. 2 (2013), Sp. 377–400.

55 Conradus Mutianus, Briefwechsel, 2 Bde., hrsg. v. Karl GILLERT (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete 18/19), Halle 1890, Nr. 320, Bd. 1, S. 412: *Non intelligunt isti simii et tamen iudicant.*

einem Kampf zwischen Humanisten und scholastischen Theologen, der die Fortexistenz der *studia humanitatis* bedrohte. Tatsächlich ging es den Theologen zunächst vorrangig um ihre Deutungsmacht in Glaubensfragen, die sie durch den juristisch und philologisch gegen die Vernichtung des jüdischen Schrifttums argumentierenden Gelehrten gefährdet sahen. Erst die Intervention insbesondere der Humanisten des Mutianuskreises machte aus der Affäre ein humanistisch-scholastisches Ringen um die diskursive Hegemonie im gelehrten Feld.⁵⁶

Dementsprechend stehen antihumanistische Publikationen scholastischer Theologen nicht am Beginn, sondern am Ende des Konflikts und sind als Reaktion auf die humanistische Invektivität zu lesen. Die humanistischen Schriften zeichnen gleichwohl ein anderes Bild: Wenn Mutianus in seinem Brief an Urban Reuchlin als Humanisten präsentierte, der Opfer neidischer Universitätstheologen zu werden drohte, die blindwütig gegen jeden vorgingen, der eine abweichende Meinung zu vertreten wagte, ohne dessen Argumente auch nur zu prüfen, wurde der Pforzheimer Humanist zum Symbol der bedrohten *studia humanitatis*, die auch Erasmus, Melanchthon, Brassicanus und Henrichmann neben vielen anderen imaginiert hatten. Reuchlin selbst machte sich die Perspektive der zu Hilfe eilenden Humanisten auf die Auseinandersetzung zu eigen und schilderte sie selbst nun im Werben um weitere Unterstützung als scholastisch-humanistisches Ringen, bei dem es um nichts weniger als die Fortexistenz der *studia humanitatis* gehe. Um Kardinal Achille de' Grassi davon zu überzeugen, zu seinen Gunsten im inzwischen nach Rom verlagerten Prozess gegen den *Augenspiegel* zu wirken, berichtete er beispielsweise am 1. November 1518 von der Barbarenhorde, deren Opfer er zu werden drohte. Die Kölner Theologen hätten bereits viele berühmte Gelehrte zur Strecke gebracht. Nun versuchten sie ihn, Reuchlin, „gleichsam Märtyrer der Gelehrtenrepublik“⁵⁷, zu vernichten. Mit erfundenen Vorwürfen strebten seine Feinde danach, ihn zu demütigen und zu überwinden, „damit sie schließlich jene reine und römische Sprache, welcher diese Barbaren wüsten Hass entgegenbringen, und diejenigen, die sie pflegen, nicht nur zu unterdrücken, sondern wahrhaftig auszulöschen vermögen“.⁵⁸

Weniger bekannt als der Reuchlinkonflikt ist der Streit zwischen den Dichtern Euricius Cordus und Tilmann Conradi, der 1507 in Erfurt ausbrach, wo beide studiert hatten.⁵⁹ Beide pflegten humanistische Neigungen, die an der Universität ohnehin

56 Das ist in wenigen Worten die Deutung des Konflikts, die ich in meiner Dissertation entwickelt habe; vgl. Jan-Hendryk DE BOER, *Unerwartete Absichten – Genealogie des Reuchlinkonflikts (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 94)*, Tübingen 2016.

57 Johannes Reuchlin, Briefwechsel, hrsg. v. Matthias DALL'ASTA u. Gerald DÖRNER, 4 Bde., Stuttgart-Bad Cannstatt 1999–2013, Nr. 344, Bd. 4, S. 147, 61: *tanquam r[ei] p[ublicae] literariae protomartyr*.

58 Ebd., S. 147, 65–148, 67: *ut [...] deinceps puram illam et Ro[manam] linguam, quam hi barbari saevissime odio habent, et cultores eius non tantum suppressere, verum etiam extinguere valerent*.

59 Zu diesem Konflikt vgl. auch BERNSTEIN (Anm. 54), S. 205–215; Erich KLEINEIDAM, *Universitas Studii Erfordensis. Überblick über die Geschichte der Universität Erfurt, Teil 2: Spätscholastik, Humanismus und Reformation 1461–1521 (Erfurter Theologische Studien 22)*, Leipzig

verbreitet waren. Das hinderte Cordus allerdings nicht daran, über ein von Conradi verfasstes Gedicht auf die Jungfrau Maria beißenden Spott auszugießen.⁶⁰ Mutianus kritisierte Conradis dichterische Versuche wegen ihrer Dunkelheit und Bedeutungsschwere ebenfalls scharf. Er warf ihm Mangel an Talent und Urteilsvermögen vor.⁶¹ Conradi wechselte daraufhin an die Universität Wittenberg, wo er sich mit seiner *Comoedia cui nomen est Teratologia* an der humanistischen Kritik am scholastischen Latein beteiligte.⁶² Trotz seines Scharmützels mit Cordus kehrte er 1513 nach Erfurt zurück und brachte mit Vorlesungen, die er in seinem Haus veranstaltete, rasch die Professoren der Universität gegen sich auf. Cordus stellte sich auf ihre Seite und verfasste eine satirische Ekloge, in der er Conradi auftreten und sich selbst als ruhm-süchtigen Dichterling entlarven ließ. An diesem für das frühe 16. Jahrhundert nicht untypischen Streit wird ersichtlich, dass die Konfliktlinien häufig durch persönliche Animositäten oder Sympathien und situative Interessenlagen bestimmt waren und keinesfalls einen stabilen scholastisch-humanistischen Gegensatz reproduzierten. Wäre dieser das allein handlungsleitende Motiv gewesen, hätte sich Cordus 1513 kaum auf die Seite der Professoren um den Artisten Johannes Femel stellen dürfen. In der Reaktion Mutians wird aber noch ein weiterer Punkt erkennbar, der unsere bisherigen Beobachtungen bestätigt: Der Gothaer Humanist zeigte sich nämlich in einem Brief an Urban überzeugt, die Scholastiker hätten den Zwist zwischen Cordus und Conradi angestiftet. Ersterer hätte Letzteren nicht angegriffen, wenn er nicht von den Magistern angestachelt worden wäre.⁶³ Um seine Vermutung zu veranschaulichen, imaginierte Mutianus, wie die Magister nach einem geeigneten Helfer gesucht hätten, der ihnen gegen Conradi, dem sie mit ihren Mitteln nicht gewachsen gewesen seien, beistehen könne. Die von Neid getriebenen, bildungsfernen Scholastiker, die die fremde Beredsamkeit nicht ertragen könnten, seien daran interessiert, dass der Konflikt weiter eskaliere. Obwohl er Conradis dichterischen Ambitionen kritisch gegenüberstand, wie er auch von den Werken des Cordus zunächst eine geringe Meinung hatte,⁶⁴ verortete er ihn doch fest auf der Seite der *studia humanitatis*. Das lag, so ist einem weiteren Brief an Urban zu entnehmen, weniger in Conradis Fähigkeiten begründet, sondern in der Tatsache, dass er sich in jene Feindschaft fügte, die Mutianus zwischen Humanismus und Scholastik sah. „Die Lateiner und die Barbaren kämpfen miteinander. Unser Reuchlin hat die Theologen erschreckt.

²1992, S. 199–201; vgl. auch J. Klaus KIPF, Art. ‚Conradi, Tilmann‘, in: Deutscher Humanismus (Anm. 52), Bd. 1 (2008), Sp. 460–470; Peter DILG, Art. ‚Cordus, Euricius‘, ebd., Sp. 470–494.

⁶⁰ Euricius Cordus, *Bucolicon*. Kritische und kommentierte Ausgabe, hrsg. v. Ioanna PASCHOU, Hamburg 1997, S. 54–62.

⁶¹ Conradus Mutianus (Anm. 55), Nr. 59 (an Heinrich Urban), Bd. 1, S. 75 f.

⁶² Tilman Conradi, *Comoedia cui nomen est Teratologia*, Wittenberg: Rhau-Grünenberg 1509 (VD 16 C 4861).

⁶³ Conradus Mutianus (Anm. 55), Nr. 280, Bd. 1, S. 368: *Sic lacessit Tilonium Cordus sophorum vatricia sobornatus taciturnus procul dubio, – non enim licet in quemquam mites armare Camenas – nisi magistrorum stimulis ageretur ad maledicendum.*

⁶⁴ Ebd., Nr. 279 (an Heinrich Urban), Bd. 1, S. 366.

Tiloninus [Conradi] erschreckt die Sophisten.⁶⁵ Aus diesem Grund hätten sie sich gegen Conradi verschworen und Cordus instrumentalisiert, wovon sie sich einen entscheidenden Sieg gegen die *studia humanitatis* erhofften: Verließe Conradi Erfurt, würden die Gegner behaupten, einen Dichter vertrieben und überwunden zu haben; im Gefühl des Sieges würden sie darauf zielen, auf gleiche Weise weitere Lateiner und Verächter der üblichen Lehrwerke zu zwingen, den Ort zu verlassen. In dem von Mutian entworfenen Szenario droht den *studia humanitatis* und ihren Anhängern also von Seiten der Scholastiker eine doppelte Gefahr: Zum einen versuchten diese, die humanistische Bewegung zu spalten; zum anderen wollten sie die Humanisten aus der Universität vertreiben, was ihnen umso leichter fallen werde, desto stärker sich die Vertreter des neuen Bildungsideals gegenseitig bekämpften.

Doch von einer feindlichen Haltung der Scholastiker gegen den Humanismus konnte an der Universität Erfurt keine Rede sein: Selbst der Nominalist Jodocus Trutfetter ließ seine Schriften im Druck selbstverständlich von Gedichten örtlicher Humanisten begleiten.⁶⁶ Dementsprechend fand Eobanus Hessus 1507 in seinem Lobgedicht auf Erfurt für Trutfetter und den Scholastiker Bartholomaeus Arnoldi von Usingen lobende Worte⁶⁷ – von einer scholastisch-humanistischen Feindschaft ist nichts zu spüren. Je selbstbewusster die Humanisten um Mutianus wurden, um so stärker inszenierten sie eine Bedrohung durch die Scholastik. Insofern fügt sich die von Mutianus betriebene Umdeutung des Konflikts zwischen Conradi und Cordus also in jene Reihe von Bedrohungsszenarien, mit denen Humanisten scholastische Feinde der *studia humanitatis* fabrizierten, um die eigenen Reihen zu schließen. Dass die Vertreter der überkommenen Universitätsgelehrsamkeit vereint gegen die humanistischen Ideen vorgegangen wären, erweist sich bis weit in die 1510er Jahre als Fiktion, die einen scharfen Antagonismus entwirft, bei dem es zwar Konkurrenz, Indifferenz, persönliche Animositäten und mitunter auch Vorbehalte gegen die humanistischen Ideale und vor allem deren Vertreter gab, aber keinesfalls jene geschlossene scholastische Frontstellung, die die behauptete Gefahr für die *studia humanitatis* allererst plausibilisierte und invektive Gegenmaßnahmen sanktionierte.

2 Die invektiven Praktiken der Anderen

In ihren Klagen über die Angriffe der scholastischen Feinde der *literae* entwickelten die Humanisten genaue Vorstellungen von jenen invektiven Praktiken, welche ihre Antagonisten angeblich zum Einsatz brachten. Dies waren persönliche Herabsetzungen

65 Ebd., Nr. 277, Bd. 1, S. 363: *Latini et barbari rixantur inter se. Terruit theologos noster Reuchlin. Terret sophistas Tiloninus.*

66 Erich KLEINEIDAM (Anm. 59), S. 142.

67 Helius Eobanus Hessus, *De laudibus gymnasii apud Erphordiam*, in: DERS., *The Poetic Works*, Bd. 1: *Student years at Erfurt, 1504–1509*, hrsg. v. Harry VREDEVELD, Tempe, Ariz. 2004, V. 126–128, 139–142, S. 154.

und Herabwürdigungen, welche die Auseinandersetzungen mit den humanistischen Ideen ersetzten; der Gebrauch aggressiver, der Situation unangemessener Sprache, welche systematisch die Würde der Humanisten verletzte; eine fehlende Unterscheidung zwischen Wahrheitsorientierung und zweckhaftem Handeln, wodurch jegliche Art der Verleumdung und Verfälschung möglich wurde; die Verketzerung von Humanisten, was als Versuch gedeutet wurde, diese mundtot zu machen; schließlich eine Gruppenbildung, die lediglich dazu diente, sich geschlossen gegen die Humanisten zu positionieren. Zusammengenommen entstand das Bild einer konzertierten scholastischen Aktion gegen die *studia humanitatis*, die gezielt die üblichen diskurs-ethische Regeln des gelehrten Feldes verletzte und allein darauf gerichtet war, die humanistischen Ideen zu tilgen. All diese Imaginationen invektiver Praktiken sollen im Folgenden an einigen Beispielen illustriert werden.

Besonders häufig finden sich in humanistischen Briefen, Reden, Gedichten und Traktaten Nachrichten über auf die Person zielende Diffamierungen durch die scholastischen Bildungsfeinde. In Briefen zeigten Humanisten gerne einander an, wenn sie sich verleumdet und diffamiert fühlten. So beklagt sich etwa der junge Willibald Pirckheimer in einem vermutlich auf 1496 zu datierenden Schreiben an einen unbekanntem Geistlichen, ihn während eines Gastmahls wegen seiner Redebeiträge scharf getadelt zu haben, ohne dass er seinen Gegner angegriffen hätte.⁶⁸ Man habe sich über gelehrte Fragen unterhalten. Pirckheimer habe seine Meinung dargelegt und sich unversehens mit dem Vorwurf konfrontiert gesehen, unwissend zu sein. Inhaltlich sei sein Kontrahent auf seine Ansicht nicht eingegangen, sondern habe sich damit begnügt, ihn vor allen anderen herabzusetzen. Er selbst verehere die wahrhaft gelehrten Theologen und Philosophen, missbillige aber, so beteuert der Nürnberger Humanist, diejenigen, die jeden außer sich selbst für töricht hielten und nur für sich Ansehen beanspruchten, ohne dasjenige von anderen zu achten.⁶⁹

1513 nutzte Pirckheimer ein an Johannes Cochlaeus gerichtetes Schlusswort zu seiner Plutarchübersetzung *De his qui tarde a Numine corripuntur libellus*, um die Beschäftigung mit heidnischen Autoren der Antike gegen theologische Kritik zu verteidigen.⁷⁰ Pirckheimer räumt ein, dass man in Plutarchs Schrift einige Gedanken finden könnte, welche nicht der christlichen Frömmigkeit entsprächen. Für die Neider der *literae* könnte dies einen Ansatzpunkt bieten, deren Anhänger mangelnder Frömmigkeit und eines defekten Glaubens anzuklagen. Denn einige arrogante Menschen verachteten alle Sterblichen aus der Überzeugung heraus, sie verfügten über die Gabe der Vorsehung in Bezug auf den göttlichen Geist. Daher folgerten sie, Gott mache alles aufgrund ihres Willens. Sie bewaffneten sich mit Aristoteles und Porphyrius, um gegen jene vorzugehen, deren Studium der antiken Autoren sie ablehnten, ohne die Widersprüchlichkeit ihres Tuns zu erkennen.

68 Willibald Pirckheimer, Briefwechsel, hrsg. u. erl. v. Emil REICKE u. a., 7 Bde., München 1940–2009, Bd. 1, Nr. 5, S. 62, 1–15.

69 Ebd., S. 63, 25–33.

70 Ebd., Bd. 2, Nr. 244, S. 245, 8–246, 8.

Möglicherweise, so mahnt sich der Nürnberger Humanist selbst zur Vorsicht, sollte man seine Worte mäßigen, da jene Männer ihre Feindschaft mit ohnmächtigem Zorn auszuüben pflegten. Sie vergäßen mitunter die menschliche Milde und folgten nicht Christus als Vorbild. Wie wilden Tieren fehle es ihnen an *humanitas*. Sie würden so sehr von Entrüstung gepackt, dass sie auf menschliche Ermahnungen mit Beschimpfungen, auf gerechte Vorwürfe mit Ruchlosigkeit reagierten. Während sie ihr eigenes Unrecht nicht zu erkennen vermöchten, meinten sie, jede vermeintliche Verletzung ihrer eigenen Person für Kritik an der theologischen Fakultät, der Religion oder an Gott nehmen zu müssen und sie keinesfalls übergehen zu dürfen.⁷¹ Die Imagination des Handelns feindlicher Universitätstheologen geht bei Pirckheimer auf diese Weise unversehens in eine scharfe Attacke auf deren Gelehrsamkeit über, so dass er genau in jener Frontstellung agiert, die zu erschaffen er seinen Antagonisten vorhält. Inwiefern jene feindlichen Haltungen, die Pirckheimers zornige Verteidigung der *studia humanitatis* legitimierten, tatsächlich stattgefunden haben, lässt sich wie meistens in solchen Fällen nicht überprüfen, zumal der Nürnberger Humanist keine Namen nennt und sich insbesondere in der Vorrede zu seiner Plutarchübersetzung mit pauschalen Behauptungen über eine typisch scholastische Geisteshaltung aufwartet.

Das von Pirckheimer gezeichnete Bild unwissender, dafür aber umso aggressiverer Kritiker an den *studia humanitatis* findet sich auch in der an Hermann von Neuenahr gerichteten Widmungsvorrede der Dialektik des Johannes Caesarius.⁷² Mit Pirckheimer teilt er eine heftige Erregung über feindliche Akte der Feinde der Dichtkunst, die aber so diffus und vor allem anonym bleiben, dass sie nicht überprüfbar sind. Er zeigt sich darüber verwundert, dass jene Männer, die nichts Würdiges zu schreiben im Stande seien, die Dichter angriffen und verächtlich zu machen suchten. Sie verkannten dabei, dass die Tugend umso heller erstrahle, desto stärker sie gescholten werde. Sie glaubten, nicht nur hochgelehrte Männer angreifen und mit zahllosen Ungerechtigkeiten provozieren zu dürfen, sondern sogar die humanistischen Studien insgesamt verurteilen zu können.⁷³ Die Frage des angemessenen Umgangs mit heidnischer Dichtung beschäftigte nicht nur Caesarius, sondern auch viele andere Humanisten. So gab der in Leipzig die Artes unterrichtende Magister Andreas Probst seiner Ausgabe der *Institutiones poetarum* des Horaz ein selbstverfasstes Gedicht *In Antipoetas* bei, das mit einer Klage anhub, dass die unschuldigen und heiligen Poeten zerrissen würden. Ungeachtet des großen Nutzens der Dichtung verhöhnten die Musenfeinde („*hostes musarum*“) die Dichter-Seher (*vates*) und setzten alles daran, die Jugend daran zu hindern, sie zu studieren. Probst bleibt nur, seine Leser zu bitten, derartigen böswilligen

71 Ebd., S. 246, 34–247, 13.

72 Johannes Caesarius, Widmung der „Dialektik“ an Hermann von Neuenahr, in: Hans RUPPRICH (Hg.), *Humanismus und Renaissance in den deutschen Städten und an den Universitäten*, Leipzig 1935, S. 158–163.

73 Ebd., S. 160, 27–161, 2.

Verunglimpfungen kein Gehör zu schenken.⁷⁴ Zu dieser Zeit noch selbstbewusster Verteidiger der Musen, sollte sich Probst übrigens später auf der anderen Seite wiederfinden: In den *Epistolae obscurorum virorum* wird er als Magister verspottet, dessen Selbstbewusstsein in eklatantem Widerspruch zu seinen Lateinkenntnissen steht.⁷⁵

Mit der Vorstellung der göttlichen Inspiriertheit des Dichters und zahllosen Verweisen darauf, dass nicht nur die Kirchenväter die Dichtung als Ausdrucksmittel geschätzt hätten, sondern sogar Teile der Bibel Dichtung seien, versuchte man, tatsächliche oder imaginierte Kritik von Seiten der Universitätstheologen auszuräumen.⁷⁶ Wie schon im Falle des Caesarius beschränkte sich diese Verteidigungsarbeit gegen die Poetenfeinde nicht auf die Humanisten, die selbst höchste poetische Ambitionen pflegten. So bedauerte Bernhard Adelman von Adelmansfelden 1484 in einem Brief an Johannes Reuchlin ausgiebig den Zustand der Bildung in Deutschland, das sich mit Italien nicht vergleichen könne. Hierzulande gebe es trotz aller Bemühungen um ein Wiedererstehen der feineren Bildung viele, die „nicht Philosophen, also Liebhaber der Weisheit, sondern Liebhaber des Prunkes seien, nicht Magister der Heiligen Schrift, sondern der Finsternis, nicht Rechtsgelehrte, sondern Rechtsverdrehler und Paragraphenreiter“.⁷⁷ Diese Pseudogelehrten verabscheuten die Poesie und die Poeten und meinten, die antike Dichtung sei voller Ausschweifungen und Possen heidnischer Götter. Daher wünschten sie, die Dichter aus den Städten zu vertreiben und auszulöschen. Sittenlosigkeit erscheint hier als undifferenzierter Vorwurf, der von Dichtungskritikern, die zugleich als Feinde der *studia humanitatis* insgesamt vorgestellt werden, unterschiedslos genutzt wird, um jegliche Dichtung und alle Dichter zu diskreditieren und damit eine Waffe in die Hand zu bekommen, um die Poeten auszuweisen.

Jakob Locher, genannt Philomusus, ein glühender Bewunderer des Konrad Celtis, sah sich wegen seines ebenso selbstbewussten wie unkonventionellen, aus Sicht seiner Gegner provokanten Gebarens an all seinen Wirkungsstätten mit Widerständen

74 Diese Argumente wurden nicht nur in humanistischen Reden, Briefen und Kommentaren vorgebracht, sondern mehrfach auch von humanistisch orientierten Gelehrten in universitären Disputationen vorgetragen; als Beispiele seien hier lediglich genannt: Georg von Peuerbach, *Positio sive determinatio de arte oratoria sive poetica*, in: Hans RUPPRICH (Hg.), *Die Frühzeit des Humanismus und der Renaissance in Deutschland* (Deutsche Literatur, Reihe 8: Humanismus und Renaissance 1), Leipzig 1938, S. 197–210; Matthäus Lupinus Calidomius, *Carmina de quolibet Lipsensi anno 1497 disputato. Et questio de poetis a republica minime pellendis*, Leipzig: Thanner 1500 (GW M 19530). Gleichsam als Kompendium der Argumente, mit denen Humanisten die Dichtung verteidigten, lässt sich lesen Joachim Vadianus, *De poetica et carminis ratione*, hrsg. u. übers. v. Peter SCHÄFFER (Humanistische Bibliothek, Reihe II: Texte 21, I–III), 3 Bde., München 1973.

75 *Epistolae obscurorum virorum*. Einführung/Text, hrsg. v. Aloys BÖMER, ND der Ausgabe Heidelberg 1924, Aalen 1978, Lib. I, Nr. 1, Bd. 2, S. 8f.

76 Quintus Horatius Flaccus, *Institutiones poetarum ad Pisones*, [Leipzig: Thanner ca. 1502] (VD 16 H 4887), fol. c6r: *Non aures detis vocibus oro malis*.

77 Johannes Reuchlin (Anm. 57), Bd. 1, Nr. 11, S. 29, 30–32: *non philosophos, sed philopompos, non magistros sacrarum literarum, verum tenebrarum, non iurisperitos, sed potius iurisperditos leguleiosque*.

konfrontiert, die er in seinen Publikationen sowie seinen Briefen stets nicht allein als Kritik an seiner Person und seinem Tun, sondern als Ablehnung der von ihm propagierten humanistischen Ideen verstanden wissen wollte.⁷⁸ So schrieb er im April 1500 aus Ingolstadt an Celtis und beklagte sich über das Unverständnis, das ihm von den örtlichen Theologen entgegengebracht werde. Er stellte den unbescholtenen Ruf seines einstigen Lehrers heraus, um dann über die Schwafler zu klagen, „welche versuchen, Celtis und Philomusus, die heiligen Dichter und Verehrer der uralten Theologie, über Gebühr verächtlich zu machen; doch ihr Neid welkt und unser Ruhm, auf den so viele Schmähungen zielen, wächst und strebt zu den Sternen, während die Übelwollenden kaum ihren Namen in den Inschriften der Stammbäume erhalten können.“⁷⁹ Die Theologen vertrieben die Laute Apolls, ächteten sie öffentlich und beschimpften die Musen als Huren.

Hier deutet sich bereits eine Auseinandersetzung an, die Locher in den folgenden Jahren publizistisch stark beanspruchen sollte. Er lieferte sich ein erbittertes Gefecht mit dem Theologen Konrad Zingel, der von ihm als Feind des Humanismus verunglimpft wurde. Auch nachdem Locher 1503 nach Freiburg gewechselt war, griff er Zingel in mehreren Streitschriften scharf an. Was literarisch als scharfer scholastisch-humanistischer Antagonismus inszeniert wurde, in dem Locher und Zingel die unversöhnlichen Positionen verkörperten, wurde erst von Locher selbst zum Grundsatzkonflikt erhoben. Zingel erwies sich bei anderen Gelegenheiten als dem Humanismus offen gegenüber,⁸⁰ wie viele seiner Kollegen fühlte er sich aber von Lochers selbstbewussten und theatralisch gestalteten Auftritten provoziert. Der Stein des Anstoßes lag also in Lochers persönlicher Interpretation der Rolle des humanistischen Lehrers, weniger in einem grundsätzlichen Vorbehalt gegen die *studia humanitatis*.

Anders das von Philomusus gezeichnete Bild: Obwohl er selbst sich darin der invektiven Verunglimpfung seines Kontrahenten sehr zugetan zeigte, beklagte er dennoch immer wieder das Unrecht, das ihm und allen Poeten angetan worden sei. Zingel habe, so behauptete Locher, die heiligen, vom göttlichen Rasen beseelten Dichter mit einem Maulesel verglichen.⁸¹ Wenn er mutmaßt, sein Gegner sei den Zähnen

78 Zu Locher und den zahllosen Konflikten, in die er verstrickt war, vgl. Günter HEIDLOFF, Untersuchungen zu Leben und Werk des Humanisten Jakob Locher Philomusus (1471–1528), Münster 1975, zum Streit mit Zingel S. 157–160; vgl. auch DE BOER (Anm. 10), S. 423–474; weitere Literatur bei Wilhelm KÜHLMANN u. Rüdiger NIEHL, Art. ‚Locher, Jakob‘, in: Deutscher Humanismus (Anm. 52), Bd. 2 (2013), Sp. 62–86.

79 Konrad Celtis, Briefwechsel. Gesammelt, hrsg. u. erl. v. Hans RUPPRICH (Veröffentlichungen der Kommission zur Erforschung der Geschichte der Reformation und Gegenreformation, Humanistenbriefe 3), München 1934, Nr. 238, S. 398, 22–27: *Rubeat iam suo pudore frons arida atque rugosa quorundam blaterantium, qui Celtin et Philomusum sanctos vates et priscae theologiae cultores iusto gravius detestari conati sunt, sed nostra gloria multis contumeliis petita marcente invidia crescit et astra petit, cum malivoli vix nomen in titulis stemmatum retinere queant.*

80 Terrence HEATH (Anm. 51), S. 221.

81 Jakob Locher, Continentur. In hoc opusculo a Jacobo Locher Philomuso facili Syntaxi concinnato. Vitiosa sterilis Mule/ ad musam: roscida lepiditate predictam/ Comparatio, Nürnberg: Veissenburger 1506 (VD 16 L 2230), fol. a4r.

des ogygischen Drachens entsprungen, praktiziert er nicht nur die in humanistischen Invektiven übliche Bestialisierung, sondern verdeutlicht zugleich die Gefahr, die angeblich von jenem ausging.⁸² In seiner Herabsetzung der Dichter habe Zingel keine Grenzen gekannt: „Die Dichter hat er immer als eitel, lügnerisch, keine Menschen, sondern Heiden und Pseudochristen verleumdet.“⁸³ Der Hass des Theologen gegen die humanistischen Studien sei grenzenlos, weswegen er Locher als Verbrecher, Verderber des Rechts und Vatermörder denunziert habe.⁸⁴ Gegen einen solchen Feind, so beteuert Locher, sei jedes Mittel recht, da es sich bei der Auseinandersetzung in seiner Präsentation nicht nur um einen lokalen Konflikt zwischen zwei Gelehrten handelte, sondern um ein Ringen zwischen Scholastik und Humanismus, bei dem der Vertreter der Scholastik zuerst zu unlauteren Mitteln gegriffen habe.

Den beklagten Herabwürdigungen der *studia humanitatis* und ihrer Vertreter durch die Scholastiker entsprach die angebliche Verwendung einer aggressiven, für akademische Auseinandersetzungen unangemessenen Sprache, die wiederum der Gegenseite zugeschrieben wurde. Damit konnte nicht zuletzt die Heftigkeit der eigenen Angriffe begründet werden, die, so wurde behauptet, lediglich Widerklang dessen war, was den Humanisten entgegenschallte. So ließ Reuchlin seine *Defensio contra calumniatores suos Colonienses* anheben mit einer an Maximilian I. gerichteten Klage über die Unbill, die er durch die Machenschaften seiner Kölner Gegner habe erleiden müssen. Mit seiner selbst einige wohlmeinende Zeitgenossen wegen ihrer Schärfe irritierenden Schrift reagiere er „auf die zahllosen, wüsten und schrecklichen, zuvor unerhörten Verleumdungen und Ungerechtigkeiten“,⁸⁵ durch die er seinen Ruf gefährdet sah. Die Vorwürfe der Gegenseite, irrige Thesen aufgestellt zu haben und sich nicht korrigieren lassen zu wollen, verstand Reuchlin als persönliche Kränkung, die er in seinen Verteidigungsschriften und zahlreichen Briefen an potentielle Bundesgenossen wiederum zu einem Angriff auf die *studia humanitatis* umdeutete. „Es erfordert keine große geistige Begabung zu tadeln, leichter zerstört man, als dass man aufbaut. Es ist keine Kunst und Gelehrsamkeit zu schmähen, zu widersprechen, Ehre und Ruf zu schmälern, einen Namen zu benagen, Invektiven zu schreiben und auszurufen.“⁸⁶ Die mit den üblichen Instrumenten aus dem humanistischen Arsenal der Scholastikkritik als Pseudotheologen gezeichneten Kölner zeigt die *Defensio*

82 Jakob Locher, *Apologia contra poetarum acerrimum Hostem Georgium Zingel Theologum Ingolstadiensem Xynochylensem*, Straßburg: Grüninger 1503 (VD 16 L 2204), fol. a4r.

83 Ebd.: *poetas sepe numero vt vanos: mendaces: nihili homines: ethnicos: et pseudochristianos est criminatus.*

84 Ebd., fol. b3r.

85 Johannes Reuchlin, *Defensio contra calumniatores suos colonienses*, in: Ders., *Schriften zum Bücherstreit*. Reuchlins Schriften, hrsg. v. Widu-Wolfgang EHLERS u. a. (Sämtliche Werke 4, 1), Stuttgart-Bad Cannstatt 1999, S. 197–443, hier S. 202, 14f.: *ad insignes, atroces et immanes contumelias iniuriasque antea inauditas.*

86 Ebd., S. 234, 4–7: *Non est magni ingenii reprehendere, facilius destruitur quam construitur. Non est artis neque doctrinae conviciari, obloqui, detrahere honori et famae, mordere nomen, et invectivas scribere aut dicere.*

als von Habgier, Zorn, Hass, Neid und Hochmut angeleitet. Ihr Mangel an Bildung, gepaart mit unmenschlicher Aggressivität befördert sie Reuchlin zufolge aus der menschlichen Ordnung und versetzt sie unter die wilden Tiere.⁸⁷ Mangelnder Respekt vor der Ehre von Gelehrten, die nicht mit ihnen übereinstimmen, aggressive Rhetorik und Unverständnis gegenüber wahrer *eruditio* werden in der *Defensio* als einander bedingende Faktoren der scholastischen Gelehrtenwelt inszeniert, die mit Reuchlin den Humanismus insgesamt vernichten will.

Aus Sicht der Humanisten stellt die fehlende Trennung von Wahrheits- und Zweckorientierung ein Leitprinzip scholastischer Invektivität dar. Darin sehen sie das Resultat der Verbindung des Mangels an wahrer Bildung und moralischen Defiziten. Statt die ausgetretenen Pfade zu verlassen, endlich die mittelalterlichen Lehrbücher und Textsorten aufzugeben, auf epistemisch unzureichende Techniken wie Syllogismen und Sophismata zu verzichten und das scholastische Latein mit seinen Wortneubildungen und unklassischen Konstruktionen zu überwinden, blieben die Scholastiker, so die Sicht der humanistischen Polemik, beim Herkommen, ohne dafür gute Gründe anführen zu können. Diese Weigerung, sich zum Besseren zu wenden, erschien den humanistischen Kritikern dementsprechend als Auswuchs des Strebens nach Macht und Gewinn sowie intellektueller Unzulänglichkeit. Schon Peter Luder zeigte sich 1456 in seiner Heidelberger Programmrede resigniert bezüglich der Chancen, seine Feinde unter den Magistern zu überzeugen. Er habe ursprünglich mit seinen Ausführungen jene widerlegen wollen, die die Poeten und das Studium der göttlichen Literatur nicht zulassen wollten. Doch schließlich sei er davon abgekommen, da sie sich ohnehin nicht bekehren lassen würden. Daher wolle er die Verächter der Poeten mit Schweigen übergehen.⁸⁸ Angesichts des ausführlich beschworenen Nutzens der *studia humanitatis* konnte diese Verweigerung nur als mutwillig und unredlich erscheinen. Mehr als sechs Jahrzehnte später sah sich Johannes Caesarius der Widmung seiner *Dialektik* zufolge mit einer ähnlichen Problemlage konfrontiert: Er warf den Feinden der *litterae* vor, die humanistischen Studien vor dem ungelehrten Volk zu verdammen, um Eltern dazu zu bringen, ihre Kinder daran zu hindern, sich jenen zu widmen, „weil die schon Erwachsenen nämlich keinen Gewinn oder Vorteil aus diesen ziehen können“.⁸⁹

Derartige Vorhaltungen dienten den Humanisten untereinander dazu, das eigene, auf moralische Verbesserung und Erkenntnisgewinn ausgerichtete Bildungsstreben

87 Ebd., S. 242, 10–244, 3.

88 Wilhelm WATTENBACH, Peter Luder, der erste humanistische Lehrer in Heidelberg, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 22 (1869), S. 33–127, hier S. 106; zum Kontext vgl. Veit PROBST u. Wolfgang METZGER, Zur Sozialgeschichte des deutschen Frühhumanismus. Peter Luders Karriereversuch in Heidelberg 1456–1460, in: Klaus ARNOLD u. a. (Hgg.), Venezianisch-deutsche Kulturbeziehungen in der Renaissance. Akten des interdisziplinären Symposions vom 8. und 10. November 2001 im Centro Tedesco di Studi Veneziani in Venedig, Wiesbaden 2003, S. 54–85.

89 Johannes Caesarius (Anm. 72), S. 161, 20f.: *quoniam videlicet nihil ex his quaestus aut lucri consequi possent iam adulti.*

gegen die Gewinnorientierung der universitären Wissenschaft auszuspielen und damit die eigene soziale Identität gegen diejenige der etablierten Magister zu profilieren. So teilte Mutianus Spalatin seine Einschätzung mit, die Menschen seien begierig und eifrig in Bezug auf Gewinn. Auch diejenigen, die zum Doktorgrad aufstiegen, bemühten sich nicht so sehr um Ruhm und Integrität als um ihren Nutzen. „Deshalb sind wir Armen und Unschuldigen öffentlich verhasst und die *literae humaniores* müssen ertragen, kein Gehör zu finden.“⁹⁰ In analoger Weise schreibt der dem Kreis um Mutianus angehörende Dichter Helius Eobanus Hessus in *De vera nobilitate*, dass heutzutage in einer Welt, die nur nach Gewinn und sinnlichem Vergnügen strebe, die nützlichen Studien keine Auszeichnung verhießen. In den geistigen Künsten seien weder Ruhm noch Ehre zu erwerben. Wer sich in ihnen auszuzeichnen bestrebt sei, ziehe sogleich Neid auf sich.⁹¹ All dies sei Folge der gelehrten Barbarei, die seit 500 Jahren in Deutschland herrsche, nun aber ihrem Ende entgegengehe.

Gegenüber Herebord von der Marthen stellt Mutianus insbesondere die jungen Humanisten als Opfer der Scholastiker dar, die wie die Zensoren des Sokrates handelten. Die Magister hätten sich kürzlich im Collegium magnum zur Bakkalaureatsprüfung versammelt. Darauf brauche man allerdings keine Rücksicht zu nehmen. Man solle keinen Respekt vor dem Urteil dieser streitsüchtigen Sophisten über die Heranwachsenden unseres Kreises haben. Es handele sich nämlich um einen reizbaren und arroganten Menschenschlag, der sich gleichwohl durch Geld gefügig machen lasse. Ob sie die Dichter lobten oder tadelten, sei ohne Belang.⁹² Mutianus stellt hier zwei Gruppen an der Universität gegeneinander, die sich wechselseitig mit Unverständnis begegneten. Jedoch könnten die jungen Humanisten die moralische Verkommenheit ihrer Feinde taktisch ausnutzen, um keine Nachteile in ihrer Karriere zu erleiden. Die Feinde bezeichnet Mutianus als mit einer Toga angetane Geier, verrückt und geistlos, in den rechten lateinischen Studien kindisch und töricht. Die alten Dichter, Redner, Historiker, Rechtsgelehrten und Theologen verurteilten sie wegen der Schlechtigkeit des Geistes und ihrer Unwissenheit. „Sie loben sich und das Ihre, tadeln uns und das Unsrige und sind so elend und der Habgier, dem Hochmut, der falschen wissenschaftlichen Überzeugung verfallen, dass sie Schlechtes für Richtig, Böses für Gutes, Barbarisches für Latein halten. Durch sie erleidet die Dichtung nur Hass und Neid, so dass es wahrscheinlich ist, dass die Magister den Glanz Eobans

90 Conradus Mutianus (Anm. 55), Nr. 4, Bd. 1, S. 8: *Itaque nos pauperes et innocentes publice sumus odiosi et litere humaniores sortem male audiendi subeunt.*

91 Helius Eobanus Hessus, *De vera nobilitate*, in: DERS., *The Poetic Works*, Bd. 3: *King of Poets*, 1514–1517, hrsg. u. übers. v. Harry VREDEVELD (The Renaissance Society of America, Texts and Studies Series 1), Leiden u. Boston 2012, S. 127–169; 539–560, hier V. 270–274, S. 160: *Nulla fere utilium studiorum praemia, nulla est / Artibus ingenuis Gloria, nullus honor. / Hinc quoque si quis erit qui nobilis esse laboret, / Protinus invidiae est causa fuisse pium.*

92 Conradus Mutianus (Anm. 55), Nr. 47, Bd. 1, S. 61: *Neque enim metuendum est, quid de nostri ordinis adolescentibus sophistae contentiosi iudicent, genus irritabile et arrogans, tamen exorabile pecunia. Nam sive laudent sive vituperent poetas, parum interest.*

kaum erkannt haben.“⁹³ Trotz der demonstrierten Selbstsicherheit verraten diese Worte, dass das Handeln der Feinde doch nicht so wirkungslos war, wie Mutianus es zunächst beteuert hatte: Sie kontrollierten das universitäre Prüfungswesen, verteilten die Bildungspatente und bestimmten über den Zugang zur Universität. Für einen jungen, aufstrebenden Humanisten wie Eobanus Hessus konnten sie daher zum Problem werden, wenn sie – wie in der humanistischen Imagination bereits geschehen – die Reihen schlossen und als Gruppe gegen die Gruppe der Humanisten agierten.

Johannes Kerckmeister, Leiter der Domschule in Münster, brachte 1485 eine Schulkomödie heraus, welche am Beispiel des Lateinlehrers Codrus in belehrender Weise vorführt, wohin mangelnde Bildung führen kann.⁹⁴ Im Wesentlichen zeigt Kerckmeister, wie der unbedarfte, nur mit rudimentären Lateinkenntnissen ausgestattete Codrus von den Kölner Studenten Bartolus und Baldus vorgeführt wird. Dabei muss sich Codrus nicht nur gefallen lassen, wegen seiner minderen Ausdrucksfähigkeit verspottet zu werden, sondern wird, als er sich an der Kölner Universität immatrikulieren will, um das Versäumte nachzuholen, Opfer einer *Depositio* und der damit verbundenen körperlichen Misshandlungen, mit denen ein Grünschnabel (*beanus*) üblicherweise von den übrigen Studenten empfangen wurde. Die teils wirren, teils naiven Verlautbarungen des Codrus geben im Stück immer wieder Anlass für ausführliche Monologe der anderen Figuren, um dem Publikum am Beispiel des fortgesetzten Scheiterns des Codrus die richtige Weltsicht zu vermitteln. Als Codrus die Dichtung (*poetria*) in einem Wortspiel als Saustall (*pocaria*) bezeichnet, muss er sich vom gekränkten Studenten Markus, einem Anhänger der wahren Grammatik und der am antiken Vorbild geschulten Dichtung, zurechtweisen lassen. Der Student begnügt sich nicht damit, die Vorzüge der Dichtung herauszustellen und darzulegen, dass diese im Altertum hoch geschätzt worden sei, sondern gibt Codrus auch Verhaltensregeln an die Hand. Selbst wenn dieser die Dichtung persönlich nicht möge, solle er sie doch nicht verunglimpfen, da er durch sie keinen Schaden erlitten habe. Wenn er nichts von der Grammatik verstehe, solle er nicht aus Neid und Gewinnsucht versuchen, seine Schüler daran zu hindern, richtiges Latein zu lernen.

Was die Humanisten mit ihrer Fabrikation des scholastischen Feindes betrieben, nämlich die Steigerung der sozialen Identität und Solidarität der Gruppe, warfen sie ihren Kontrahenten vor. Aus niederen Motiven schlossen sich diese zusammen, um die *studia humanitatis* und deren Propagatoren zu verdrängen, was selbstverständlich geeignete Gegenmaßnahmen, also eine Intensivierung des eigenen Gruppenhandelns, zur Folge haben musste. Ein Humanist, der sich als solches Opfer scholastischer

93 Ebd.: *se et sua laudant, nos et nostra carpunt et sic miseri et ad avaritiam, superbiam, falsamque scientiae persuasiunem nati prava pro rectis, mala pro bonis, barbara pro latinis habent. Per eos tantum odii atque invidiae suscepti poetica, ut verisimile sit magistros Eobani fulgorem aegre aspexisse.*

94 Elmar RICKERT, Johannes Kerckmeisters Schulkomödie „Codrus“ (1485) als Zeugnis für den Humanismus in nordwestdeutschen Raum, Münster 2011, eine Edition des lateinischen Textes findet sich auf S. 25–61.

Gruppenbildung sah, war Johannes Rhagius.⁹⁵ Dieser, der den Beinamen Aesticampianus trug, hatte unter Celtis in Krakau studiert und war später durch Italien gereist, wo er zum Dichter gekrönt worden war. 1506 war er als Professor für Rhetorik und Poetik an die soeben eröffnete Universität in Frankfurt an der Oder berufen worden, wo er allerdings nicht die erwünschte Anerkennung fand. Also wechselte er bald nach Leipzig, wo Ulrich von Hutten zu seinen Schülern zählte. Was vielversprechend begonnen hatte, sollte jedoch in einem Skandal enden. Zumindest in der Wahrnehmung des Aesticampianus wurde er 1511 aus der Universität vertrieben, nachdem er sich durch sein selbstbewusstes Auftreten und ein unablässiges Werben für die *studia humanitatis* die Feindschaft zahlreicher Magister zugezogen hatte. An diese Episode wurde wenige Jahre später in den *Epistolae obscurorum virorum* erinnert, die Aesticampianus als – aus Sicht der Dunkelmänner – allzu stolzen Vertreter der Poesie im Gegensatz zu den etablierten Magistern der Artes präsentierten.⁹⁶ Den konkreten Anlass für den spektakulären Abgang des Humanisten aus Leipzig verschweigt die Briefsatire allerdings in ihrem Bestreben, Auseinandersetzungen um einzelne Humanisten und deren Ideen auf eine grundsätzliche Ebene zu verschieben. Tatsächlich hatte Aesticampianus 1511 beschlossen, Leipzig zu verlassen, nachdem er nicht wie gewünscht vom Rektor einen Raum für seine Vorlesungen zugeteilt bekommen hatte. Sein Scheitern inszenierte er in einer programmatischen Rede als Vertreibung durch die Scholastiker, die in dem Humanisten zugleich die *literae* bekämpft hätten. In der Rekapitulation all der antiken Texte, über die er in Leipzig gelesen hatte, inszenierte sich der Redner als überzeugter Humanist, der gleichermaßen in den antiken Komödien, der Epik, Rhetorik und Philosophie heimisch war, aber auch über Priscian und Augustinus' *De doctrina christiana* gelesen habe.⁹⁷

Im dritten Teil der Rede kommt Aesticampianus ausführlich auf die wenigen zu sprechen, die ihn freundlich aufgenommen hätten, und auf die vielen, die ihn mit ihrem Hass verfolgt hätten. Seine Gegner hätten mit allen Mitteln versucht, ihre Schüler daran zu hindern, bei ihm zu hören. Auf die seinen Hörern in den Mund gelegte Frage, wer die Poeten nicht liebe und ihn verfolgt habe, antwortet er: „Es sind die Theologen, ganz gewiss die Theologen.“⁹⁸ Sie hassten die Gedichte der Poeten ebenso wie die Sünden der Pharisäer. Sie vermieden jeden Umgang mit den Dichtern und ließen sie daher auch nicht an ihren Gastmählern teilhaben, ohne dass es dafür einen einsichtigen Grund gegeben hätte. Tadeln wolle er sie hierfür nicht, damit sie ihm nicht zürnten, denn sie hätten die Macht, jemanden ans Kreuz zu schlagen. Auch die Juristen und die Mediziner behandelten die Dichter Aesticampianus zufolge

95 Vgl. zu Leben und Werk mit weiterer Literatur Susanne EL KHOLI, Art. ‚Rhagius, Johannes‘, in: Deutscher Humanismus (Anm. 52), Bd. 2 (2013), Sp. 639–655, zu den Auseinandersetzungen an der Leipziger Universität ebd., Sp. 640 f.

96 *Epistolae obscurorum virorum* (Anm. 75), Lib. I, Nr. 17, Bd. 2, S. 32–34.

97 Johannes Aesticampianus, *Oratio in studio Lisensi Anno 1511*, hrsg. v. M. PESCHECK, in: Neues Lausitzisches Magazin 20 (1842), S. 191–198, hier S. 192–194.

98 Ebd., S. 196: *Sunt Theologi, certe Theologi sunt.*

keinesfalls besser. Erstere ließen die Poeten nicht in ihren Hörsaal, Letztere luden sie zwar ein, jedoch nur, um die eigene Überlegenheit zu demonstrieren. Immerhin hätten einige Philosophen ihn wohlwollend angehört, doch die meisten hätten ihn verachtet. Aus Bosheit und Geldgier hinderten die Etablierten die Studenten daran, den Pfad der Beredsamkeit einzuschlagen. Wenn er Leipzig nun verlasse, ereile ihn das gleiche Schicksal wie Celtis und Hermann von dem Busche, die man ebenfalls gequält und hinausgeworfen habe. Angesichts dieser Geschichte von Ignoranz bleibt nur Resignation: „Welchen der beredten Dichter haben eure Väter nicht verfolgt, welchen habt ihr nicht mit Spott überzogen, die doch euch zu verfeinern gleichsam vom Himmel geschickt wurden?“⁹⁹ Die Gruppenbildung auf Seiten der Scholastiker, die ihre finanziellen und Machtinteressen über die Sorge um die Bildung ihrer Studenten gestellt und im Verbund die Lehrer der *studia humanitatis* ausgegrenzt hätten – so die Botschaft der Rede des Aesticampianus –, lasse Letzteren buchstäblich und im übertragenen Sinne keinen Raum an der Universität, weshalb künftig kein Dichter mehr wagen werde, sein Glück in Leipzig zu versuchen.

3 Angriff als Verteidigung

Die Imagination eines Bedrohungsszenarios und von gegen die *studia humanitatis* und deren Vertreter gerichteter invektiver Praktiken erlaubte den Humanisten, eigene diskursethische Regelverstöße zu rechtfertigen. Immer wieder betonten sie, von ihren Feinden gleichsam gezwungen worden zu sein, ihrerseits invektive Attacken gegen Personen zu führen und die herkömmliche Universitätsgelehrsamkeit undifferenziert zu verdammen. Dieses Vorgehen wählte zum Beispiel Jakob Henrichmann, ein Schüler Heinrich Bebels. In einem an Kaspar Hummel gerichteten Begleitbrief zu seinen erstmals 1506 publizierten *Institutiones grammaticae* schildert er lebhaft, welch Ungemach ihm die Verächter der humanistischen Studien an der Universität Tübingen bereitet hätten, wo er bis 1508 lehrte. Eine ganze Serie an Widmungsschreiben und begleitenden Gedichten, die ihrerseits flankiert waren von Beiträgen Bebels sowie weiterer Gleichgesinnter aus dem Umfeld der Universität, baute das den Humanisten verhasste *Doctrinale* des Alexander de Villa Dei und all diejenigen, die auf dieses, wie Henrichmann versicherte, vollkommen unzureichende grammatische Lehrwerk nicht verzichten wollten, als Gegenspieler auf.¹⁰⁰ Der erstmals in der vierten Auflage von 1508 erschienene Brief an seinen einstigen Lehrer Hummel beklagte das Brüllen der Barbaren, das er während seiner Lehrtätigkeit nicht habe vermeiden können. Jene hätten immer wieder ihre

⁹⁹ Ebd., S. 197f.: *Quem enim poetarum eloquentum non sunt persecuti patres vestri, et quem vos ludibrio non habuistis, qui ad vos expoliendos quasi coelitus sunt demissi?*

¹⁰⁰ Jakob Henrichmann, *Institutiones grammaticae*, Hagenau: Anshelm 1520 (VD 15 H 2035), fol. a1v (Gedicht von Sebastian Keffer), fol. a5r–v (Exhoratio Henrichmanns).

schmutzigen und neidischen Zähne in ihn geschlagen.¹⁰¹ Er hätte sich gewünscht, dass sie endlich beim Wühlen im Schmutz stumpf geworden wären, so dass sie ihm nicht mehr hätten schaden können. Es folgen bekannten Vorwürfe: Jene Schwätzer ließen nur Petrus Hispanus und Alexander de Villa Dei gelten, sie verachteten die geschliffenere sprachliche Bildung. Sie seien erbitterte Feinde der Musen und wollten nicht zulassen, dass die Poesie an der Universität gelehrt werde. Dass Henrichmann im selben Jahr Tübingen verließ, um in die Dienste des Bischofs von Eichstätt zu treten, dürfte den harten Ton erklären, den er im Schreiben an Hummel gegen die Tübinger Barbaren anschlägt. Erneut werden diese als Feinde der humanistischen Bildung beschrieben, mit denen nicht zu reden sei, da sie in ihrem Hass und ihrer Verblendung beim Überkommenen bleiben wollten und jede Neuerung kompromisslos ablehnten. Daher schließt sie Henrichmann auch aus der menschlichen Diskursgemeinschaft symbolisch aus, indem er sie zu unreinen Schweinen degradiert.¹⁰² Es sind Henrichmann zufolge gerade der Mangel an Vernunft, die vermeintliche Weigerung, sich die guten Gründe der Propagatoren einer humanistischen Reform des Artesunterrichts anzuhören, welche die Feinde so gefährlich und die *studia humanitatis* zu einem bedrohten Gut machten.

Repräsentativ für die genannte Aussagestrategie kann auch das 1518 veröffentlichte *Vallum humanitatis* des Hermann von dem Busche stehen.¹⁰³ Bereits im Titel präsentierte es sich als Verteidigungswerk, das gegen die scholastischen Angriffe auf die humanistischen Bildungsbemühungen errichtet worden war. Busche hatte zwei Jahre zuvor die Universität Köln verlassen, um Schulleiter in Wesel zu werden – ein Abschied im Zorn, der in seinem *Vallum humanitatis* nachklang. Häufig habe er in Köln Kränkungen ertragen müssen, wobei die Feindschaft der Scholastiker seiner Darstellung zufolge nicht seiner Person, sondern den Ideen gegolten habe, für die er stand: Im letzten Jahr habe er, so erzählt Busche beispielsweise, sich mit einigen seiner jungen Studenten eine Weihnachtspredigt angehört, in der die *studia humanitatis* heftig getadelt worden seien. Der Prediger habe ihnen Entartung und Falschheit vorgeworfen. Die Poeten wollten lieber scheinen als sein. Sie zögen ihr Publikum durch ihre Werke von einem heiligmäßigen Leben ab und ließen ihre Anhänger wie Schweine leben. Schon Hieronymus habe daher, so der Prediger, die Dichtung verworfen. Zu verhindern sei, dass die adlige Jugend sich der *ars humanitatis* verschreibe. Das einzige Mittel sei, jungen Menschen das Studium der *humanitatis literae* zu verbieten.¹⁰⁴ Die aggressive Sprache des Predigers entspricht also in Busches Erzählung

101 Ebd., fol. a3v: *Cum superioribus annis grammaticas institutions (quarum quidem non minimam partem a te accepisse ingenue faactor [sic]) elucubrassem, barbarorum boatum euitare nequiuui, quin spurcos et liuidos dentes in me acuerent.*

102 Ebd.

103 Hermann von dem Busche, *Vallum humanitatis*, Köln: Caesar 1518 (VD 16 B 9954). Zu Busche vgl. mit weiterer Literatur Wilhelm KÜHLMANN, Art. ‚Buschius, Hermann‘, in: *Deutscher Humanismus* (Anm. 52), Bd. 1 (2008), Sp. 313–336.

104 Ebd., b4v–c1r.

der Rigorosität der geforderten Maßnahmen, woraus eine Bedrohungslage erwächst, gegen die der Humanist anzuschreiben versucht.

Wie üblich in derartigen Schriften, betonte der Verfasser seine lauterer Absichten. Er wolle keinesfalls gegen jenen humanismusfeindlichen Prediger wüten, dem er und seine Studenten hätten lauschen müssen, vielmehr wolle er gemäß dem Stil der Alten Aussagen von anderen anbringen, nicht um Schimpf zuzufügen, sondern um die Wahrheit zu erkennen. Er verfolge ein didaktisches Ziel, er wolle nämlich lehren, welche Argumente man für die *studia humanitatis* gegen die Tadler ins Feld führen könne.¹⁰⁵ Dass er seine Gegenspieler als rohe und unwissende Männer verunglimpft, die sich Dinge zu beurteilen anmaßen, von denen sie nichts verstünden, steht zwar in merklichem Widerspruch zur Treuherzigkeit, mit der Busche behauptet, auf Angriffe auf seine Gegner verzichten zu wollen. Doch deutet sich auch hier das Argument an, nur aus Notwehr zu handeln, da die Feinde der *studia humanitatis* selbst aus unlauteren Motiven agierten.¹⁰⁶ Dass ihnen nebenbei das Recht bestritten wird, über die an der Artesfakultät zu unterrichtenden Themen zu urteilen, ist die logische Konsequenz des das *Vallum humanitatis* durchziehenden Freund-Feind-Denkens. Dass die gegnerische Position trotz der nicht verifizierbaren Geschichte über den Kölner Prediger vage bleibt und ein vergleichbarer antihumanistischer Traktat von Seiten der Kölner Scholastiker nicht bekannt ist, veranschaulicht, dass es sich auch hier um eine Fabrikation von Feindschaft handelt, welche der Propagierung der humanistischen Ideen, der Gruppenbildung und der Etablierung antischolastischer Argumente und Aussagestrategien dienen sollte.

Noch wüster ging Jakob Locher mit dem Theologen Zingel um, den er, wie oben bereits ausgeführt, in mehreren Schriften persönlich diffamierte. Auch Philomusus präsentierte seine Beleidigungen und Herabwürdigungen als Akt der Verteidigung gegen ein Untier, gegen das sich die Dichter sammeln müssten, um Schaden abzuwenden.¹⁰⁷ Er respektiere grundsätzlich alle Theologen, nur einen, der ihm selbst keine Ruhe gönne, greife er an.¹⁰⁸ Zwischenzeitlich habe er beschlossen, mit Zingel Frieden zu halten, doch gleich den Skythen achte dieser Friedensverträge wegen der ihm innewohnenden Kriegslust nicht. Getrieben von der Liebe zur Sache habe er sich an die Verteidigungsarbeit gemacht: „Es zwingt mich die heilige Poesie, die göttliche Verehrung der Musen lässt nicht zu, dass ich stumm bleibe.“¹⁰⁹ Obendrein sei Zingel nicht allein, sondern habe jene zu Verbündeten, die nicht von Alexander de Villa Dei und ihren logischen Spielereien lassen wollten. Die Gruppe der Feinde wage in ihrer Selbstüberhebung, die Dichtung zu verleumden, weswegen der selbsternannte Liebhaber der Musen glaubt, ihnen entgentreten zu müssen.¹¹⁰

105 Ebd., fol. c1r.

106 Ebd., fol. m3v.

107 Jakob Locher (Anm. 81), fol. a3v.

108 Ebd., fol. a6r.

109 Ebd., fol. a4r: *Cogit me sacra poesis. diuinus musarum cultus me mutum esse non patitur.*

110 Ebd., fol. a4r-v.

Der Erfurter Humanistenkreis entwickelte früh eine besonders enge Gruppen-solidarität, die der Profilierung innerhalb der Humanisten und der Verteidigung gegen tatsächliche oder imaginierte Gegner nach außen diente. So teilte Mutian Herebord von der Marthen seine Absicht mit, als ranghöchster Zenturio (*primus pilus*) der Hilfstruppen unter der Führung Herebords als Rächer gegen die Barbaren ziehen zu wollen, „gegen deren Verschwörung wir einzeln nichts vermögen, verbunden jedoch im Heer männlich stehen und mit erhobenen Heerzeichen kämpfen werden.“¹¹¹ Diese kriegerische Rhetorik stimmte man auch ein Jahrzehnt später an, als es galt, Reuchlin gegen die Kölner Theologen und Dominikaner und – so meinten die Erfurter Humanisten – gegen die Scholastiker insgesamt zu verteidigen. Dann erscheint der Inquisitor Jakob Hoogstraeten, einer der entschiedensten Gegner Reuchlins, als „Haupt der barbarischen Horde“¹¹², die Kölner als unfähige, barbarische und aufrührerische Männer“¹¹³, die Reuchlins Leistungen nicht zu würdigen vermöchten. Eobanus Hessus verkündet dem Bedrängten in feierlichem Ton, der Senat der lateinischen Bürgerschaft habe bereits für ihn einen Triumph beschlossen. Die *Artes liberales* würden nicht fliehen vor den Angriffen. Daher ruft der Dichter mit Ciceros *De officiis* dem von den Feinden entfachten Krieg zu, dem Frieden Platz zu machen. Den Lorbeer werde die Sprachkunst erhalten.¹¹⁴ Ihr eigenes Handeln, das neben Solidaritätsadressen vor allem aus der Publikation von gegen die Pseudogelehrten gerichteten satirischen Schriften mit den *Epistolae obscurorum virorum* an der Spitze bestand, verstanden die Erfurter als solidarisches Handeln im Wir-Modus, mit dem sie einem bedrohten Gleichgesinnten gegen Gegner zu Hilfe eilten, die in ihrer Darstellung permanent die Spielregeln gelehrter Auseinandersetzung verletzten. So ließen sich die eigenen Verletzungen der ungeschriebenen Regeln, wie Gelehrtenkonflikte zu führen seien, als Verteidigungshandeln rechtfertigen, zu dem man gezwungen gewesen sei.

Im Reuchlinkonflikt gipfelte die inzwischen über mehrere Jahrzehnte geübte Fabrikation des Feindes durch die deutschen Humanisten. Indem sie den Feinden den unlauteren Gebrauch invektiver Praktiken unterstellten, legitimierten sie ihre eigenen Invektiven und polemischen Verzeichnungen universitärer Gelehrsamkeit. Dass es großflächige Abwehrkämpfe der Scholastiker gegen die Humanisten bis ins zweite Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts im Heiligen Römischen Reich nicht gegeben hat, die scholastisch-humanistische Feindschaft insofern tatsächlich fabriziert war, änderte nichts an der Wirksamkeit dieser Imagination. Sie half jenen selbstbewussten Humanisten, die sich nicht mit diskursiv und sozial marginalen Positionen in der Gelehrtenwelt bescheiden wollten, ihre Stellung zu verbessern und gab ihnen ein Arsenal von Techniken an die Hand, um Kontrahenten aus dem Feld zu schlagen.

111 Conradus Mutianus (Anm. 55), Nr. 62, Bd. 1, S. 83: *quorum conspirationi singuli sumus impares, coniuncti vero stabimus in acie viriliter et sublatis signis proeliabimur.*

112 Ebd., Nr. 359 (Mutianus an Gregor Agricola), Bd. 2, S. 18: *caput barbari gregis.*

113 Ebd., Nr. 363 (Mutianus an Heinrich Urban), Bd. 2, S. 21: *homines inertes et barbari et sediciosi.*

114 Johannes Reuchlin (Anm. 57), Bd. 2, Nr. 257, S. 146, 26–29.

Dabei beschränkten sich die Konflikte keinesfalls auf Auseinandersetzungen zwischen Humanisten und Scholastikern. Vielmehr war die Gelehrtenwelt des späten 15. und frühen 16. Jahrhunderts geprägt von einer Vielzahl häufig lokaler, situativ ausbrechender Auseinandersetzungen, in denen sich humanistische Poeten und scholastische Theologen, konservative Artisten und selbstbewusste Grammatiker, Universitätsangehörige und Privatgelehrte, Mönche und Weltgeistliche, aufstrebende Publizisten und etablierte Gelehrte, Außenseiter und Arrivierte, fürstliche Räte und Professoren gegenüberstehen konnten. Die humanistische Fabrikation des scholastischen Feindes ermöglichte, hier Ordnung zu schaffen, indem die vielen kleinen Auseinandersetzungen auf einen gemeinsamen Nenner gebracht wurden: Man denunzierte die Scholastiker als Feinde der *studia humanitatis*, die die ganze Macht im gelehrten Feld beanspruchten, und vereinte sich auf Seiten derer, die als Repräsentanten der eigenen, die scholastische Dominanz herausfordernden Weltsicht gesehen wurden. Indem man den Feinden niedere Motive in Verbindung mit zweifelhaften Praktiken zuschrieb und sie als Bedrohung für die humanistische Bewegung insgesamt verzeichnete, wurde jede neue Auseinandersetzung potentiell zu einem Anstoß für die Intensivierung der Bindungen der Humanisten untereinander und für die Abgrenzung gegenüber ‚nichthumanistischen‘ Gelehrten.

Die eigenen invektiven, polemischen und satirischen Texte, die persönlichen Attacken auf andere Gelehrte, die Herabwürdigung von deren Ideen beobachtete man offensichtlich selbst als diskursethische Grenzverletzungen. Denn sie wurden nicht selbstverständlich und routinisiert vollzogen, sondern ihr Einsatz wurde legitimiert, indem er als Verteidigungshandeln gegen Übergriffe der Gegenseite inszeniert wurde. Unter dem Eindruck eines immer selbstbewusster und immer deutlicher mit hegemonialen Ambitionen auftretenden Humanismus veränderte sich die Diskurslage ab den 1510er Jahren. Die ersten scholastischen Theologen begannen nun das zu tun, was die Humanisten ihnen seit Jahrzehnten unterstellten: Sie schrieben antihumanistische Traktate,¹¹⁵ versuchten, ihre starke Stellung innerhalb der Universitäten gegen ihre Kontrahenten zu nutzen und griffen zu Häresievorwürfen, um diejenigen, die sie als Bedrohung wahrnahmen, zu marginalisieren.¹¹⁶ Die Wittenberger und die Zürcher Reformation wirkten seit den späten 1510er Jahren zusätzlich eskalierend, so dass invektive Praktiken für Jahrzehnte aus der Gelehrtenwelt nicht mehr wegzudenken waren. Feinde musste man nun nicht mehr fabrizieren, es gab sie übergenug.

115 Hierzu gehören beispielsweise Jakob Hoogstraeten, *Destructio Cabale, seu Cabalistiche perfidie ab Ioanne Reuchlin Capnione iampridem in lucem edite*. Köln: Quentell 1519 (VD 16 H 4812); Jacobus Latomus, *De trivm lingvarum, et Studij theologicæ ratione Dialogvs*, in: E. PIJPER (Hg.), *De oudste Roomsche bestrijders van Luther* (Bibliotheca Reformatoria Neerlandica D. 3), 's-Gravenhage 1905, S. 41–84; Marc CRANE, *A Scholastic Response to Biblical Humanism. Noël Beda against Lefèvre d'Étaples and Erasmus (1526)*, in: *Humanistica Lovaniensia* 59 (2010), S. 55–81.

116 Am Beispiel des Erasmus hat diese Entwicklung Erika Rummel nachgezeichnet; bezeichnend ist, dass die Arbeit 1515 einsetzt; vgl. Erika RUMMEL, *Erasmus and his Catholic Critics*, 2 Bde., Nieuwkoop 1989.

Invektivität und Öffentlichkeit

Die Bedeutung der humanistischen Invektiven Ulrichs von Hutten im Kontext der publizistischen Fehde gegen Herzog Ulrich von Württemberg

Abstract After Duke Ulrich of Württemberg murdered his equerry Hans von Hutten in May 1515, a journalistic vendetta began that ended in 1519 with the duke's temporary expulsion. Ulrich von Hutten had supported his side with a literary campaign of agitation against the duke. Although his "Invectivarium cum aliis quibusdam in tyrannum Wirtenpergenssem opus" is undoubtedly in the humanist tradition, it was also intended to serve for the first time in an apparently private conflict to depose an unpopular imperial prince. With the help of the invective concept, the communication situation as well as the meaning of these invectives will be redefined.

Zusammenfassung Nachdem Herzog Ulrich von Württemberg im Mai des Jahres 1515 seinen Stallmeister Hans von Hutten ermordet hatte, setzte eine publizistische Fehde ein, die 1519 mit der vorläufigen Vertreibung des Herzogs endete. Ulrich von Hutten hatte seiner Sippe mit einer agitatorisch betriebenen literarischen Kampagne gegen den Herzog beigestanden. Sein „Invectivarium cum aliis quibusdam in tyrannum Wirtenpergenssem opus“ steht zwar zweifellos in der humanistischen Tradition, sollte aber in einem scheinbar privaten Konflikt erstmalig auch der Absetzung eines unliebsamen Reichsfürsten dienen. Mit Hilfe des Invektivitäts-Konzeptes sollen die Kommunikationssituation sowie die Bedeutung dieser Invektiven neu bestimmt werden.

Kontakt

Marius Kraus M. A.,
Technische Universität Dresden,
SFB 1285 „Invektivität.
Konstellationen und Dynamiken der
Herabsetzung“, 01062 Dresden,
marius.kraus@tu-dresden.de
 <https://orcid.org/0000-0002-8363-5559>

1 Hutten, Invektivität und Öffentlichkeit: methodologische Vorüberlegungen¹

Wol hab ich im die warheit gsagt,
hett er mich vrsach des gefragt,
mit antwurt hett er funden mich.
So hab ich gschriben offentlich [...].
Wiewol ich weissz noch weiter gschriff
darinn sye haben sich vertiffet,
das lassz ich stan zů seiner zeyt,
dann soll es sich außsteylen weyt,
und sol eim yeden werden kundt
mein vrsach, und der ware grundt.²

Als sich der Reichsritter und Humanist Ulrich von Hutten (1488–1523) Anfang September 1520 bei seinem Mitstreiter Franz von Sickingen (1481–1523) auf der Ebernburg als Zufluchtort aufhielt, fing er augenblicklich damit an, die Attacken Roms gegen ihn öffentlich zu machen und zu brandmarken.³ In der hier zitierten Stelle aus der ‚Clag vnd

1 Der Beitrag ist im Rahmen des Teilprojektes D ‚Agonale Invektiven. Schmährededuelle im italienischen und deutschen Humanismus‘ (Uwe ISRAEL) im Dresdner SFB 1285 entstanden und in verschiedenen Kolloquia erprobt worden. Besonders bedanken möchte ich mich bei Forschern aus Chemnitz (Martin CLAUSS, Marian NEBELIN), Berlin (Johannes HELMRATH, Barbara SCHLIEBEN) u. Jena (Achim HACK, Robert GRAMSCH-STEHFEST). Das ‚Medienereignis Hans von Hutten‘ aus der Perspektive von Vertrauen, Rache und Selbstjustiz: Jan HIRSCHBIEGEL u. Marius KRAUS, Herzog Ulrich von Württemberg und der Mord an seinem Diener Hans von Hutten (erscheint in: Christine REINLE u. Anna-Lena WENDEL (Hgg.), *Das Recht in die eigene Hand nehmen? Rechtliche, soziale und theologische Diskurse über Selbstjustiz und Rache (Politiken der Sicherheit / Politics of Security 7)*, Baden-Baden 2021, S. 321–357. Kleinere Passagen dieses Aufsatzes sind dort teilweise wörtlich übernommen.

2 Als textuelle Grundlage der Schriften Huttens wird unter Beibehaltung von Orthographie und Interpunktion nach der maßgeblichen kritischen Ausgabe von BÖCKING zitiert: Ulrich von Hutten, *Opera quae reperiri potuerunt omnia: Schriften*. 5 Bde. Suppl. 2 Bde., hrsg. v. Eduard BÖCKING, Leipzig 1859–61 (zitiert als BÖCKING mit Bd.); hier BÖCKING III, S. 511 f.

3 Die noch im September publizierte und zumeist im Singular bezeichnete *Conquestio* beinhaltet offene Klagebriefe an fünf verschiedene Adressaten. Das Schreiben an Friedrich von Sachsen ist datiert auf den 11. September, das an Kardinal Albrecht und an Sebastian von Rotenhan auf den 13. September und dasjenige an alle Stände deutscher Nation auf den 28. September 1520. Hier legt er den ganzen Umfang vermeintlicher päpstlicher Anmaßungen und Erpressungen dar und ersucht um Hilfe und Beistand für sich und sein deutsches Anliegen. Das Werk ging jedoch wohl schon nach dem 28. September 1520 bei Johann Schott in Straßburg in den Druck. Es folgte in den Monaten Oktober/November 1520 eine deutsche Übersetzung, die bis auf die Klagschrift an die deutsche Nation (Hutten übertrug sie selbst Ende September) wohl zum größten Teil von Martin Bucer stammt. Ebenso wurden verdeutschte Einzelklagen als Sonderausgaben publiziert. Vgl. Josef BENZING, *Ulrich von Hutten und seine Drucker. Eine Bibliographie der Schriften Huttens im 16. Jahrhundert (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 6)*, Wiesbaden 1956, S. 80–86; zu den Einzelausgaben Nr. 139–143; Herbert JAUMANN, *Hutten, Ulrich von*, in: *Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon*. Bd. 1, hrsg. v. Franz Josef WORSTBROCK (2008), Sp. 1185–1237, hier Sp. 1217 f. u. 1224; Helmut SPELSBERG, *Aber Hutten kehrte nicht*

vormanung⁴ – es handelt sich um die ‚Volksausgabe‘ seiner just zuvor erschienenen ‚Conquestio‘⁵ – konzentrierte er in 1578 Reimpaarversen noch einmal seine Vorwürfe gegen die ‚Romanisten‘, den Niedergang der Kirche und die eigene Verfolgung, indem er sich erstmalig der deutschen Sprache als ‚Propagandamittel‘ bediente, um ein breiterflächigeres Publikum bzw. einen erweiterten Rezipientenkreis anzusprechen:

Latein ich vor geschriben hab,
das was eim yeden nit bekandt.
Yetzt schrey ich an das vatterlandt
Teütsch nation in irer sprach,
zû bringen dißē dingen rach.⁶

Den Wechsel in die Volkssprache betont Hutten aber vor allem dann, wenn er sich an die deutsche ‚Nation‘ richtet und seine Strategie offenlegt:

Semper tumultum fugi, seditionis author esse nolui; atque ut intelligatis quam non fuerit meum consilium publicam isti statui eversionem moliri, Latine scripsi, quasi secreto admonens; neque vulgum habere statim conscium volui, aut populares mox contingere aures, quamvis cur hoc facerem, plus satis causae haberem.

Allweg hab ich uffrûr vermitten, unn nit wôlen des gemeinen volcks entbörung vrsach geben, vnd das ir mercket, das mein meinung nie gewest, vmbkerung des geistlichen stands zû erwecken, so hab ich bißher, was des selbigen mißleben vnd vngeber antrifft, in latin geschriben, als jn heimlich ire gebrechen anzeigend. Dann wiewol ich das zû thûn gûte fûg: unn mer dann genügsame vrsach gehabt, so wolt ich doch diese ding dem gemeinen hauffen noch nit offenbaren.⁷

Dass es sich bei diesen Schritten um eine bewusste ‚publizistische‘ Strategie beim Einsatz ‚publizistischer‘ Mittel gehandelt haben muss, private Angelegenheiten

um. Betrachtungen zu Leben und Werk Ulrich von Huttens, Tübingen 2015, S. 134–137 meint auf S. 134 wohl „nach dem [2]8. September“.

4 *Clag vnd vormanung gegen | dem übermässigen vnchristlichen gewalt des Bapsts | zû Rom/ vnd der vngeistlichen geistlichen/ [...]*. Straßburg: Johann Schott, 1520. VD 16, H 6373; BÖCKING III, S. 473–526; Karl SIMON (Hg.), *Deutsche Flugschriften zur Reformation (1520–1525)*, Stuttgart 1980, S. 35–92; BENZING (Anm. 3), Nr. 144. Weitere Drucke Nr. 145–148.

5 [...] | *Vlrichi | De Hutten, Equitis Germani, ad | Carolum Imperatorem, aduersus intentatam sibi a Ro/manistis vim et injuriam, | Conquestio [...]*. | *lacta est alea*. Straßburg: Joh. Schott, 1520. VD 16, H 6236; BÖCKING I, S. 371–419; BENZING (Anm. 3), Nr. 132. Weitere Drucke mit den dt. Übersetzungen und Teilübersetzungen der Klagschriften ebd., Nr. 133–143.

6 BÖCKING III, S. 484.

7 BÖCKING I, S. 418 synoptisch mit der dt. Übersetzung.

öffentlich zu machen bzw. sie in einen größeren Diskurs einzubetten, impliziert Hutten noch an anderer Stelle, nämlich in seinem ebenfalls 1520 erschienenen Dialog ‚Vadiscus‘:⁸

- Ernholdus: Sogar in einer so bedeutenden Angelegenheit treibst du Scherze.
- Huttenus: Dann jedenfalls werde ich nicht scherzen, wenn es erlaubt sein wird, diese Aufgabe handgreiflich zu verfolgen.
- Ernholdus: Nicht weniger erbittert als neulich gegen den schwäbischen Tyrannen willst du vorgehen?
- Huttenus: Noch erbitterter, jenes war nämlich nur eine familiäre, häusliche und private Angelegenheit, diese Angelegenheit betrifft das Vaterland und sie ist öffentlich.⁹

Kontextuell ist in jeder Hinsicht bemerkenswert, mit welcher Klarheit Hutten die verschiedenen Sphären formuliert und unterscheidet: auf der einen Seite das Private, auf der anderen Seite die Angelegenheit von öffentlichem, ja nationalem Interesse. Hutten suggeriert nicht nur die Auffassung, dass die politischen Verhältnisse antizipierbar seien, sondern geht sogar noch darüber hinaus, indem er andeutet, sie können ebenso beeinflusst oder verändert werden. Dies wird durch die diskursive Praxis möglich, in der die ‚Positionierungen‘ der einzelnen Diskursteilnehmer als Interaktion von ‚Selbst- und Fremdpositionierungen‘ erfolgen.¹⁰

Bei Hutten ist das Spiel mit dem Öffentlichen und dem Privaten kein Einzelfall. Vielmehr lässt sich eine Strategie beobachten, Konflikte nicht zu versachlichen und zu objektivieren, sondern im Gegenteil einerseits sachliche Auseinandersetzungen durch eine persönliche Komponente aufzuladen und zuzuspitzen und andererseits persönliche Konflikte durch die gezielte Verbindung mit diskursfähigen Themen in die Öffentlichkeit zu tragen. So zeigt sich dies vor allem an den nur scheinbar ‚privaten‘ Fehden, exemplarisch gegen die Greifswalder Patrizierfamilie Lötze 1510,¹¹ die in einer

8 *Hulderichi | Hutteni eq. Germ | Dialogi*. [...]. Mainz: Joh. Schöffler, April 1520. VD 16, H 6346; BÖCKING I, S. 145–259: ‚Vadiscus sive trias Romana‘, jeweils synoptisch mit der dt. Übersetzung aus dem ‚Gesprächbüchlin‘; BENZING (Anm. 3), Nr. 122. Weitere Drucke Nr. 123–125, spätere Drucke nur des ‚Vadiscus‘ Nr. 126–129. Vgl. JAUMANN (Anm. 3), Sp. 1216f.

9 BÖCKING IV, S. 257f.: *Ernholdus: Etiam iocaris in re tanta. Huttenus: Tunc quidem non iocabor, cum licebit manu exequi negotium hoc. Ernholdus: Nec minus infense quam contra Suevicum nuper tyrannum expedieris? Huttenus: Immo infensus, illa enim gentilitia tantum ac domestica et privata, haec patriae est et publica caussa.* Vgl. Arnold BECKER, Ulrichs von Hutten polemische Dialoge im Spannungsfeld von Humanismus und Politik (*Super alta perennis. Studien zur Wirkung der Klassischen Antike* 15), Göttingen 2013, S. 74.

10 Vgl. BECKER (Anm. 9), S. 74f.

11 Vgl. Hans-Gert ROLOFF, *Poeta vapulans – Ulrich von Hutten und die Lötze*, in: Wilhelm KÜHLMANN u. Horst LANGER (Hgg.), *Pommern in der frühen Neuzeit. Literatur und Kultur in Stadt und Region (Frühe Neuzeit 19)*, S. 61–76; Arnold BECKER, Ulrichs von Hutten *Querelae in Losios*. Humanistische Streitkultur zwischen Invektive und Elegie, in: Uwe BAUMANN u. a. (Hgg.),

zweibändigen Invektive verarbeitet werden sollte (sog. ‚Lötze-Klagen‘),¹² oder fünf Jahre später, als der Konflikt derer von Hutten gegen den Württembergischen Herzog Ulrich entbrannte, der zunächst in einer polemisierenden Medienschlacht und letztlich in der vorläufigen Vertreibung und Acht des Fürsten seinen zwischenzeitlichen Höhepunkt finden sollte.¹³ Im ‚Vadiscus‘ ist der durch die Figur des *Ernholdus* eingeführte *Suevicus tyrannus* auch unzweifelhaft als Herzog Ulrich zu identifizieren. In dieser agitatorisch betriebenen publizistischen Auseinandersetzung schaffte es der Humanist Ulrich von Hutten sogar, sich mit seinen beißenden Satiren und elaborierten Invektiven wohl derart in die öffentliche Meinungsbildung einzuschalten, dass „Ulrich der Tyrann, der Herzog und Henker von Württemberg“¹⁴ schon bald zum geflügelten Wort avancierte.¹⁵

„Da ‚öffentlich‘ und ‚volkssprachig‘ in enger Relation erscheinen, umfaßt das Feld semantischer Opposition zu ‚öffentlich‘ nicht nur ‚privat‘, sondern auch ‚intern‘. Indem Hutten die Volkssprache verwendet, verläßt er den internen innerhumanistischen Kommunikationsbereich bzw. die eingeschränkte, durch Sprache, Bildung, Interessen konstituierte Öffentlichkeit des Humanismus.“¹⁶

Streitkultur. Okzidentale Traditionen des Streitens in Literatur, Geschichte und Kunst (Super alta perennis. Studien zur Wirkung der Klassischen Antike 2), Göttingen 2008, S. 111–129.

- 12 *Vlrici Hutteni equestris ordinis poetae in Vuedegum Loetz | Consulem Gripesualdensem in Pomerania/ et filium | eius Henningum Vtriusque Juris doctorem Querelarum | libri duo pro insigni quadam iniuria sibi | ab illis facta. | [...].* Frankfurt / O.: Joh. Hanau, 1510. VD 16, H 6361; BÖCKING III, S. 19–83; Widmungsvorrede BÖCKING I, S. 10–15; Elegie I 2 bei Wilhelm KÜHLMANN u. a. (Hgg.), Humanistische Lyrik des 16. Jahrhunderts. Lateinisch–deutsch. Ausgewählt, übersetzt, erläutert und herausgegeben (Bibliothek deutscher Klassiker 146. Bibliothek der Frühen Neuzeit 1/5), Frankfurt a. M. 1997, S. 160–165; BENZING (Anm. 3), Nr. 12. Widmungsvorrede an 16 Professoren d. Univ. Rostock; vgl. JAUMANN (Anm. 3), Sp. 1201–1203.
- 13 Vgl. Walther LUDWIG, Der Ritter und der Tyrann. Die humanistischen Invektiven des Ulrich von Hutten gegen Herzog Ulrich von Württemberg, in: Neulateinisches Jahrbuch 3 (2001), S. 103–116.
- 14 *Ich bin jung und nit alt, / gerad, hübsch und wolgestalt, / groß genüg und kein zwergh, / herzog und henker zu Wirtemberg.* Der Spruch ist uns durch die ‚historiarum sui temporis annales‘ des Kilian Leib (gest. 1550), Prior des regulierten Chorherrenstiftes Rebdorf bei Eichstätt, überliefert und im Kontext des Mordfalls eingeleitet mit den Worten: *Alius quispiam in eundem ludens ducem sub eius nomine in parietem eiusdam diversorii hosce rythmos scripserat.* Ob der Fremde, der diese Zeilen wohl einst als ‚Graffiti‘ an der Wand eines Wirtshauses festschrieb, dieselben in jenem Augenblick *manu propria* verfasste und ob die Spottverse sich daher bereits im Umlauf befanden, lässt sich nur teilweise rekonstruieren. Wie der Bericht Kilian Leibs jedoch zeigt, offenbart sich, dass derartige Lieder, Sprüche etc. bereits unter die Leute gekommen sein bzw. etwas wie eine ‚öffentliche Meinung‘ vorgeherrscht haben muss. Hier zeigt sich bereits die gewichtige Rolle der Anschlusskommunikation, auf die an späterer Stelle noch eingegangen wird. Vgl. Karl STEIFF u. Gebhard MEHRING (Hgg.), Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs. Im Auftrage der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte, Stuttgart 1912, S. 111 f.; abgedruckt bei Johann Christoph VON ARETIN, Beiträge zur Geschichte und Literatur vorzüglich aus den Schätzen der pfälzbayerischen Zentralbibliothek zu München, 7 Bde., München 1803–1806 (Aretin mit Bd.), hier ARETIN VII, S. 633; BÖCKING I, S. 99.
- 15 Vgl. Peter UKENA, Tagesschrifttum und Öffentlichkeit im 16. und 17. Jahrhundert in Deutschland, in: Elger BLÜHM u. Hartwig GEBHARDT (Hgg.), Presse und Geschichte. Bd. 1, München 1977, S. 35–53, hier S. 42.
- 16 UKENA (Anm. 15), S. 37.

Insgesamt verstand es der *poeta* also nicht nur, virtuos die neuen Möglichkeiten einer druckgestützten Öffentlichkeit für sich zu nutzen und diese medial mit stilistischer Brillanz auszuschlachten, sondern ebenso mit einer schier einmaligen Vehemenz und Intransigenz immer wieder aufs Neue publizistische Auseinandersetzungen zu eröffnen. Der Raum, den Invektiven bzw. Schriften mit ‚(meta-)invektiven‘ Tendenzen bei Hutten im Kontext seiner öffentlichen Auseinandersetzungen einnehmen, ist dabei schier unübersehbar. Die Zeitgenossen urteilten indes ähnlich. So beobachtete sein langjähriger Weggefährte Mutianus Rufus (gest. 1526) in einem Schreiben an Eobanus Hessus (gest. 1540) vom 6. Januar 1515 bezüglich des polemischen Stils und der fehdetypischen Sprache des Reichsritters:¹⁷

Ihr beiden großen Dichter, du und Ulrich zieht mich so an der Nase herum, dass ich euch, wohl oder übel, gehorchen muss; eure Briefe sind nicht nur elegant, sondern sie tragen, aufstachelnd wie sie sind, sozusagen den Blitz in sich; wo andere ermahnen, da zwingt ihr.¹⁸

Derselbe Mutian äußerte sich gegenüber Hessus letztlich Anfang Juli 1515 erneut zum Thema Hutten. Dieser sei in den humanistischen Zirkeln freilich kein Unbekannter (*poeta non ignobilis*) mehr,¹⁹ jedoch auch scharf und heftig (*acer et vehemens*) mit der Zunge, wie Mutian seinem bevorzugten Briefpartner Heinrich Urban (gest. 1538), einem Zisterzienser aus dem Kloster Georgenthal, mitzuteilen weiß.²⁰

17 Hutten begab sich zu dieser Zeit in kurmainzische Dienste, von denen er aufgrund seiner antikurialen Pamphlete wieder beurlaubt wurde. Auch von den Warnungen seines Idols Willibald Pirckheimer (gest. 1530) ließ Hutten sich in dieser Sache nicht beirren und schon gar nicht abbringen.

18 BÖCKING I, S. 37f.: *Vos duo magni poetæ ita me naribus trahitis, ut nolim. Nam epistolæ vestræ non solum teretes sunt atque rotundæ, sed etiam velut asylo concitæ fulmen habent: et cum alii admoneant, vos cogitis.* Kurz zuvor stachelte Eoban seine Kameraden aus dem Erfurter Humanistenkreis noch zu einer Parteinahme in der berühmten Reuchlin-Kontroverse an, wie aus einem Brief Eobans an Reuchlin ebenfalls vom 6. Januar 1515 hervorgeht: [E]t ego quosdam hic Herfurthinenses excitabo, qui mecum istuc tanquam erabrones convolantes ista terriculamenta et monstrosissima monstra ita exagitent, ut requies illis nulla prorsus nec terra nec mari relinquuntur (BÖCKING I, S. 454: „Und hier werde ich einige Erfurter anstacheln, welche mit mir wie Hornissenschwärme jene Schreckensbilder und ungeheuerlichen Ungeheuer so herumhetzen sollen, dass sie weder zu Lande noch zu Wasser Ruhe finden sollen.“). Vgl. Carl KRAUSE, Helius Eobanus Hessus, sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Cultur- und Gelehrten-geschichte des 16. Jahrhunderts. 2 Bde., Gotha 1879 (KRAUSE mit Bd.), hier KRAUSE I, S. 177 u. 181. Zum Reuchlin-Streit weiterhin umfassend: Jan-Hendryk DE BOER, Unerwartete Absichten – Zur Genealogie des Reuchlinkonfliktes (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 94), Tübingen 2016.

19 Mutian an Eobanus Hessus, Anfang Juli 1515, in: Karl GILLERT (Hg.), Der Briefwechsel des Conradus Mutianus. Bd. 2, Halle 1890, Nr. 518, S. 181f., hier S. 82.

20 Mutian an Heinrich Urban, nach dem 18. September 1515, in: GILLERT II (Anm. 19), Nr. 543, S. 208f., hier S. 208.

Πόλεμος πάντων μὲν πατήρ ἐστι,²¹ konstatierte auch hierzu bereits der Vorsokratiker Heraklit: „Der Streit / Wettkampf ist der Vater aller Dinge.“ Innerhalb einer an der Antike geschulten Oratorik erhielt das Streiten vor allem in der öffentlichen Sphäre eine legitimatorische Basis und wurde zu einer erlernbaren Technik in der verbalen Auseinandersetzung der Humanisten. Die gewaltfreie Aushandlung von Interessenskonflikten im Streit gehört zu den kulturellen Praktiken, die für den dauerhaften Bestand und die Entwicklung menschlicher Gemeinschaften notwendig sind. Dabei folgt der Streit, synchron und diachron betrachtet, jeweils eigenen, sich verändernden und von den kulturellen Kontexten und Traditionen abhängigen Regeln und Normen, die bestimmen, wie, worüber und mit welchem Ziel in einzelnen Sphären der Öffentlichkeit gestritten wird, was im Streit erlaubt oder notwendig ist, was aber auch die Grenze des Tolerablen überschreitet.²² Wenn Helmut SPELSBERG also in seiner Huttenischen Werkübersicht sein einleitendes Kapitel mit dem Vorsatz *Ulrich von Hutten ergreift seine Waffen* betitelt,²³ dann meint er eben genau dies. Das Wort als Waffe in der elaboriert-literarischen Auseinandersetzung der Humanisten gegen die Scholastik als erklärten Bildungsfeind, den publizistischen Kampf im Rahmen von ‚Privatfehden‘ sowie die agonalen Praktiken der sozialen Positionierung der Humanisten untereinander.

Nachdem Hutten Ende März 1521 beispielsweise Invektiven gegen die päpstliche Nuntiatur – namentlich an Hieronymus Aleander (gest. 1542) und Marino Caracciolo (gest. 1538) – gerichtet hatte,²⁴ ließ Aleander am 5. April 1521 eine Depesche folgen,²⁵ in welcher er die Invektiven nicht nur aufs Schärfste verurteilte, sondern vielmehr seine eigene Hilf- und Machtlosigkeit vor dem Kaiser zu verdeutlichen versuchte.²⁶ In diesem und weiteren Schreiben attestierte er Hutten folgendes Gesamtbild:

21 Hermann DIELS u. Walther KRANZ (Hgg.), Die Fragmente der Vorsokratiker, Berlin 1903, Fr. DK 53, S. 69.

22 Vgl. Uwe BAUMANN u. a. (Hgg.), Streitkultur. Okzidentale Traditionen des Streitens in Literatur, Geschichte und Kunst (Super alta perennis. Studien zur Wirkung der Klassischen Antike 2), Göttingen 2008, Vorwort, S. I; Uwe BAUMANN u. a. (Hgg.), Polemik im Dialog des Renaissance-Humanismus. Formen, Entwicklungen und Funktionen (Super alta perennis. Studien zur Wirkung der Klassischen Antike 19), Göttingen 2015, Einleitung, S. 7–16, hier S. 8; Zitat bei LAUREYS u. SIMONS, Einleitung, in: Dies. (Hgg.) (Anm. 31), S. 9–15, hier S. 9 f.

23 SPELSBERG (Anm. 3).

24 BÖCKING II, S. 12–21. Bereits in den ihre Aufgaben in Deutschland betreffenden Instruktionen vom 16. Juli 1520 forderte Papst Leo X. die Nuntien Aleander und Eck auf, unter den Anhängern Luthers namentlich gegen Hutten und dessen Bücher vorzugehen; Papst Leo X. an Hieronymus Aleander, Rom 16.07.1520, in: Peter FABISCH u. Erwin ISERLOH, Dokumente zur Causa Lutheri (1517–1521), Münster 1991, S. 438–443 oder Pietro BALAN, Monumenta Reformationis Lutheranae ex Tabulariis Secretioribus Sanctae Sedis 1521–1525, Regensburg 1884, S. 8–10. Vgl. Siegfried SZAMATÓLSKI, Ulrichs von Hutten deutsche Schriften. Untersuchungen nebst einer Nachlese (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 67), Straßburg 1891, S. 60 f.

25 BALAN (Anm. 24), S. 152–158.

26 Vgl. Heiko WULFERT, Die Kritik an Papsttum und Kurie bei Ulrich von Hutten (1488–1523) (Rostocker Theologische Studien 21), Berlin 2009, S. 357–368.

Hutten ist eine wenig vermögende Bestie. Die höheren geistlichen Würdenträger Deutschlands zittern vor der Satire dieses Starrkopfs, indessen ein Haufen verschuldeter Edelleute ihn vergöttert. In verschwörerischem Mutwillen gebärdet sich dieser ruchlose Schurke, dieser elende Bösewicht und Mörder, dieser lasterhafte Lump und arme Schlucker als Staatsverbesserer. Er hat sich eine Änderung der gesamten deutschen Verhältnisse und der kirchlichen Herrschaft vorgenommen und für seine Person das eitle Ruhmesbild eines Nationalhelden. Mit Huttens Worten könnte man ein Weltmeer vergiften.²⁷

Die Verzahnung von Invektivität und Strategien der Öffentlichkeit scheint bei Hutten zweifelsohne einen besonderen Stellenwert einzunehmen. Zumindest liegt die Vermutung nahe, dass Invektivität bzw. ‚invektive Kommunikation‘ im Zusammenspiel mit den neuen Medien wohl maßgeblichen Anteil für die Konstituierung und Dynamisierung von publizistischen Teilöffentlichkeiten besitzt. Darf man im Zuge dessen sogar vorsichtig von ‚invektiven (kommunikativen) Öffentlichkeiten‘ sprechen oder diese andeuten? Anhand der Fehde gegen Herzog Ulrich von Württemberg ließe sich diese Hypothese zumindest wunderbar durchspielen, da der Publizist mit seinen literarischen Invektiven offenkundig mehrere Publika adressiert. Wie lässt sich die mediale ‚Wucht‘ dieser Texte einordnen? Trafen sie ihre Ziele weniger scharf, wenn sie die Form bedienten (bspw. *oratio invectiva*) und sozusagen als ‚Fingerübung‘ wahrgenommen wurden? Oder lässt sich Aufmerksamkeit erst dadurch generieren, indem man die Form überschreitet? Der durch die Einführung des Buchdrucks vollzogene Medienwandel forderte alle Akteure dieser Zeit mit Eile dazu auf, ihre Position auf der sich nunmehr wandelnden politischen Bühne neu zu überdenken.

Das Spiel von Herabsetzung, Herausforderung und Ehrverteidigung wird jedenfalls oft als zentrales Charakteristikum der vormodernen Anwesenheitsgesellschaft betrachtet.²⁸ Das Forschungsprogramm des Dresdner Sonderforschungsbereiches versucht alle Formen von Beleidigung und Schmähung bis hin zu den Mikroaggressionen des Alltags unter dem Kunstbegriff der ‚Invektivität‘ zu subsumieren.²⁹ Das hier vorgestellte Konzept zielt auch darauf ab, Phänomene in die Analysen

27 Es handelt sich jedoch um ein Konvolut an Zitaten Aleanders, die aus verschiedenen Depeschen stammen: BALAN (Anm. 23), S. 154: *jam concepit sibi immutationem totius Germaniae iam dominium in clerum, iam inanem quandam gloriam magni herois*; S. 153: *Questa lettera è longa de forsi sei folii di papyro et qui tutte le enormità et vicii che se possono excogitar al mundo, le racconta esser in detti Cardinali et altri sopra scritti, con tanto veleno che sarebbe per intoxicar el mundo*. BALAN (Anm. 23), S. 160: Hieronymus Aleander am 13. April 1521: *Ad tale è venuto el mundo che un Hutten sciagurato, homicida, miserabile, vicioso, scalzo et ignudo volii reformare rerum ordinem et in faciem Caesaris habii ardire de far et dire tali cose*. Teilweise übersetzt bei: Paul KALKOFF, Die Depeschen des Nuntius Aleander vom Wormser Reichstage 1521, Halle 1886, S. 114–125.

28 Rudolf SCHLÖGL, *Anwesende und Abwesende. Grundriss für eine Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit*, Konstanz 2014.

29 Dagmar ELLERBROCK u. a., *Invektivität – Perspektiven eines neuen Forschungsprogramms in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, in: *Kulturwissenschaftliche Zeitschrift* 1 (2017), S. 2–24; siehe hierzu auch die Einleitung in diesem Band.

miteinzubeziehen, die sich einer klaren formalen Zuordnung entziehen – etwa, weil sie ihren invektiven Charakter erst durch subtile Kontextualisierung, durch Anschlusskommunikation oder durch Interpretation Dritter erhalten.³⁰ „Die Invektive ist ja nicht nur ein Text, sie ist ein Prozess, Teil einer Sequenz, einer halböffentlichen, agonalen und hochperformativen Inszenierung.“³¹ So geht es bei diesen Invektivketten (bspw. Schmähreduellen) nicht nur um Gesichtswahrung³² und Positionierung in der *res publica literaria*, sondern auch um die Rolle einer dritten kontextualisierenden Instanz, die beispielsweise in Form eines Vermittlers oder Schiedsrichters auftreten kann.³³ Dies wird vor allem an der Textdistribution deutlich, die selten unmittelbar an den Gegner erfolgte, sondern oft über Dritte weitergereicht wurde.³⁴ Um demnach im Zeitalter von Manuskripten ein Lauffeuer entfachen zu können, bedurfte es akribischer Planung und einer Entourage an Kopisten und Kolporteuren. So beschwerte sich der italienische Humanist Poggio Bracciolini sogar einmal darüber, dass es ja so unglaublich viel Zeit koste, diesen ganzen ‚Schnickschnack‘ ständig abzuschreiben.³⁵

Nichtsdestoweniger war es vor allen Dingen der mediale Wandel durch den Buchdruck, der die Durchschlagskraft von Huttens Invektiven erst gewährleistete.³⁶ Er ermöglichte es dem ‚Stand‘ des Humanisten nunmehr mithilfe von elaborierten Invektiven auch im transalpinen Raum, publizistische Öffentlichkeiten zu antizipieren und sich andererseits unter seinesgleichen zu positionieren. Sowohl die Schärfe von Invektivität, als auch das inhärente agonale Spiel der Humanisten generierten in symbiotischer Weise eine neue, individuelle Form von spätmittelalterlicher,

30 Vgl. ELLERBROCK u. a. (Anm. 29), S. 7; Thomas EDLINGER, *Der wunde Punkt. Vom Unbehagen an der Kritik*, Frankfurt a. M. 2015.

31 Johannes HELMRATH, *Streitkultur. Die ‚Invektive‘ bei den italienischen Humanisten*, in: Marc LAUREYS u. Roswitha SIMONS (Hgg.), *Die Kunst des Streitens. Inszenierung, Formen und Funktion öffentlichen Streits in historischer Perspektive* (Super alta perennis. Studien zur Wirkung der Klassischen Antike 10), Göttingen 2010, S. 259–294, hier S. 268.

32 Vgl. Axel HONNETH, *Die soziale Dynamik von Mißachtung. Zur Ortsbestimmung einer kritischen Gesellschaftstheorie*, in: *Leviathan. Zeitschrift für Sozialwissenschaft* 22/1 (1994), S. 78–93; DERS., *Integrität und Mißachtung. Grundmotive einer Moral der Anerkennung*, in: *Merkur* 44 (1990), S. 1043–1054.

33 Vgl. Sesto PRETE, *Personaggi secondari nella polemica tra Poggio Bracciolini e Lorenzo Valla*, in: Giovannangiola TARUGI (Hg.), *Validità perenne dell’Umanesimo* (Busti di Studi umanistici ‚Angelo Poliziano‘), Florenz 1986, S. 335–348.

34 Vgl. HELMRATH (Anm. 31), S. 272f.

35 *Suum responsonem ad priorem meam non scribo, quia tribus libris perlongis in me invectus est inconcinne, inepte, absurde, ineleganter, ut non vacet tempus, eas nugas exscribi faciendi*. Poggio Bracciolini, *Lettere*, hrsg. v. Helene HARTH 3, Florenz 1987, ep. IV, 8, S. 138; vgl. Salvatore I. CAMPOREALE, *Lorenzo Valla. Umanesimo e Teologia*, Florenz 1972, S. 328 u. 334.

36 Der Buchdruck schickte sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts an, das neue Leitmedium der gesellschaftlichen Kommunikation zu werden. Durch die Vorteile einer kostengünstigeren Produktion und des raschen überregionalen Vertriebs scheint die Ablösung handschriftlicher Traditionen nur folgerichtig. Vgl. Michael GESECKE, *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*, Frankfurt a. M. 1991, S. 393–399.

‚vorreformatorischer‘ Öffentlichkeit. Wohlplatzierte Invektiven befeuern und dynamisieren private Konflikte und machen sie öffentlich. Sie beeinflussen ihren Verlauf und die öffentliche Meinung, indem sie die Interferenz zwischen Politik und Literatur herstellen. Die öffentliche Blase wird um den jeweiligen gewünschten Rezipientenkreis immer dann erweitert, wenn es für den politischen Kontext relevant ist; auch, wenn dieser bereits vermeintlich durch Schiedsspruch geregelt zu sein scheint.

Früh wurde in der Forschung bereits angedeutet, dass es sich bei den Invektiven, die Ulrich von Hutten im Kontext der Fehde gegen Herzog Ulrich von Württemberg über Jahre hinweg verfasste, wohl um eine publizistische Kampagne gehandelt haben muss. Man solle diese literarische Invektiven daher nicht isoliert und ausschließlich philologisch betrachten, sondern alle die in diesem Kontext veröffentlichten Schmähschriften miteinbeziehen, da Wirkungsintention, Wirkungspotential und Wirkung der einzelnen Medien sich erst dann in einer wünschenswerten Schärfe bestimmen ließen, wenn sie im Kontext der Kommunikationssituation betrachtet würden.³⁷

Nach 1500 erfährt der Terminus ‚öffentlich‘ jedenfalls eine Umsemantisierung, indem er um eine aktive, dynamische, einen Kommunikationsvorgang antizipierende Bedeutungsdimension erweitert wird. Neben ‚offenbar sein‘, ‚allgemein bekannt sein‘, bezeichnet ‚öffentlich‘ nunmehr auch die Dimension, allgemein bekannt zu werden. Die elementare Tätigkeit des Publizisten ist in der Schlussfolge demnach das ‚Öffentlich-Machen‘. Unter den politischen Poeten und Humanisten des 16. Jahrhunderts findet man jedenfalls eine Fülle von Belegen für eine Tätigkeit, die von ihnen als *offenbarn* bezeichnet wird.³⁸ So soll auch Ulrich von Hutten seine Klagschriften ‚öffentlich angeschlagen‘ haben.³⁹ ‚Offenbare‘ bzw. ‚öffentliche‘ Praxis führte dazu, dass man der angehörnden Gemeinschaft – freiwillig oder unfreiwillig – eine Chance einräumte, ordnend einzugreifen. ‚Offenkundigkeit‘ suggerierte andererseits, dass die Gesellschaft bzw. das Kollektiv dazu aufgerufen waren, eine Ordnungsfunktion einzunehmen. Diese konnte sich institutionell (Gericht, Fehde) oder auch informell realisieren lassen (positive bzw. negative Status-Zuweisung). „Die Rechtlichkeit einer Fehde hing [also] auch von ihrer Veröffentlichung ab.“⁴⁰ Insgesamt kann man für das 16. Jahrhundert zwar mit großer Wahrscheinlichkeit von schlichtweg ‚privaten‘ Dingen, Personen oder Vorgängen sprechen, nicht aber von schlichtweg ‚öffentlichen‘. „Die Eigenschaft der Öffentlichkeit kam nichts und niemandem absolut zu, sondern jeweils in verschiedenem Maße. Die Öffentlichkeit war stets gestuft.“⁴¹ Ebenso ist eine

37 Vgl. UKENA (Anm. 15), S. 42.

38 Vgl. Bernd THUM, Öffentlich-Machen, Öffentlichkeit, Recht. Zu den Grundlagen und Verfahren der politischen Publizistik im Spätmittelalter (mit Überlegungen zur sog. „Rechtssprache“), in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 37 (1980), S. 12–69, hier S. 15.

39 Vgl. UKENA (Anm. 15), S. 36.

40 Vgl. THUM (Anm. 38), S. 19f.; Zitat S. 20.

41 Esther-Beate KÖRBER, Öffentlichkeiten der Frühen Neuzeit. Teilnehmer, Formen, Institutionen und Entscheidungen öffentlicher Kommunikation im Herzogtum Preußen von 1525 bis 1618 (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte 7), Berlin u. New York 1998, S. 368.

nicht zu Unrecht vermutete *public opinion*, die im politischen Streit zweier sozialer Parteien als Schiedsrichter angerufen wurde, so SCHWERHOFF, für den Anfang des 16. Jahrhunderts wohl nicht denkbar.⁴² Dennoch scheint Hutten diese Instanz aber in seinen Invektiven immer wieder gezielt apostrophieren zu wollen und auch die Beispiele aus der Anschlusskommunikation werden uns an späterer Stelle noch zeigen, dass eine ‚öffentliche Meinung‘ durchaus in der Lage war, Druck auf den Geschmähten in Diskurs und Rezeption auszuüben. Wenn also noch für das Mittelalter von einer Sphäre ‚okkasioneller Öffentlichkeit‘ gesprochen wird, dann wird damit die situativzeitliche Begrenzung zum Ausdruck gebracht,⁴³ gleichfalls aber die Rolle nonverbaler Kommunikation im Zeichen von Ritual oder Zeremoniell, die für das Verständnis von Öffentlichkeit in dieser Zeit geradezu konstitutiv und grundlegend ist, nicht unterschätzt.⁴⁴ Ebenso versuchte man dem Problem dieser Öffentlichkeitsform mit einem offenen Konzept, einem „kontrollierten Anachronismus“ zu begegnen oder gar aus dem Weg zu gehen, der das ‚Öffentliche‘ als das „allgemein und unbegrenzt Erfahrbare, Zugängliche, Verbindliche oder Nützliche“ definiert.⁴⁵ All jene Versuche sind für die Bestimmung einer humanistischen Öffentlichkeit für die Zeit des ausgehenden Spätmittelalters sowie beginnenden 16. Jahrhunderts unbefriedigend und greifen in ihrer Einseitigkeit einer rein politischen Öffentlichkeit zu kurz. Freilich rekurren all diese Modelle auf den Impuls der von Jürgen HABERMAS postulierten Genese einer ‚bürgerlichen Öffentlichkeit‘.⁴⁶ Er formulierte diese aber vor allem als Gegenpol zu einer mittelalterlichen ‚obrigkeitlichen-repräsentativen Öffentlichkeit‘. Als Sphäre sich langsam entwickelnder Privatheit generiere sie ein ‚rasonierendes Publikum‘, das in der Lage sei, die ‚öffentliche Gewalt‘ sogar zur Legitimation vor der ‚öffentlichen Meinung‘ zu zwingen.⁴⁷

42 Vgl. Gerd SCHWERHOFF, Stadt und Öffentlichkeit in der Frühen Neuzeit – Perspektiven der Forschung, in: DERS. (Hg.), Stadt und Öffentlichkeit in der Frühen Neuzeit (Städteforschung. Veröffentlichungen des Instituts für vergleichende Stadtgeschichte. Reihe A: Darstellungen 83), Köln u. a. 2011, S. 1–28, hier S. 5.

43 Vgl. Bernd THUM, Öffentlichkeit und Kommunikation im Mittelalter. Zur Herstellung von Öffentlichkeit im Bezugsfeld elementarer Kommunikationsformen, in: Hedda RAGOTZKY u. Horst WENZEL (Hgg.), Höfische Repräsentation. Das Zeremoniell und die Zeichen, Tübingen 1990, S. 65–87, hier S. 68.

44 Vgl. Gerd ALTHOFF, Demonstration und Inszenierung. Spielregeln der Kommunikation in mittelalterlicher Öffentlichkeit, in: DERS. (Hg.), Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde, Darmstadt 1997, S. 229–257; ebenfalls im selben Band: DERS., Empörung, Tränen, Zerknirschung. Emotionen in der öffentlichen Kommunikation des Mittelalters, S. 258–281.

45 Peter VON MOOS, Das Öffentliche und das Private im Mittelalter. Für einen kontrollierten Anachronismus, in: Gert MELVILLE u. Peter VON MOOS (Hgg.), Das Öffentliche und Private in der Vormoderne, Köln 1998, S. 3–83, hier S. 29; vgl. auch DENS., Die Begriffe „öffentlich“ und „privat“ in der Geschichte und bei den Historikern, in: Saeculum 49 (1998), S. 161–192.

46 Jürgen HABERMAS, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1990, S. 58–85.

47 Vgl. SCHWERHOFF (Anm. 42), S. 4 f.; UKENA (Anm. 15), S. 35.

Da die Terminologie bei HABERMAS sowohl durch ihre Sperrig- als auch Janusköpfigkeit für unsere Zwecke unbrauchbar geworden ist, scheint es daher geschickt zu sein, diese zu öffnen und sie um ihre kommunikative Dimension zu erweitern. Eine Dimension, die sich als Verständnis von Öffentlichkeit selbst am Kommunikationsakt und deskriptiv am Grad des ‚Öffentlich-Werdens‘ bzw. ‚Öffentlich-Seins‘ orientiert.⁴⁸ Für Eva-Maria SCHNURR ist Öffentlichkeit zwar ein kollektiver Akteur im politischen Prozess (politische Dimension), gleichfalls aber auch eine Gemeinschaft von Kommunizierenden, also eine allgemein zugängliche Sphäre der Kommunikation (kommunikative Dimension).⁴⁹ Noch abstrakter definierte Daniel BELLINGRADT letztlich sogar, sie sei „als Resultat einer sozialen Praxis von einer bestimmbar Anzahl von Akteuren [...] [zu verstehen], die innerhalb eines definierbaren Rahmens aus Zeit und Raum mittels Medien kommunikativ hergestellt wurde“.⁵⁰ Die Imagination einer einzigen kommunikativen Öffentlichkeit ist ohnehin nur eine Hilfestellung. Grundlegend ist von unterschiedlichen ‚Teilöffentlichkeiten‘⁵¹ „als Kümmer- bzw. Vorformen“ der ‚bürgerlichen Öffentlichkeit‘ auszugehen.⁵² Im Anschluss daran lassen sich freilich in beliebiger Anzahl weitere, bspw. ‚(vor-)reformatorische, humanistische, künstlerische, kapitalistische, kirchliche usw. Öffentlichkeiten‘ auseinanderbuchstabieren, wo wir wieder den Bogen zu Ulrich von Hutten und dem deutschsprachigen Humanismus des 16. Jahrhunderts schlagen wollen. In seiner Fehde nämlich gegen Herzog Ulrich von Württemberg im Besonderen, aber auch in vergleichbaren Fällen, partizipierte Hutten zweifelsohne sowohl an einer ‚humanistischen‘, als auch an einer ‚publizistischen‘ Teilöffentlichkeit, einer Öffentlichkeit, die erst jetzt durch gedrucktes Tagesschrifttum (v. a. Flugblatt und Flugschrift, Gelegenheitspublikationen),⁵³ sprich den neugewonnenen medialen Chancen des Buchdruckzeitalters, abgebildet werden

48 Vgl. Eva-Maria SCHNURR, *Religionskonflikt und Öffentlichkeit: eine Mediengeschichte des Kölner Kriegs (1582 bis 1590)* (Rheinisches Archiv 154), Köln u. a. 2009, S. 36. Sie leitet die zwei zu trennenden Dimensionen zunächst aus der Begriffsgeschichte (S. 33–35 m. Lit.) ab.

49 Vgl. SCHNURR (Anm. 48), S. 38–40; die wichtigste Voraussetzung ist aber vor allem der Grad der Zugänglichkeit: vgl. Jörg REQUATE, *Öffentlichkeit und Medien als Gegenstände historischer Analyse*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 25 (1999), S. 5–32, hier S. 8; Rainer WOHLFEIL, *Reformatorische Öffentlichkeit*, in: Ludger GRENZMANN u. Karl STACKMANN (Hgg.), *Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit*, Stuttgart 1984, S. 41–52.

50 Daniel BELLINGRADT, *Flugpublizistik und Öffentlichkeit um 1700. Dynamiken, Akteure und Strukturen im urbanen Raum des Alten Reiches* (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte 26), Stuttgart 2011, S. 21.

51 Ähnlich argumentierend: Werner FAULSTICH, *Medien zwischen Herrschaft und Revolte. Die Medienkultur der frühen Neuzeit (1400–1700)* (Die Geschichte der Medien 3), Göttingen 1998 ab S. 180; ‚sektorale Öffentlichkeiten‘ heißt es bei WOHLFEIL (Anm. 49), ab S. 123.

52 SCHWERHOFF (Anm. 42), S. 8; vgl. SCHNURR (Anm. 48), S. 39.

53 Vgl. zum Wesen der ‚Flugpublizistik‘: Daniel BELLINGRADT u. Michael SCHILLING, *Flugpublizistik*, in: Natalie BINCZEK u. a. (Hgg.), *Handbuch Medien der Literatur*, Berlin u. Boston 2013, S. 273–289. Nach BELLINGRADT (Anm. 53), S. 273 f. handle es sich bei ‚Flugpublizistik‘ im Allgemeinen um die „Gesamtheit der ‚fliegenden Blätter‘ in allen Variationen, die ungebunden, d. h. ursprünglich ohne Einband, hergestellt werden, tendenziell geringen Blatumfang aufweisen und anlassgebunden (okkasionell) selbstständig publiziert werden.“ Grundsätzlich gehe es aber

kann. Das Tagesschrifttum subsumiert die Dokumente frühneuzeitlicher Massenkommunikation, die sich mit der Primärintention Mitteilungen zu transferieren an ein breites, im Einzelnen genauer zu spezifizierendes Publikum wenden. „Flugblatt und Flugschrift gemeinsam ist eine persuasive Ausstrahlung, die versucht, die öffentliche Meinung zu beeinflussen.“⁵⁴

Freilich hat man sich bisher in Bezug auf eine ‚humanistische Öffentlichkeit‘ eher verschlossen gezeigt, das publizistische Gesprächsmodell der *res publica litteraria* ließe durch Mechanismen der Exklusivität⁵⁵ gar keine Form von Öffentlichkeit zu.⁵⁶ Dennoch ist man sich in dem Befund einig, die Humanisten seien zweifelsohne Medienexperten und im Umgang mit spezifisch publizistischen Kompetenzen geschult sowie als Textspezialisten bekannt gewesen.⁵⁷ Diese konträren Sichtweisen lassen einen weiteren Zugriff auf eine spezifische Öffentlichkeitsphäre, in der sich Hutten bewegte, nicht zu. Deutlich fruchtbarer erscheint aufgrund der zweifachen Partizipation Huttens an unterschiedlichen, sich überlappenden Teilöffentlichkeiten wohl ein funktionalistischer Ansatz zu sein, der mittels Abstraktionsgrade in der Lage ist, nun auch multifunktionale Öffentlichkeit wahrzunehmen. Caspar HIRSCHI schlägt hierfür daher folgende Einteilung vor:

Öffentlichkeit nach Funktion

1. Zelebrierende Öffentlichkeit
2. Delibrierende Öffentlichkeit
3. Richtende Öffentlichkeit
4. Unterkategorien, die als graduelle Parameter oder Vergleichspunkte über das Leitkriterium der Funktion sowie einen engen Öffentlichkeitsbegriff hinausgehen können:

oft um Akzidenzien (Gelegenheitspublikation), wobei Flugpublizistik alle nichtperiodischen und ‚kleinen‘ Publikationen des sog. Tagesschrifttums subsumiere.

- 54 Vgl. Wolfgang ADAM, Theorien des Flugblattes und der Flugschrift, in: Joachim-Felix LEONHARD u. a. (Hgg.), Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen, Berlin u. New York 1999, S. 132–141, hier S. 134.
- 55 Damit ist bspw. die Trennung des Gelehrten Diskurses in *eruditus* und *barbarus* (Dreisprachigkeit, Beherrschung von Rhetorik und Philologie) oder aber die Genese fiktionaler Bruderschaften (*sodalitates*) gemeint. Vgl. Jürgen FOHRMANN (Hg.), Gelehrte Kommunikation. Wissenschaft und Medium zwischen dem 16. und 20. Jahrhundert, Köln u. a. 2005, S. 56–58.
- 56 Vgl. Erdmann WEYRAUCH, Offene Briefe im 16. Jahrhundert. Bemerkungen und Beispiele, in: Heinz-Dieter HEIMANN (Hg.), Kommunikationspraxis und Korrespondenzwesen im Mittelalter und in der Renaissance, Paderborn u. a. 1998, S. 191–204, hier S. 200: „Die hergestellte ‚humanistische Öffentlichkeit‘ war *au fond* keine Öffentlichkeit.“; Caspar HIRSCHI, Die Erneuerungskraft des Anachronismus. Zur Bedeutung des Renaissance-Humanismus für die Geschichte politischer Öffentlichkeiten, in: Martin KINTZINGER u. Bernd SCHNEIDMÜLLER (Hgg.), Politische Öffentlichkeiten im Spätmittelalter (Vorträge und Forschungen 75), Sigmaringen 2011, S. 385–431, hier S. 386 f.
- 57 Vgl. FOHRMANN (Anm. 55), S. 66; zur Erfindung der ‚Nachwelt‘ als ‚Publikum‘: S. 48.

- a. Abstraktionsgrad (vom Wirtshaus bis zur Blogosphäre, das heißt von der räumlich überschaubaren bis zur medial-virtuellen Öffentlichkeit)
- b. Institutionalisierungsgrad (von der spontanen Kundgebung bis zum verfassungsmäßigen Informationssystem, das heißt von der okkasionellen bis zur usuellen Öffentlichkeit)
- c. Hierarchisierungsgrad (vom Jahrmarkt bis zum Adelsturnier, das heißt von der gleichstellenden bis zur abstufenden Öffentlichkeit)
- d. Exklusivitätsgrad (vom Champions League-Spiel bis zum Schönberg-Konzert, das heißt von der stände- und schichtenübergreifenden bis zur segregierten und spezialisierten Öffentlichkeit)

Das Konzept bringt nicht nur heuristischen Nutzen, sondern ist auch in der Lage, verschieden verzahnte Öffentlichkeitsformen kompatibel und beschreibbar zu machen. So ließe sich die für uns beispielhafte ‚qualifizierte‘ Öffentlichkeit der Humanisten sogar als „expansive[r] Bereich“ verstehen und darstellen.⁵⁸ Eingeschriebene ‚Funktionen‘ kommen den literarischen Texten Ulrichs von Hutten, die er im Zuge der publizistischen Auseinandersetzung gegen Herzog Ulrich von Württemberg ausstreute, an sich sowieso nicht zu, da diese in der Regel erst in der Anschlusskommunikation sichtbar werden. Die jüngst erneut durch den ‚New Historicism‘⁵⁹ vertretene Prämisse, dass fiktionale Literatur eine „aktive kognitive Kraft [erzeuge], die an der Generierung von Einstellungen, Diskursen, Ideologien, Werten, Denk- und Wahrnehmungsmustern maßgeblich beteiligt ist“,⁶⁰ scheint mit Blick auf Hutten geradezu zwingend. Ein äußerer Beweis dafür ergibt sich schon aus der Tatsache, dass Hutten seinen ersten Dialog ‚Phalarismus‘ mit fünf fiktionalen Reden gegen Herzog Ulrich flankierte,⁶¹ die

58 Vgl. HIRSCHI (Anm. 56), Tabelle S. 393–397; Zitat S. 427: „Durch die Erfindung des Buchdrucks erhielt die Konstruktion einer alternativen politischen Bühne, auf denen Gelehrte eine Idealpolitik in eigener Regie inszenierten, ein strukturelles Fundament. In gedruckten Korrespondenzen und literarischen Dialogen erschien die humanistische Gelehrtenngemeinschaft als eine hehre Sphäre, die das römische Ideal einer öffentlichen Deliberation zum Besten der Gesellschaft bereits realisiert hatte. Und indem sich Humanisten in ihren Publikationen gegenseitig zu ihren zivilisatorischen Erfolgen gratulierten, stellten sie ihre abstrakte Öffentlichkeit als expansiven Bereich dar, der letztlich auch zur Umerzierung der Herrschaftsträger in ihrem Sinn führen müsse.“

59 Der ‚New Historicism‘ vertritt vor allem die Ansicht, die Verbindungen zwischen literarischen und anderen Diskursen, die Dialektik zwischen literarischen Texten und der Welt zu untersuchen. Die sozialen, politischen und historischen Aspekte von Literatur werden nicht nur verstärkt berücksichtigt, sondern die wechselseitige Konstitution des sozialen und des diskursiven Bereichs wird als methodisch wichtige Verknüpfung wahrgenommen. Vgl. Louis MONTROSE, *New Historicisms*, in: Stephen GREENBLATT u. Giles B. GUNN (Hgg.), *Redrawing the Boundaries. The Transformation of English and American Literary Studies*, New York 1992, S. 392–418, hier bes. S. 392 u. 396.

60 Marion GYMNICh u. Ansgar NÜNNING, *Funktionsgeschichtliche Ansätze. Terminologische Grundlagen und Funktionsbestimmungen von Literatur*, in: DIES. (Hgg.), *Funktionen von Literatur. Theoretische Grundlagen und Modellinterpretationen*, Trier 2005, S. 3–27, hier S. 14.

61 LUDWIG (Anm. 13), S. 107 f.: „Die erste Anklagerede Ulrichs von Hutten gegen den Herzog, die von einer Fiktion eines Prozesses ausgeht und sich an Kaiser Maximilian als Gerichtsvorsitzenden, die deutschen Fürsten und die Deutschen allgemein richtet. Er schickte sie handschriftlich

allesamt seit ihrer Publikation in den Jahren 1517–21 „so starke öffentliche Reaktionen hervorgerufen [haben], dass an ihrer historischen Wirksamkeit kaum Zweifel aufkommen können“.⁶² Da aber eine Invektive von jedem erreichten Rezipienten jeweils in individueller Weise aktualisiert wird, schränkt Arnold BECKER in seiner Untersuchung zu den polemischen Dialogen Huttens den Funktionsbegriff in richtiger Weise ein, indem er vom ‚(Funktions-)Potential‘ literarischer Darstellungen spricht. So wird die Lektüre der Huttenschen Schriften für die Zeitgenossen wohl nicht ohne Auswirkung darauf geblieben sein, wie die Leser die realen Personen im Rahmen ihres jeweiligen Informations- und Kenntnisstandes tatsächlich wahrgenommen haben.⁶³ Gerade hier muss von einer generellen Manipulierbarkeit des ‚Publikums‘ ausgegangen werden.

Grundannahme dieser Untersuchung ist es aber vor allen Dingen, dass die Funktionsbestimmung von Invektivität, sie habe sozial in- und exkludierenden Charakter,⁶⁴ als wichtiger Baustein für die Dynamisierung von Gruppenbildungsprozessen sowie die Konstituierung multipel verzahnter Öffentlichkeiten im 16. Jahrhundert zu sehen ist oder gar selbst innovative, eigene Konstellationen ‚humanistischer Öffentlichkeit‘ generiert. So wird Hutten mit der Publikation seiner Invektiven wohl nicht nur die ‚öffentliche Meinung‘ einer ‚publizistischen Teilöffentlichkeit‘ beeinflusst gesehen haben wollen, sondern analog *self-fashioning*⁶⁵ der eigenen Autorschaft bzw. *community-fashioning*⁶⁶ in einer ‚humanistischen Teilöffentlichkeit‘ (*sodalitas litteraria*) betrieben haben. All die in diesem Kontext bespielten Sphären sowie deren Akteure und Rezipienten können daher als Teilmenge einer ‚invektiven (kommunikativen)

an den lateinkundigen Kaiser, sowie an Fürsten und an Freunde. Im Herbst 1515 reiste Ulrich von Hutten zum zweiten Mal zum Studium nach Italien und kam im Frühjahr nach Rom, wo er bis zum Sommer blieb, um dann nach Bologna weiterzureisen, von wo er im Juni 1517 wieder nach Deutschland zurückreiste. In Bologna verfasste er den im März 1517 gedruckten und nach dem Vorbild der Totengespräche Lukians gearbeiteten Dialog ‚Phalarismus‘, der den Herzog als einen seinen Lehrer übertreffenden Schüler des Tyrannen Phalaris persifliert. Dort fasste er auch den Entschluss, seiner Anklagerede weitere Reden hinzuzufügen und schrieb daher eine zweite Rede, die von der Fiktion ausgeht, bald nach der Flucht der Herzogin Sabina geschrieben zu sein, und eine dritte, deren fiktives Datum durch die militärischen Rüstungen Herzog Ulrichs im Spätsommer 1516 bestimmt ist. Beide Reden richten sich an die gleichen Adressaten wie die Anklagerede und fordern die längst überfällige Verfolgung und Bestrafung des Herzogs. Wieder nördlich der Alpen konzipierte Hutten im August 1517 in Bamberg eine vierte Rede, die die Rechtfertigung Herzog Ulrichs vom 6. September 1516 widerlegt und deren fiktives Datum vor der Reichsacht Ulrichs vom 11. Oktober 1516 liegt. Hutten nahm im Frühjahr 1519 am Feldzug teil und schloss die Serie im Mai mit einer fünften Rede ab, die sich an das siegreiche Heer richtet.“

62 Vgl. BECKER (Anm. 9), S. 24.

63 Beispielsweise wirkt das Bild des Tyrannen, das Hutten in seinem *Phalarismus* von Herzog Ulrich zeichnet, weiter und beeinflusst das realpolitische Bild des Fürsten. Vgl. BECKER (Anm. 9), S. 25 u. 36.

64 Vgl. ELLERBROCK u. a. (Anm. 29), S. 15–18, hier S. 16.

65 Stephen GREENBLATT, *Renaissance Self-Fashioning. From More to Shakespeare*, Chicago u. London 1980.

66 Bernd HÄSNER, *Der Dialog. Strukturelemente einer Gattung zwischen Fiktion und Theoriebildung*, in: Klaus W. HEMPFER (Hg.), *Poetik des Dialogs: aktuelle Theorie und rinascimentales Selbstverständnis (Text und Kontext 21)*, Stuttgart 2004, S. 13–67, hier S. 48–52.

Öffentlichkeit‘ (zumindest durch Invektiven dynamisierte Öffentlichkeit) gesehen werden, andererseits aber auch als Mitglieder einer *interpretive community*.⁶⁷ Diese ‚Community‘ versteht sich als die Gesamtheit der Rezipienten, die zum jeweiligen Status des Öffentlich-Machens die erforderliche Diskursfähigkeit mit sich brachten.⁶⁸ Wir sprechen in unseren Forschungszusammenhang von sogenannten ‚Lizenzen‘.

Dieser riesige Kosmos einer durch Invektiven geprägten Öffentlichkeit wirkt insgesamt recht einschüchternd, doch scheint er in Form einer *filter bubble*⁶⁹ wohl am treffendsten visualisiert.⁷⁰ Der Vorteil des Blasenmodells besteht freilich in seiner Dehnbarkeit. Durch die Erweiterung des Rezipientenkreises nämlich, etwa durch den Wechsel in die Volkssprache oder die geschickte Verwendung neuer medialer Formate, erweitert man natürlich ebenso die Informationsblase der bereits beschriebenen *interpretive community*. In Huttens Auseinandersetzung initiierte jedenfalls der Mordanschlag eines Herzogs an seinen Untergebenen eine solch kaskadenhafte Invektivkette, in die sich der spätere Dichturfürst kontinuierlich mit beißenden literarischen Invektiven einschalten sollte.

2 Das Spektrum von Huttens Invektiven: der Mord im Böblinger Wald als Initialzündung einer kaskadenhaften Invektivkette

Im Mai des Jahres 1515 ermordete Herzog Ulrich von Württemberg (1487–1550)⁷¹ seinen Stallmeister und engen Vertrauten Hans von Hutten,⁷² einen Vetter unseres Humanisten, bei einem gemeinsamen Jagdausritt in den Böblinger Forst unweit von

67 Stanley E. FISH, *Interpreting the Vairorum*, in: *Critical Inquiry* 2,3 (1976), S. 465–485, bes. ab S. 483; DERS., *Is There a Text in This Class? The Authority of interpretive Communities*, Cambridge MA u. London 1980.

68 Vgl. BECKER (Anm. 9), S. 37f.

69 Freilich erfuhr der Terminus der *filter bubble* oder ‚Filterblase‘ zuletzt vor allem eine medienwissenschaftliche Komponente. Der Aktivist Eli PARISER, *The Filter Bubble. What the Internet Is Hiding from You*. New York 2011 hält ihn nämlich seither besetzt, indem er behauptet, die Filterblase entstehe genau dann, wenn Webseiten versuchen, auf der Basis aller nutzerdienlichen Voraussetzungen, algorithmisch Voraussagungen zu treffen, welche personalisierter Content dem Verbraucher zur Verfügung gestellt werden soll. Durch die Anwendung dieser Algorithmen wird der Benutzer sehr effektiv in einer ‚Blase‘ isoliert, die dazu neigt, Informationen auszuschließen, die den bisherigen Ansichten des Benutzers widersprechen.

70 Nicht zu Unrecht wurde jüngst bereits die Frage aufgeworfen: müssen diese Blasen denn eigentlich digital sein? Vgl. den Vortrag von Xenia KOPF, *Blasen müssen nicht digital sein. Kollektive Räume zwischen Insel, Safe Space und Echokammer*. <https://www.hsozkult.de/event/id/termine-38592> (Zugriff: 17.02.2020).

71 Aktuelle biographische Zugänge: Gabriele HAUG-MORITZ, *Ulrich I., Herzog von Württemberg*, in: *Neue Deutsche Biographie* 26 (2016), S. 600–601; Volker PRESS, *Herzog Ulrich (1498–1550)*, in: Robert UHLAND (Hg.), *900 Jahre Haus Württemberg. Leben und Leistung für Land und Volk*, Stuttgart 1984, S. 110–135.

72 Zu Hans von Hutten neuerdings: Georg-Wilhelm HANNA, *Die Ritteradligen von Hutten, ihre soziale Stellung in Kirche und Staat bis zum Ende des Alten Reichs*, Bamberg 2006, S. 446–454.

Stuttgart. Der vorsätzlichen Bluttat des Herzogs ging jedoch ein von ihm selbst als Invektive wahrgenommener Vertrauensbruch seines Untergebenen voraus. So soll Hans dem Herzog wohl nicht nur bei einem geheimen Verhältnis mit der eigenen Frau, Ursula Thumb von Neuburg⁷³ (seit 1514 verheiratet, Tochter des herzoglichen Erbmarschalls Konrad Thumb von Neuburg),⁷⁴ im Wege gestanden haben, als eigentliche Schmach galt dem Herzog die Tatsache, dass Hans diese außereheliche Beziehung unter den Höflingen öffentlich machte und den Landesfürsten auf diese Weise vor einem höfischen Publikum an den Pranger stellte.⁷⁵ Ulrich sah sich dazu genötigt, ‚gebührend‘ auf die erlittene Ehrverletzung zu reagieren. So heftete er den Leichnam nach der Tat an einen Baum, sodass jedermann die posthume Schändung und Schmähung des Getöteten erblicken konnte.⁷⁶

Der in Humanistenkreisen bereits renommierte Autor Ulrich von Hutten stellte sich freilich rasch und mit Wortgewalt auf die Seite der eigenen Sippe, die unmittelbar nach dem Mordfall eine publizistische Kampagne gegen den Herzog anstieß, um diesen zur Rechenschaft zu ziehen, während dieser auf der anderen Seite alles daran setzte, seiner Bestrafung zu entgehen. Die in der Kommunikationssituation angelegte Triangularität (‚Invektierer‘, ‚Invektierter‘, Publikum/Öffentlichkeit) lässt deutlich Konturen einer auf Eskalation hintreibenden Dynamik sichtbar werden. Ebenso ist, wie im Folgenden gezeigt werden kann, bislang noch nicht mitgeteilt, dass selbst vermeintlich abgekühlte, durch Schiedsspruch eines Dritten bereits geregelte Konflikte durch weitere Invektiven erneut angefacht werden können. Das Prinzip von *actio* und *reactio* verändert sich dadurch nicht. So steuerte der schriftstellernde Reichsritter sein

73 Rudolf BÜTTERLIN, Ursula Thumb von Neuburg. Versuch einer Rollendeutung für die Witwe Hans von Huttens, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 40 (1981), S. 327–333.

74 Konrad Thumb von Neuburg (gest. 1525) gilt als erster Erbmarschall von Württemberg, ernannt 1507 durch Herzog Ulrich wegen seiner Verdienste im Landshuter Erbfolgekrieg. Dem noch minderjährigen Ulrich diente er als Kammermeister. 1503 ist er von Maximilian ob seiner Vormundschaft zum kaiserlichen Rat ernannt worden. 1514 war Konrad maßgeblich an der Entstehung des Tübinger Vertrages beteiligt gewesen. Vgl. Jan HIRSCHBIEGEL, Nahbeziehungen bei Hof – Manifestationen des Vertrauens. Karrieren in reichsfürstlichen Diensten am Ende des Mittelalters (Norm und Struktur 44), Köln u. a. 2015, S. 220, Anm. 315; biographisch weiterhin: Jakob R. FRANK, Konrad Thumb von Neuburg und sein Sohn Hans Konrad, die beiden ersten württembergischen Erbmarschälle. Ein Beitrag zur Geschichte der Herrschaft Stettenfels, in: Historischer Verein Heilbronn 25 (1966), S. 96–107; Georg-Wilhelm HANNA, Mänade, Malefiz und Machtverlust. Herzog Ulrich von Württemberg und Hans von Hutten: politische Folgen eines Mordfalls, Köln 2003, S. 25–28.

75 Die beiderseitig ausgegangenen Schmähschriften weisen einen klaren Standpunkt aus, nämlich den eines eklatanten Vertrauensbruchs. Das ‚Öffentlich-Machen‘ durch Hans wird von der herzoglichen Partei apologetisch als erwiesene Untreue herangezogen, die der Herzog widerrechtlich nach den Regeln der Feme nur mit dem Tode des Dieners ahnden konnte, während die Huttenschen den Mord an einem Wehrlosen ähnlich einstufen. Vgl. HIRSCHBIEGEL (Anm. 74), S. 220–234, hier S. 224; künftig hierzu HIRSCHBIEGEL u. KRAUS (Anm. 1).

76 Der komplexe historische Hergang mit all seinem Quellenreichtum beschrieben bei: Franz BRENDLE, Dynastie, Reich und Reformation. Die württembergischen Herzöge Ulrich und Christoph, die Habsburger und Frankreich, Stuttgart 1998, S. 33–71. Vgl. auch HANNA (Anm. 74), S. 48–71; HANNA (Anm. 72), S. 447–454; zusammengefasst bei: LUDWIG (Anm. 13), S. 105–107.

Arsenal an eloquenten Invektiven immer dann bei, wenn es seiner Ansicht nach der politische Rahmen erforderte oder ein publizistischer Raumgewinn in Aussicht stand.

Ulrich von Hutten weilte noch zu Beginn des Jahres 1515 in Bad Ems, wo er sich aufgrund gesundheitlicher Beschwerden zu einer Kur gezwungen sah. Dort erreichte ihn in der ersten Junihälfte ein Brief seines Verwandten Marquard von Hattstein (gest. 1522)⁷⁷ mit der Kunde vom Tode seines Vetters Hans.⁷⁸ Am 13. Juni leitete Hutten die Nachricht an den Bamberger Kanoniker Jakob Fuchs (gest. 1539) weiter.⁷⁹ Auffällig ist, dass Hutten bereits hier erste Ansätze seiner Programmatik durchscheinen lässt, wenn er den Herzog als den *Suevorum tyrannus* beschimpft.⁸⁰ Vor allem ist es aber seine schriftstellerische Begabung, die er in den Dienst der Familie stellt. Die Mitte Juni 1515 noch am Kurort verfasste ‚Deploratio in Ioannis de Hutten interitum‘, ein 309 Hexameter umfassendes Trauergedicht,⁸¹ bildete nur den Auftakt einer kräftezehrenden Kampagne gegen den Herzog.

Doch nicht nur der bekannte Humanist schoss öffentlich gegen den unliebsamen Gegner. Auch der trauernde Vater von Hans, Ludwig von Hutten (gest. 1517),⁸² ließ kaum Zeit verstreichen, ehe auch er dem Herzog von Württemberg mit allerhand Schmähchriften und Fehdebriefen publizistisch zusetzte. Zunächst galt es für ihn jedoch als vorrangig, ein oppositionelles Netzwerk gegen den mächtigen Fürsten zu spinnen, wobei ihm hierbei die humanistisch-literarischen Invektiven eines Ulrich von Hutten bei der Diffamierung des Herzogs in die Karten spielten. So versicherte er seinem Gegenschwager Konrad Thumb und dessen Tochter, der Witwe Ursula, nur wenige Tage nach dem Mord, dass er ihnen Beistand und Trost leiste in ihrem großen Leid, das der Herzog über sie gebracht habe.⁸³ Ab dem 11. Mai gingen auch die ersten Kondolenzschreiben ein, bspw. von Sigmund von Thüngen (gest. 1522)⁸⁴ oder von Dietrich Speth (gest. 1536),⁸⁵ das auf den 23. Mai datiert.⁸⁶ Ludwig fing frühzeitig damit an, das Geschehen öffentlich zu machen und zielstrebig auch außerhalb des

77 Marquard von Hattstein war durch seine Tätigkeit als Mainzer Domherr natürlich bestens vernetzt. Vgl. Konrad WIEDEMANN, Marquard von Hattstein, in: Peter G. BIETENHOLZ u. Thomas B. DEUTSCHER (Hgg.), *Contemporaries of Erasmus. A Biographical Register of Renaissance and Reformation* (Vol. 1–3), Toronto u. a. 1985–1987, hier Bd. 3, S. 168.

78 BÖCKING I, S. 39f.

79 Jakob Fuchs von Wallburg war zusammen mit Ulrich von Hutten und Johannes Crotus Rubeanus nach Bologna gekommen. 1515 wurde er in Abwesenheit zum Domherrn gewählt, verzichtete aber zugunsten seines älteren Bruders Andreas. Vgl. Emil REICKE u. Helga SCHEIBLE (Hgg.), *Willibald Pirckheimers Briefwechsel*. 7 Bde., München 1940–2009, hier Bd. 3, S. 98 Anm. 4.

80 BÖCKING I, S. 40–45.

81 BÖCKING III, S. 403–412.

82 Zu Ludwig: HANNA (Anm. 74), S. 43–74; HANNA (Anm. 72), S. 425–432.

83 Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65,1, Nr. 2.

84 Zu Sigmund von Thüngen knapp: HANNA (Anm. 72), S. 424f.

85 Zu Dietrich Speth zu Zwiefalten: Theodor SCHÖN, Speth zu Zwiefalten, Dietrich, in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 35 (1893), S. 146.

86 Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65, 1, Nr. 3f.

engsten Familienumfeldes nach weiterer Unterstützung im möglichen Kriegsfall gegen den Herzog zu ersuchen.⁸⁷ Die Affinität zu den neuen Medien schien in der Huttenschen Sippe wohl nicht nur auf den bekannten Humanisten übergesprungen zu sein, wie die Verbreitung der Invektiven Ludwigs von Hutten zeigt. Ob in ausführlich abgeschriebenen und in hoher Frequenz verteilten Fehdebriefen⁸⁸ oder in Form von gedruckten, den Herzog in Amt und Würden äußerst herabwürdigenden Schmähchriften. Bereits am 16. Juni 1515 teilte Ludwig zahlreichen Adeligen und Standesgenossen mit, sie sollten sich mit Blick auf das weitere Vorgehen gegen den Herzog zu gemeinsamen Beratschlagungen in Windsheim versammeln. Ebenso versichere er den Teilnehmern, dass die Fürsten von Bamberg, Würzburg und Brandenburg für sicheres Geleit sorgen würden:

Vnnsere freuntlich willig dinst zuor lieber vetter, oheim, swager vnd freunt, wir sind vngezweifelt, du hast⁸⁹ gehört, nach dem es doch allenthalben landkundig worden ist, was der von Wirttemberg an mein Ludwigen von Hutten ritters sune vnd vnser der andern bruder, vetter und oheim Hansen von Hutten seligen begangen, den er on alles verschulden jemerlich entleibt. Vnd darnach schmahliche, erbarmliche handlung gegen jm geubt, vber vnd wider, das vnser keiner noch nie wes, er mißhandelt. Dardurch er ein solchen tod und schmahliche handlung solt verschuld haben gehört oder erfarn hat mugen. Darumb unser notdorft erfordern wil dise bose hanndlung mit gotes hilf vnd der warheit an den tag zubringen.⁹⁰

Bemerkenswert ist zweifelsohne auch das Layout des Flugblattes. So enthält es in besonderer Weise Freilassungen für die handschriftlich einzusetzenden Anredepropona, die nicht nur die Assoziation eines modernen Serienbriefs hervorrufen, sondern vielmehr zeigen, dass der Adressatenkreis wohl schon zu Beginn der Kampagne breiter angelegt war. Das gedruckte Schreiben wurde nicht nur an zahlreiche Ämtertüren angeschlagen, sondern erging auch handschriftlich an einflussreiche Fürsten, wie eine personalisierte Fassung an Graf Wilhelm von Henneberg verdeutlicht.⁹¹

87 Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65, 1, Nr. 5: Schreiben Ludwigs von Hutten an die Landgrafen von Hessen und ihre Ritter, Mai 1515.

88 Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65, 1, Nr. 6: Konzeptpapier an einen anonymen Fürsten, 3 Abschriften.

89 Im Flugblatt freigelassen und handschriftlich mit *du hast* ergänzt.

90 Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65, 1, Nr. 8: Ausschreiben Ludwigs von Hutten zur Beratschlagung nach Windsheim, 16. Juni 1515. Die beiden Exemplare im Ludwigsburger Staatsarchiv waren für die Amtsmänner Balthasar von Wolfstein (Freystadt) und Ulrich von Knöringen (Stauf) bestimmt.

91 Das Schreiben an den Grafen variiert zwar textuell ein wenig von der Druckversion, die inhaltliche Botschaft sowie die Untersreibung des Briefes mit den Bundesgenossen als Suggestion von Geschlossenheit der Huttenfraktion deckt sich jedoch. Meinigen, Staatsarchiv, Gemeinschaftliches Hennebergisches Archiv Sektion I, Nr. 5309, 15. Juni 1516: *Hansen vom Hutten seligen und denen von Wirttemberg betreffend*.

Am 28. Juni⁹² und noch einmal im Juli 1515⁹³ wandte sich Ludwig dann offiziell an die Württembergische Landschaft, um auf die Bestrafung der Tat zu drängen. Er droht erneut damit, die Ermordung seines Sohnes öffentlich machen zu wollen und Ulrich als Eidbrecher und Ächter zu brandmarken. Falls aber die Landschaft nicht kooperieren sollte, müsse er wider Willen gegen sie handeln. Es sei ja nicht nur die Familienehre, sondern der gesamte Adel verhöhnt worden. Man darf also konstatieren, dass eine Veröffentlichung der Vorwürfe Ludwig sogar die Möglichkeit bot, gegen etablierte Institutionen wie die politische Ständevertretung vorzugehen und diese unter Druck zu setzen. Nicht von ungefähr verfasste Ulrich von Hutten, mittlerweile in Mainz, daher seine ‚Consolatoria ad Ludovichum de Hutten‘, ein Trosts Schreiben, an den Vater des Ermordeten, auch Ende Juni 1515. Welch großes Wirkungspotential die Interaktion von gedruckten Schmähchriften in deutscher und humanistischer Poetik in lateinischer Sprache für einen ‚Rufmord‘ des Herzogs wohl in einer immer größer werdenden rezipierenden Öffentlichkeit in sich barg, erfahren wir in einem weiteren Schreiben derer von Hutten vom 10. November an die Reichsstände. Denn dort heißt es in Bezug auf eine ‚öffentliche Meinung‘, dass *dieweil nun solcher mordt so öffentlich ist das der thirannisch hertzog des auß seiner aigen bekenntnûs nit laugnen kan.*⁹⁴

Inhärent ist derartigen Konstellationen von öffentlicher Schmähung und Herabsetzung normalerweise auch eine gruppensdynamische Komponente. Denn so verschärfte sich die Situation für Herzog Ulrich schon bald sehr drastisch, als dessen Gemahlin Sabina am 25. November 1515 mit schweren Vorwürfen gegen ihn zu ihren Brüdern, den bayerischen Herzögen, nach München floh. Dietrich Speth berichtet später, dass er selbst es war, der die Herzogin zu ihrem Bruder, Wilhelm von Bayern, geführt habe, ebenso, dass er aufgrund der abscheulichen Ermordung des Hans von Hutten aus den Diensten des Herzogs ausgetreten sei.⁹⁵ Da Sabina ihren unliebsamen Gemahl der Misshandlung bezichtigte, musste Kaiser Maximilian, der immer weiter in den Konflikt hineingezogen wurde, als Vermittler auf den Plan treten.⁹⁶ Die mächtigen Brüder Sabinas allerdings, Wilhelm und Ludwig von Bayern, ließen ihrem Unmut indes in einem Schreiben am 20. Dezember 1515 freien Lauf.⁹⁷ Sabina folgte ihnen medienwirksam am 24. Dezember mit einem äußerst aggressiven Schreiben

92 München, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, k. schw. 1834, fol. 124; Stuttgart, Hauptstaatsarchiv, A 34, Bü 1c, Nr. 12, III; Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65,1, Nr. 13.

93 Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65,1, Nr. 22.

94 BÖCKING I, S. 55–60, hier S. 58.

95 Schreiben Dietrich Speths an einen ungenannten Fürsten, 2. Februar 1516, in: Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65,2, Nr. 6.

96 Schreiben Maximilians an Hz. Ulrich betr. Zwist mit Sabina, 26. November 1515, in: Christian Friedrich SÄTTLER, Geschichte des Herzogthums Württemberg unter der Regierung der Herzogen. 13 Bde., Tübingen 1769–1783 (SÄTTLER Bd.), hier SÄTTLER I, Nr. 79, S. 191.

97 Ausschreiben der Hz. Wilhelm und Georg v. Bayern wider Hz. Ulrich, 20. Dezember 1515, in: ARETIN IV (Anm. 14), S. 591–598.

gegen ihren Peiniger, in welchem sie unverblümt auf die Ursachen ihrer Flucht zu sprechen kommt.⁹⁸

Folgerichtig ist demnach anzunehmen, dass neben dem Adel und dem Kaiser auch weitere Akteure unweigerlich in diesen invektiven Sog gerieten. So berichten Georg von Glauberg und Ludwig von Hutten der Jüngere dem Vater Ludwig am 1. Februar 1516, sie hätten von glaubhaften Personen gehört, Peter von Aufsäß, ein Würzburger Kanoniker (gest. 1522), habe öffentlich geäußert, dass die Händel zwischen ihnen und Württemberg auf einem Tag zu Mergentheim beigelegt werden. Sie hätten dem widersprochen und bäten Ludwig nun, den Tag zu notieren, damit Peter von Aufsäß seiner Lügen überführt werde.⁹⁹ Ludwig sah jedenfalls die Notwendigkeit, auf diese Unwahrheiten zu reagieren und wandte sich schließlich am 31. März 1516 direkt an den Kaiser. Im Schreiben berichtet er den Hergang der Ermordung seines Sohnes, indem er heftig gegen Herzog Ulrich klagt. Er bittet um die Bestrafung des Verbrechers, da die Tat nicht nur seine persönliche Ehre beschmutze, sondern damit zugleich seine Verwandtschaft sowie der ganze Adel getroffen und verhöhnt worden seien.¹⁰⁰ Diese Vorwürfe begegnen uns in diesem Kontext geradezu litaneihaft. Am 11. Mai kam es dann tatsächlich auf einem Tag in Mergentheim zu einem Ausgleichsversuch, in dessen Rahmen sogar erstmalig ein vertraglicher Entwurf zur Beilegung der Streitigkeiten zwischen Ludwig und Herzog Ulrich vorgelegt wurde.¹⁰¹ Im Antrag des Reiches sind als Unterhändler notiert: Kurfürst Ludwig V. von der Pfalz (gest. 1544),¹⁰² Bischof Lorenz von Würzburg (gest. 1519)¹⁰³ sowie Friedrich II. von der Pfalz (gest. 1556).¹⁰⁴ Erstaunlicherweise gibt uns der Entwurf jedoch keinerlei Auskünfte über mögliche finanzielle Strafen oder Entschädigungen. Gerade den beiden erstgenannten Akteuren kam in diesem Konflikt durch ihre Positionierung eine Schlüsselrolle zu. So hatte Kaiser Maximilian dem Fraktionsführer Ludwig schon recht früh mitgeteilt, er habe die Parteien Pfalz und Würzburg damit beauftragt, mit ihm wegen der Ermordung seines Sohnes zu verhandeln.¹⁰⁵

98 Ausschreiben Hz. Sabinas betr. Misshandlungen durch ihren Gemahl Hz. Ulrich und die dadurch veranlasste Flucht, 24. Dezember 1515, in: ARETIN IV (Anm. 14), S. 385–390.

99 Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65,2, Nr. 3.

100 Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65,2, Nr. 19.

101 Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65,2, Nr. 21.

102 Gundolf KEIL, Ludwig V., Pfalzgraf bei Rhein, in: Verfasserlexikon. 2. Aufl., Bd. 5 (1985), Sp. 1016–1030.

103 Alfred WENDEHORST, Das Bistum Würzburg: Teil 3. Die Bischofsreihe von 1455–1617, Berlin u. New York 1978 S. 51–72.

104 Herbert RÄDLE (Hg.), Der Reichsfürst und sein Kaiser. Eine Lebensbeschreibung des Pfalzgrafen Friedrich II. (1482–1556), Neumarkt i. d. Oberpfalz 1998.

105 23. Juni 1515: Schreiben Kaiser Maximilians an Ludwig von Hutten, in: Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65,1, Nr. 11. An dieser Stelle kann nicht weiter explizit auf die Details der Akteurskonstellationen eingegangen werden. Wichtig ist, dass Pfalzgraf Ludwig und Bischof Lorenz bereits seit langer Zeit in engem Kontakt mit dem Herzog standen. Siehe hierzu künftig: Marius KRAUS, Die Invektiven Ulrichs von Hutten und die seiner Gegner [Diss., in Bearb.].

Mit dieser Abspeisung konnte sich Ludwig insgesamt natürlich nicht zufriedengeben. So teilte er Lorenz von Würzburg um den 11. Juni 1516 mit, er könne die Vergleichsvorschläge unter keinen Umständen annehmen, da Herzog Ulrich seinen Sohn öffentlich verleumdet und böse Gerüchte über ihn ausgestreut habe.¹⁰⁶ Der Bischof reagierte mit Unverständnis. Ludwig solle die Angelegenheit noch einmal überdenken und sich auf einen redlichen Ausgleich einigen.¹⁰⁷ So blieb Ludwig wohl keine andere Wahl mehr, als mit weiteren publizistischen Salven gegen den Herzog den Konflikt weiter anzuhetzen, um letztlich seine Forderungen durchzusetzen. So erging am 13. Juli 1516 ein Ausschreiben Ludwigs an die Reichsstände. Auffällig sind nicht nur die vielseitigen Formate bei der Verbreitung,¹⁰⁸ sondern ebenso das ansprechende intermediale Text-Bild-Layout, das die ‚Mordszene‘ in Form eines Holzschnittes visualisiert.¹⁰⁹ Thema ist wiederum die besudelte Familienehre und die Unschuld des heimtückisch ermordeten Sohnes.¹¹⁰ Tags darauf, also am 14. Juli 1516, datiert bereits ein weiterer gedruckter Fehdebrief Ludwigs gegen den Herzog. Dieser solle wegen seiner abscheulichen Tat endlich aus der menschlichen Gemeinschaft ausgeschlossen werden. Niemand solle ihm helfen noch dienen und sich aller Pflichten gegen ihn entschlagen.¹¹¹

Erst im Herbst des Jahres 1516 begann Herzog Ulrich damit, sich publizistisch zur Wehr zu setzen, nachdem sein Ruf immer deutlicher litt und die Vermittler keinen Ausgleich mit der Familie Hutten erzielen konnten. So erließ er am 6. September eine Schrift, die seinen Mord als Hinrichtung eines Übeltäters fadenscheinig rechtfertigte.¹¹² Hans von Hutten habe ihm gegenüber seine Treuepflicht gebrochen und fälschlicherweise von ihm behauptet, er habe eine ehrbare Frau genötigt, ihm zu Willen zu sein. Er habe ihn deshalb als Freischöffe des heimlichen westfälischen

106 Schreiben Ludwigs von Hutten an Bf. Lorenz von Würzburg, 11./12. Juni 1516, in: Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65,2, Nr. 24.

107 Schreiben Bf. Lorenz von Würzburg an Ludwig von Hutten, 19. Juli 1516, in: Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65,2, Nr. 5.

108 Stuttgart, Hauptstaatsarchiv, G 41, Bü 2, fol. 72–74 als Flugschrift.

109 Siehe HIRSCHBIEGEL u. KRAUS (Anm. 74), Abb. 2: Der Mord an Hans von Hutten durch Herzog Ulrich von Württemberg 1515. Illustrierter Einblattdruck, Papier, 13. Juli 1516, in: Stuttgart, Hauptstaatsarchiv, G 41, Bü 2, fol. 76.

110 Ludwigsburg, Staatsarchiv B 91a, Bü 65,4 als Einblattdruck im Folio-Format mit koloriertem Holzschnitt: *Ewr gnad vnd jr haben onzweifel aus offem geruch gehört, wie bößlich vnnd erbärmlich der hertzog von Wirttemberg Hannssen von Hutten meinen lieben sun seligen seinthalb gantz vnverschuldet ermordet und züsmähen begert hat. Vnd dieweil ich nachgemelter bößhafftigen ergangner that stättigs willens gewest pin, solhe böse that eurn gnaden vnd euch mit unntertlicher früntlicher klag anzüzaigen.*

111 Fehdebrief Ludwigs von Hutten gegen Hz. Ulrich, 14. Juli 1516, in: Stuttgart, Hauptstaatsarchiv, G 41, Bü 2, fol. 71; Meiningen, Staatsarchiv, Gemeinschaftliches Hennebergisches Archiv Sektion I, Nr. 5329, Nr. 4; Berlin, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, XX. Hauptabteilung, Ordensbriefarchiv, Nr. 20949; München, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, k. schw. 1832, fol. 86.; Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65,3, Nr. 6.

112 Ausschreiben Hz. Ulrichs an die Reichsstände, 6. September 1516, in: BÖCKING I, S. 64–75; SÄTTLER I, Nr. 84.

Gerichts selbst gerichtet. Wie aufwendig die Verbreitung dieser Anschuldigungen wohl betrieben wurde, zeigen die noch heute zahlreich archivalisch überlieferten gedruckten Exemplare.¹¹³ Kaiser Maximilian und seine Kanzlei beobachteten diese Entwicklung mit Argusaugen.¹¹⁴ So lud er den Herzog schließlich zum 20. September 1516 vor ein kaiserliches Gericht in Augsburg, der Herzog folgte der Vorladung jedoch nicht. Womöglich lag das an den drakonischen Forderungen. In einem Verzeichnis vom 27. September sind die vom Kaiser ausgestellten Artikel seiner an den Herzog gerichteten Bedingungen für einen Ausgleich erhalten. Sie beinhalten den herzoglichen Regierungsverzicht auf sechs Jahre, die Ernennung eines Regiments durch ihn und die Landschaft, die Stiftung einer Seelenmesse für den verstorbenen Hans von Hutten, eine Wallfahrt nach Rom, eine öffentliche Entschuldigung für die üble Nachrede und schließlich eine Entschädigung von 10.000 Gulden sowie die Pfandschaft dafür.¹¹⁵

Ludwig bezog nicht nur unmittelbar Stellung zu den vorgeschlagenen Artikeln,¹¹⁶ sondern erhöhte weiterhin den Druck auf Ulrich von Württemberg. So forderte er in einem Schreiben vom 2. Oktober 1516 erneut von seinem Gegenschwager, Konrad Thumb, endlich aus dem herzoglichen Dienst auszuschneiden und sich öffentlich zum Huttenschen Lager zu bekennen. Thumb wisse genau, dass Hans ermordet wurde, weil der launige Herzog seiner Frau Ursula habhaft werden wollte.¹¹⁷ Nachdem nun auch der letzte kaiserliche Ausgleichsversuch zwischen Wilhelm, Herzog Ulrich und Ludwig keine Früchte trug,¹¹⁸ sah sich Maximilian gezwungen, am 11. Oktober die Acht über Herzog Ulrich auszusprechen.¹¹⁹ Ludwig nutzte die Gunst der Stunde, um kurz darauf einen weiteren Fehdebrief gegen den Herzog zu erlassen und den Konflikt somit nicht nur weiter aufrecht zu erhalten, sondern ebenso die Bereitschaft zu signalisieren, auch im Ernstfall zum Schwerte

113 München, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, k. schw. 1831, 7 Exemplare; Stuttgart, Hauptstaatsarchiv, J 1, Nr. 36, 113; G 41, Bü 2, fol. 49, 51, handschriftlich: fol. 53r–58v. Oder als Einbettung in eine Württemberger Schriftensammlung: Stuttgart, Hauptstaatsarchiv, J 1, Nr. 22, fol. 231r–273v, hier 233r: *so hat doch der trewloß, falsch, verräterisch flaisch böswicht Hannß von Hutten [...] bewisen, sich so undanckhbarlich, untrewlich, fälschlich, verräterisch, schändtlich und lasterlich gegen und bey unß gehalten.*

114 Vgl. auch Jan-Dirk MÜLLER, Publizistik unter Maximilian I. Zwischen Buchdruck und mündlicher Verkündigung, in: Ute FREVERT u. Wolfgang BRAUNGART (Hgg.), Sprachen des Politischen. Medien und Medialität in der Geschichte, Göttingen 2004, S. 95–122.

115 Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65,3, Nr. 17.

116 Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65,3, Nr. 18.

117 Dabei hätte Thumb es ja schon lange Zeit versprochen, zu den Huttenschen zu stehen. Ludwig und seine Anhänger könnten diese Haltung unter keinen Umständen nachvollziehen, in: Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65,2, Nr. 19.

118 Zeitenössische Abschrift mit einem Nachtrag am Ende des Textes, wohl ein Autograph Ludwigs, 6, in: Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65,3, Nr. 20.

119 Ausschreiben Maximilians an die Württembergische Landschaft betr. Acht über Hz. Ulrich, 11. Oktober 1516: Stuttgart, Hauptstaatsarchiv, A 34, Bü 1c, Nr. 19, S. 5f.; G 41, Bü 3; J 1, Nr. 36, fol. 125r–125v.; abgedruckt bei SATTLER I, Nr. 90, S. 231f.

zu greifen.¹²⁰ Maximilian musste am 20. Oktober die Gebrüder Ludwig und Frowin von Hutten sogar explizit dazu auffordern, mögliche Kampfhandlungen gegen den Herzog zumindest bis zum kommenden Mittwoch zu unterlassen, da er sich wohl in Verhandlungen mit dem Württemberger befand.¹²¹ Diese Vermutung sollte sich bewahrheiten, da der Kaiser die Acht wieder aufhob, als am 22. Oktober 1516 in Blaubeuren ein Vertrag zu Stande kam, nach dem der Herzog abdanken, die Regierung abtreten und die Familie Hutten mit 27.000 Gulden entschädigt werden sollte.¹²² Herzog Ulrich missachtete jedoch nicht nur den Vertrag, sondern ging zudem äußerst brutal gegen seine eigenen Bauern und diejenigen Adeligen vor, die er für den Vertrag verantwortlich machte. Drei von ihnen ließ er wegen angeblichen Hochverrats in Stuttgart widerrechtlich foltern und hinrichten. Schon Ende des Jahres 1515 bezichtigte er den Tübinger Untervogt Konrad Breuning der Mitwisserschaft an Herzogin Sabinas Flucht. So ließ der Herzog ihn, seinen Bruder Sebastian und den Cannstatter Vogt Konrad Vaut und andere Personen aus der landesherrlichen Verwaltung festnehmen, foltern und an Leib und Leben strafen. Dem ebenso angeklagten Kanzler, Dr. Gregor Lamparter, war es gelungen, gerade noch rechtzeitig an den kaiserlichen Hof zu fliehen.¹²³ Der Landesfürst fiel zwar erneut in die Acht zurück, deren Exekution dem Kaiser jedoch bis zu seinem Tode am 12. Januar 1519 nicht mehr gelang. Nach dem Angriff des Herzogs auf die Reichsstadt Reutlingen am 21. Januar intervenierten die von Hutten im Februar 1519 mit dem Schwäbischen Bund und weiteren Adeligen, um den Herzog nicht nur militärisch zurückzudrängen, sondern den künftigen Kaiser gleichfalls zur erneuten Exekution der Reichsacht zu bewegen. Bis Ende Oktober schafften es die gebündelten Truppen, den widerspenstigen Herzog aus dem Herzogtum zu vertreiben. 1534 gelang es ihm allerdings mit Unterstützung des lutherischen Landgrafen Philipp I. von Hessen (gest. 1567),¹²⁴ das Herzogtum zurückzuerobern, das bis 1918 seiner Dynastie erhalten blieb.¹²⁵ Für Ulrich von Hutten war es daher ein Leichtes, sich die Vertragsbrüchigkeit des Herzogs für seine Invektiven zu eigen zu machen.

Ende Juni 1515 verfasste Hutten neben der ‚Deploratio‘ in Mainz die ‚Consolatoria ad Ludovichum de Hutten‘, ein Trosts Schreiben an den Vater des Getöteten. Es folgen verschiedene Schreiben, das satirische Totengespräch ‚Phalarismus‘ (Druck

120 Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65,2, Nr. 21.

121 Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65,2, Nr. 22.

122 Vertrag von Blaubeuren sowie Ausschreiben der Prälaten, Grafen und Ritter und der Landschaft betr. 27.000 fl. Huttenschen Geldes: Stuttgart, Hauptstaatsarchiv, A 34, Bü 1c, Nr. 20; G 41 U7, U7a; Ludwigsburg, Staatsarchiv, B 91a, Bü 65,3, Nr. 23; abgedruckt bei BÖCKING I, S. 87–91.

123 Vgl. Jonas D. VEIT, Repräsentation und Konsens der württembergischen Landschaft. Normative Aspekte der verfahrensmäßigen Verwirklichung von Landesherrschaft im 16. Jahrhundert, Münster 2017, S. 243 f.

124 Fritz WOLFF, Philipp der Großmütige, in: Neue Deutsche Biographie 20 (2001), S. 376–379.

125 Vgl. LUDWIG (Anm. 13), S. 106 f.

1517)¹²⁶ und fünf mustergültige Invektivreden gegen den Herzog (1515–19),¹²⁷ deren ciceronianischer Ursprung¹²⁸ schon den Zeitgenossen nicht verborgen blieb.¹²⁹ Die Texte gingen jedoch zunächst in handschriftlicher Form und in lateinischer Sprache aus. Nachdem der zuvor vom Schwäbischen Bund vertriebene Herzog erneut in Württemberg eingefallen war, ließ Hutten seine sämtlichen Invektiven gegen den Herzog im September 1519 in einem Sammelwerk, der sogenannten ‚Steckelberger Sammlung‘,¹³⁰ drucken. Dass damit ein europäisches lateinkundiges Publikum adressiert wurde, bestätigt der Bericht des Marburger Professors Nikolaus Asclepius, gen. ‚Barbatus‘ (gest. 1571).¹³¹ Ebenso der einschlagende Erfolg des Bestsellers: „Frankreich, Spanien, Italien verschlangen die wohl gewürzte Speise; und wo kaum der Name Württemberg bekannt war, sprach man von Ulrich dem Tyrannen.“¹³² Da in öffentlichen Bibliotheken heute noch über 35 Exemplare nachgewiesen werden können, darunter zahlreiche mit Widmungen, darf man davon ausgehen, dass Hutten das Buch bei Adeligen und Humanisten durch viele Geschenkexemplare bekannt gemacht hat. In seinem Zentrum stehen die fünf im Kolophon als *Invectivae* bezeichneten Reden, die von zwei ganzseitigen Holzschnitten der ‚Mordszene‘ und einem Porträt Huttens eingeschlossen sind.¹³³ Die fünf oratorischen Invektiven gehörten wenig später sogar zum Unterrichtskanon der Lateinschulen. 1521 verwendete Hutten das Ereignis schon wieder, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen, da Herzog Ulrich einen weiteren Versuch unternahm, den Anspruch auf sein Land geltend zu machen.

126 *Phalarismus / Dialogus Hut/tenicus*. [Mainz: Joh. Schöffer], März 1517. VD 16, H 6397; Böcking IV, S. 1–25 (synoptisch mit der dt. Übersetzung von ca. 1521); BENZING (Anm. 3), Nr. 52. Weitere Drucke Nr. 53–57; vgl. JAUMANN (Anm. 3), Sp. 1207.

127 BÖCKING V, S. 1–96. Zu den einzelnen Reden siehe auch Anm. 60.

128 Vor allem Cic. *Catil.*, *Phil.* u. *Verr.* 1,2. Vgl. Leopold WELLNER, Über die Beeinflussung einiger Reden Ulrichs von Hutten durch Cicero, in: 23. Jahresbericht des k. k. Staats-Gymnasiums in Mähr.-Neustadt, Mähr.-Neustadt 1910, S. 3–23.

129 Vgl. Peter UKENA, Marginalien zur Auseinandersetzung zwischen Ulrich von Hutten und Herzog Ulrich von Württemberg, in: Paul RAABE (Hg.), *Wolfenbütteler Beiträge*. Aus den Schätzen der Herzog August Bibliothek. Bd. 1, Frankfurt a. M. 1972, S. 45–60, hier S. 46.

130 *Hoc in volu/mine haec continentur / Vlrichi Hutteni Equ. / Super interfectione propinqui sui Ioannis Hut-/teni Equ. Deploratio [...]. / In Vlrichum Vuirtenpergenssem orationes V. / [...]. Excusum in arce Steckelberk* [Mainz: Joh. Schöffer], Sept. 1519. VD 16, H 6408; BÖCKING III, S. 401–412; BÖCKING V, S. 1–96; BENZING (Anm. 3), Nr. 120 f.; SPELSBERG (Anm. 3), S. 102 f.; JAUMANN (Anm. 3), Sp. 1214 f.

131 Asclepius hinterließ eine ‚Oratio de expulso & restituto Ulrico duce württembergensi‘ sowie zahlreiche *carmina*. Vgl. Christian G. JÖCHER, *Allgemeines Gelehrten-Lexicon*, Darinne die Gelehrten aller Stände sowohl männ- als weiblichen Geschlechts, welche vom Anfange der Welt bis auf die ietziige Zeit gelebt, und sich der gelehrten Welt bekannt gemacht, Nach ihrer Geburt, Leben, merckwürdigen Geschichten, Absterben und Schrifften aus den glaubwürdigsten Scribenten in alphabetischer Ordnung beschrieben werden. Bd. 1: A–C (1750), Sp. 771.

132 Vgl. UKENA (Anm. 129), S. 46.

133 Vgl. LUDWIG (Anm. 13), S. 109.

Hutten gab daraufhin seinen Dialog ‚Phalarismus‘ erneut heraus,¹³⁴ jetzt jedoch ins Deutsche übertragen und mit einer neuen *praefatio* versehen, die die mythologischen Hintergründe des an Lukian angelehnten Totengesprächs erläutert,¹³⁵ um ein wesentlich breiteres Publikum zu erreichen.¹³⁶ Hutten schenkte den Texten Lukians wohl erst im Rahmen seiner zweiten Italienreise (1515–17) größere Aufmerksamkeit.¹³⁷ Im ‚Phalarismus‘¹³⁸ wechselt Hutten jedenfalls in den Dialogmodus¹³⁹, während das Diskursziel allerdings dasselbe wie in den Ulrich-Reden bleibt. Der performative Aspekt literarischer Dialoge lässt sich aber vor allem darin beschreiben, dass in diesem Genre Mündlichkeit in schriftlich inszenierter Form präsentiert wird.¹⁴⁰ Die Position, die Charon und Merkur als Götter hier einnehmen, hat zur Folge, dass sie mit einigen Äußerungen Voraussagen über die Zukunft vornehmen können. So erklärt Charon gleich zu Beginn, dass der Tyrann seinem Lehrer Phalaris gleichkommen oder

-
- 134 *Hie nach volget ein scharffes künstlichs gedicht von einem Tyrannen | vnd etzlichen grausamen/vnmenschlichen geschichten/ Erstlich | durch den Ernuesten vnd hochberümpften hern Vlrichen | von Hutten gekroenten Poeten vnd Orator jm latein seer zirlich beschriben/ darnach durch | andere/jn das teutzsch/ wie sich das hat schicken wöllen bracht/ Einem | jeden lustig vnnd nützlich zu lesen.* [Speyer: Jakob Schmidt, ca. 1521]. VD 16, H 6402; BÖCKING IV, S. 1–25 (synoptisch mit dem lateinischen Original von 1517); BENZING (Anm. 3), Nr. 57; JAUMANN (Anm. 3), Sp. 1229.
- 135 Vor allem Lukian., Phal. 1,2; cat.; nek.; vgl. Bianca HUFNAGEL, ‚Auß der Vrsach das du ein Tyrann bist.‘ Die verkehrte Welt des lukianischen Totengesprächs als politisches Kampfmittel bei Ulrich von Hutten, in: Daphnis 41 (2012). S. 1–69, hier S. 6. Ebenso Sen. apocol.; vgl. BECKER (Anm. 9), S. 92. Weiterhin Olga GEWERSTOCK, Lucian und Hutten. Zur Geschichte des Dialogs im 16. Jahrhundert (Germanische Studien 31), Berlin 1924; Albert BAUER, Der Einfluss Lukians von Samosata auf Ulrich von Hutten, in: Philologus 75 (1918), S. 437–462; DERS., Der Einfluss Lukians von Samosata auf Ulrich von Hutten, in: Philologus 76 (1920), S. 192–207.
- 136 Vgl. UKENA (Anm. 15), S. 41. Ebenso soll er der Unterhaltung der Leser dienen. Siehe hierzu auch: Arnold BECKER, Die humanistische Lachgemeinschaft und ihre Grenzen. Hutten, Erasmus und ihr Streit über die ‚Epistolae obscurorum virorum‘, in: Christian KUHN u. Stefan BIESSEN-ECKER (Hgg.), Valenzen des Lachens in der Vormoderne (1250–1750) (Bamberger historische Studien 8), Bamberg 2012, S. 165–186.
- 137 Vgl. Reinhold GLEI, Der deutsche aller Deutschen? Ironie in Ulrich von Huttens Arminius, in: DERS. (Hg.), Ironie. Griechische und lateinische Fallstudien (Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium 80), Trier 2009, S. 265–281, hier S. 272.
- 138 Vgl. Bianca HUFNAGEL, Ein Tyrann in teutschen landen als Catilina in der Unterwelt. Fünf Reden und ein Totengespräch als verdoppeltes Kampfmittel und als Begründer des Diskurses über Tyrannei bei Ulrich von Hutten, in: Yvonne AL-TAIE, Bernd AUEROCHS u. Anna-Margaretha HORATSCHKE (Hgg.), Kollision und Devianz. Diskursivierungen von Moral in der Frühen Neuzeit (Diskursivierung von Wissen in der Frühen Neuzeit 3), Berlin, München u. Boston 2015, S. 121–144; Manuel BAUMBACH, ‚Wenn Tote Politik betreiben‘ – Das Totengespräch und seine Rezeption im Humanismus am Beispiel von Erasmus und Hutten, in: Bodo GUTHMÜLLER u. Wolfgang G. MÜLLER (Hgg.), Dialog und Gesprächskultur in der Renaissance (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung 22), Wiesbaden, 2014, S. 261–275.
- 139 Vgl. Klaus W. HEMPFER, Lektüren von Dialogen, in: DERS. (Hg.), Möglichkeiten des Dialogs. Struktur und Funktion einer literarischen Gattung zwischen Mittelalter und Renaissance in Italien, Stuttgart 2002, S. 1–38.
- 140 Vgl. BECKER (Anm. 9), S. 61 mit Verweis auf HEMPFER (Anm. 139), S. 20 und in Abgrenzung zu Michail BACHTIN, Die Ästhetik des Wortes, hrsg. v. Rainer GRÜBEL, Frankfurt a. M. 1979, S. 168–191.

ihn sogar übertreffen wird (*Phalaridem magistrum aequabit aut superabit etiam*). Die Ratschläge, die der Herzog in der Unterwelt von Phalaris erhält, sind als drohende Schatten für die Zukunft zu lesen, sollte dem verbannten Herzog doch ein unverhofftes Comeback auf die politische Bühne gelingen. Der ‚Phalarismus‘ wird dadurch zu einem hochaktuellen politischen Manifest, das die Leser zur Wachsamkeit und Opposition gegen den Tyrannen aufrütteln soll.¹⁴¹

Hutten machte seine Anliegen aber immer erst dann öffentlich, wenn er politisch und publizistisch einen Raumgewinn sah. „Die Erstveröffentlichung des ‚Phalarismus‘ im März 1517 erfolgte zu einem Zeitpunkt, als der Konflikt schon abgekühlt und ein Ausgleich zwischen Herzog Ulrich und der Familie Hutten sowie Herzogin Sabina vereinbart worden war. Der ‚Phalarismus‘ sollte offenbar den gefundenen Kompromiss torpedieren und die nächste Runde der Auseinandersetzung mit dem Ziel der endgültigen Absetzung des Herzogs einläuten. Da auch Herzog Ulrich Interesse an einer Revision des gefundenen Kompromisses hatte, verschärfte sich in den folgenden zwei Jahren die Lage und eskalierte nach dem Tod Maximilians bis zum Krieg des Schwäbischen Bundes, in dessen Truppen sich auch Hutten einreichte.“¹⁴² Als das Heer im August 1519 Stuttgart zurückeroberte, veröffentlichte Hutten seine ‚Steckelberger Sammlung‘ und wählte einen publizistisch günstigen Zeitpunkt.

3 Anschlusskommunikation: der Rufmord eines Tyrannen

„Ulrich der Tyrann, der Herzog und Henker von Württemberg.“¹⁴³ Für die erfolgreiche Verknüpfung des Tyrannentopos mit dem Württembergischen Widersacher in der öffentlichen Meinungsbildung mag der obig eingeführte Spruch wohl als erstes Indiz gelten. Dass Huttens Kalkül aufging und er mit seinen Invektiven beträchtliche öffentliche Wirkung erzielte, überliefern uns mehrere Stimmen. Zum einen eine Schrift des Marburger Professors ‚Barbatus‘, die das Vorgehen gegen den Herzog als unrechtmäßig verurteilt.¹⁴⁴ Ohne Hutten namentlich zu nennen, betont ‚Barbatus‘ mehrfach, dass der Humanist dem Herzog tatsächlich sehr geschadet habe, weil es ihm durch seine Schriften gelang, den Herzog nachhaltig als Tyrannen zu brandmarken und die Fürsten in ihrer Entscheidungsfindung zu beeinflussen. In Anbetracht der vermeintlich privaten und nur regional beschränkten Relevanz des Konflikts mag es

141 Vgl. Arnold BECKER, Rhetorische Evidenz und dialogische Mimesis in Huttens literarischem Kampf gegen Herzog Ulrich von Württemberg, in: Beate HINTZEN u. Roswitha SIMONS (Hgg.), Norm und Poesie. Zur expliziten und impliziten Poetik in der lateinischen Literatur der Frühen Neuzeit, Berlin u. Boston 2013, S. 275–296.

142 BECKER (Anm. 9), S. 101 f.

143 Siehe Anm. 14.

144 *Oratio causas expulsi et restituti ducis Vvirtyenpergensis continens*: Marburg 1534, abgedruckt in: BÖCKING I, S. 299 f.

vielleicht verwundern, dass Huttens Schriften schon nach kurzer Zeit europaweit verbreitet waren.¹⁴⁵

Die öffentlich angelegte Wirkung wird auch anderweitig erreicht. Denn dadurch, dass der Humanist seinen Widersacher in der ‚Community‘ als Tyrannen inszeniert, schafft er es, so etwas wie eine öffentliche Diskreditierung des Herzogs, zumindest aber eine ‚öffentliche Meinung‘ voranzutreiben. Stellvertretend wären freilich die vielen überlieferten Lieder und Sprüche in Württemberg aus dieser Zeit zu nennen, von denen viele Stellung zum Huttenfall bezogen.¹⁴⁶ Der attackierte Württemberger tritt in den proherzoglichen Liedern vorwiegend in der Figur des personifizierten Hirsches auf, der sicherlich auf das Württemberger Wappen mit den berühmten ‚Hirschstangen‘ anspielen soll:¹⁴⁷

Der hirsch lauft in den hecken
er brumpt vor itel zorn,
sein zen die tüt er blecken,
so spitzig seind sein horn,
sein hörner habend zanken.
sie stechent als ein brem;¹⁴⁸
hüt euch, ir stolzen franken¹⁴⁹
e er euch mache zem.

Weiterhin ist ein Lied wohl aus dem Jahre 1525 überliefert, das den Herzog zum gewaltsamen Widerstand gegen die Huttenschen Peiniger anstacheln sollte:

Erschrick nit ab dem Hutten
und hab des kain verdrieß!
es tregt mancher ain butten,¹⁵⁰
trieg lieber ain langen spieß
und helf dir retten leib, er und güt;
wir wellen bei dir beleiben,
biß wir waten in unsrem plüt.¹⁵¹

145 Der ‚Phalarismus‘ beispielsweise mit zwei weiteren Dialogen 1519 in Paris. Vgl. BENZING (Anm. 3), S. 51, Nr. 76. Asclepius schildert in seiner oratio vor allem nämlich die Eindrücke, die er während seiner Lehrtätigkeit in Paris gewonnen hatte. Vgl. BECKER (Anm. 9), S. 102f.

146 Vgl. STEIFF u. MEHRING (Anm. 14), S. 111f.

147 Als Einblattdruck von ca. 1516, in: STEIFF u. MEHRING (Anm. 14), S. 118.

148 Bremse oder Stechfliege. Vgl. Matthias LEXER, *Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch in der Ausgabe letzter Hand*, Stuttgart 31992, S. 29.

149 Damit sind freilich die von Hutten gemeint.

150 Das Traubenfass in der Winzersprache.

151 STEIFF u. MEHRING (Anm. 14), S. 119–121, hier S. 120.

Die Gegenseite hebt vor allen Dingen die angetane Schmach hervor, die sie selbst und der Adel nicht ungesühnt lassen können:

Herzog Ulrich, den pund hast du verachtet,
den adel auch geschmecht,
den edlen fürsten auß Bairen gehaißen ein schneiderknecht
er würt dir anlegen ein staines klaid,¹⁵²
ritterlich würt er dich bezalen auf einer grünen haid.
Den von Hutten hast du erstochen,
schentlich umbs leben bracht;
herzog Ulrich von Wirtenberg,
ist dir ein große schmach!
Was du dem armen Conzen¹⁵³ hast getan,
werden sie dir daran gedenken,
kainer würt bei dir stan!¹⁵⁴

Zahlreich sind uns derartige Lieder, Sprüche und Graffiti überliefert, die allesamt vom kaskadenhaften *actio-reactio*-Prinzip invektivaler Kommunikation geprägt sind.¹⁵⁵ Als Indikatoren für eine vorherrschende ‚öffentliche Meinung‘ über den tyrannischen Herzog ummanteln sie sozusagen wie eine Membran die durch Invektiven dynamisierte Öffentlichkeit. Da hier das inhärent Invektive ebenso triadisch angelegt zu sein scheint, zeugen aber eben genau diese für unsere Fragen aufschlussreichen Textformen von einer öffentlichen Stimme, die anscheinend bis zum heutigen Tag in Forschung und Belletristik gehört und rezipiert zu werden scheint und wohl damals beträchtlich auch auf die nichtadeligen Zeitgenossen als ‚Propagandamittel‘ gewirkt haben muss.

Die Bezeichnung ‚Propaganda‘ ist für die Zeit des ausgehenden Mittelalters jedoch nicht unproblematisch, da der Terminus erst in der 1622 von Papst Gregor XV. vollzogenen Gründung der *Sacra congregatio de propaganda fide* Verwendung fand.¹⁵⁶ Für Harold LASSWELL ist Propaganda jedenfalls allgemein eine Technik, mit deren Hilfe menschliche Handlungen durch die Manipulation von Repräsentationsformen

152 In Gestalt von Gefängnismauern.

153 Damit ist der Aufstand des ‚Armen Konrad‘ gemeint. Vgl. Andreas SCHMAUDER, Württemberg im Aufstand – der Arme Konrad 1514. Ein Beitrag zum bäuerlichen und städtischen Widerstand im Alten Reich und zum Territorialisierungsprozeß im Herzogtum Württemberg an der Wende zur Frühen Neuzeit (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 21), Leinfelden-Echterdingen 1998; Götz ADRIANI u. Andreas SCHMAUDER (Hgg.), 1514. Macht. Gewalt. Freiheit. Der Vertrag zu Tübingen in Zeiten des Umbruchs, Ostfildern 2014.

154 Als Einblattdruck von ca. 1519. Auf eine größere Verbreitung des Liedes mag man aus dem Umstand schließen, dass es umgedichtet und erweitert worden ist. Womöglich hat es Martin Luther gekannt. Abgedruckt in: STEIFF u. MEHRING (Anm. 14), S. 142–145, Zitat auf S. 143.

155 STEIFF u. MEHRING (Anm. 14), S. 111–210.

156 Vgl. Birgit STUDDT, Geplante Öffentlichkeiten: Propaganda, in: Martin KINTZINGER u. Bernd SCHNEIDMÜLLER (Hgg.), Politische Öffentlichkeiten im Spätmittelalter (Vorträge und Forschungen 75), Sigmaringen 2011, S. 203–236, hier S. 207.

beeinflusst werden können.¹⁵⁷ In diesem Sinne wird auch Propaganda nicht mehr als bloße Textsorte, sondern als Kommunikationssituation gesehen und verstanden:¹⁵⁸

Obwohl seitdem verschiedene kommunikationswissenschaftliche Beschreibungsmodelle vorgelegt worden sind, bestimmen doch alle Definitionen Propaganda als eine Form der persuasiven Kommunikation, die darauf gerichtet ist, die Wahrnehmungen, Meinungen, Einstellungen oder das Verhalten der Rezipienten durch die kommunikative Anwendung von Macht zu ändern. Mittels Propaganda werden enge strukturelle Koppelungen zwischen dem politischen System und der Öffentlichkeit hergestellt, sie kann [...] die Identität und Autonomie von Öffentlichkeit ganz aufheben, oder sie kann auch nur einzelne Bereiche von Öffentlichkeit betreffen, spezifische Publikationssysteme für ihre Zwecke instrumentalisieren.¹⁵⁹

In unserem Fall ist demnach die Bezeichnung ‚Propaganda‘ für Hutten's Vorgehen durchaus anwendbar. Doch zurück zu den übrigen Zeugnissen, die das ‚Abkanzeln‘ des Herzogs nach dem Tode des Humanisten Ulrich von Hutten im Jahre 1523 weiter vorantrieben und deren Aktualität in der bis heute andauernden Rezeption ungebrochen scheint. So führt der Prediger und Lutheraner Johannes Agricola (gest. 1566)¹⁶⁰ in seiner vielfach aufgelegten Sprichwortsammlung an mehreren Stellen in der Erstauflage des Jahres 1529¹⁶¹ Herzog Ulrich als das gängige Exemplum eines Tyrannen ein. Ebenso geht er auf einige Justizmorde des Herzogs ein.¹⁶² Über den Zustand des Herzogtums heißt es dort:

Wenn Gott eyn land segnet / so gibt er yhm einen klugen Fürsten /
der friede helt. Widderumb / wenn Got eyn landt straffen und plagen will /
so gibt er yhm einen Tyrannen und wueterich / der es alles on radt mit
der faust will ausrichten.¹⁶³

157 Vgl. Harold D. LASSWELL, Propaganda, in: Robert JACKALL (Hg.), Propaganda, London 1995, S. 13–25, hier S. 13.

158 Vgl. Thymian BUSSEMER, Propaganda. Konzepte und Theorien, Wiesbaden 2008, S. 280–298.

159 STUDDT (Anm. 156), S. 208.

160 Joachim ROGGE, Johann Agricola, in: Theologische Realenzyklopädie 2 (1978), S. 110–118; Gustav KAWERAU, Johann Agricola von Eisleben. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte, Berlin 1881.

161 *Drey hundert | Gemeiner Sprichwörter / | der wir Deutschen vns ge|brauchen / vñ doch nicht wi|ssen woher sie kömen / dur|=|ch D. Johañ. Agricolā von | Eysleben / an den durchleu|chtigen / hochgebornen Fuer|sten vñ Herren / Herrn Jo|hañ. Friedrich / Hertzogen | zu Sachssen [et]c. geschriebē | vnd klerlich ausgelegt.* Zwickau: Gabriel Kantz, 1529. VD 16, A 959. Abgedruckt bei: Johannes Agricola, Die Sprichwörter Sammlungen, 2 Bde., hrsg. v. Sander L. GILMAN, Berlin u. New York 1971 (GILMAN Bd.).

162 Auch schon bei BRENDLE (Anm. 76), S. 207–211.

163 GILMAN I, Nr. 115, S. 84.

Den Ursprung der Redewendung lokalisiert Agricola im Alten Testament. So habe schon König Salomon einst gesprochen, „wenn die gerechten regieren/ so gehet es den underthanen wol/ Wenn aber die gottlosen regiern/ so ist alles volck betruet/ und wehklaget“.¹⁶⁴ Die äußerst negative Zeichnung Herzog Ulrichs wird vor allem dadurch verstärkt, dass Agricola die Kontrastierung zu der blütevollen Herrschaft seines Vorgängers Eberhard im Bart (gest. 1496) besonders hervorhebt. Doch obwohl Hutten bereits verstorben war, entzündete sich die durch die Verbannung des Herzogs vermeintlich geregelte Angelegenheit erneut. Der Exilant hatte zwar kaum publizistische Handhabe mehr, vereinzelt aber noch glühende Unterstützer: exemplarisch Landgraf Philipp von Hessen, bei dem sich Herzog Ulrich zu diesem Zeitpunkt aufhielt. Jener beschwerte sich nämlich bei Kurfürst Johann von Sachsen (‘dem Beständigen’, gest. 1532), Luther und seine Anhänger hätten einige Fürsten geschmäht, Agricola habe Herzog Ulrich weiterhin mit schändlichen Worten beleidigt, die nicht der Wahrheit entsprächen.¹⁶⁵ Obwohl Agricola offiziell Abbitte leistete, war trotz alledem der Streit nicht beigelegt, ja die „Diskussionen des zweiten Jahrzehnts im 16. Jahrhundert erlebten [geradezu] eine Renaissance“.¹⁶⁶ Denn Ludwig von Passavant, ein Adliger aus der Grafschaft Mömpelgard und treuer Gefolgsmann des Herzogs, verfasste im darauffolgenden Jahre sogleich eine Defensio für seinen Herren, zugleich eine stark polemisierende Anklageschrift gegen den Widersacher Agricola.¹⁶⁷ Diese Schrift entzündete nun wiederum eine Invektivkette auf diplomatischer Ebene, deren Sog sogar Luther und Melanchthon erfasste.¹⁶⁸ Umgekehrt versuchte der trotzige¹⁶⁹ Agricola im Anschluss daran, seinen vermeintlichen Anstoß dadurch zu beseitigen, dass er in der neuen Auflage seiner Spruchsammlung von 1534 die anrühige Passage nicht nur überarbeitete, sondern sich zudem in einer neu beigefügten Vorrede um Klärung der Sache bemühte.¹⁷⁰ Nachdem der Herzog sein Fürstentum wieder zurückgefordert hatte, erfahren wir aus einem Schreiben Philipps von Hessen an Melanchthon vom 6. Mai 1536, dass Agricolas Reaktion dem Landgrafen immer noch nicht vollends zur

164 GILMAN I, S. 84.

165 Vgl. BRENDLE (Anm. 76), S. 208; KAWERAU (Anm. 160), S. 110–112.

166 BRENDLE (Anm. 76), S. 208

167 Verantwortung: der |schmach vnd lesterschrift so Jo|hannes Agricola Eyßleben genant/ im |b|ue|chlin außlegung Teütscher sprüch=|wort/ wider etlich eeren leüt/ vnd |besonders den durchleich.| hochgebornen F. vnd |Herren/ Hernn |Ulrich |Hertzog zü Wirttemberg etc. on einig |vrsach im truck außgon |lassen.|Ludwig von Passauant. Straßburg: Georg Ulricher, 1530. VD 16 P 872. Abgedruckt bei: GILMAN II, S. 275–302.

168 Vgl. KAWERAU (Anm. 160), S. 113 f.; BRENDLE (Anm. 76), S. 209.

169 So teilt er am 06. August 1530 seinem engen Freund Johannes Lang (gest. 1548) mit: *Ludovici Passavantii ἐτασθαλίαις jiam devoravi, resque eo rediit, ut vellet se hoc non fecisse quod fecit.* („Die frechen Reden Passavants habe ich nun geschluckt und die Tatsache ist jetzt soweit gediehen, dass er wünscht, er hätte lieber nicht getan, was er getan hat.“) Gotha, Forschungsbibliothek, Chart. A 399, fol. 237r–v.

170 *Sybenhundert vnd |Fünfftzig Teütscher |Sprichw[oe]rter/ ver=|neüwert vnd |gebessert.|Iohan. Agricola.* Hagenau: Peter Braubach, 1534. VD 16 A 962.

Zufriedenheit gereichte, denn er forderte eine erneute öffentliche Abbitte.¹⁷¹ Dieser war Agricola wohl aber bereits im vorigen Monat nachgekommen. Melanchthon schickte nämlich als Vermittler zwei Abschriften an Erhard Schnepf (gest. 1558)¹⁷² in Stuttgart (17. April)¹⁷³ und an Landgraf Philipp selbst (19. April),¹⁷⁴ die diese an Herzog Ulrich weiterleiten sollten. Agricola äußerte sich zu dem Vorfall jedoch erst nach dem Schmalkaldischen Krieg wieder, als er die stolzen Worte niederschrieb:

Herzog Ulrich von Württemberg wollte mich nirgend dienen lassen wegen das, daß ich in meinen deutschen Sprichwörtern ihm den armen Kunz und den Mord des von Hutten aufgerückt hatte. Da war der Bogen hart gespannt, das Schwert zum Hauen gezückt, der Turm und das Gefängnis zugerichtet – aber Württemberg ist verwüstet, ich stehe und gehe von Gottes Gnaden noch frei!¹⁷⁵

Ungebrochen scheint die Rezeption des Huttenfalles von 1515, der diverse Male abkühlte und wieder aufs Neue entflamnte. Selbst die württembergische Chronistik des 16. und 17. Jahrhunderts blieb von dieser Dynamik nicht verschont.¹⁷⁶ Dem Württemberger war es offensichtlich nicht gelungen, die negative ‚Meinungsmache‘ gegen sich abzuwenden, Hutten andererseits jedoch, den Topos des Tyrannenherzogs publizistisch langfristig zu installieren.¹⁷⁷ Schlagen wir also abschließend wieder den Bogen zu unserem Humanisten Ulrich von Hutten. So überliefert er selbst eine Defensio seines Totengesprächs ‚Phalarismus‘ von 1517 gegenüber dem bereits eingeführten Würzburger Kanoniker Peter von Aufsäß. Der Text findet sich am Ende seiner 1519 herausgegebenen ‚Steckelberger Sammlung‘: die ‚Apologia pro Phalarismo‘.¹⁷⁸ Hier wirft Hutten dem Kleriker vor, dass er nicht nur den Vertrieb seines Textes unterbunden, sondern den ‚Phalarismus‘ noch auf dem Würzburger Marktplatz angeprangert und Exemplare zerstört habe, während er vorgebe, nur Schaden vom Bistum abwenden

171 Max LENZ, Nachlese zum Briefwechsel des Landgrafen Philipp mit Luther und Melanchthon, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 4 (1881), S. 141–143.

172 Erhard Schnepf, Württembergischer Theologe und Reformator. Vgl. Hermann EHMER, Erhard Schnepf. Ein Lebensbild, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte 87 (1987), S. 72–126.

173 Carl Gottlieb BRETSCHNEIDER u. Heinrich Ernst BINDSEIL (Hgg.), Philippi Melanthonis opera quae supersunt omnia. 28 Bde. (Corpus Reformatorum 1–28), Halle u. Braunschweig 1834–1860 (Corpus Reformatorum Bd.); hier: Corpus Reformatorum III, S. 55–57.

174 Corpus Reformatorum III, S. 75.

175 KAWERAU (Anm. 160), S. 116 f.

176 Vgl. BRENDLE (Anm. 76), S. 1–16.

177 Vgl. Klaus KIPF, Tyrann(ei), Der Weg eines politischen Diskurses in die deutsche Sprache und Literatur (14.–17. Jahrhundert), in: Heidrun KÄMPER u. Jörg KILIAN (Hgg.), Wort – Begriff – Diskurs. Deutscher Wortschatz und europäische Semantik, Bremen 2012 (Sprache – Politik – Gesellschaft 7), S. 31–48, bes. S. 39.

178 BÖCKING I, S. 288–299.

zu wollen. Hutten hält dem entgegen, dass er seinen Dialog wie eine Waffe im Kampf gegen Herzog Ulrich verstehe, die ihm aus der Hand geschlagen werden sollte.¹⁷⁹

Er wirft ihm weiterhin vor, dass er gegen Huttens Schrift auf dem Markt, vor allen Gruppen der Bevölkerung vorgegangen ist und damit die Kontrolle über die weitere Entwicklung der Kontroverse aufgegeben, den Streit also entgrenzt hat. Aus Huttens Sicht hat sein Widersacher durch diese Entgrenzung erheblich zur Eskalation beigetragen, während er selbst auf die Publikation der deutschen Übersetzung seines Dialogs verzichtet und damit bewusst große Teile der Öffentlichkeit als Leser ausgeschlossen hat. Aus der Tatsache, dass Aufsäß' Aktion nicht frühzeitig gegen die Publikation vorgegangen ist, zieht Hutten zu Recht den Schluss, dass der Kanoniker die Wirkung, die der Phalarismus erzielte, obwohl er [bis dato] ausschließlich nur in lateinischer Sprache verbreitet wurde, völlig unterschätzt habe.¹⁸⁰

4 Öffentlichkeit und Agonalität: Huttens Invektiven als politisches Kampfmittel und Teil des kompetitiven Spiels der Humanisten

Flaccescunt lentæ salices, et perdit honorem,
 Gloria sylvarum, fraxinus alta, suum
 Nudat hvems patulas fagos platanosque virentes
 Rarescit tactis ulmus opaca comis,
 Nec semper tiliæ virides et populus ingens,
 Quam mox occulerat, tonsa renodat humum
 Hoc molles faciunt violæ, sic lilia marcent,
 Nutrit odoratas et brevis hora rosas,
 Se quoque, quam pulchra est, non semper amaracus effert,
 Quod fuerat, perdit nardus odora, decus,
 Quod gratum est, non semper habet narcissus, et aufert
 Quam tibi præbuerat formam, hyacinthe, dies:
 At viret extremum Phæbo sacra laurus in ævum,
 Bacchica perpetua fronde virescit helix.
 Sic, nisi non recte mea mens sibi conscia, Caesar,
 Si tibi quid scribam, non morietur opus.¹⁸¹

179 BÖCKING I, S. 290: *Age autem abolendis his scriptis, quibus ego tanquam armis contra inimicum utor, citra mei offensionem dari abs te opera potest? Et me tibi non putas iratum, si gladium eripias e manibus meis [...].*

180 Vgl. BECKER (Anm. 9), S. 104.

181 BÖCKING I, S. 145.

Dieses Dankgedicht Huttens datiert genau auf den Tag seiner Krönung in Augsburg zum *poeta laureatus* durch Maximilian (12. Juli 1517). Es berichtet in acht Distichen davon, dass irdische Pracht und militärischer Ruhm wohl im Naturverfall gespiegelt sein mögen, allein der Lorbeer aber bis ins fernste Zeitalter grüne. Wenn Hutten hier also mit den Worten schließt: *si tibi quid scribam, non morietur opus* verpflichtet er sich freilich auch dem *gedechtnus* des Kaisers. So entstand bereits im darauffolgenden Jahr nicht zufälligerweise Huttens sogenannte ‚Augsburger Sammlung‘,¹⁸² die seine frühere Schriften an und für den Kaiser in einer Zusammenschau veröffentlicht. Man darf davon ausgehen, dass eine Dichterkrönung zumeist eine öffentliche Großveranstaltung war. Schon die italienische ‚Portalfigur‘¹⁸³ für den Humanismus, Francesco Petrarca (gest. 1374), berichtet von seiner eigenen Krönung im April des Jahres 1341 auf dem Kapitol in Rom als einem öffentlichen „Spektakel“:¹⁸⁴

Die vornehmsten Bürger der Stadt Rom werden aufgerufen und finden sich ein; der Kapitolsplatz ist voller fröhlicher Stimmen; man könnte meinen, selbst die Mauern und antiken Gebäude freuen sich mit; Trompeten erklingen; das Volk strömt herbei und raunt in Erwartung des Spektakels. Ich sehe, wenn ich mich nicht täusche, Tränen im Herzen der Freunde, die vor

182 Hier bezieht Hutten ganz im Sinne Maximilians Stellung gegen die Venezianer und spart nicht an Invektiven gegen Papst und Klerus. *Hoc in volumine haec continentur: [Vlr. de Hut]ten Eq. Ad Caesarem Maximil-ianum> vt bellum in Venetos | coeptum prosequatur. Exhortatorium. | Eiusdem ad Caes. Maximil.Epigram<matum> liber I. | [...]. Augsburg: Joh. Miller, 2. Jan. 1519. VD 16, H 6243; BÖCKING III, S. 205–270; BÖCKING I, S. 138–141 (Intervention für Reuchlin); BENZING (Anm. 3), Nr. 89f.; Auswahl mit Übers. (17 Epigramme u. ‚De piscatura Venetorum‘) bei KÜHLMANN u. a. (Anm. 12), S. 174–191; vgl. JAUMANN (Anm. 3), Sp. 1212–1214.*

183 Vgl. Johannes HELMRATH, Diffusion des Humanismus, in: DERS. (Hg.), Wege des Humanismus: Studien zu Praxis und Diffusion der Antikeleidenschaft im 15. Jahrhundert; ausgewählte Aufsätze (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 72), S. 53–73, hier S. 55.

184 Francesco Petrarca, Ep. Metr. II, 1 an Giovanni Barrili: *Post modo, nosti hominem, expedior; subitumque vocati/Romulei proceres adeunt. Capitolia leto/Murmure complentur; muros tectumque vetustum/Congaudere putes. Cecinerunt classica: vulgus/Agmina certatim glomerat, cupidumque videndi/Obstrepiit. Ipse etiam lacrimas, nisi fallor, amicis/Compressis pietate animis in pectora vidi. / Ascendo: siluere tube murmurque resedit. / Una quidem nostri vox primum oblata Maronis/Principium dedit oranti, nec multa profatus; / Nam neque mos vatum patitur, nec iura sacrarum/Pieridum violasse leve est; de vertice Cirrhe/Avulsas paulum mediis habitare coegi/Urribus ac populis. Post facundissimus Ursus/Subsequitur fando. Tandem hic mihi [anstatt michi; MK] Delphica sarta/Imposuit, populo circumplaudente Quiritum.* Ausgabe nach Francesco Petrarca, *Epistulae Metricae. Briefe in Versen*, hrsg. v. Otto SCHÖNBERGER u. Eva SCHÖNBERGER, Würzburg 2004, S. 112 u. 114. Vgl. Agostino SOTTILI, Petrarcas Dichterkrönung als artistische Doktorpromotion, in: DERS., Humanismus und Universitätsbesuch: die Wirkung italienischer Universitäten auf die Studia Humanitatis nördlich der Alpen = Renaissance humanism and university studies: Italian universities and their influence on the Studia Humanitatis in Northern Europe (Education and society in the Middle Ages and Renaissance 26), S. 194–210; Werner SUERBAUM, Poeta laureatus und triumphans. Die Dichterkrönung Petrarcas und sein Ennius-Bild, in: *Poetica* 5 (1972), S. 293–328; Marion STEINICKE, Dichterkrönung und Fiktion. Petrarcas Ritualerfindung als poetischer Selbstentwurf, in: DIES. u. Stefan WEINFURTER (Hgg.), *Investitur und Krönungsrituale. Herrschaftseinsetzungen im kulturellen Vergleich*, Köln 2005, S. 427–446.

Anteilnahme tief bewegt sind. Ich steige den Hügel empor. Die Trompeten verstummen, der Lärm legte sich. Meiner Rede stellte ich einen Vergil-Vers¹⁸⁵ voran, der mir gerade in den Sinn kam, doch ich sprach nicht lang, denn dies widerspräche den Gepflogenheiten der Dichter und verletzte die Rechte der Heiligen Musen, die ich vom Parnass entführt hatte, um sie für eine kurze Zeit in der Stadt, unter dem Volk, festzuhalten. Nach mir spricht Orso, ein ausgezeichneter Redner. Er setzt mir schließlich den delphischen Lorbeer aufs Haupt, während ringsum das römische Volk applaudiert.¹⁸⁶

Sicherlich liegt die Vermutung nahe, aufgrund der zeitlichen Nähe der Ereignisse im Böblinger Forst und in Augsburg ein Kalkül zu erraten. Diese Beobachtung wird noch dadurch unterstrichen, dass neben dem fein ausgearbeiteten Krönungsdiplom¹⁸⁷ auch ein Konzept desselben¹⁸⁸ aus der kaiserlichen Kanzlei auf uns gekommen ist.¹⁸⁹ Maximilian betrieb auf dem Weg der Dichterkrönungen sowieso eine besondere Art der Klientelbildung: Die gekrönten Dichter sollten sich für die persönlichen und politischen Belange des Herrschers einsetzen und die kaiserliche Politik propagandistisch unterstützen.¹⁹⁰ Am Krönungsort Augsburg war jedenfalls durch die Komplikationen mit Herzog Ulrich nicht einmal der anschließend geplante Reichstag realisierbar. Dass Maximilian in dieser Situation gerade den Reichsritter Ulrich von Hutten ins

185 Verg. georg. 3, 291–292: *sed me Parnassi deserta per ardua dulcis Raptat amor*. Vgl. Petrarca, Ep. Metr. (Anm. 184), S. 345.

186 Übs. angelehnt an: Petrarca, Ep. Metr. (Anm. 183), S. 113 u. 115 sowie Peter KUON, Ritual und Selbstinszenierung: Petrarca's Dichterkrönung, in: https://www.uni-salzburg.at/fileadmin/oracle_file_imports/1411175.PDF (Zugriff: 17.02.2020), S. 1 f. Wenn KUON *cupidumque videndi* mit ‚in Erwartung des Spektakels‘ übersetzt, erkennt er zwar *cupidus* nicht als begierigen und leidenschaftlichen Wunsch (vgl. Karl E. GEORGES: Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch. Hannover 1913 [ND Darmstadt 1998], Bd. 1, Sp. 1815 f.), den Kontext vermag er jedoch prima einzufangen. Denn *videndi* beschreibt als Gerundium ohne Objekt (der *gen. obiectivus* wird durch das Adj. *cupidus* generiert) zunächst lediglich das visuell Wahrnehmbare (‚Schauspiel‘). Zum *spectaculum* (vgl. GEORGES [Anm. 186], Bd. 2, Sp. 2749 f.) wird das Beschriebene dann erst durch die durch den *populus* hergestellte Öffentlichkeit, die in Kombination mit dem Lärm und den teilnehmenden Tränen eine affektive Komponente erhält.

187 Krönungsdiplom Huttens durch Maximilian I. am 12. Juli 1517, in: Würzburg, Staatsarchiv, Archiv der Grafen zu Ortenburg zu Birkenfeld, Akten Nr. 2437.

188 Wien, Österreichisches Staatsarchiv, AVA Adel RAA 204.22.

189 Vgl. Klaus RUPPRECHT, Die Dichterkrönung Ulrich von Huttens. Anmerkungen zu Überlieferungsgeschichte, äußerer Gestaltung und innerem Aufbau des Krönungsdiploms Kaiser Maximilians I., in: Klaus WOLF u. Franz FROMHOLZER (Hgg.), Adelsliteratur und Dichterkrönung (Schwabenspiegel. Jahrbuch für Literatur, Sprache und Spiel 12), Augsburg 2018, S. 87–98.

190 Zu den gekrönten Dichtern im Zeitalter Friedrichs und Maximilians vgl. Dieter MERTENS, Maximilians gekrönte Dichter über Krieg und Frieden, in: Franz Josef WORSTBROCK (Hg.), Krieg und Frieden im Horizont des Renaissancehumanismus, Weinheim 1986, S. 105–123, hier S. 107; Dieter MERTENS, „Bebelius ... patriam Sueviam ... restituit“. Der poeta laureatus zwischen Reich und Territorium, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 42 (1983), S. 145–173; Albert SCHIRRMESTER, Triumph des Dichters. Gekrönte Intellektuelle im 16. Jahrhundert, Köln 2003.

Auge fasste, der die Fehde seiner Familie gegen den Herzog publizistisch anzuführen schien, darf auch als politische Demonstration des Herrschers wider den Württemberger verstanden werden, obwohl in den Invektiven der ‚Augsburger Sammlung‘ selber kein Bezug auf die Auseinandersetzung gegeben wird.¹⁹¹ Hutten setzte sich nicht nur wegen seines musterhaften Rekurrierens auf Cicero¹⁹² und Lukian in seinen Invektiven im Vergleich zu den anderen Humanisten durch, sondern auch deshalb, weil das günstige Druckgewerbe sowie rasche Kolportage für eine komplett neue mediale Situation sorgten, sodass er sich nunmehr auch in einer breiteren Öffentlichkeit selbst in Szene setzen und positionieren konnte. Ebenso war es möglich, dass die Texte durch das dichte humanistische Netzwerk auch über die Sodalen hinaus rasch weitergetragen wurden. Nicht zufällig war es denn ein Freund Huttens aus Humanistenkreisen, der berühmte Konrad Peutinger (gest. 1547), der ihn beim Kaiser für die Dichterkrone empfahl.¹⁹³ Ganz bewusst wählte Hutten das Medium der Invektive für seine publizistischen Attacken gegen den Herzog, um diesen nicht nur öffentlich herabzusetzen, sondern auch, um die übrigen Humanisten als zusätzliches Publikum zu adressieren und herauszufordern.

5 Resümee

Im Voraufgegangenen wurde deutlich, dass Hutten mit seinen literarischen Invektiven wohl zwei Stoßrichtungen verfolgte: Konflikt und Konkurrenz.¹⁹⁴ Seine Reden sind sowohl politisches Kampfmittel, als auch Teil des agonalen Spiels der Humanisten. Die ‚Kunst des Invektierens‘¹⁹⁵ scheint demnach also nicht nur im Angriff und der Schmähung des Opfers oder im Reagieren auf persönliche Anfeindungen zu liegen, sondern auch im gleichzeitigen Zuschaustellen eigener *eruditio*. Bei Letzterer handelt es sich um eine Form der Auseinandersetzung, bei der man sich bemüht, die Gunst

191 Vgl. Klaus KIPF, Huttens Dichterkrönung vor dem Hintergrund seiner publizistischen Fehde gegen Herzog Ulrich von Württemberg, in: Klaus WOLF u. Franz FROMHOLZER (Hgg.), *Adelliteratur und Dichterkrönung* (Schwabenspiegel. Jahrbuch für Literatur, Sprache und Spiel 12), Augsburg 2018, S. 125–136.

192 Ciceromanie: Aus dieser Denkklogik heraus bestimmten viele Humanisten ihre Position in der politischen Öffentlichkeit. Vgl. HIRSCHI (Anm. 56), S. 402: „Die politische Bedeutung der Dichter-Krönung wurde seit Celtis noch dadurch herausgestrichen, dass sie den lorbeerbekränzten Dichter verpflichtete, der kaiserlichen Politik in seinen Schriften und Reden *hic et ubique* öffentliches Lob zu spenden.“

193 Klaus ARNOLD, *poeta laureatus – Die Dichterkrönung Ulrichs von Hutten*, in: Peter LAUB (Hg.), *Ulrich von Hutten. Ritter, Humanist, Publizist. 1488–1523. Katalog zur Ausstellung des Landes Hessen anlässlich des 500. Geburtstages*, Kassel 1988, S. 237–247.

194 Siehe zur Unterscheidung direkter Konflikte und indirekter Konkurrenzen jüngst: Tobias WERRON, *Direkte Konflikte, indirekte Konkurrenzen. Unterscheidung und Vergleich zweier Formen des Kampfes*, in: *Zeitschrift für Soziologie* 39,4 (2010), S. 302–318.

195 Uwe ISRAEL, *Defensio oder die Kunst des Invektierens im Oberrheinischen Humanismus*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 46 (2019), S. 407–441.

eines Dritten zu erlangen, so schon der Soziologe Georg SIMMEL.¹⁹⁶ So ist der ‚Phalarismus‘ sogar das Werk, mit dem Hutten erstmalig seinen zahmen humanistischen Wahlspruch *Sinceriter citra pompam* („Redlich ohne Prunk“) ablegt, wenn er auf der Titelseite der Einzelausgabe von 1517 die Phrase *iacta est alea* für sich instrumentalisiert und somit selbst den Rubikon zu überschreiten gedenkt.¹⁹⁷ Weil Hutten es gewagt hatte, derart aggressiv mit literarischen Invektiven gegen den Herzog vorzugehen, ärgerte sich ein Württembergischer Chronist im 17. Jahrhundert in zahlreichen Glossen einer Wolfenbütteler Handschrift, die alle Texte der ‚Steckelberger Sammlung‘ beinhaltet,¹⁹⁸ als Kommentar zur fünften Rede noch darüber, dass Hutten mit dem Herzog ja umgegangen sei, wie der Tyrann Phalaris einst mit seinem Erzgießer und Künstler Perilaos.¹⁹⁹ Hutten spielt selbst auf den Vorfall mit dem ‚Bronzestier‘ an.²⁰⁰

196 Siehe hierzu grundlegend die Gedanken im berühmten Aufsatz ‚Soziologie der Konkurrenz‘ von 1903, in: Georg SIMMEL, Gesamtausgabe in 24 Bänden. Bd. 7: Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908. Bd. 1, hrsg. v. Rüdiger KRAMME, Angela RAMMSTEDT u. Otthein RAMMSTEDT, Berlin 1995, S. 221–246. Weiterhin mit einiger Abgrenzung und Beispielen aus dem römischen Senat: Isabelle KÜNZER, Kulturen der Konkurrenz. Untersuchungen zu einem senatorischen Interaktionsmodus an der Wende vom ersten zum zweiten Jahrhundert n. Chr. (Antiquitas 68), Bonn 2016, S. 47–52 (zu Konkurrenz und Status).

197 Vgl. HANNA (Anm. 74), S. 132; BENZING (Anm. 3), S. 44f. Von diesem Zeitpunkt an wird der Leitspruch auch von Hutten ins Deutsche übertragen und somit augenscheinlich zum Attribut seiner Vorkämpferrolle; beispielsweise in seiner ‚Clag vnd vormanung‘ von 1520; vgl. BENZING (Anm. 3), S. 85f., S. 58.

198 Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 44. 9. Aug., fol. 402r: *Vlrichen von Hutten dem solt hertzog Vlrich gethon haben, wie Phalaris seim Perillo, dem er sein erfundenen oxsen, von ersten hatt versuchen lassen.*

199 Im 34. Buch seiner ‚Naturalis Historia‘, das der Metallurgie gewidmet ist, berichtet Plinius d. Ä. die Geschichte des Bildhauers Perilaos (oder Perillus): Dieser habe dem Tyrannen Phalaris einen metallenen Stier versprochen, aus dem man ein Brüllen vernehmen könne, wenn man Menschen darin einschleife und sie zu Tode brächte, indem man unter dem Bildwerk ein Feuer entfache. Plin. Nat. 34, 89: *Tisicratis bigae Piston mulierem inposuit, idem fecit Martem et Mercurium, qui sunt in Concordiae templo Romae. Perillum nemo laudet saeviorum Phalaride tyranno, cui taurum fecit mugitus inclusi hominis pollicitus igni subdito et primus expertus cruciatum eum iustiore saevitia. huc a simulacris deorum hominumque devocaverat humanissimam artem. ideo tot conditores eius laboraverant, ut ex ea tormenta fierent! itaque una de causa servantur opera eius, ut quisquis illa videat, oderit manus.* Diodorus Siculus (‚Diodor von Sizilien‘), Geschichtsschreiber des späten Hellenismus (ca. 1. Jh. v. Chr.), berichtet hingegen in seiner in griechischer Sprache verfassten ‚Bibliotheca historica‘ (Βιβλιοθήκη ιστορική) schon früher, dass der Künstler seinem Kunstwerk wohl als Erster zum Opfer fiel. Diod. 9, 18–19, hier 18: „Der Bildhauer Perilaos machte einen unverschämten Stier für Phalaris, den Tyrannen, um sein eigenes Volk zu bestrafen, aber er selbst war der erste, den diese schreckliche Form der Bestrafung vor Gericht stellte. [...] Dieser Phalaris verbrannte Perilaos [...] im dreisten Stier. [...] Aber damit der Tod des Mannes das Bronzewerk nicht verschmutzte, nahm er ihn, als er halb tot war, heraus und schleuderte ihn die Klippen hinunter. Diese Geschichte über den Stier wird von Lucian von Syrien, von Diodorus, von Pindar und unzähligen anderen neben ihnen erzählt.“ (Die Übersetzung ist angelehnt an: Diodorus Siculus, Diodorus of Sicily in Twelve Volumes with an English Translation by Charles H. OLDFATHER. Bd. 4, Cambridge u. London 1989). Auch hier haben wir also wieder den Bezug zu Lukian (Lucian. Phal. 1,1).

200 UKENA (Anm. 129), S. 47 u. 58.

Ziel dieser Untersuchung war es, auf die Frage nach Öffentlichkeit und Invektivität mit einer individuellen Form spätmittelalterlicher, ‚vorreformatorischer‘ Öffentlichkeit zu antworten, die sich sowohl von der Handschriftenkultur der italienischen Humanisten, als auch der von WOHLFEIL definierten ‚reformatorischen‘ Öffentlichkeit abgrenzt, an beiden Seiten jedoch auch überlappt. Deutlich wurde vor allem, dass wohlplatzierte Invektiven vermeintlich private Konflikte nicht nur befeuern oder dynamisieren, sondern durch ihre Veröffentlichung gleichzeitig immer auch mit der politischen Sphäre verzahnen. Man könnte ebenso formulieren, dass eben erst durch die Etikettierung als ‚öffentlich‘ die Angelegenheit um Herzog Ulrich politisch wird. Invektivität bedarf demnach einer *public sphere*.

Hierbei kristallisieren sich nun grundlegend zwei gegenläufige Analyserichtungen heraus: Auf der einen Seite lässt sich Öffentlichkeit als Arena von Invektivität ausmachen, um frei nach WATZLAWICK zu sprechen, Invektivität kann nicht öffentlich sein.²⁰¹ Auf der anderen Seite besitzt Invektivität eine große Prägekraft für die Konstituierung und Ausformung von Öffentlichkeiten. Dies geschieht sowohl auf der affektiven Ebene, wenn beispielsweise Invektiven gemeinschaftsbildend und mobilisierend wirken, als auch auf der kognitiven Ebene, indem mit ihrer Hilfe religiöse, politische oder auch wissenschaftliche Aussagen expliziert oder weitergetrieben werden.

In der Auseinandersetzung um Herzog Ulrich von Württemberg jedenfalls entfesselte der Reichsritter Ulrich von Hutten im Namen seiner Sippe einen Sturm beißender Invektiven gegen seinen Widersacher, die durch die von Ludwig von Hutten angeheizte Publizistik an Dynamik gewannen. Die innovativen ‚Propagandamöglichkeiten‘ des durch den Buchdruck neugewonnenen Tagesschrifttums taten ihr Übriges. Der bereits profilierte Autor Ulrich von Hutten verdankte seine Position im literarischen Feld also nicht nur seiner hochgelobten Verslehre oder seiner stilistischen Brillanz, sondern vor allem seiner schier einmaligen Intransigenz, mit der er immer wieder neue publizistische Auseinandersetzungen eröffnete, wie denn seine Schreibweise vielleicht insgesamt als eine Form der literarischen Fehdeführung charakterisiert werden könnte. Um es mit Huttens eigenen Worten zu sagen: *iacta alea est* oder „Ich hab’s gewagt!“²⁰²

201 Paul WATZLAWICK, Man kann nicht nicht kommunizieren. Das Lesebuch. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Trude Trunk, Bern 2011.

202 Vgl. BENZING (Anm. 3), Nr. 53 u. 56, S. 42f.; dt. Wahlspruch in der ‚Clag vnd vormanung‘ (1520). Vgl. BENZING (Anm. 3), Nr. 144–148, S. 85f.

Ein Streiter und sein Schwert

Die Invektiven des Zisterzienserabtes Paul Bachmann in seinem Kampf für den ‚alten‘ Glauben

Abstract This article addresses the early controversial theological pamphlets of the Cistercian abbot Paul Bachmann from Altzelle in the 1520s. The main focus is on the controversy surrounding the elevation of Bishop Benno of Meissen to sainthood in 1524. In all texts, the author uses invectives to defend religious life, the veneration of saints or traditional church practices. For example, he calls Martin Luther a “boar pig” whose *geyfferrussel* stinks, and also attacks his “swindling spirit”, full of “snake cunning”. On the basis of the concept of invective, these invectives will be examined for their function in the confessional dispute.

Zusammenfassung Der Beitrag widmet sich den frühen kontroverstheologischen Flugschriften des Altzeller Zisterzienserabtes Paul Bachmann aus den 1520er Jahren. Das Hauptaugenmerk liegt dabei auf der Auseinandersetzung um die Heiligerhebung des Bischofs Benno von Meißen 1524. In allen Texten nutzt der Autor invektive Elemente, um das Ordensleben, die Heiligenverehrung oder die ‚altgläubigen‘ kirchlichen Praktiken zu verteidigen. Martin Luther bezeichnet er etwa als „Eberschwein“, dessen *geyfferrussel* weithin stinkt, als „Schwindelgeist“ und voller „Schlangenglist“. Auf der Grundlage des Konzepts der Invektivität sollen diese Schmähungen auf ihre Funktion in der konfessionellen Auseinandersetzung hin untersucht werden.

Kontakt

Dr. Christian Ranacher,
Technische Universität Dresden,
Institut für Geschichte,
01062 Dresden,
christian.ranacher@tu-dresden.de
 <https://orcid.org/0000-0003-2258-373X>

Nichts anderes als ein *wild eberschweyn* sei er, eine *besodelte saw* respektive ein *besudelttes geyffermaul* mit einem weithin stinkenden *geyfferrussel*.¹ Anstatt sich in der Kasteiung des Leibes zu üben, fräße er Fleisch und sei voll von starkem Wein. *O, du frevelicher, trotziger, hoffertiger, hessyger mensch, bist du anders* [sc. überhaupt – CR] *ein mensch und nicht ein eyngeleibter teuffel?* In seinen Argumentationen spiegele sich allein sein hinterlistiges sowie betrügerisches Gemüt. Er *lalle, kalle und plauder, was er will*.² Des *schwindelgeists so voll und truncken* sei er, dass er schon heute nicht mehr wüsste, was er gestern geschrieben hat.³

Diese scharfzüngigen Aussagen sind – wiewohl sie gewiss einer modernen ‚hate speech‘ in kaum etwas nachstehen – einem in der zweiten Jahreshälfte 1524 gedruckten Text entnommen, dessen Schlagrichtung bereits der Titel unmissverständlich vorgibt: ‚Wyder das wild Geyffernd Eberschwein Luthern/ So ynn dem weyngarten des Herren der krefftten wuelet/grabet/vnd sich vnderstehet mit seynem besodeltten Ruessel vmbzustossen die Canonizacion Diui Bennonis vnd aller heyligen ehrerbietung zu vertilgen.‘⁴

Es handelt sich somit bei dem zwölf Blatt umfassenden Quartformat-Druck um eine kontroverstheologische Flugschrift gegen Martin Luther (gest. 1546); genau genommen handelt es sich um eine Verteidigung der am 16. Juni 1524 in Meißen erfolgten Heiligenerhebung des Bischofs Benno von Meißen (gest. 1106). Luther selbst hatte sich mit seiner spätestens Anfang Juni 1524 veröffentlichten Schrift ‚Widder den newen Abgott vnd allten Teuffel der zu Meyssen sol erhaben werden‘ in drastischen Worten gegen diese Heiligsprechung gewandt.⁵ Der oben genannte Druck entstand als eine Reaktion auf den lutherischen Text. Verfasst hat ihn der Abt des Zisterzienserklosters Alzelle, Paul Bachmann (gest. 1538).⁶

1 Paul Bachmann, *Wider das wild geifernde Eberschwein Luther*, in: Adolf LAUBE (Hg.), *Flugschriften gegen die Reformation (1518–1524)*, hg. unter Mitarbeit von Ulman WEISS, Berlin 1997, S. 740–742 und 744.

2 Ebd., S. 743.

3 Ebd., S. 744.

4 Ebd., S. 740–755, hier S. 753. Der Druck ist als Digitalisat auch über das Portal VD 16 unter der Signatur B 27 online verfügbar.

5 D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Schriften und Predigten, Bd. 15 (im Folgenden: WA 15), Weimar 1899, S. 170–198 (die Edition auf S. 183–198). Siehe auch VD 16, L 7440. Luther schreibt bspw. auf S. 184: *Auffs erst, das wir am hoehisten anheben, hat sich das feyn geschickt, das diser Satan zu Meyssen wurde erhaben durch den Babst Adrianum, seynen sonderlichen diener ym leben; oder hält auf S. 187 fest: Was erheben denn die zu Meyssen nu? Eynen vielfachen morder und blut vergiesser und ursacher alles unglucks ynn deutschen landen und eynen feynd des Euangelii, eynen gesellen des Antichrist, zu dem er sich geschlagen und seiner bosheyt sich teylhafftig gemacht hat.* – Eine knappe Inhaltsangabe und historische Einordnung bietet etwa Peter DÄNHARDT, *Wider den neuen Abgott und alten Teufel*, in: Claudia KUNDE u. André THIEME (Hgg.), *Ein Schatz nicht von Gold. Benno von Meissen. Sachsens erster Heiliger*, Petersberg 2017, S. 344f.

6 Auf dem Titelblatt findet sich die latinisierte Form seines Namens mitsamt der Information über die Herkunft Paul Bachmanns: *Paulus Amnicola Kemnicianus*. Bachmann (Anm. 1), S. 753. Mittig unterhalb des Titels dürfte das Chemnitzer Stadtwappen zu sehen sein, gehalten von zwei

‚Wyder das wild Geyffernd Eberschwein Luthern‘ stellt dabei nicht die erste Äußerung Bachmanns innerhalb des kontroverstheologischen Diskurses dieser Zeit dar. Zwei Jahre früher, 1522, war die Flugschrift ‚Martinus luther Wy eß eyn man sey Vnnd was er fuert im schylde Das vindest du in desem spruch hy bey Gleych wye in eynem bylde‘ erschienen.⁷ Die agonale Grundierung, mit der der Altzeller Abt dem Wittenberger begegnen will, tritt schon hierin offen zutage: *ich will dyr gar baldt dye drummel schlagen, // dan Luther tzeug den harnysch an.*⁸ Dass es in diesem Rahmen um ein sich Duellieren im metaphorischen Sinne, nämlich um einen Kampf entlang und anhand der Schrift beziehungsweise mit Worten ging, lässt Bachmann nicht unerklärt: *Luther ruemet sich, er fechte mit schrifften.* Sogleich weist er aber erneut darauf hin, dass man sich für diesen machtvollen Gegner, diesen mit Panzer und Helm bewehrten Goliath besonders zu wappnen hätte: *Er ist aber das waffen und pfeyl vorgyfften // Dem noch wiltu mit oehm kempfen ane vhar* [sc. ohne Gefahr – CR] // *So nym Luthers tuck und argelist eben war // Sye oehm nicht auff s maull, als man sagt, sunder auff dy hende // ye er dye schriff tzerre, beuge vnd wende.*⁹

Der vorliegende Beitrag wird sich Paul Bachmann als einem bislang eher wenig beachteten Streiter für den ‚alten‘ Glauben widmen.¹⁰ Das Hauptaugenmerk soll auf

bekleideten Engeln, wobei der in dem gespaltenen Schild heraldisch links platzierte Meißner Löwe anstatt nach rechts nach links aufsteigt. Siehe VD 16, B 27. – Eine knappe Inhaltsangabe und historische Einordnung bietet auch für diesen Druck Peter DÄNHARDT, *Wider das wild geifernde Eberschwein Luther*, in: KUNDE u. THIEME (Hgg.) (Anm. 5), S. 346 f. (hier ebenfalls eine Abbildung des Deckblatts).

- 7 Paul Bachmann, *Martin Luther, wie es ein Mann sei und was er führt im Schilde*, in: LAUBE (Hg.) (Anm. 1), S. 362–384. Siehe auch VD 16, ZV 965.
- 8 Bachmann (Anm. 7), S. 371. Weiter heißt es: *du* [sc. Luther – CR] *bist nicht weniger dan Golyadt, // der agnimibus* [sc. Opferlamm – CR] *Israhel exprobriren* [sc. herausfordern – CR] *that, // aber ich getrawe dem geyst, in David was, // und forcht nicht, ob dyr helff der meyster deß getzangks Sathanas, // eß ist der kampff domini Sabaoth, deß herren, darin jeder sich brauchen sall und manlich weren.* Das von Bachmann gewählte Bild vom Kampf Davids gegen Goliath für die Beschreibung seines Gefechts mit Luther, das der Altzeller Abt bereits in der Einleitung aufwirft (ebd., S. 363), nutzte auch Hieronymus Emser (gest. 1527) in seiner 1521 publizierten ‚*Quadruplica auff Luters Jungst gethane antwurt / sein reformation belangend*‘ (siehe VD 16, E 1135). Die agonale Ausrichtung kann hierin ebenso nachverfolgt werden. Emser schreibt, er werde Luther mit den Waffen des rechten Glaubens, wie z. B. dem Schwert, besiegen. Vgl. dazu Marc MUDRAK, *Reformation und alter Glaube. Zugehörigkeiten der Altgläubigen im Alten Reich und in Frankreich (1517–1540) (Ancien Régime. Aufklärung und Revolution 43)*, Berlin/Boston 2017, S. 91.
- 9 Bachmann (Anm. 7), S. 380. Das voranstehende Zitat ebd.
- 10 Nach wie vor grundlegend, auch für einen Überblick über die Schriften Paul Bachmanns, ist der Beitrag von Otto CLEMEN, *Paul Bachmann, Abt von Altzelle*, in: *Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde* 26 (1905), S. 10–40. Daran anschließend ist die 1983 erschienene Habilitationsschrift von Heribert SMOLINSKY, *Augustin von Alvelde und Hieronymus Emser. Eine Untersuchung zur Kontroverstheologie der frühen Reformationszeit im Herzogtum Sachsen (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 122)*, Münster 1983 zu nennen. SMOLINSKY bezieht in seine Studie – in knappem Umfang – vergleichend vier Schriften Bachmanns mit ein, darunter auch die beiden Texte, die im Zuge der Heiligererhebung des Bischofs Benno von Meißen entstanden sind. Siehe ebd., S. 296–300 und 356–367 (auf diesen Seiten geht es um

den von ihm gegen Martin Luther vorgebrachten Invektiven,¹¹ also den beispielsweise herabwürdigenden Charakterisierungen, von denen einleitend exemplarisch einige angerissen worden sind, im Kontext der theologischen Auseinandersetzung um die Heiligenerhebung Bischof Bennos von Meißen 1524 liegen.¹² Anlassgebend für diese Fokussierung ist die Beobachtung, dass die von dem Altzeller Abt in ‚Wider das Eberschwein‘ gewählte Diktion sich in ihrer Schärfe und ihrem Diffamierungsgrad von den anderen Texten aus seiner Feder abhebt. Otto CLEMEN etwa bezeichnet sie als die „heftigste und klotzigste“ Schrift Bachmanns.¹³ Aber auch im Kontrast zu anderen zeitgenössischen Drucken, die ebenfalls als Antwort auf Luthers ‚Widder den newen Abgott‘ publiziert wurden, fällt, so konstatiert Peter DÄNHARDT in Bezug auf Hieronymus Emser und Augustin von Alvelde (gest. um 1535), die größere Aggressivität in der Sprache des Zisterzienserabtes auf.¹⁴

Wie also lässt sich diese Wortwahl erklären, die zudem einen Widerspruch zur Person Paul Bachmanns zu markieren scheint? Marc MUDRAK äußert u. a., dass der an sich feinsinnige und gebildete Geistliche seine Schrift mit „harten Worten an den Reformator“ versieht.¹⁵ Implizit schwingt hierin mit, man würde von Bachmann einen gesetzteren Text erwarten. Liegt die Begründung vielleicht in dem Umstand, dass sich der Altzeller Abt durch die wenige Jahre zuvor ebenfalls von Luther verfassten antiklösterlichen Veröffentlichungen „persönlich provoziert“ gefühlt hat, wie DÄNHARDT und zugleich Heribert SMOLINSKY vermuten.¹⁶ Oder sind diese diffamierenden und herabwürdigenden Äußerungen, diese Invektiven von Paul Bachmann ganz bewusst

Bachmanns Drucke zur Verteidigung des Ordenslebens). Jüngeren Datums sind die Beiträge von Christian RANACHER, *Die Zisterzienserabtei Altzelle in der Reformationszeit*, in: *Neues Archiv für sächsische Geschichte* 83 (2012), S. 1–34, hierin bes. S. 7–15 und Christian RANACHER, Art.: Bachmann (Amnicola; selten Riparius), Paul, in: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon* 42 (2021), Sp. 75–86 sowie die Arbeit von MUDRAK (Anm. 8), zu Bachmann darin bes. S. 92 f., 110, 115, 164 f., 205–207, 213 f., 217 und 257 f. – Biographisch zu dem Altzeller Abt seien ergänzend Eduard BEYER, *Das Cistercienser-Stift und Kloster Alt-Zelle in dem Bisthum Meißen. Geschichtliche Darstellung seines Wirkens im Innern und nach Außen, nebst den Auszügen der einschlagenden hauptsächlich bei dem Haupt-Staats-Archive zu Dresden befindlichen Urkunden*, Dresden 1855, S. 83–85 sowie Bruno GRIESSER OCist, Art.: Bachmann, Paul, in: *Neue Deutsche Biographie* 1 (1953), S. 500 genannt.

- 11 Vgl. zum Begriff und Forschungskonzept allgemein Dagmar ELLERBROCK u. a., *Invektivität – Perspektiven eines neuen Forschungsprogramms in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, in: *Kulturwissenschaftliche Zeitschrift* 2 (2017), H. 1, S. 2–24 sowie Gerd SCHWERHOFF, *Invektivität und Geschichtswissenschaft. Konstellationen der Herabsetzung in historischer Perspektive – ein Forschungskonzept*, in: *Historische Zeitschrift* 311 (2020), S. 1–36, hier bes. S. 11–20.
- 12 Vgl. dazu in erster Linie Christoph VOLKMAR, *Die Heiligenerhebung Bennos von Meissen (1523/24). Spätmittelalterliche Frömmigkeit, landesherrliche Kirchenpolitik und reformatorische Kritik im albertinischen Sachsen in der frühen Reformationszeit (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 146)*, Münster 2002.
- 13 CLEMEN (Anm. 10), S. 15.
- 14 Vgl. Peter DÄNHARDT, *Der Teufel in Meißen. Die Flugschriftenkontroverse um die Heiligenerhebung Bischof Bennos*, in: KUNDE u. THIEME (Hgg.) (Anm. 5), S. 260.
- 15 MUDRAK (Anm. 8), S. 165.
- 16 DÄNHARDT (Anm. 14), S. 260; SMOLINSKY (Anm. 10), S. 297.

gewählt und für die kontroverstheologische Auseinandersetzung um die Heiligerhebung Bischof Bennos gezielt eingesetzt? Dann wiederum ist nach der Funktion beziehungsweise nach dem intendierten Nutzen der Invektiven zu fragen. Ein erster Blick soll aber auf die Sozialisation und das Umfeld Bachmanns gerichtet werden.

1 Paul Bachmann (Amnicola) – Abt von Altzelle im Spannungsfeld der Reformation

Aus den Schriften Paul Bachmanns lassen sich zwei voneinander abweichende Geburtsjahre ermitteln: 1465 und 1468.¹⁷ In dieser Zeitspanne wird er somit geboren worden sein. Den ersten Quellenbeleg liefert die Matrikel der Universität Leipzig. Im Wintersemester 1492 findet sich der *frater Paulus Bachman de Kemnicz* unter der Meißnischen Nation eingeschrieben.¹⁸ Der Eintrag zeigt auf, dass er zum Zeitpunkt seiner Immatrikulation bereits Mönch war. Obwohl nicht explizit benannt, so ist doch anzunehmen, dass er aus Altzelle zum Studium nach Leipzig kam. Das Kloster verfügte mit dem Bernhardskolleg, dessen Gründung erstmals im Jahr 1411 auf dem Generalkapitel der Zisterzienser verhandelt wurde, über ein eigenes Studienhaus an der Universität Leipzig. Die enge Verflechtung zwischen beiden Institutionen zeigt sich allein darin, dass das Aufsichts- und Jurisdiktionsrecht über dieses Kolleg von Anfang an in den Händen des Abtes von Altzelle lag.¹⁹ Am 15. Januar 1505, also während des Wintersemesters 1504/1505, wurde Paul Bachmann als Determinator an der Artes-Fakultät aufgenommen. Der hinter dem Namen vermerkte Zusatz *in monasterio Veteri cella professi* bezeugt – nunmehr eindeutig – seine Zugehörigkeit zum Altzeller Konvent.²⁰

Im Kloster selbst nahm Bachmann verschiedene Aufgaben sowie Ämter wahr, bevor er im Frühjahr 1522 dem verstorbenen Martin von Lochau als Abt von Altzelle nachfolgte (nachweisbar in dieser Funktion ist er zuerst am 29. April dieses Jahres).²¹

17 Vgl. RANACHER (Anm. 10), Sp. 75 f. und ergänzend CLEMEN (Anm. 10), S. 11, bes. Anm. 3. BEYER (Anm. 10), S. 83 gibt 1466 als Geburtsjahr an, erwähnt aber keinen Quellennachweis.

18 Georg ERLER (Hg.), Die Matrikel der Universität Leipzig, Bd. 1 (Codex diplomaticus Saxoniae regiae II/16), Leipzig 1895, S. 395, Nr. 52.

19 Vgl. Enno BÜNZ, Kloster Altzelle und das Bernhardskolleg in Leipzig, in: Tom GRABER u. Martina SCHATTKOWSKY (Hgg.), Die Zisterzienser und ihre Bibliotheken. Buchbesitz und Schriftgebrauch des Klosters Altzelle im europäischen Vergleich (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 28), Leipzig 2008, hier S. 258–261. Wie BÜNZ darlegt, folgte auf die 1411 vom Generalkapitel beschlossene Gründung des Studienkollegs eine längere Phase der Einrichtung und Etablierung. Siehe dazu ebd., S. 268 f. Der Einzugsbereich reichte selbstredend weit über Altzelle selbst hinaus (ebd., S. 268, 272 ff.).

20 Georg ERLER (Hg.), Die Matrikel der Universität Leipzig, Bd. 2 (Codex diplomaticus Saxoniae regiae II/17), Leipzig 1897, S. 409.

21 Vgl. Felician GESS (Hg.), Akten und Briefe zur Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen, Bd. 1, Leipzig 1905, Nr. 337. In den Urkundenregesten von BEYER (Anm. 10) hingegen erscheint Bachmann erst am 1. Oktober 1522 als Abt von Altzelle. Siehe ebd., S. 722.

1499 und 1500 erscheint Paul Bachmann beispielsweise in zwei Urkunden als „Siechmeister“;²² 1516 fungierte er im Rahmen der Visitation des Zisterzienserklusters Pforte möglicherweise als Unterprior Altzelles.²³ Wiederholt wurde er fernerhin während seines Abbatats von Herzog Georg dem Bärtigen (gest. 1539) mit Aufträgen und Bevollmächtigungen betraut. 1533 sollte er etwa der Wahl des neuen Abtes in Pforte beiwohnen oder 1535, wie es ihm der Landesherr am 12. November schriftlich mitteilte, alle Äbte und Präläten, die unter dem Visitationsrecht Georgs standen, anweisen, am 30. Dezember persönlich in Leipzig einzutreffen.²⁴ Neben seinen Texten gegen Luther verfasste Paulus Amnicola (wenn er seinen vollständigen Namen benutzte, dann stets in der bei den Humanisten typischerweise anzutreffenden latinisierten Form)²⁵ u. a. auch eine Lobschrift auf den siegreich aus dem Bauernkrieg zurückkehrenden Herzog Georg oder ein Gutachten über die sogenannten Marburger Artikel.²⁶

Erwähnenswert ist nicht zuletzt seine Mobilität. Bis zum Jahr 1514 soll Paul Bachmann, so berichtet es jedenfalls die im sogenannten Wolfenbütteler Anonymus enthaltene ‚Scriptorium insignium [...] centuria‘, als Prokurator und Syndikus seines Konvents in Ordensangelegenheiten bereits 14 Mal das Mutterkloster in Cîteaux bereist haben.²⁷ Im Jahr 1523 erteilte das Generalkapitel der Zisterzienser ihm als dem Vaterabt des Leipziger Bernhardskollegs den Auftrag, gemeinsam mit den Äbten der Klöster Pforte, Lehnin, Dobrilugk, Buch und Neuzelle oder zumindest mit zweien von ihnen alles Notwendige zu unternehmen, um zu verhindern, dass die Unversehrtheit des Ordens (*intacti Ordinis nostri Cisterciensis integritatem comminui*) durch ein Eindringen der lutherischen Häresie gefährdet werden könne. Diese Befürchtung

22 Vgl. ebd., S. 707 (Urkunde vom 14. März 1499) und 709 (Urkunde vom 6. April 1500).

23 Vgl. ebd., S. 89, Anm. 5.

24 Vgl. ebd., S. 167 sowie Heiko JADATZ u. Christian WINTER (Hgg.), Akten und Briefe zur Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen, Bd. 4, Köln/Weimar/Wien 2012, Nr. 2916.

25 Vgl. dazu Harald MÜLLER, Habit und Habitus. Mönche und Humanisten im Dialog (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 32), Tübingen 2006, u. a. S. 33, 65.

26 Vgl. CLEMEN (Anm. 10), S. 18 f. Siehe dazu auch unten, Anm. 43.

27 Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 22.8 Aug. 4°, Conradi Wimpinae scriptorum insignium, qui in celeberrimis, praesertim Lipsiensi, Francofordiana ad Oderam et Wittenbergensi academiis vel gymnasiis a fundatione eorum usque ad annum 1515 claruere, centuria, Nr. 72 [S. 35]. Zu Altzelle grundsätzlich die Nr. 67–74. Die Handschrift ist als Digitalisat der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel einsehbar über den Link: <http://diglib.hab.de/mss/22-8-aug-4f/start.htm> [Zugriff zuletzt: 05.05.2020]. Benutzt wurde hier der Druck von Johann Friedrich Ludwig Theodor MERZDORF (Hg.), Conradi Wimpinae. Scriptorum Insignium, [...] Centuria, Leipzig 1839. Dabei handelt es sich um eine Neuauflage der 1660 von Joachim Johann Mader in Helmstedt herausgebrachten ‚Centuria‘. Der Eintrag zu Paul Bachmann findet sich ebd., S. 69 f. – Ob die ‚Centuria‘ wirklich von Konrad Wimpina (Koch; gest. 1531) verfasst worden ist, kann nicht sicher ausgesagt werden. Vgl. dazu Hans-Peter SCHMIT, Klosterhumanismus in Sachsen. Martin von Lochau, Abt von Altzelle (1493–1522), und das gelehrte Netzwerk zwischen Kloster Altzelle, Universität Leipzig und dem wettinischen Hof in Dresden, in: Enno BÜNZ, Dirk Martin MÜTZE u. Sabine ZINSMEYER (Hgg.), Neue Forschungen zu sächsischen Klöstern. Ergebnisse und Perspektiven der Arbeit am Sächsischen Klosterbuch (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 62), Leipzig 2020, S. 377–424, hier S. 381 bes. mit Anm. 21 sowie S. 402.

schien das Generalkapitel jedenfalls zu hegen (*timensque Lutherinarum haeresum impuritatem [...] subrepunt*).²⁸

Bachmann selbst hatte 1522 in seiner ersten Flugschrift, mit der er darüber aufklären wollte, was für ein Mann der Wittenberger sei – und von deren Veröffentlichung ihm ein Freund in Anbetracht der seinerzeit wahrgenommenen invektiven Übermacht Martin Luthers sogar abgeraten hatte²⁹ –, *Summa Summarum* konstatiert: *Luther ist eyn veister ketzer, gemast vonn fetykeyt des ackers, den dye alden vordampten ketzer bepfercht und getunget haben*. Dieser Acker nähre aber nicht die Schafe Christi, sondern die Säue. Von deren Auswurf, Abfall und *spulicht* sei Luther gemästet, fett und stark geworden (*Luther incrassatus, inpinguatus, dilatatus*).³⁰ Dementsprechend sei auch er von Hochmut und Ruhmsucht gelenkt, der Zorn, mit dem er um sich schlage, gehöre gewissermaßen zum Programm: *Der tzorn bleybt nicht dohinden, wil auch mit, // wie dan bey allen hoffartigen ist syt, // doher kommen dye hoenischen spottischen wort deyn, // daß du umb dich hauest wye eyn eberschweyn*.³¹ Bachmann entzieht also der Person Martin Luthers und somit in konsequenter Folge zugleich seinen Aussagen jeglichen kirchlich-seriösen Boden. Den Wittenberger verortet er unmissverständlich in die Traditionslinie der Ketzergeschichte und spricht ihm auf diese Weise zudem jedwede Neu- oder Besonderheit ab.³² Nicht zuletzt sollen die Invektiven dadurch ihre Wirkung verlieren, immerhin seien sie zu erwarten. Bestärkt wird dieser – wie der Text zeigt: vermeintliche – Wirkungsverlust durch die Feststellung Paul Bachmanns,

28 Joseph-Maria CANIVEZ (Hg.), *Statuta Capitulum Generalium Ordinis Cisterciensis ab anno 1116 ad annum 1786* (Bibliothèque de la Revue d'histoire ecclésiastique 14), Bd. VI, Löwen 1938, S. 610f.

29 Bachmann (Anm. 7), S. 362: *Dein schreyben an mich gethan hab ich nach unser fruntschafft tzum besten angenommen, das du aber meldest, dich vorwunder, worumb ich schwacher und weniger mit schriff gewappent mich understehe, den starckenn und vast wol geharnsten resen Lutherum antzutasten, ßo under villen umb unnd umb in den universitaten gros gelarten und der schriff hochvorstendigen wenig befunden weder Martinum schreibende, und tzummal dyeweyl myr nicht vorburgen ist, wie Luther genigen, ßo weder oehn schreyben, ausrichte und beschigke, ab myr villeichte auch gelybe, scheltwort und lesterung tzu entpfaenn, mich auch entlich vormanende, ich wolt myr frede belieben lan und mit diesem thun stillestan etc. mit weyternn wortenn*. – Die Einschätzung, wonach sich jeder, der gegen Luther argumentiert, unmittelbar mit Schmähungen und Beschimpfungen konfrontiert sähe, hatte auch der Elsässer Franziskanerlektor Thomas Murner (gest. 1537) zwei Jahre zuvor, 1520, geäußert: *in dem macht ir aber üwer ler argwenig, alß bald ein ander wider uch redet, alß man uwer widerred gedultig hoeret, so rieffent ir: Mort an allen glocken und nennent die selben lecker; buben, appostutzler* [sc. Schurken und Abergläubige – CR], *traumprediger, schwetzer, juncker ecken, gaukenprediger, fabelen und meren sager*. Thomas Murner, *Von Doktor Martin Luthers Lehren und Predigen*, in: LAUBE (Hg.) (Anm. 1), S. 142–170, hier S. 144f. Vgl. im Hinblick auf die von den Altgläubigen beklagten Schmähungen durch die Evangelischen auch MUDRAK (Anm. 8), S. 94.

30 Bachmann (Anm. 7), S. 379. – Die Formulierung *incrassatus, inpinguatus, dilatatus* findet sich auch in 5. Mose 32,15.

31 Bachmann (Anm. 7), S. 369.

32 Ebd., S. 364: *Ich wil dyr nach mhe von dem propheten sagen, // sich, er fert daher auff gumpels wagen, // er hat tyff in den sandt gesenckt, vill narren han sich an den wagen gehenckt*. Vgl. auch MUDRAK (Anm. 8), S. 157f.

dass das gleichmütige Ertragen der Lästerungen und Scheltworte ein Ausweis des Einstehens für den rechten Glauben sei.³³

Obschon Luther demgemäß nur einer von vielen Ketzern sei, bestünde dennoch Gefahr und Grund zur Sorge. So äußert der Altzeller Abt gleich zu Beginn seines Gedichts, die Böhmen würden schon Kessel und Pfannen schicken, in denen die Deutschen sieden und kochen sollen.³⁴ Insofern sah er es als (seine) Aufgabe an, wie ein Wach- beziehungsweise Hirtenhund den häretischen Wolf, d. h. Luther, anzubellen und vor ihm zu warnen. Besonders angesichts des Umstandes, dass die Hirten selbst faul und träge geworden seien, und die Schafe Christi daher dem knurrenden und die Zähne bleckenden Wolf quasi schutzlos ausgeliefert wären, so sein durchaus zeitkritisches Urteil 1522.³⁵

Der in die ‚Centuria‘ aufgenommene Eintrag zu *Paulus Riparius alias Bachman* (die Latinisierung *Riparius* anstatt *Ammicola* findet sich lediglich hier) weiß aber nicht allein von den Reisen nach Cîteaux zu berichten, sondern informiert darüber hinaus über die Bildung Bachmanns sowie über dessen literarisches Schaffen. Charakterisiert wird der Zisterzienser, der zum Zeitpunkt der Abfassung des Katalogs im Jahr 1514 noch lange nicht das Abbatat in Altzelle innehatte, als scharfsinniger und einsichtsvoller Mann mit einer beispiellos klaren Beredsamkeit (*vir ingenio praeditus acuto et perspicaci, et claro insignitus eloquio*). Zu den von ihm, dem *literarum studiosissimus* verfassten Werken zählte u. a. ein ‚Rosarium rythmicum cuncta Dei beneficia succincte complectens‘ und ein Hymnus über die Ehelosigkeit der Nonnen. Von beiden Texten sind die jeweiligen Incipits notiert.³⁶

Eine in diesem Zusammenhang wichtige und die Biographie Paul Bachmanns zweifelsohne stark prägende Episode waren die Jahrzehnte unter Abt Martin von Lochau. Untrennbar ist dessen Name nicht nur mit dem erheblichen – und in der Tat wörtlich zu nehmenden – Ausbau der Klosterbibliothek verknüpft, die in der Folge als „wohl größte Klosterbibliothek des östlichen Mitteldeutschlands“ einzustufen ist,³⁷ sondern ebenfalls mit der Etablierung eines gelehrten Netzwerks und der damit korrelierenden Entwicklung des Klosters Altzelle hin zu einem humanistischen

33 Bachmann (Anm. 7), S. 363: *Demnach, was mir vor scheltworten, vortutzunge [sc. Beschimpfungen – CR] und lesterunge ob meynem schreyben bekumpt, sal ich gleichmutig tragen. [...] Von leychtfertigen, abtrynugen, ungelaubigen menschen geschulden, gelestert, geschent werden, ist nicht unerlich. Ja mhe erlich. Es ist ein tzeichen und getzeugnis, das wir ihrem sundtlichen, boshafftigen thun entgehn und widderstreben, widerstan.*

34 Ebd., S. 364: *Dye Bhemen haben schyr gebrauwen auß, // schicken unß kessel und pfanne hyrauß. // Wyr sollen auch eyn weyl syden und kochen.*

35 Ebd., S. 370: *Dye hyrtten haben des weyns tzu vill genossen, // seynt faull, trege worden und vordrossen, // sye schloffen den schloff deß eygennutz, // haben die schaff Christi in geryngem schutz, // darumb ist der wolff gantz korre geworden, // gehat frey hyn und her umb dye hoerden, // er daß maull oeffent und dye tzene blecket, // domit hat er hunde und hyrten erschreckt.*

36 Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 22.8 Aug. 4° (Anm. 27), Nr. 72 [S. 35]. Die Zitate aus MERZDORF (Hg.) (Anm. 27), S. 69 f.

37 Christoph MACKERT, *Repositus ad bibliothecam publicam* – eine frühe öffentliche Bibliothek in Altzelle?, in: GRABER u. SCHATTKOWSKY (Hgg.) (Anm. 19), S. 86–170, hier S. 86.

„Bildungsort“.³⁸ Hans-Peter SCHMIT hat sich unlängst ausführlich mit dieser Zeitspanne und dem Wirken Martins von Lochau beschäftigt. Er konstatiert, dass die geistige Blüte des Konvents zu Beginn des 16. Jahrhunderts ein Ergebnis aus der Interaktion mehrerer „humanistisch interessierte[r] Mitbrüder“ zu sein scheint, die Martin um sich geschart hatte.³⁹ Zugehörig war diesem Kreis etwa Michael Meurer, der zuerst am 14. März 1499 als Mönch des Klosters bezeugt ist.⁴⁰ Gemeinsam mit Petrus Mosellanus (Schade; gest. 1524), der seinerseits in freundschaftlicher Verbindung zu Martin von Lochau stand, erarbeitete er die Erstherausgabe des von Claudianus Mamertus (gest. 474) verfassten Traktats ‚De statu animae‘.⁴¹ Wie SCHMIT bemerkt, war aber auch Paul Bachmann, der – die Formulierung des Wolfenbütteler Anonymus aufgreifend – *literarum studiosissimus*, Teil des innersten Zirkels um seinen Amtsvorgänger Martin von Lochau.⁴²

Die gute Vernetzung Paul Bachmanns im Lager der Altgläubigen, u. a. mit Johannes Cochläus (Dobeneck; gest. 1552), Petrus Sylvius (Penick; gest. 1547) oder Hieronymus Emser, lässt sich entlang der Flugschriften gegen Martin Luther beziehungsweise die Reformation anschaulich herausarbeiten: Das oben genannte, an Herzog Georg adressierte Gutachten des Altzeller Abtes über die sogenannten Marburger Artikel ist beispielsweise der von Johannes Cochläus verfassten, 1530 gedruckten ‚Erklärung der strittigen Artikel der Konvokation zu Marburg‘ vorangestellt.⁴³ Petrus Sylvius veranlasste den Druck von Bachmanns 1527 gehaltener Predigt über die Heiligenerhebung Bischof Bennos (siehe diesbezüglich auch unten), der er außerdem ein mehrseitiges Schlusswort beigefügt hat. Am Ende bittet Sylvius dann nicht nur um die Verbreitung dieses Bachmannschen Textes, sondern in gleicher Weise um die Weitergabe anderer christlicher Büchlein, also der Flugschriften, wie etwa der kurz vorher erschienenen ‚Antwort zu Luthers Buch Wider die stürmenden Bauern‘. Ein Cochläus-Text, den Sylvius 1527 neu herausgegeben und ebenfalls um ein Schlusswort, in dem er explizit auf eine Abhandlung Hieronymus Emsers hinweist, ergänzt hat. Dieser Druck verließ nur eine Woche vor der Predigt Bachmanns die Offizin Wolfgang Stöckels (gest. um 1541) in Dresden.⁴⁴ Die Verbindungen zwischen dem Altzeller Abt und Emser können

38 Vgl. SCHMIT (Anm. 27), S. 420–423. Lediglich ergänzend sei hier Ludwig SCHMIDT, Beiträge zur Geschichte der wissenschaftlichen Studien in sächsischen Klöstern, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde 18 (1897), S. 201–272 genannt.

39 SCHMIT (Anm. 27), S. 398.

40 Vgl. BEYER (Anm. 10), S. 707f.

41 Vgl. SCHMIT (Anm. 27), S. 401f. und MACKERT (Anm. 37), S. 100.

42 Vgl. SCHMIT (Anm. 27), S. 402f. sowie ergänzend allgemein zum Verständnis der Bezeichnung Humanisten MÜLLER (Anm. 25), S. 7.

43 Johannes Cochläus, Erklärung der strittigen Artikel der Konvokation zu Marburg, in: Adolf LAUBE (Hg.), Flugschriften gegen die Reformation (1525–1530), hg. unter Mitarbeit von Ulman WEISS, Bd. 2, Berlin 2000, S. 1122–1138. Der Text Paul Bachmanns ebd., S. 1122f.: *Des erwirdigen herrn, herrn Paulus, abbt zur Zellen, mainung auff die XV artickeln der convocation zu Marpurg, an den durchlauchten hochgebornen fuersten und herrn, herrn Georgen, hertzogen zu Sachssen etc., geschrieben.*

44 Siehe die Edition von Johannes Cochläus u. Petrus Sylvius, Antwort zu Luthers Buch Wider die stürmenden Bauern, in: Adolf LAUBE (Hg.), Flugschriften gegen die Reformation (1525–1530),

an einer Reihe von Beispielen nachverfolgt werden. Erwähnt seien hier lediglich exemplarisch der lobende Querverweis auf Emsers 1523 gedruckte Abhandlung ‚Aus was Grund und Ursach Luthers Dolmetschung über das Neue Testament dem gemeinen Mann verboten worden sei‘ in ‚Wider das Eberschwein‘ (siehe wiederum unten);⁴⁵ oder das Gedicht Emsers, das sich am Schluss von Bachmanns ‚Zu Errettung den schwachen Ordenspersonen eine tröstliche Rede‘ befindet und in dem dieser nicht nur die Schrift des Altzeller Abtes dem Leser anempfiehlt, sondern z. B. auch den von Johannes Cochläus niedergeschriebenen Traktat ‚Glosse und Kommentar auf 154 Artikel, gezogen aus einem Sermon Dr. Martin Luthers‘.⁴⁶ Bachmann selbst hatte an den Anfang seiner Erbauungsschrift an die Ordenspersonen eine 30 Namen starke, nach Ländern gegliederte Liste mit Luthergegnern eingefügt. In der Aufzählung finden sich neben Cochläus und Emser, *welcher alleyn aus allen tewtschen bestendiglich vom anfang bis hier wyder Lutern geschrieben*, Personen wie Augustin von Alvelde und Konrad Treger oder bekannte Größen wie Thomas Cajetan (gest. 1534) und Silvester Prierias (gest. 1523).⁴⁷

Diese offen nach außen kommunizierten, wechselseitigen Verweise und Bezüge illustrieren anschaulich die Netzwerke innerhalb der Altgläubigen. Die Zugehörigkeit respektive eigene Gruppenverortung Paul Bachmanns ist offenkundig.⁴⁸ Wie unten noch zu sehen sein wird, konstituiert sich nicht zuletzt durch das Aufgreifen und die Weiterführung einzelner Invektiven eine „Schmähgemeinschaft“ und ein Verbund gegen Martin Luther.⁴⁹

hg. unter Mitarbeit von Ulman WEISS, Bd. 1, Berlin 2000, S. 454–463 (hier vor allem auch die Hinweise zur Entstehung ebd., S. 460f.). Die genannte Bitte Sylvius' am Ende von Bachmanns Text in: Paul Bachmann, Ein Sermon des Abts zu Altzelle in Aufnahme der Reliquien St. Bennos, in: LAUBE (Hg.) (Anm. 44), Bd. 1, S. 464–483, hier S. 480: *Bitt alle christliche und gewillige leßer, foerderlich die christliche obirkeit wolle von wegen Gottes und menschlicher selickeit diß und ander christliche buechlein und sonderlich diß zu nechst außgegangen, genant Antwort Cochlei auff Luthers buch widder die sturmende bawern, yren freunden, nachbawern, bekanten und unterthanen auch mitteilen und zu leßen vleissig ermanen, auff das sie eyns und das ander zu yrer seelen selickeit moechten erkennen und das beste erkießen. Sintemal die luterischen yre gifft pflegen yhren bekanten so vleissig mitzuteilen und außzubreiten.*

45 Siehe die Edition von Hieronymus Emser, Aus was Grund und Ursach Luthers Dolmetschung über das Neue Testament dem gemeinen Mann verboten worden sei, in: LAUBE (Hg.) (Anm. 1), S. 509–529. Der Querverweis bei Bachmann (Anm. 1), S. 749.

46 Siehe die Edition von Johannes Cochläus, Glosse und Kommentar auf 154 Artikel, gezogen aus einem Sermon Dr. Martin Luthers, in: LAUBE (Hg.) (Anm. 1), S. 389–416. Das Gedicht Hieronymus Emsers bei Paul Bachmann, Zu Errettung den schwachen Ordenspersonen eine tröstliche Rede, in: LAUBE (Hg.) (Anm. 1), S. 756–777, hier S. 774: *Wilt aber etwas nutzlichs lesen//Und yn der bosen zeyt genesen//Oder den hymel nachmaln hoffen//So liz des bischoffs buch von Roffen, //Fabrum, Cocleum, Diettenbergk, //So ist das dasig ouch ein werck, //Das itz gemacht der abt zur Czell, //Daraus du findest clar und hell, //Wie Luther monch und nonnen betrogen//Und sie aus yrn cloestern gelogen.* Zur Erklärung, um welche weiteren Personen es sich handelt vgl. ebd., S. 775–777.

47 Bachmann (Anm. 46), S. 756–757. Das Zitat ebd., S. 757.

48 Einträglich für die Thematik der Zugehörigkeiten auch MUDRAK (Anm. 8), S. 152–211.

49 Siehe dazu besonders unten S. 299f. mit Anm. 97.

Was die Lektüre lutherischer Texte anbelangt, empfahl Paul Bachmann seinem namentlich nicht genannten Freund, der die Veranlassung für das Abfassen der ‚Ermunterung an die schwachen Ordenspersonen‘ gegeben haben soll: *lasz dir die lutherische lere nicht mher zuhanden kommen, ja flyhe unnd meyde ketzerische buechleyn*, d. h. die Flugschriften.⁵⁰ Die von ihm verfassten Texte zeugen allerdings davon, dass der Altzeller Abt mit den – zumindest den für ihn relevanten – Werken Martin Luthers vertraut gewesen sein muss. Verschiedentlich rekurriert er in seinen Ausführungen auf dessen Schriften (siehe dazu besonders auch weiter unten).⁵¹ Eine in dem Zusammenhang beachtenswerte Quelle ist ein Brief an den Meißner Buchbinder Meister Jörg, der vermutlich am 15. Januar 1531 von Sebastian Daniel, Zisterzienser in Altzelle, verfasst worden ist.⁵² Inhalt des Schreibens ist die Bestellung mehrerer Luthertexte, so u. a. drei Exemplare der Abhandlung ‚Das Siebenzehend Capitel S. Johannis / von dem Gebete Christi‘ (1530).⁵³ Wie Christoph VOLKMAR dargelegt hat, gestaltete sich der Erwerb lutherischer Schriften im albertinischen Sachsen seit 1521 in Anbetracht einer landesherrlichen Zensur weitaus schwieriger.⁵⁴ Die Frage an dieser Stelle ist, ob Daniel die Lutherschriften heimlich und aus der Erfordernis lutherisch gesinnter Mönche geordert hat (gegen den Eigenbedarf spricht die Anzahl der geforderten Texte) – oder ob er im Kontext der anti-lutherischen Publizistik seines Abtes, möglicherweise auch in dessen Auftrag gehandelt hat.

Anhand der vorliegenden Quellen lässt sich diese Frage nicht zweifelsfrei beantworten. Ein Eindringen reformatorischen Gedankenguts in den Altzeller Konvent legen gewiss diejenigen Fälle von Apostasie nahe, bei denen das Ablegen des Habits aus einer – keineswegs immer nachzuweisenden – eindeutigen Hinwendung zu Luther beziehungsweise der Reformation heraus resultierte. Unter dem Abbatiat Paul Bachmanns verließen zuerst im Sommer 1523 zwei Mönche unerlaubt das Kloster. Darüber informierte der Altzeller Abt Kurfürst Friedrich den Weisen (gest. 1525), denn die beiden Zisterzienser waren nach Wittenberg, also in das ernestinische Sachsen geflohen. Ein ‚reformatorischer Hintergrund‘ kann hier mindestens vermutet werden.⁵⁵ Im darauffolgenden Jahr 1524 sollen erneut mehrere Konventsmitglieder, unter

50 Bachmann (Anm. 46), S. 758.

51 Vgl. hier zunächst RANACHER (Anm. 10), S. 11 mit Anm. 55.

52 Vgl. Falk EISERMANN, „Lieber Meister Jörg“. Briefe an einen Meißener Buchbinder in der Reformationszeit, in: Hartmut KÜHNE u. a. (Hgg.), Thomas Müntzer – Zeitgenossen – Nachwelt. Siegfried Bräuer zum 80. Geburtstag (Veröffentlichungen der Thomas-Müntzer-Gesellschaft 14), Mühlhausen 2010, S. 143–161, hier S. 154–158. Die Indizien, die für den Altzeller Zisterzienser Sebastian Daniel als Absender sprechen siehe ebd., S. 156.

53 Eine Transkription des Briefes findet sich ebenfalls ebd., S. 154.

54 Vgl. Christoph VOLKMAR, Reform statt Reformation. Die Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen 1488–1525 (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 41), Tübingen 2008, S. 593.

55 Vgl. Barbara TROSSE, Äußeres Zeichen inneren Wandels. Das Ablegen des Habits im Kontext der Reformation am Beispiel des Cistercienserklosters Altzelle, in: *Analecta Cisterciensia* 64 (2014), S. 59–87, hier S. 67–69. In ihrer Einschätzung dieses Falls konstatiert TROSSE, dass trotz der Information, die beiden Entflohenen seien nach Wittenberg gegangen, über einen Zusammenhang zur Reformation „dennoch allenfalls spekuliert werden“ kann (ebd., S. 69).

ihnen sogar der Prior Altzelles, illegitim das Kloster verlassen haben. So berichtet es der Pirnaer Dominikaner Johannes Lindner (gest. um 1530), der sogenannte Pirnsche Mönch, in seiner 1529/1530 fertiggestellten Chronik.⁵⁶ Die klare Identifikation des dieser Apostasie zugrundeliegenden reformatorischen Motivs, wonach jene *confratribus angefangen, des verhasseten Closter-Lebens überdrüssig zu werden, und zum Herrn Luthero nach Wittenberg über zu gehen* seien, stammt allerdings aus den beginnenden 1720er Jahren.⁵⁷

Unverkennbar stellt sich demgegenüber der Anlass für die Ordensabwendung beispielsweise bei Michael Meurer dar. Er, der im Mai 1521 als Provisor des Bernhardskollegs in Leipzig geführt wird, stand bereits 1520 in brieflichem Kontakt mit Martin Luther und verließ spätestens im Jahr 1525 (vielleicht aber auch schon 1522) Altzelle und Leipzig. Nach seiner Immatrikulation an der Universität Wittenberg Ende April 1525 wirkte er nur wenig später als evangelischer Prediger zunächst in Danzig. Weitere Stationen folgten.⁵⁸ Beachtenswert ist in diesem Zusammenhang der Bericht Bischof Adolfs von Merseburg (gest. 1526) vom 13. Mai 1524 über dessen zweite Visitationsreise, die ihn u. a. auch nach Leipzig führte, an Herzog Georg. Darin setzt er den albertinischen Landesherren darüber in Kenntnis, dass *eyn monich von der Zelle in dem collegio Bernhardi seyn* [soll – CR], *zu deme sich, als wir bericht, die Lutherichen halten*. Ein Umstand, aus dem, würde man ihm keine Beachtung schenken, mit der Zeit Ärgernisse (*argernis*) erwachsen würden.⁵⁹ Bei diesem Mönch könnte es sich durchaus um Michael Meurer gehandelt haben.⁶⁰ Vor allem aber lässt jener Vermerk erkennen, dass ein Einsickern reformatorischen Gedankenguts respektive der

Freilich bleibt es eine Mutmaßung, den Anlass für die Apostasie zu identifizieren, wenn seitens der Apostaten kein eindeutiges ‚Bekenntnis‘ überliefert ist. Verlassen zwei Zisterzienser im Jahr 1523 allerdings unerlaubt ihr Kloster und begeben sich dann in Richtung Wittenberg, kann nach meinem Dafürhalten doch berechtigt ein reformatorischer – oder zumindest ein durch reformatorische Aussagen beeinflusster – Anstoß vermutet werden. Nicht unerheblich erscheint dabei die Einschätzung Paul Bachmanns. Er antwortete Kurfürst Friedrich, die beiden Mönche seien anscheinend *durch liebe der welt und begirdt des fleysches vorblindt* worden (zit. nach ebd., S. 68f.). Die Bezeichnung der fleischlichen Schwäche ist ein häufig gegen Martin Luther und seine Anhänger vorgebrachter Vorwurf, auf den eben auch Bachmann u. a. in seiner Eberschein-Schrift zu sprechen kommt. Siehe Bachmann (Anm. 1), S. 742. Vgl. allgemein dazu bspw. VOLKMAR (Anm. 54), S. 523f. und MUDRAK (Anm. 8), S. 157. Insofern kann davon ausgegangen werden, dass in jedem Fall der Altzeller Abt Luther als Ursache für diese Apostasie angesehen hat.

56 Vgl. Johann Burchard Mencke, *Scriptores Rerum Germanicarum praecipue Saxoniarum*, Bd. II, Leipzig 1728, S. 1537.

57 Johann Conrad Knauth, *Des alten beruehmten Stifts-Closters und Landes-Fürstlichen conditorii Alten-Zella/an der Freybergischen Mulda/So wohl von alters her darzu gehoeriger dreyen respectice Staedte/Berg- und Marck-Flecken/Roßwein/Siebenlehn und Nossen/Als auch nunmehr Koenigl. und Chur Fuerstl. Saechs. Schlosses und Amtes Nossen/Geographisch- und Historische Vorstellung*, Dresden/Leipzig 1721, S. 275. Vgl. dazu auch TROSSE (Anm. 55), S. 70.

58 Vgl. RANACHER (Anm. 10), S. 17f.

59 GESS (Anm. 21), Nr. 658, hier S. 668.

60 Denkbar wäre ebenso, dass sich diese Worte auf Bernhard Ziegler (gest. 1552) beziehen. Wie Meurer gehörte auch er dem Altzeller Konvent an. Seit 1524 ist er im Amt des Provisors für

Zuspruch für Martin Luther ebenfalls in dem aufs Engste mit der Zisterze verbundenen Bernhardskolleg anzutreffen ist. Beinahe exakt ein Jahr nachdem das Generalkapitel der Zisterzienser Paul Bachmann als dem Abt von Altzelle und somit Vaterabt des Studienhauses den Auftrag erteilt hatte, alles gegen eine Intrusion der lutherischen Häresie in den Orden über das Leipziger Kolleg zu unternehmen. Zwar richtete Adolf von Merseburg sein Schreiben an Herzog Georg, doch ist sicher davon auszugehen, dass diese Kunde auch an das Ohr des Altzeller Abtes drang.

Mit Michael Meurer hatte einer derjenigen Zisterzienser Altzelle den Rücken gekehrt, der, wie zuvor kurz angerissen, gemeinsam mit Paul Bachmann zu dem engsten Kreis humanistisch gebildeter und interessierter Mönche um den früheren Abt Martin von Lochau zählte. Demnach auch einer derjenigen, mit denen Bachmann eng vertraut gewesen sein dürfte.⁶¹ In den beiden 1524 gedruckten Schriften spiegeln sich diese Gegebenheiten wider: So scheinen die Apostasien in Altzelle selbst den Ausschlag für das Verfassen der ‚Ermunterung an die schwachen Ordenspersonen‘ gegeben zu haben. Im Rahmen der Einleitung erwähnt Paul Bachmann seinem Freund gegenüber jedenfalls sein *muehesam ampt, und zu mall yn dysen auffrueryrschen tagen*.⁶² Eine Bemerkung, die wohl als Hinweis auf die Fälle von Klosterflucht in den Jahren 1523/1524 interpretiert werden kann. In der Eberschwein-Schrift führt er aus, auch Luther habe widerrechtlich, *nach apostaten art*, das Kloster verlassen und würde nun nicht nur seinen Orden, also den der Augustiner-Eremiten, sondern *all oerden und dyner Gottis* verfolgen.⁶³ Dass ihm dabei die Vorkommnisse in Altzelle (und Leipzig) nicht vor Augen gestanden haben, ist schwer vorstellbar.

2 Die Flugschriftenkontroverse um die Heiligenerhebung Bischof Bennos von Meißen

Wie einleitend erwähnt, fand am 16. Juni 1524 im Meißner Dom die feierliche Erhebung der Gebeine des bereits am 31. Mai 1523 von Papst Hadrian VI. (gest. 1523) in Rom heiliggesprochenen Bischofs Benno statt. Damit war ein Prozess zum Ende gekommen, dessen Ausgangspunkt auf das Jahr 1497 datiert werden kann.⁶⁴ Im Vorlauf zu dem geplanten Festakt hatte Herzog Georg, der grundsätzlich als die treibende Größe hinter dem Kanonisationsprozess anzusehen ist, unter Indienstnahme der neuen Medien eine veritable ‚Werbekampagne‘ u. a. mit Anschlägen der Heiligsprechungsbulle

das Leipziger Bernhardskolleg belegt – und seit 1526 wirkte er nachweislich reformatorisch. Vgl. dazu eingehender RANACHER (Anm. 10), S. 17–19.

61 Vgl. auch SCHMIT (Anm. 38), S. 400–402.

62 Bachmann (Anm. 46), S. 758.

63 Bachmann (Anm. 1), S. 742.

64 Vgl. VOLKMAR (Anm. 12), S. 69f. – In komprimierter Form jetzt auch bei Christoph VOLKMAR, Ein Heiliger gegen die Reformation? Die Kanonisation Bennos von Meißen im Kontext der Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen, in: KUNDE u. THIEME (Hgg.) (Anm. 5), S. 180–193.

‚Excelsus Dominus‘ Hadrians VI. in diversen Städten ins Leben gerufen, um dadurch reichsweit auf die Meißner Feierlichkeiten aufmerksam zu machen.⁶⁵ Martin Luther waren diese Bestrebungen freilich nicht verborgen geblieben. Am 4. April 1524 hatte er beispielsweise an Georg Spalatin (gest. 1545) geschrieben und eine Flugschrift gegen die Heiligenerhebung angekündigt.⁶⁶ Anfang Juni wurde der 14 Blatt umfassende Text ‚Widder den newen Abgott vnd allten Teuffel der zu Meyssen sol erhaben werden‘ schließlich bei Hans Lufft (gest. 1584) in Wittenberg gedruckt.⁶⁷ Damit war die lutherische Streitschrift allerdings terminlich derart nah an dem Festakt erschienen, dass für eine Erwiderung von Seiten der ‚Altgläubigen‘⁶⁸ im Vorfeld der Heiligenerhebung keine Zeit mehr blieb. Lediglich der Meißner Domprediger streifte am 14. Juni in seiner abendlichen Predigt die Veröffentlichung des Wittenbergers und riet der zuhörenden Menge, nichts auf die Äußerungen zu geben.⁶⁹ Lang ließ sich indes nicht auf Reaktionen auf Luthers Text warten. Wohl im Sommer 1524 erschien Hieronymus Emser's ‚Antwort auff das lesterliche buch wider Bischoff Benno zu Meyssen vnnnd erhebung der heiligen iungst außgegangen‘.⁷⁰ Ebenfalls 1524 gedruckt wurden die Flugschriften ‚Wyder den Wittenbergischen Abtgot Martin Luther‘ des Hallenser Franziskaner-Guardians Augustin von Alveltdt und ‚Wider das Eberschwein‘ aus der Feder Paul Bachmanns.⁷¹ Der Druckort aller drei Flugschriften war die in Dresden zeitgleich eingerichtete sogenannte Emserpresse.⁷²

Weshalb hat sich aber gerade Paul Bachmann dazu veranlasst gesehen, eine Erwiderung auf Luthers Text zu verfassen? Anders als in seiner ersten Schrift führt Amnicola diesbezüglich keine spezifische (d. h. persönliche) Begründung an. Lediglich

65 Vgl. VOLKMAR (Anm. 12), S. 101–107.

66 Vgl. ebd., S. 109. Der Brief Luthers in D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Briefwechsel, Bd. 3, Weimar 1933, S. 265 f. (Nr. 727).

67 Siehe oben, Anm. 5.

68 Verwiesen sei hier auf die eingängige Reflexion über die Benennung der Gruppen und den Begriff der ‚Altgläubigen‘ bei MUDRAK (Anm. 8), S. 126–151, an dieser Stelle bes. S. 143 f.

69 Vgl. Otto CLEMEN, Aus Hans von Dolzigs Nachlass, in: Archiv für Reformationsgeschichte 6 (1908/1909), H. 3, S. 326–349, zu den Feierlichkeiten der Heiligenerhebung S. 335–338, hier bes. S. 335 f.: *Vnnnd Nach endunge der Complet hat der prediger des Thumbs zw Meyssen Eine predigt gethann Mit sonnderlicher Bewegung, Das gemeine volck dohinzuleitten vff das Buchlein. Szo Martinus Luther von der Erhebunge Bischoff Benno hat ausgehen lassenn, dor vff nicht glaubenn vnnnd stad zu gebenn.*

70 Eine Edition des Textes bietet Hans-Joachim KÖHLER (Hg.), Flugschriften des frühen 16. Jahrhunderts (1501–1530) 1978, Nr. 997. Siehe auch VD 16, E 1084. – Eine knappe Inhaltsangabe und historische Einordnung ist wiederum bei Peter DÄNHARDT, Antwort auf das lästerliche Buch, in: KUNDE u. THIEME (Hgg.) (Anm. 5), S. 346 zu finden.

71 Eine Edition des Textes von Augustin von Alveltdt bietet ebenfalls KÖHLER (Hg.) (Anm. 70) 1978, Nr. 2587. Siehe auch VD 16, A 2109. – Für eine knappe Inhaltsangabe und historische Einordnung siehe erneut Peter DÄNHARDT, Wider den Wittenbergischen Abgott Martin Luther, in: KUNDE u. THIEME (Hgg.) (Anm. 5), S. 345 f. – Zu Bachmanns Text siehe oben, S. 282 f. sowie Anm. 1 und 4.

72 Von Emser's Schrift erschien 1524 noch eine zweite Auflage in Leipzig. Vgl. DÄNHARDT (Anm. 70), S. 346.

die Intention wird unmissverständlich benannt: *Mit deyner gotlichen huelffe wollen wyr das lestermaull und besulden russel diser eygenhyrnigen bestien tengeln* [sc. hämmern oder draufschlagen – CR] *und zustossen*.⁷³ Eine Antwort auf diese Frage dürfte in der zentralen Rolle liegen, die der Abt von Altzelle im Rahmen des gesamten Kanonisationsvorganges gespielt hat. Dabei ist jedoch zunächst Bachmanns Amtsvorgänger Martin von Lochau zu nennen. Seine Gesuche nach Rom 1498 waren es, die zur Eröffnung des Verfahrens geführt haben. Am 4. April 1499 bestellte Papst Alexander VI. (gest. 1503) daraufhin mit den Äbten der Zisterzienserklöster Altzelle und Buch sowie mit dem Bischof von Naumburg die Kommission für den Informativprozess. Ihnen oblag es, das für die Heiligsprechung notwendige Material, also die Berichte über die mit Benno verbundenen Wunder zusammenzustellen.⁷⁴ Auch Martin von Lochau wusste in dem Zusammenhang von einem durch Benno gewirkten Wunder zu berichten: Sonach habe ihn der Heilige vor einem Schlaganfall bewahrt.⁷⁵ Im Zuge der Heiligenerhebung 1524 in Meißen war es dann hingegen Paul Bachmann, der an der Zeremonie aktiv partizipierte.⁷⁶ Mithin ist zu konstatieren, dass er nicht nur das Kanonisationsverfahren von den ersten Bestrebungen unter Martin von Lochau an miterlebt hat, sondern nach dessen Tod allein schon in seiner Funktion als Abt auch persönlich involviert war.

Nicht unerheblich mag zudem gewesen sein, dass sich die aus den Texten und Äußerungen Martin Luthers ergebenden Konsequenzen, allen voran die Abwendung vom Ordensleben, auch in Altzelle, und zwar gerade in den Jahren 1523/24, niedergeschlagen hatten. Wenngleich dabei nicht in allen Fällen ein explizit reformatorisches Bekenntnis nachgewiesen werden kann, so scheint – wie oben gezeigt – Paul Bachmann dennoch Luther als Verursacher hierfür angesehen haben.⁷⁷ Hinzu treten die befürchteten und allem Anschein nach auch eingetretenen Verstrickungen einzelner Zisterzienser mit der lutherischen Lehre innerhalb des Leipziger Bernhardskollegs. Derjenigen Institution, für die Bachmann als Abt von Altzelle ebenfalls verantwortlich war. Überdies hatte er es in seiner 1522 erschienenen Schrift als ‚christliche Aufgabe‘ beschrieben, solch ketzerischen Lehren, wie sie von Luther verbreitet würden, entgegenzustehen – zumal in Anbetracht der vielen Gelehrten, die seinerzeit schweigen würden. Nicht zuletzt muss das Handeln Paul Bachmanns natürlich vor dem Hintergrund des allgemeinen

73 Bachmann (Anm. 1), S. 740.

74 Vgl. VOLKMAR (Anm. 12), S. 69f.

75 Acta Sanctorum Iunii, Bd. 3, Antwerpen 1701, S. 193: *R.P. Martinus, Abbas Celle-veteris, Misnensis dioecesis, apoplexia correptus, ope Divi Benonis creditur conservatus. Testis I.* – Wie VOLKMAR (Anm. 12), S. 62 bemerkt, haben alle drei Prälaten selbst Wunder zu Protokoll gegeben.

76 Siehe dazu CLEMEN (Anm. 69), S. 338. Vgl. auch Claudia KUNDE, Erhoben zur Ehre der Altäre. Das Benno-Fest im Juni 1524 auf dem Meißner Burgberg, in: KUNDE u. THIEME (Hgg.) (Anm. 5), S. 228–247, hier S. 232f. – Welche Aufgaben Paul Bachmann als Abt von Altzelle im Zuge der Feierlichkeiten konkret übernahm, lässt sich aus dem Augenzeugenbericht des Hans von Dolzig nicht herauslesen.

77 Siehe auch oben S. 291–293.

Abwehrkampfes gegen Martin Luther und die Reformation gesehen werden, der die landesherrliche Kirchenpolitik Herzog Georgs bis zu seinem Tod 1539 auszeichnete.⁷⁸

Die Beachtung all dieser die Lebens- und – mit ihr freilich untrennbar verwobenen – Amtswelt Paul Bachmanns beeinflussenden Begebenheiten ist für die Bewertung der invektiven Äußerungen des Altzeller Abtes entscheidend. Vor dem Hintergrund des Dargelegten kann wohl berechtigt festgestellt werden, dass sich Bachmann durch mehrere Anlässe, die eben allesamt mit Martin Luther beziehungsweise seinem Wirken in Verbindung standen oder hiervon beeinflusst waren und im Wesentlichen in die Zeit vor der Eberschwein-Schrift zu verorten sind, provoziert gefühlt hat. Dieser Punkt ist dahingehend von Relevanz, als dass ohne affektive Grundierung keine invektive Kommunikation denkbar ist.⁷⁹ In dieser Lesart wäre der Text Luthers gegen die Heiligenerhebung Bischof Bennos der sprichwörtliche Funke, der zur Explosion, mithin zur herabwürdigenden Anschlusskommunikation Bachmanns geführt hat. Dass die Invektiven des Wittenbergers im Zusammenspiel mit dem Geschilderten bei dem Altzeller Abt eine emotionale Wirkung entfalteten und von ihm auch als solche verstanden wurden, zeigt sich daran, dass er 1524 seinerseits invektiv antwortete. Zugegebenermaßen hatte er schon, wie oben grob skizziert, 1522 gegen Luther ausgeteilt, allerdings in Qualität und Quantität merklich weniger. Fernerhin hatte er in dieser ersten Flugschrift noch ausgeführt, die Lästerungen von Seiten der Abtrünnigen mit Gleichmut zu tragen, sei es doch ein Zeichen des Einstehens für den rechten christlichen Glauben.⁸⁰ Am Ende von ‚Wider das Eberschwein‘ appelliert er an den Leser: *du woldest dich nicht ergern yn diszenn gotloszen tagen, yn welchen umb unser und unser vetter sund willen dyse anfechtung zukompt.*⁸¹ Eine Mahnung, die Paul Bachmann vermutlich nicht auszusprechen hätte, würden die Äußerungen Luthers bei den – weit gefasst – Altgläubigen nicht Emotionen wie z. B. Ärger oder Wut evozieren. Zuletzt sei in diesem Rahmen noch auf seine ebenfalls 1524 gedruckte ‚Ermunterung an die schwachen Ordenspersonen‘ verwiesen. In deren Einleitung geht er nicht mehr auf den Umgang mit etwaigen Invektiven ein. Dafür wünschte er seinem Freund, den er hier adressiert, mit Verweis auf Lk 14,26 *anstadt des grushas und neyd und das schwerdt, das du dich salt sundern unnd abschneyden von den ketzern, ja sie meyden unnd hasszen.*⁸²

Nehmen wir nun die inhaltlichen Aspekte der Eberschwein-Schrift in den Blick. Paul Bachmann argumentiert selbstredend für die Verehrung der Heiligen und thematisiert dabei zugleich den Sinn beziehungsweise Nutzen der (Schmuck-)Gegenstände in den Kirchenräumen. Abschließend erläutert er, in welcher Weise die Heiligen

78 Grundlegend dazu VOLKMAR (Anm. 54), pass. sowie hier bes. auch S. 564–569. Zur Verortung von Bachmanns Handeln innerhalb der landesherrlichen Kirchenpolitik siehe ebenfalls RANACHER (Anm. 10), S. 4–12.

79 Vgl. ELLERBROCK u. a. (Anm. 11), S. 8 und 10.

80 Vgl. Bachmann (Anm. 7), S. 363. – Siehe dazu auch weiter oben Anm. 33.

81 Bachmann (Anm. 1), S. 752.

82 Bachmann (Anm. 46), S. 756–777, hier S. 757 f.

‚richtig‘ von den christgläubigen Menschen angerufen und geehrt werden.⁸³ Auf den ersten Seiten kommt er zunächst *en passant* auf den Fall der am 4. April 1523 aus dem nicht weit von Altzelle entfernt gelegenen Zisterzienserinnenkloster Nimbschen geflohenen Nonnen, d. h. genauer gesagt auf Luthers Verteidigung dieser – in seinen Augen – Apostasie zu sprechen. Ohne *expressis verbis* invektiv zu werden, versucht Bachmann anhand der Aussagen in ‚Vrsach vnd antwort. das Junck=frawen. Klöster. Goetlich verlassen mügen‘ die Widersprüchlichkeit in der Argumentation des Wittenbergers zu entschleiern: Einleitend würde es da nämlich heißen, *were es dir moeglich, du woldest alle kloster ledig machen. Im beschlysz sagst du, doch welche bleyben wolten, solt man lassen bleyben. So man etzlich sal lassen bleyben, warumb woldest du sy den alle verjagen?*⁸⁴ Eine gleichgeartete Beweisführung bringt Bachmann noch einmal am Ende seiner Schrift, denn die Inkonsistenz in Luthers Ansichten trete in ‚Wider den neuen Abgott‘ nicht minder gewichtig zutage: Den gesamten Druck hindurch hätte der Wittenberger gegen die Heiligenverehrung gewettert. Schlussendlich jedoch komme er wieder darauf zurück: *Oben hast du harte gestrytten wyder den versikel: Lobt Got yn seynen heyligen, hie lest du yn zu, dan du sagst, man solle Got loben yn seynen heyligen.*⁸⁵ In der Tat lässt sich bei Martin Luther eine solche Passage nachlesen.⁸⁶ Paul Bachmann legt an dieser Stelle allerdings nicht bloß die Diskrepanz in den Aussagen offen. Vielmehr dienen sie ihm, um erneut auf Luthers hinterlistigen, ja gehässigen Charakter hinzuweisen: *Hye kanst du klerlich mercken, das es eyttel hynderlist ist, und aus hessygem neydischem gemueth geferbte vorgebung.*⁸⁷

Wiederholt ist der Altzeller Abt bestrebt, diese Falschheit und Arglist zu demaskieren. Dementsprechend kennzeichnet er die in ‚Wider den neuen Abgott‘ vorgebrachte Kritik, wonach die christliche Fürsorge zugunsten der vermehrten materiellen Ausstattung der Kirchen im Kontext der Heiligenverehrung vernachlässigt würde,

83 Vgl. dazu RANACHER (Anm. 10), S. 9 f. und MUDRAK (Anm. 8), S. 257.

84 Bachmann (Anm. 1), S. 740. Die Stellen bei Martin Luther, auf die er sich bezieht: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Schriften und Predigten, Bd. 11, Weimar 1900, S. 395: *Wollt Gott, ich kund auff solche odder andere weyße alle gefangene gewissen erredten und alle kloster ledig machen;* und S. 400: *Wilche aber geyst verstendig sind und klosterrey nutzlich wissen zu brauchen und gerne darynnen sind, die lassz man bleyben ym namen Gottis.*

85 Bachmann (Anm. 1), S. 752.

86 WA 15, z. B. S. 183: *Und das thu ich so viel deste lieber und froelicher, denn ich weys fur war und byns gewis: ist Benno warhafftig heylig, so geschicht yhm nicht liebe dran, das man yhn erhebt, wie denn auch keynem heyligen nie lieb gewest ist, wo etwa yhe eyner erhaben ist vom Babst (wie wol der selben wenig sind, denn es sind gemeyniglich eyttel Bepstische heyligen, nicht Christliche heyligen). Ursach ist die, denn man sihet, wie durch der heyligen erhebung die zuversicht der leut auff Gottis gnaden und Christo sich abwendet und fellet auff die verdienst und furbitt der heyligen, und wird so viel an yhre kirchen guts gewand, das die gutten werck der liebe gegen den nehisten gar nach bleyben, das also an stat Gottes die heyligen kommen und an stat des nehisten holtz und steyne, davon nur faule fresslinge und muessige mast sew ynn den kirchen, stifften und klosteren gewedet werden.* Ebd., S. 198 allerdings: *Hir sihestu, das keyn heylige wird angeruffen, Aber das Got wird ynn den selben gelobt, das er yhn solch gutt verheyssen und gethan hat, uns zu erwecken.* Vgl. dazu auch SMOLINSKY (Anm. 10), S. 299 mit Anm. 563.

87 Bachmann (Anm. 1), S. 752.

die Werkfrömmigkeit also dazu führe, dass *nur faule fresslinge und muessige mast sew ynn kirchen, stifften und kloestern geweydet werden*, als offene Lüge. Immerhin gäbe es überall Hospitäler und täglich würden vielerorts Almosen ausgereicht.⁸⁸ Luther hingegen sei weit mehr auf die Vernichtung der Ehre Gottes und der Heiligenverehrung aus als an einer Hilfe für die armen Leute interessiert: *Man sihet dich uber das jar nicht vil armen lewten geben, du verzersts liber mit ausgelauften nonnen und buebin und luckest ehe eyn teyl mit gelde und gaben aus den cloestern et cetera*. Das jedoch könne wohl jeder riechen, so stark würde sein Geiferrüssel stinken.⁸⁹

Hier wird nicht allein die vermeintliche Unaufrichtigkeit, sondern zugleich der Meineid des Wittenbergers durch seinen Bruch des Klostergelübdes vorgeführt, zu dem er obendrein noch andere Nonnen und Mönche anstifte. In diesem Punkt zeigt sich eine klare Parallele zu Herzog Georg. Der albertinische Landesherr wies seit dem Jahreswechsel 1522/23 selbst immer wieder auf die Meineidigkeit Martin Luthers hin und erachtete die Durchsetzung eines sittenlosen Lebens als eines von dessen eigentlichen Zielen.⁹⁰ Paul Bachmann attestierte seinem Gegner ebenfalls einen sittenwidrigen, verderbten Charakter: *Wy du der casteyung des leybes brauchest ist offenbar. Freytags und sonabents und aller fastentage, so die kirche umb casteyung willen und zemmung des fleysch hat geordent und ausgesatzt, frist du fleysch und starrest vor starckem weyne et cetera*.⁹¹

Die angeführten Passagen lassen die Prozesshaftigkeit sowie die Dynamik invektiver Kommunikation greifbar werden: Zunächst ist es Luther, der mit seiner Flugschrift ‚Wider den neuen Abgott‘ die Heiligenerhebung Bennos diffamiert und, in der Ausweitung des spezifischen Falls, der Heiligenverehrung grundsätzlich ihren christlich-‚redlichen‘ Sinn abspricht. Mithin würdigt er eine elementare Säule der mittelalterlichen Religiosität herab.⁹² Im triadischen Interaktionsmodell von Invektivität kommt ihm daher fürs Erste die Position des Invektierenden zu, Benno respektive die Praxis der Heiligenverehrung erscheinen als Invektierte. Paul Bachmann gehört – neben Hieronymus Emser oder etwa Augustin von Alveldt – zum Publikum, er rezipiert die Invektiven Martin Luthers.⁹³ Gleichzeitig hat er sich in seiner

88 Das Zitat in WA 15, S. 183 (siehe auch oben Anm. 86). Die Erwiderung des Altzeller Abtes in Bachmann (Anm. 1), S. 742: *Wan du sprichst, die gutten werck der libe gegen den nechsten bleyben gar nach, es ist ye eyne offene luegen, und du straffest die kirche frevelichen mit heller unwarheit. Seynt nicht iberall spital, gescheen nicht in allen stetten teglich almossen et cet.*

89 Ebd., S. 742.

90 Vgl. VOLKMAR (Anm. 54), S. 523. Ohnehin scheint, wie VOLKMAR ebd., S. 569 schreibt, das Verhältnis zwischen Herzog Georg und ‚seinen‘ Kontroverstheologen, d. h. mit Autoren wie Emser, Cochläus, Sylvius und Bachmann, von „grundsätzlicher Übereinstimmung und einer gegenseitigen Befruchtung geprägt“ gewesen zu sein. Siehe dazu auch SMOLINSKY (Anm. 10), S. 416.

91 Bachmann (Anm. 1), S. 742. Vgl. auch RANACHER (Anm. 10), S. 12.

92 Vgl. hierzu exemplarisch Arnold ANGENENDT, Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart, Hamburg 2007, S. 106–108.

93 Zum theoretischen Hintergrund vgl. ELLERBROCK u. a. (Anm. 11), S. 13.

Gruppenzugehörigkeit und Identifikation als Altgläubiger selbst als mitgeschmäht empfunden (von weiteren, ‚persönlichen‘ Hintergründen ist oben gehandelt worden). In seiner Replik ‚Wider das Eberschwein‘, die die Anschlusskommunikation markiert, wechselt Bachmann dann in die Rolle des Invektierenden. Dabei greift er konkrete Aussagen Luthers wie eben die einer Benachteiligung der Armen beziehungsweise Bedürftigen durch die Werkfrömmigkeit, deren einziger Nutzen im Durchfüttern fauler Geistlicher läge (*Sunder das du weyter meldest von den faulen fresszlingen unnd muessigen mastsewen, so man in kirchen, styfften, cloestern weydet*), auf, um an genau diesen Aussagen zu enthüllen, dass es Martin Luther selbst sei, der unredlich und arglistig ist – nicht die Kirche. Insofern, und hier bedient sich Bachmann der Geschichte vom Sündenfall als Metapher, haben dessen Aussagen denselben Wahrheitsgehalt wie die Worte der Schlange, die am Baum der Erkenntnis zu Eva sagte: „Nein, ihr werdet nicht sterben. [...] ihr werdet wie Gott [...].“ (1. Mose 3,4–5).⁹⁴

Zudem finden sich im Verlauf der Erwiderung mehrfach Stellen, an denen Amnicola festhält, es sei nutzlos, mit Luther eingehender über diese Sache zu disputieren, sei er doch verhärtet wie Nabal (1. Sam 25,37), oder konstatiert: Die weiteren Ausführungen gegen die Heiligerhebung Bennos *acht ich unwirdig der antwort*. Denn wie schon alle Ketzler vor ihm, so würde auch der Wittenberger aus *eytelm frevel unnd eygem trotz* die Heilige Schrift für seine Aussagen *radbrechen*.⁹⁵ Aus welchem gehässigen Willen er *alle schrift tzuzerret, tzureysset, felschet, stucket und flikket*, das habe bereits der ehrwürdige Hieronymus Emser offengelegt. Daher sei es keineswegs notwendig, alle Fälschungen aufzuführen, die sich in Luthers ‚Wider den neuen Abgott‘ finden. *Es ist offentlig, das es vergeblich sey, vil wort darwyder zu brauchen*.⁹⁶ Bachmann bringt damit ein Argument, das er in ähnlicher Weise zwei Jahre zuvor benutzt hatte. 1522 wollte er die Wirkmacht der Invektiven Luthers entkräften, indem er sie als von einem Ketzler nicht anders zu erwartende Lästerungen charakterisierte (siehe oben). Hier dient ihm die erneute Verortung in die Tradition der Ketzler dazu, seinem Gegner im Grunde genommen die Satisfaktionsfähigkeit, ja -würdigkeit überhaupt abzuspochen. Der Verweis auf Emser evoziert einerseits die Gemeinschaft, genau genommen konstituiert sich hierin die „Schmähgemeinschaft“ um den Altzeller Abt, und das Netzwerk der Verteidiger, andererseits verdeutlicht er aber, dass es inzwischen ausreichend ‚Beweismaterial‘ für die Beurteilung von Luthers Charakter und Arbeitsweise gebe.⁹⁷

Parallel zu seinen Invektiven gegen den Wittenberger war der Altzeller Abt auch darum bemüht, die Heiligenverehrung argumentativ zu begründen. Einleitend erinnert er in dem Zusammenhang an die *communio sanctorum*, an den einen Leib, der alle

94 Bachmann (Anm. 1), S. 742. Das voranstehende Zitat ebd.

95 Ebd., zuerst S. 746, dann S. 744.

96 Ebd., S. 749.

97 Zum Begriff der „Schmähgemeinschaft“ vgl. ELLERBROCK u. a. (Anm. 11), S. 13 und 16 sowie SCHWERHOFF (Anm. 11), S. 19f.

drei Teile der Kirche in sich vereint.⁹⁸ Luther wolle nun nicht nur die *ecclesia militans* spalten, sondern zugleich die *ecclesia triumphans*, d. h. die Heiligen im Himmel, von Christus fortreißen, obwohl *doch alles, was den heyligen geschyet, Christus im* [sc. sich – CR] *selbst zurechent*.⁹⁹ Paul Bachmann beschreibt hier das zentrale Verständnis vom ‚Funktionieren‘ der *communio sanctorum*: *was man den heiligen thut, Christo selbst geschee. Denn das heubt ist nicht gesundert von den glydmassen* und gemahnt Luther u. a. an Mt 25,45.¹⁰⁰ Dem Kirchenschmuck komme dabei eine wichtige, nämlich eine pädagogisch-motivierende Funktion zu: *Die eynfeldigen schwachen glydmassen*, also die Gläubigen, sollen *da durch gereyzt, erinnert werden und in gedechtnis den liben heyligen nachzufolgen gefuret werden. Denn es ist jo nicht erlogen, obiecta movent sensum*.¹⁰¹ Mithin würde das Gedächtnis besonders von den Dingen angeregt, die über die Sinne (in dem Fall die Augen) wahrgenommen werden.¹⁰² Infolgedessen sei es eben auch ein weiteres Beispiel für Luthers Lügen und Trügen, für seine *sophistery*, wenn er die Aufforderungen zum Lobpreis Gottes in Ps 150,3–5 derart verkehre und resümiere, man müsse *die schellen, cymbeln, paucken und harffen auch erheben und anbeten*.¹⁰³ Nicht Gott, so Bachmann, soll durch die Töne der Instrumente und die Musik besänftigt werden, vielmehr sollen die oft träge gewordenen Menschen darin Erquickung finden und ihre Freude dann auf Gott richten.¹⁰⁴ Dieses Argument, wonach die äußeren Zierden oder Praktiken einen stimulierenden und damit elementaren Einfluss auf die innere Hinwendung der (‚einfachen‘) Menschen zu Gott haben, wird der Altzeller Abt in seiner 1537 gedruckten Abhandlung ‚Von Ceremonien

98 Vgl. etwa Arnold ANGENENDT, *Geschichte der Religiosität im Mittelalter*, Darmstadt 2009, S. 304–306.

99 Bachmann (Anm. 1), S. 741.

100 Ebd.

101 Ebd., S. 742.

102 Vgl. exemplarisch zu der Aussage *obiecta movent sensus* Gabriele WIMBÖCK, „Durch die Augen in das Gemüt kommen“: Sehen und Glauben – Grenzen und Reservate, in: DIES., Karin LEONHARD u. Markus FRIEDRICH (Hgg.), *Evidentia. Reichweiten visueller Wahrnehmung in der Frühen Neuzeit (Pluralisierung & Autorität 9)*, hg. unter Mitarbeit von Frank BÜTTNER, Berlin 2007, S. 427–450, hier S. 440.

103 Bachmann (Anm. 1), S. 747. Die voranstehenden Zitate ebd. Luther hatte in seiner Schrift geäußert: *Und solt das gelten, das die heyligen drumb weren zurheben und anzuruffen, so muste man die schellen, cymbeln, paucken und harffen auch erheben und anbeten. Denn es folget dem obgesagten spruch nach ym Psalm „Lobet den herrn ynn hellen cymbeln, paucken und seyttenspiel“*. WA 15, S. 196.

104 Bachmann (Anm. 1), S. 748: *In cymbeln, paucken, harffen lobet man Got nicht, das Got durch das gedoene, schalle ader lauth diser instrument gesenffmuetiget woerde, freude ader wolgefall dorinne hette, sonder das unsere krefft in hitziger andacht zu Got gereyzt werde und uns in solchem lob an Got zyhen, gleych den schyfflewten, so sich mit dem stricke auff den uffer geworffen an das landt zyhen. Harffen gesangk, cymbeln und paucken gedoene ist umb unsere trege leychnam willn, die durch wertlich handelung oft beschwerdt und nyder gezogen werden, in sulchem instrument wider erquicket, und das wyr auch unszere menschliche freude und erquickung sollen zu Got wenden etc.*

der Kirchen/ das ist/ Von eusserlichem dienste Gottes/ oder von Leyplicher vbunge Goettlicher Ampter' wiederum aufgreifen.¹⁰⁵

Warum bedarf es aber überhaupt der Heiligen respektive ihrer Verehrung? Paul Bachmann sieht darin ein Gebot Gottes mit dem Ansinnen, dass sich der Mensch dankbar, vor allem jedoch demütig zeigt. Er erklärt: Die Heiligen bedürften überhaupt nicht des Lobes durch die Gläubigen, denn selbstredend belohnt sie Gott im Himmel mehr als reichlich. Dessen ungeachtet will Gott, dass die Menschen seine Gaben für die Heiligen wertschätzen. Wenn die Gläubigen schließlich bei Gott um Unterstützung nachsuchen, sollen sie sich dessen gewahr sein, dass sie unwürdig sind, ihre Bitte direkt vorzutragen. Anstatt also unmittelbar Gott zu adressieren, sollen sich die Menschen an die Heiligen als *seyne glidmassen* wenden, die im Verständnis eines Vermittlers das Hilfesuch bei Gott vortragen.¹⁰⁶ Dass Christus auf diese Weise Ehre entzogen würde, sei eine boshafte Auslegung Luthers und ein Frevel, der aus seinem neidischen Gemüt resultiere. Für Bachmann ist es unzweifelhaft: *Also ist alle glorien, ere, lob und preysz, auch den gerechten und heyligen gescheen, alleyne Christi, dan Christus in yn und sie in Christo, daz ist die intention und meynung der kirchen yn der erhebung und anruffung der heyligen.*¹⁰⁷

3 Reaktionen auf Bachmanns Text und Weiterentwicklung des Konflikts nach 1524

Abschließend ist die Frage nach den Reaktionen von reformatorischer Seite auf Bachmanns Text zu stellen. DÄNHARDT führt diesbezüglich aus, dass „[d]irekte Antworten lutherisch gesinnter Autoren auf die Flugschriften Emsers, Alveltdts und Bachmanns“

105 Paul Bachmann, Von Ceremonien der Kirchen/ das ist/ Von eusserlichem dienste Gottes/ oder von Leyplicher vbunge Goettlicher Ampter. Appendix von Priesterlichem Celibat oder Keuscheit, Leipzig 1537, Bl. Dr: *Die gelarten hohes vorstandes lernet die kirche, underweiset und reitzet zu andacht mit lesen der evangelion, der episteln, der propheten und ander heyligen schrift mit psalliren der lobgesenge etc. Die groben keines verstandes und nidriger vernunft reitzet und zeucht die kirche zur andacht mit eussern leiblichen ceremonien, mit orgel schlahen, mit leiblichem sussen don des gesanges an grossen hohen festen als palmtage, ostertage, weinachten, besonder ubung und brauch mit palmen das bilde des herrn Christi einfuerende, karfreitage ins grab legende, am ostertage wider aufferhebende etc.*

106 Bachmann (Anm. 1), S. 750f.: *[W]iewol Got seyne lieben heiligen ym hymmel mher den reichlich und uberflussig belonet, eret und mit selikeit cronet, so das sie unsers lobs unnd preyses gar nichts bedorffen, dennoch wil Got seyne gaben und gnaden, szo er an die heyligen gelegt hat, von uns auch in dancksamkeit, mit freude und frolockunge geeret und gewirdiget haben, und wil daz wir in dem, so wyr bey Gotte suchen und von Gote begeren, uns demuetigen, auch bis under seyne glidmassen, die heyligen, die selben anruffen und zu yhn schreyen umb hulffe, furderung, vorbit, gleich als die, so aus bewoester und erkanter durfftikeit bloede [sc. schwach – CR] sich unwirdig erkennen vor Got, in bitte zu erscheynen, und sollen also yn demut neben uns zyhen die lieben heyligen als geliebte freunde Gottis, ja als glydmasse Christi. – Vgl. dazu auch MUDRAK (Anm. 8), S. 257f. und SMOLINSKY (Anm. 10), S. 298f.*

107 Bachmann (Anm. 1), S. 751.

ausblieben.¹⁰⁸ Dem kann allerdings nur insofern zugestimmt werden, als es allem Anschein nach tatsächlich zu keinen Erwidern im selben Format gekommen ist. Ganz ohne irgendein Echo ist Paul Bachmanns ‚Wider das Eberschwein‘ dennoch nicht geblieben. In den von Euricius Cordus (gest. 1535) verfassten satirischen Epigrammen findet sich neben Repliken, die den Konflikt um die Heiligenerhebung Bischof Bennos grundsätzlich fokussieren und solchen, die gegen Emser beziehungsweise seine Äußerungen gerichtet sind auch ein Spottepigramm über eine Schrift, die Amnicola gegen Luther schrieb. Wenngleich der Titel dieser Schrift von Cordus nicht genannt wird, spricht doch vieles dafür, dass er sich hier auf ‚Wider das Eberschwein‘ als der bis zum Druck von Band neun der ‚Epigrammatum‘ im Jahr 1529 schärfsten Anti-Luther-Publikation aus der Feder des Altzeller Abtes bezieht.¹⁰⁹

Cordus richtete das Spottepigramm an seinen Freund Bertram von Damm (gest. 1541).¹¹⁰ Auf den Punkt gebracht äußert er über die Schrift Amnicolas, dass diese ihm nunmehr zerteilt in kleine Blätter als Toilettenpapier diene (*Non habeo sed habet secretae capsae latrinae, // Nuper in exiguas dilacerata schedas*). Denn solch eine Bibliothek, will sagen: die Kloake, gezieme jenem Buch (*Qui suavem verbi tam foedus spurcat odorem, // Illa decet talem bibliotheca librum*).¹¹¹ Offenkundig ist, dass Bachmanns Eberschwein-Schrift wiederum eine invektive Anschlusskommunikation provoziert hat.

Davon abgesehen lässt sich aber ohne Weiteres feststellen, dass es im Anschluss an das verbale Scharmützel vom Sommer 1524 ruhig um den Konflikt der Heiligenerhebung Bischof Bennos geblieben ist.¹¹² Paul Bachmann griff die Thematik in einer Predigt, die er am 21. Juli 1527, folglich kurz nach dem dritten Jahrestag der Meißner Feierlichkeiten hielt, erneut auf. Die Kenntnis seiner Ausführungen verdanken wir Petrus Sylvius, der den Druck des Textes bei Wolfgang Stöckel (gest. um 1541) in Dresden veranlasst und darüber hinaus ein mehrseitiges Nachwort zu ‚Ein sermon des Abts zur Cellen yn auffnehmung der Reliquien Sancti Bennonis‘ verfasst hat.¹¹³

108 DÄNHARDT (Anm. 14), S. 262.

109 Euricius Cordus, *Epigrammatum*, Bd. 9, Marburg 1529. – Eine Zusammenstellung der von Cordus im Rahmen der Kontroverse um die Heiligenerhebung Bischof Bennos verfassten Spottepigramme findet sich bei Astrid SÄNGER, *Gegner, Gönner und Gelehrte. Studien zu den Epigrammatum libri IX (1529) des humanistischen Dichters Euricius Cordus (1486–1535)*, Hamburg 2016, S. 42 bes. mit Anm. 152 und 153 [= Dissertation an der Universität Hamburg; unveröffentlichtes Manuskript – digital verfügbar über den Link: <http://ediss.sub.uni-hamburg.de/volltexte/2019/9898/> (Zugriff zuletzt: 09.05.2020)].

110 Cordus (Anm. 109), Bl. M5r–v. Zu Bertram von Damm siehe Heinrich MEIER, *Braunschweiger Bürgersöhne auf deutschen Universitäten vor Errichtung der Julius-Universität zu Helmstedt*, in: *Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig* 7 (1908), S. 80–142, hier S. 110f. bes. mit Anm. 4.

111 Cordus (Anm. 109), Bl. M5r.

112 Zu erwähnen ist freilich noch die Spottprozession im ernestinischen Buchholz, die nach dem 20. Juli und vor Mitte August 1524 als Verhöhnung der Heiligenerhebung Bischof Bennos durchgeführt worden ist. Vgl. dazu KUNDE (Anm. 76), S. 243–245.

113 Bachmann (Anm. 44). – Siehe dazu auch oben S. 289f. mit Anm. 44.

Inhaltlich ist die Predigt in drei Abschnitte untergliedert: Im ersten Teil beschäftigt sich der Altzeller Abt mit der Notwendigkeit der Auslegung der Heiligen Schrift und will erklären, weshalb Martin Luther unrechtmäßig die Kommentare der Kirchenväter verwirft. Teil zwei dreht sich um die Frage, wie beziehungsweise wo man das Wort Gottes hören soll und um die Unaufschiebbarkeit der guten Werke, die Luther fälschlicherweise verleugne. In Teil drei widmet sich Bachmann schließlich der Heiligen- und Reliquienverehrung.¹¹⁴

Auf die einzelnen Punkte oder Argumentationsstränge soll hier nicht *en détail* eingegangen werden. Von Interesse für den vorliegenden Beitrag ist doch insbesondere der ‚Invektivgehalt‘ des Textes. Dabei fällt unmittelbar auf, dass Paul Bachmann zwar abermals wiederholt auf Luthers angeblich hinterlistigen, von Tücke und Truglust bestimmten Charakter hinweist, der im Übrigen auch seinen Anhängern zu attestieren sei, und ihn respektive seine Lehre als ketzerisch einschätzt, er jedoch insgesamt in Quantität und Qualität deutlich weniger Invektiven benutzt.¹¹⁵ Das Bild vom Eberschwein etwa, das wütend um sich haut, wie Bachmann bereits 1522 bemerkt, und den Weingarten des Herrn verwüstet, wie er dann 1524 imaginiert, fehlt.¹¹⁶ Die humanistischen Invektiven häufig inhärente Animalisierung des Gegners findet sich dennoch in diesem Sermon: Wo die Altgläubigen nämlich von den guten Werken sprechen, da würden die lutherischen Käfer brummen mit ihren Flüchen und Schmähungen und voller Spott die Mönche und Geistlichen Werkheilige nennen.¹¹⁷ Über den Wittenberger äußert Bachmann: Die *luterische humel oder breme* wähne sich im

114 Bachmann (Anm. 44), S. 464: *Der erste artickel. Das geschriben wort Gottes, ßo die luterischen nennen das lautter evangelion, wirt nicht altzeit den einfaltigen menschen nach den geschribnen worten oder nach dem buchstaben fruchtbarlichen fuergegeben, sonder bedarff einer außlegung und zugebung menschlicher wort. Aus welchem folget, das die erclerung oder außlegung der vaeter und heyligen lerer von den luterischen unbillich verworffen wirt. Der ander artickel. Wie man das wort Gottes hoeren soll und wo, denn es nicht von einem jetzlichen aufftzunehmen ist, und das dem wort Gottes folgen die werck, welche Luther unbillich verwirfft und verlewckent. Der dritte artickel. Das man die heyligen Gottes billich reverir und yre reliquien in ehren halt, als die bey Gott macht haben, ettwas zu verbitten, zu erlangen, anruffe und umb huelffe ersuche etce.*

115 Ebd., u. a. S. 466: *Aus der rede anher gehabt ist gut zu vernhemen, wie unbillich, ja ketzerisch Luther und sein anhang die lerer der kirchen verachtet, verwirfft, sich allein auff den rohen text, buchstaben, schriftlichen synn begebende und stewrende. Und das thut Luther aus hinderlist und betriglichkeit, zu einem vorteil seiner ketzerischen lere, die selbige desterbas zu erhalten und zu verteidigen.*

116 Bachmann bezieht sich damit natürlich einerseits auf die Bannandrohungsbulle ‚Exsurge Domine‘ Papst Leos X. (gest. 1521) vom 15. Juni 1520, die mit der Anrufung Gottes gegen den wilden Eber, der den Weinberg des Herrn zerstört, beginnt. Andererseits greift er eine Metapher auf, die schon seit Augustinus (gest. 430) und dem Großen Schisma den teuflischen Hochmut des Ketzers symbolisiert. Vgl. VOLKMAR (Anm. 12), S. 171 f. und weiterführend Wilfried SCHOUWINK, *Der wilde Eber in Gottes Weinberg. Zur Darstellung des Schweins in der Literatur und Kunst des Mittelalters*, Sigmaringen 1985, S. 89–92.

117 Vgl. im Hinblick auf diese Animalisierungen bspw. auch Uwe ISRAEL, *Defensio oder Die Kunst des Invektierens im oberrheinischen Humanismus*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 46 (2019), S. 407–441, hier bes. S. 411.

Licht und frei, allerdings wüsste sie (er) nicht, dass sie in Finsternis und in den Stricken des Teufels sei.¹¹⁸

Auf den ersten Blick mag diese Tieridentifikation wenig invektiv wirken. Die Biene avancierte vor dem Hintergrund ihrer anscheinend jungfräulichen Vermehrung zum Symbol für Maria. Fernerhin ist sie engstens mit dem Attribut des Fleißes verbunden. Allerdings kann die Biene ebenso in einem negativen Kontext begegnen. So wurde sie beispielsweise in der Emblematik mit den Eigenschaften Falschheit respektive Betrug assoziiert und war damit ein Symbol für den Häretiker oder Sünder. Wie Sigrid und Lothar DITTRICH ausführen, ist die Hummel als Substitut der Biene anzusehen.¹¹⁹ Insofern passt die gewählte Metapher zu dem Bestreben des Altzeller Abtes, die ‚wahren‘, d. h. seiner Ansicht nach schlechten Motive Martin Luthers zu demaskieren, die eben auch einem augenscheinlich positiv besetzten Wesen innewohnen können. Erwähnt sei zuletzt eine Empfehlung, die Paul Bachmann seinen Zuhörern (oder Lesern) im Umgang mit den Lutherischen an die Hand gibt. Zunächst schildert er, wie die *lesterer und schender Gottes und seiner heyligen* gestraft werden können und kommt in dem Zusammenhang auf die zwei Schwerter der Kirche zu sprechen, die beide gegen die Feinde eingesetzt werden sollen.¹²⁰ Im Hinblick auf Martin Luther und seine Anhänger sei dagegen nicht das Schwert zu ziehen. Ihnen wolle man es: *mit gleicher muentz betzalen, wollen verachten, verlachen, ja aus christlicher mitleidung und erbarmung yre blinde torheit und thoerichte bindtheit beclagen, und uns yre verspottung, yre verleston an unser andacht zu Gott und seynen lieben heylgen gar nicht lassen hindern.*¹²¹

Diese Aussage ist doppelt beachtenswert. Einerseits lässt sie erkennen, dass die deutlich affektive Grundierung, die aus Bachmanns Schriften des Jahres 1524 heraustritt, einer wieder mehr gleichmütigen Haltung gegenüber den Lutherischen gewichen zu sein scheint, so, wie sie zumindest die Einleitung seines ersten Anti-Luther-Druckes von 1522 suggeriert (siehe oben). Andererseits führt diese Handlungsempfehlung erneut vor allem dazu, dass die Invektiven Luthers ihre Wirkung verlieren sollen: Indem der Altzeller Abt vorgibt, beispielsweise über die Gegner zu lachen oder sogar aus „christlicher Erbarmung“ deren Torheit zu bedauern (das wiederum ist zweifelsohne selbst herabwürdigend) und sich keineswegs durch die Schmähungen in der

118 Bachmann (Anm. 44), S. 473: *Sag mir, du luterische humel oder breme, der du dich dunckest jetzo im liecht sein und weyst nicht, das du im finsternis bist, whenest, du seyest nu erlaucht und evangelisch, so du verfinstert eigenwillisch bist, one gehorsam, one forcht, one zucht, wie Belial. Du schetzest dich frey und weyst nicht, das du yns tewffels stricken bist und eyn knecht der sunden.* – Wie MUDRAK (Anm. 8), S. 164f. schreibt, bedienen sich die Altgläubigen und die Evangelischen der Helligkeits- und Dunkelheitsmetapher. Bei Paul Bachmann lässt sie sich auch in anderen Drucken finden. Vgl. ebd.

119 Vgl. Sigrid DITTRICH u. Lothar DITTRICH, Lexikon der Tiersymbole. Tiere als Sinnbilder in der Malerei des 14.–17. Jahrhunderts (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 22), Petersberg 2005, S. 49.

120 Bachmann (Anm. 44), S. 474.

121 Ebd., S. 474f.

eigenen *praxis pietatis* beirren zu lassen, verblasst die Schlagkraft der Invektive, weil sie eben gar nicht erst als beleidigend aufgefasst wird (werden soll). Sie ist mithin als ein Produkt bedauernswerter, törichter Menschen zu verstehen.

4 Fazit

Wyder das wild Geyffernd Eberschwein ist keineswegs die einzige Schrift Paul Bachmanns, mit der der Altzeller Abt Martin Luther invektiv gegenübertritt. Bereits in der 1522 gedruckten Darlegung, was für ein Mann der Wittenberger sei, versieht er seinen Gegner mit herabwürdigenden Charakterisierungen – ebenso in den später erschienenen Texten. Allerdings haben die Ausführungen die eingangs aufgegriffene Beobachtung der bisherigen Forschung bestätigt, wonach sich die gewählte Diktion und besonders der Grad der Diffamierungen in der Eberschwein-Schrift prägnant von den anderen Drucken abhebt (zumindest im Vergleich der in diese Untersuchung einbezogenen Texte).

Als mögliche Erklärung für diesen Umstand ist von Heribert SMOLINSKY und Peter DÄNHARDT angeführt worden, dass sich Bachmann neben der Verunglimpfung der Heiligenerhebung Bischof Bennos zugleich durch die antiklösterlichen Schriften Luthers persönlich provoziert gefühlt haben mag. DÄNHARDT hat in Ergänzung dazu noch auf den Fall einer Klosterflucht aus Altzelle 1524, also genau im Erscheinungsjahr der Eberschwein-Schrift, hingewiesen.¹²² Wie erwähnt, spielt die Emotionalität bei den Invektiven grundsätzlich eine zentrale Rolle – ohne affektive Grundierung ist eine invektive Kommunikation nicht denkbar.¹²³ Insofern kann diesen Begründungen zugestimmt werden. Der Beitrag hat aber gezeigt, dass die Hintergründe für die ‚Betroffenheit‘ Paul Bachmanns noch präzisiert werden können. Wiederholt seien hier etwa die mutmaßlichen Verstrickungen mit der lutherischen Lehre im Leipziger Bernhardskolleg, die Apostasien aus Altzelle 1523/1524, in deren Rahmen eben auch die Abwendung von Zisterziensern wie Michael Meurer zu rechnen ist, der gemeinsam mit Bachmann zu dem engen Kreis humanistisch interessierter Brüder um Martin von Lochau gehört hat, und nicht zuletzt die unmittelbare Einbindung Altzelles in den Prozess um die Heiligenerhebung des Bischofs Benno. Erst das Wirken Martins von Lochau hatte dazu geführt, dass das Verfahren in Gang kam – Paul Bachmann war schließlich als sein Amtsnachfolger in die Zeremonie der Meißner Feierlichkeiten integriert.

Die Funktion der Invektiven geht dabei weit über ein ‚klotziges‘ Beleidigen Martin Luthers hinaus.¹²⁴ Wie gesehen, nutzte sie der Altzeller Abt beispielsweise, um die Redlichkeit sowie Glaubhaftigkeit seines Kontrahenten zu untergraben und

122 DÄNHARDT (Anm. 14), S. 260 f.; SMOLINSKY (Anm. 10), S. 297.

123 Vgl. ELLERBROCK u. a. (Anm. 11), S. 8 und 10.

124 So etwa CLEMEN (Anm. 10), S. 15.

dessen vermeintliche Arglist zu demaskieren. Die oft wechselseitigen Verweise oder Bezüge zeugen von der Vernetzung innerhalb der Altgläubigen und lassen das Zugehörigkeitsgefühl als eingeschworene „Schmähgemeinschaft“ gegen Luther und seine Anhänger erkennen.¹²⁵ So konstatierte Hieronymus Emser, bei Bachmann sei doch klar und hell zu sehen *Wie Luther monch und nonnen betrogen//Und sie aus yrn cloestern gelogen*.¹²⁶ Paul Bachmann hingegen äußerte, der ehrwürdige Emser habe bereits derart klar und hell offengelegt, aus welchem gehässigem Willen der Wittenberger *alle schrift tzuzerret, tzureysset, felschet, stucket und flicket*, dass er darauf überhaupt nicht mehr eingehen müsse.¹²⁷ Zuletzt negiert Bachmann die Wirkmacht von Luthers Invektiven, indem er u. a. ausführt, dass von einem Ketzer ja nichts anderes als Schmähungen zu erwarten seien, von denen man sich allerdings nicht im eigenen Glauben beirren lassen müsse.

125 Siehe dazu auch ISRAEL (Anm. 117), S. 432 und Jan-Hendryk DE BOER, *Wie aus Agon Antagonismus wird. Scholastisch-humanistische Grenzpolitik um 1500*, in: *Historische Zeitschrift* 303 (2016), S. 643–670.

126 Bachmann (Anm. 46), S. 774.

127 Bachmann (Anm. 1), S. 749.

Über die ältere und edlere Herkunft der Wettiner in Sachsen

Georg Spalatin's Invektive von 1541
gegen Herzog Heinrich den Jüngeren
von Braunschweig

Abstract Georg Spalatin's writing "Chronica vnd Herkomen der Churfuerst vnd Fuersten des loblichen Haus zu Sachssen ..." against the Guelphs is a humanistic invective from the princely-court milieu commissioned by Elector Johann Friedrich I of Saxony. Printed in Wittenberg in 1541 and accompanied by numerous source documents, the text argued for the superiority of the Wettins over the Guelphs due to their ancient lineage. The invective between the princely houses reached a certain journalistic climax in that year and was continued for years and decades, albeit in a weakened form. Basically, this public dispute, which was also carried out with the help of invective, was about an existing older dispute between the princes of Saxe-Lauenburg and the Guelph Brunswickers about the transfer of the Saxon electoral status to the Wettins in 1423, and thus about their hegemonic position in the imperial structure.

Zusammenfassung Georg Spalatin's Schrift „Chronica vnd Herkomen der Churfuerst vnd Fuersten des loblichen Haus zu Sachssen ...“ gegen den Welfen ist eine humanistische Invektive aus dem fürstlich-höfischen Milieu im Auftrag von Kurfürst Johann Friedrich I. von Sachsen. 1541 zu Wittenberg gedruckt, versehen mit zahlreichen Quellenbelegen, vertritt der Text die Auffassung einer höheren Anciennität der Wettiner gegenüber den Welfen. Der invektivische Schlagabtausch zwischen den Fürstenhäusern erreichte in jenem Jahr einen gewissen publizistischen Höhepunkt und wurde über Jahre und Jahrzehnte aber abgeschwächt fortgeführt. Im Grunde ging es bei diesem öffentlich, auch mit Hilfe von Invektiven ausgetragenen

Kontakt

Dr. Reinhardt Butz,
Technische Universität Dresden,
Institut für Geschichte,
01062 Dresden,
reinhardt.butz@tu-dresden.de

Streit, um eine schon ältere Auseinandersetzung zwischen den Fürsten von Sachsen-Lauenburg und den welfischen Braunschweigern um die Übertragung der sächsischen Kurwürde auf die Wettiner 1423 und damit um deren hegemoniale Stellung im Reichsgefüge.

Im Thüringischen Hauptstaatsarchiv in Weimar werden 91 Seiten eines handschriftlichen Dokumentes aus der Feder von Georg Spalatin aufbewahrt, das er selbst auf das Jahr 1541 datiert.¹ Der Druck erfolgte noch im selben Jahr in Wittenberg, aber unter einem erweiterten und deutlicher formulierten Titel, der schon für sich als Invektive bezeichnet werden kann:

Chronica und Herkomen der Churfürst und Fürsten des löblichen Haus zu Sachsen, Jegen Herzog Heinrichs zu Braunschweig, welcher sich den Jüngern nennet, herkomen, Daraus ein jeder Leser befinden wird, mit was öffentlich ungrund und unwahrheit derselbe von Braunschweig sich elders herkomens gerhuembt, auch Manlicher handelungen und thaten seinen Voreldern und Anherrn in seinem nehern schandschreiben, so er widder den Churfürsten zu Sachsen etc. hat ausgehen lassen, zulegen thut. Zusammengetragen durch Georgium Spalatinum 1541. Gedruckt zu Witemberg durch Georgen Rhaw.²

Spalatin starb 1545 in Altenburg und sein gegen die Fürsten aus Braunschweig gerichtetes Werk über die ältere und seiner Auffassung nach edlere Abstammung der Wettiner wurde unter dem abgeschwächten und weit weniger invektiv wirkenden Titel

Chronica und Herkomen der Churfürsten und Fürsten der Herzogen zu Sachsen Und ernach der Stam und geschlecht der herzogen zu Brunschwig und Lunenburg, Treulich zusammengezogen durch den Ernwardigen Herrn Georgium Spalatinum Anno 1541. Wittenberg 1553,

aber mit einer scharf formulierten antiwelfischen Einleitung durch Philipp Melanchthon erneut publiziert.³ Fast hundert Jahre später greift Friedrich Hortleder die Abhandlung Spalatin's nochmal auf und bringt sie erneut zum Druck.⁴ Wir haben

1 Chronica vnd Herkomen der Churfürst vnd Fürsten/Herrzogen zu Sachssen / Vnd ernach der Stam vnd geschlecht der Hertzogen zu Brunschwig vnd Lunenburg/ Trewlich zu samen gezogen/ durch den Erwerdiegen Herrn Georgium Spalatinum/ Anno 1541. ThHStA Weimar, Ernestinisches Gesamtarchiv, Reg. O 22.

2 VD 16 S 7401.

3 VD 16 S 7402.

4 Friedrich HORTLEDER, Handlungen und Ausschreibungen von den Ursachen des Teutschen Kriegs, 2. Ausgabe, Gotha 1645, S. 1479–1518.

es also nicht mit einer einmaligen Stellungnahme zum Streit der Wettiner mit den Welfen um die ältere und edlere Abkunft zu tun. Die Schrift Spalatin von 1541 reiht sich vielmehr in eine ganze Folge von vor allem schriftlich ausgetragenen Kontroversen der seit 1423 zu Kurfürsten von Sachsen-Wittenberg aufgestiegenen Markgrafen von Meißen mit den askanischen Lauenburgern und Welfen ein.⁵ Die agonalen Kontroversen um die Hegemonie der Wettiner in Sachsen fanden mit der Schrift Spalatin von 1541 einen publizistischen Höhepunkt, flachten aber danach nicht ab und führten zu einer Dynamisierung der Gruppenbildung bei den beteiligten Parteien und Anschlusskommunikation in der Öffentlichkeit. Öffentlichkeit ist als allgemein zugänglicher Kommunikationsraum zu verstehen und die Kommunikation diente dem Austausch von Informationen in zeitlich-räumlicher Verortung.⁶ Gegner und Befürworter der Wettiner reagierten auf den medialen Schlagabtausch.

Mit den folgenden Ausführungen soll die zeitgenössisch mehrfach gedruckte genealogische Abhandlung Spalatin vorgestellt werden als eine Invektive, die sich in der Art der Darstellung von anderen deutschen humanistischen Druckschriften des 16. Jahrhunderts abhebt. Während Schmähungen und Beleidigungen die Regel im Diskurs unter einander nicht wohlgesonnener Humanistengruppen in Latein sind, um ihre hervorgehobene Stellung innerhalb einer Gruppe zu betonen, bedient sich Spalatin einer subtilen Kontextualisierung in deutscher Sprache. Das unterscheidet ihn teils von anderen Gelehrten.⁷ Humanistische Invektiven im nordalpinen Raum sind bisher wenig von der Forschung in den Fokus genommen worden.⁸ Mit der gedruckten Chronik Spalatin über die Herkunft der Sachsen, einem Auftragswerk des sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich I., erhält der Diskurs nicht nur unter den Humanisten einen Impuls, sondern bezieht die konfessionell gespaltene Öffentlichkeit ein. Spalatin wurde so mit seiner Invektive über die edlere und ältere Abstammung der Welfen oder der Wettiner in die Auseinandersetzungen innerhalb des Hochadels involviert.⁹

Georg Spalatin (1484–1545) aus dem fränkischen Spalt bei Nürnberg studierte in Erfurt und erwarb dort 1499 das Bakkalaureat. In dieser dem Humanismus sehr zugeneigten Universität kam er u. a. in Kontakt mit Mutianus Rufus (1470–1526) und Nikolaus

5 Reinhardt BUTZ, *Ensifer ense potens*. Die Übertragung der sächsischen Kur auf Friedrich den Streitbaren als Beispiel gestörter Kommunikation in Strukturen institutioneller Verdichtung, in: Heinz DUCHHARDT u. Gert MELVILLE (Hgg.), *Im Spannungsfeld von Recht und Ritual. Soziale Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit (Norm und Struktur 7)*, Köln, Weimar, Wien 1997, S. 373–400, siehe bes. Anm. 1 mit älterer Literatur zum Thema; André THIEME, 1423 – Die Übertragung der sächsischen Kurwürde an die Wettiner, in: Reinhardt EIGENWILL (Hg.), *Zäsuren sächsischer Geschichte*, Beucha 2010, S. 42–67.

6 Eva-Maria SCHNURR, *Religionskonflikt und Öffentlichkeit. Eine Mediengeschichte des Kölner Krieges (1582 bis 1590)* (Rheinisches Archiv 154), Köln 2009, S. 39 f.

7 Siehe dazu exemplarisch u. a. die Beiträge von Jan-Hendryk de Boer, Marius Kraus und Christian Ranacher in diesem Band.

8 Siehe dazu die Einleitung von Uwe Israel, Marius Kraus und Ludovica Sasso in diesem Band.

9 Zum Forschungsstand über Spalatin und seine Werke siehe die folgenden Ausführungen.

Marschalk (nach 1460–1525).¹⁰ Er wurde Teil des humanistischen Netzwerkes, welches sich nicht nur auf die thüringische Universität begrenzte, sondern über das kursächsische Wittenberg bis nach Rostock erstreckte.¹¹ Marschalk weckte sehr früh bei Spalatin das Interesse an Historiographie und folgte ihm auch 1502 nach Wittenberg, wo Spalatin sich allerdings verstärkt dem Studium der Jurisprudenz widmete und den akademischen Grad des Magister Artium erwarb. Um 1505 trennten sich ihre Wege und Spalatin ging zurück nach Erfurt, wo ihn Mutianus als väterlicher Freund und Förderer in den dortigen Humanistenkreis aufnahm. Nach der Priesterweihe 1508 verhalf er ihm auch zur Übernahme einer Pfarrei in Hohenkirchen und zuvor zu einer Stelle als Novizenlehrer im Kloster Georgenthal.¹² Als Kurfürst Friedrich der Weise (1463–1525) 1508 bei Mutianus nach einem geeigneten Lehrer für seinen Neffen Johann Friedrich I., später der Großmütige genannt, und nachfolgenden Kurfürsten (1503–1554) fragte, empfahl dieser Spalatin.¹³ Kurfürst Johann der Beständige (1468–1532) regierte gemeinsam mit seinem Bruder Friedrich dem Weisen und nach dessen Ableben 1525 allein, spielt aber für die hier zu untersuchenden Invektiven zur Herkunft der Wettiner keine Rolle.¹⁴

Am Hof wirkte Spalatin nicht nur als Prinzenzieher, Geheimsekretär, Rat, Diplomat und Bibliothekar, sondern wurde überdies mit einer Vielzahl weiterer

10 Conradus Rufus und der Humanismus in Erfurt, hrsg. v. Christoph FASBENDER, Gotha 2009; Gerlinde HUBER-REBENICH, Art. Marschalk, Nicolaus ([de Gronenberg]; Nicolaus Marscalculus/Marscalcus Thurius [aus Thüringen]), in: Franz-Joseph WORSTBROCK (Hg.), *Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon*, Bd. 2, Berlin u. a. 2013, Sp. 161–203; Dieter STIEVERMANN, Marschalk (ca. 1470–1525), Spalatin (1484–1545), Mutian (ca. 1470–1526) und die Erfurter Humanisten, in: Dietmar VON DER PFORDTEN (Hg.), *Große Denker Erfurts und der Erfurter Universität*, Göttingen 2002, S. 118–142.

11 Zur Person: Irmgard Höss, *Georg Spalatin 1484–1545. Ein Leben in der Zeit des Humanismus und der Reformation*, 2. Aufl., Weimar 1989; Karl DIENST, Spalatin, in: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon*, Bd. 10, Herzberg 1995, Sp. 865–868 [<https://www.bbkl.de/index.php/frontend/lexicon/S/Sp-Sq/spalatin-burckhardt-70144> (21.8.2020)]; Adolf SEELHEIM, *Georg Spalatin als sächsischer Historiograph. Ein Beitrag zur Geschichtsschreibung des Reformationszeitalters*, Halle 1876. Zum Humanistenkreis, dem auch Hermann Trebelius und Valentin von Stojetin angehörten, siehe zusammenfassend: Olav HEINEMANN, *Das Herkommen des Hauses Sachsen. Genealogisch-historiographische Arbeit der Wettiner im 16. Jahrhundert* (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 51), Leipzig 2015, S. 59–66. Zur Vernetzung der Humanisten siehe auch Dieter MERTENS, *Zum politischen Dialog bei den oberdeutschen Humanisten*, in: Dieter SPECK u. Birgit STUDT (Hgg.), *Humanismus und Landesgeschichte. Ausgewählte Aufsätze von Dieter Mertens*, Stuttgart 2018, S. 109–130.

12 HEINEMANN (Anm. 11), S. 60–62.

13 Siehe zu Friedrich dem Weisen: Ingetraut LUDOLPHY, *Friedrich der Weise. Kurfürst von Sachsen 1463–1525*, Leipzig 2006; zu Kurfürst Johann Friedrich I.: Volker LEPPIN, Georg SCHMIDT u. Sabine WEFERS (Hgg.), *Johann Friedrich I. – der lutherische Fürst* (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 204), Gütersloh 2006; Lydia KLÖPPEL (Hg.), *Standfest. Bibelfest. Trinkfest. Johann Friedrich der Großmütige. Der letzte Ernestiner Kurfürst*, Regensburg 2018.

14 Siehe bspw. Doreen VON OERTZEN BECKER (Hg.), *Kurfürst Johann der Beständige und die Reformation (1513–1532). Kirchenpolitik zwischen Friedrich dem Weisen und Johann Friedrich dem Beständigen* (Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation 7), Köln, Weimar, Wien 2017.

Aufgaben betraut. Auf Grund seines hervorragenden Humanistenlateins und seines beeindruckenden Umgangs mit der deutschen Sprache im Nürnberger Dialekt und seiner klaren und sauberen Handschrift bot er sich als Vermittler zwischen dem kursächsischen Hof und dem Wittenberger Humanistenkreis an.¹⁵ Spalatin zeichnete sich nicht nur durch seine Studien der Theologie und der Rechte aus, sondern vor allem auch durch seine Kenntnisse der Geschichte, die er direkt aus den Quellen schöpfte und die ihn zu einem der produktivsten Schreiber seiner Zeit von Historien machte.¹⁶ Eine Zusammenstellung seines historiographischen Œuvres von der Geschichte der Kaiser und der Päpste, zur deutschen und außerdeutschen Geschichte, Zeitgeschichte und sächsischen Geschichte sowie Übersetzungen umfasst 37 Titel.¹⁷ Sein Hauptwerk, eine Chronik der Sachsen und Thüringer, konzipiert auf vier Bände, blieb unvollendet.¹⁸ Den Auftrag dazu hatte er 1510 von Friedrich dem Weisen erhalten. In den Jahren von 1515–1517 beschrieb er auf mehr als 1.000 Seiten die Geschichte Sachsens und Thüringens, ein Werk, das mit mehr als 1.800 Illustrationen aus der Werkstatt von Lucas Cranach dem Älteren versehen wurde.¹⁹ Die repräsentativen und öffentlich in der Schloßkapelle in Wittenberg ausgestellten Bände dienten der Herrschaftslegitimation der Wettiner, was für den weiteren Verlauf der Auseinandersetzungen mit den Welfen und damit für die vorliegende Studie von Belang ist.²⁰ Für seine umfangreiche Materialsammlung im kurfürstlichen Auftrag zur sächsischen Geschichte pflegte er intensiven Kontakt mit Humanisten und Geschichtsschreibern und zu den fürstlichen Höfen im Reich. 1525 übernahm er die Stelle eines Oberpfarrers in Altenburg und schied 1539 aus dem kurfürstlichen Dienst aus. In dieser wettinischen Nebenresidenz hoffte er, mehr Zeit für seine historiographischen Studien zu finden.²¹ Die Durchsetzung der neuen Lehre brachte ihm allerdings zahlreiche Konflikte mit der

15 HEINEMANN (Anm. 11), S. 62.

16 Christina MECKELNBORG, Anne Beate RIECKE, Georg Spalatin's Chronik der Sachsen und Thüringer. Ein historiographisches Großprojekt der Frühen Neuzeit (Schriften des Thüringischen Hauptstaatsarchivs Weimar 4), Köln, Weimar, Wien 2011. Die beiden Autorinnen beschreiben sehr detailliert die Arbeitsweise Spalatin's, seine Materialsammlung, seine Quellenbeschaffung und die damit verbundene Korrespondenz mit Bibliothekaren und Geschichtsschreibern für sein Hauptwerk, S. 275–321. Siehe auch DIES., Die ‚Chronik der Sachsen und Thüringer‘ von Georg Spalatin, in: Rudolf BENTZINGER u. Ulrich-Dieter OPITZ, *Fata Libellorum: Festschrift für Franzjosef Pense* zum 70. Geburtstag (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 648), Göttingen 1999, S. 131–162; Adolf SEELHEIM, Georg Spalatin als sächsischer Historiograph. Ein Beitrag zur Geschichtsschreibung des Reformationszeitalters, Halle 1876.

17 Willy FLACH, Georg Spalatin als Geschichtsschreiber. Beiträge aus Spalatin's Nachlaß im Thüringischen Hauptstaatsarchiv Weimar, in: MECKELNBORG, RIECKE (Anm. 16), S. 632–641.

18 Landesbibliothek Coburg, MS Cas 9, MS Cas 10, MS Cas 11; ThHStA Weimar, EGA, Reg. O 21.

19 MECKELNBORG, RIECKE (Anm. 16).

20 Reinhardt BUTZ, Idoneität der Dynastie *versus* wechselnde Räume. Die Chronik Georg Spalatin's über die Sachsen und Thüringer, in: Cristina ANDENNA u. Gert MELVILLE (Hgg.), *Idoneität – Genealogie – Legitimation. Begründung und Akzeptanz von dynastischer Herrschaft im Mittelalter* (Norm und Struktur 43), Köln, Weimar, Wien 2015, S. 407–421.

21 Alexander KRÜNES: Art. ‚Altenburg‘, in: Gerhard FOUQUET, Olaf MÖRKE, Matthias MÜLLER u. Werner PARAVICINI (Hgg.) *Residenzstädte im Alten Reich (1300–1800). Ein Handbuch*, Abt. I:

Stadtgeistlichkeit wegen seiner Beharrlichkeit der strengen Umsetzung der lutherischen Lehre ein. Seine Korrespondenz mit dem Rat wegen empfandener Zurückhaltung wurde immer scharfzüngiger.²²

In der Altenburger Zeit entstand auch die obengenannte polemische Schrift von 1541 über das edlere Herkommen der Wettiner in klarer Abgrenzung gegen die Welfen in Braunschweig. In jenem Jahr führte Kurfürst Johann Friedrich I. vor, während und nach dem Reichstag in Regensburg einen erbitterten Streitschriftenkrieg mit Herzog Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig über die Frage, welcher sächsische Herrscher – der Wettiner oder der Welfe eine längere Vorfahrenlinie und demzufolge einen Herrschaftsanspruch auf das Land hätte. Die Ursachen für die Eskalation von 1541 im zeitlichen Umfeld des Regensburger Reichstages liegen im Beschluss des Reichstages 11 Jahre zuvor. Zur Vorgeschichte dieses wettinisch-welfischen Streits gehört die Ablehnung der *Confessio Augustana* durch Kaiser Karl V. auf dem Reichstag zu Augsburg 1530. Er hatte diese abgelehnt und drohte den protestantischen Reichsständen vor dem Reichskammergericht die Reichsexekution wegen Landfriedensbruch. Daher schlossen im Jahr darauf im thüringischen Schmalkalden unter Führung von Landgraf Philipp I. von Hessen und Kurfürst Johann dem Beständigen von Kursachsen, Herzog Philipp von Braunschweig-Grubenhagen, Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, Fürst Wolfgang von Anhalt-Köthen und 11 Reichsstädte ein Schutz- und Trutzbündnis.²³ 1532 einigten sich der Kaiser und die protestantischen Stände auf den Nürnberger Religionsfrieden, wonach alle Religionsprozesse vor dem Reichskammergericht ausgesetzt werden.²⁴ Im Juni 1538 wurde auf Initiative des Reichsvizekanzlers Mathias Held der Nürnberger Bund gegründet. Neben dem Wittelsbacher Herzog Wilhelm IV. von Bayern und dem albertinischen Wettiner Herzog Georg dem Bärtigen von Sachsen dominierte vor allem der Welfenherzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig.²⁵ Bereits ein Jahr später verstarb allerdings der altgläubige Herzog Georg und der Bund verlor damit einen wichtigen Partner in

Analytisches Verzeichnis der Residenzstädte, Tl. 1: Nordosten, hrsg. v. Harm von Seggern (Residenzenforschung, N.F.: Stadt und Hof, I,1), Ostfildern 2018, S. 7–11.

- 22 Björn SCHMALZ, Georg Spalatin und sein Wirken in Altenburg (1525–1545) (Veröffentlichung des Thüringischen Staatsarchivs Altenburg), Beucha 2009, S. 67–70.
- 23 Zum Bund siehe: Gabriele HAUG-MORITZ, Der Schmalkaldische Bund 1530–1541/42. Eine Studie zu den genossenschaftlichen Strukturelementen der politischen Ordnung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 44), Leinfelden-Echterdingen 2002.
- 24 Armin KOHNLE, Reichstag und Reformation. Kaiserliche und städtische Religionspolitik von den Anfängen der Causa Lutheri bis zum Nürnberger Religionsfrieden (Quellen und Forschungen zur Reformationgeschichte 72), Gütersloh 2001.
- 25 Nadja LUPKE-NIEDERICH, „uns auch darein guetwillig einzulassen und zu begeben begirig“. Der Katholische Bund von Nürnberg und die mindermächtigen Schwaben, in: Christine ROLL (Hg.), Recht und Reich im Zeitalter der Reformation. Festschrift für Horst Rabe, Frankfurt a. M. 1996, S. 493–506; Hermann BAUMGARTEN, Karl V. und der katholische Bund von 1538, in: Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 6 (1891), S. 273–300.

diesem Defensivbündnis.²⁶ Herzog Georgs Bruder, Heinrich der Fromme, übernahm die Regentschaft und führte gegen die testamentarische Verfügung von Georg die Reformation im Herzogtum Sachsen ein, verstarb aber bereits 1541.²⁷ Zudem hatte er die Zahlungen an den Nürnberger Bund verweigert. Zuvor schon hatte ab 1538 der Schmalkaldische Bund eine publizistische Kampagne gegen das Reichskammergericht und seine Legitimität begonnen. Zugleich nahm Philipp von Hessen Stephan Schmidt, einen Sekretär von Herzog Heinrich dem Jüngeren, fest und beschlagnahmte Briefe des Wolfen an seine Verbündeten wegen angeblicher Aufrüstung zu einem Kriegszug und publizierte Stellungnahmen, auf die wiederum der Braunschweiger mit gedruckten Antworten provizierend reagierte. Der Wettiner Johann Friedrich war fest eingebunden in diese Auseinandersetzung.

Die ersten Publikationen waren in der Wortwahl noch recht sachlich.²⁸ Doch diese in gedruckter Form veröffentlichten Invektiven wurden in der Diktion immer schärfer und unsachlicher.²⁹ Diejenige Johann Friedrichs von Sachsen und Philipps von Hessen vom September 1539 beginnt harmlos mit den Worten: „Wahrhaftiger vnd grüntlicher bericht auch glaubwürdige abschriften aller brief entschuldigung und handlung so sich verruckter tage ...“³⁰ Kurz danach folgte das nächste Schreiben und wird deutlicher in der Wortwahl: „Wider schreiben auff das vnerfindtlich Hertzog Heinrichs zů Braunschweig schreiben So der selbe zů jhrer Chur vnd Fürstlichen gnaden vorvngelimpffung ...“³¹ Der Welfe reagierte im folgenden Jahr und bezeichnet die kursierenden Drucke als „falsch Libell“, die „ehrenrürig famos erdicht vnwarhaftig vnd falsch“ seien, so in seiner gedruckten Stellungnahme.³² 1541 folgte von Herzog Heinrich von Braunschweig eine ‚Quadruplicae‘ gegen den Wettiner, in der er ihn

26 Enno BÜNZ u. Christoph VOLKMAR, Die albertinischen Herzöge bis zur Übernahme der Kurwürde (1485–1547), in: Frank-Lothar KROLL (Hg.), Die Herrscher Sachsens. Markgrafen, Kurfürsten, Könige (1089–1918), München 2004, S. 76–89; Siegfried HOYER, Georg, Herzog von Sachsen 1530–1539, in: Yves HOFFMANN u. Uwe RICHTER (Hgg.), Herzog Heinrich der Fromme (1473–1541), Beucha 2007, S. 131–146; Elisabeth WERL, Art. Georg der Bärtige (oder der Reiche) Herzog von Sachsen, in: Neue deutsche Biographie, Bd. 6, Berlin 1964, S. 224–227.

27 Yves HOFFMANN u. Uwe RICHTER (Hgg.), Herzog Heinrich der Fromme (1473–1541), Beucha 2007; Konstantin ENGE, Heinrich (der Fromme), in: Sächsische Biographie, hg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e. V. [https://saebi.isgv.de/biografie/Heinrich_\(der_Fromme\)_Herzog_von_Sachsen_\(1473-1541\)](https://saebi.isgv.de/biografie/Heinrich_(der_Fromme)_Herzog_von_Sachsen_(1473-1541)).

28 HEINEMANN (Anm. 11), S. 197–212.

29 Dieses Medienereignis wird genauer untersucht durch Stefan Beckert, SFB 1285, Teilprojekt G. Im Rahmen seines Dissertationsvorhabens mit dem Arbeitstitel „Hans Worst. Schmähkampagnen um Herzog Heinrich II. seit 1538 wird er die Invektiven im zeitlichen Zusammenhang mit dem Regensburger Reichstag 1541 genauer analysieren. Ich danke ihm für die Hinweise auf die umfangreiche Schmähschriftenliteratur. Siehe zudem: Georg KUHAUPT, Veröffentlichte Kirchenpolitik. Kirche im publizistischen Streit zur Zeit der Religionsgespräche (1538–1541) (Forschungen zur Kirchen- und Dogmengeschichte 69), Göttingen 1998, S. 96–117, 144–153, 190–202.

30 VD 16 B 7308, H 2941, S 1091.

31 VD 16 S 1093–1095, H 2961–2963, ZV 13621.

32 VD 16 B 7278–81.

als „gottlosen verrüchten verstockten abtrinnigen Kirchenraubers vnd vermaledeiten bosshaftigen Antiochi Nouatiani Seuereni vnd Hurnwirts von Sachssen ...“ bezeichnet.³³ Der so in seiner Ehre verletzte sächsische Kurfürst reagierte ebenso scharfzünftig und beleidigend und nennt den Kontrahenten einen „verstockten Gottlosen vormalledeiten verfluchten ehrenschilders böstheftigen Barrabas auch hurnsüchtigen holofernes ...“.³⁴

Die Art und Weise des öffentlich ausgetragenen Dissenses, die gegenseitigen Vorwürfe der Kriegstreiberei und des Landfriedensbruches führten dazu, dass Kurfürst Johann Friedrich an dem wichtigen Reichstag von 1541 wegen persönlicher Beleidigung nicht teilnahm.³⁵ Trotz Abwesenheit ließ er über seine Gesandten auf dem Reichstag 300 Exemplare seiner Invektive gegen den Welfen verteilen.³⁶ Diese im Auftrag des sächsischen Landesherren in die öffentliche Diskussion der Reichstagsteilnehmer eingebrachten Drucke wurden in seiner Wittenberger Kanzlei ausgefertigt und vor Ort gedruckt.³⁷ Jede einzelne Kanzleischrift stellte eine direkte Antwort auf ein vorher von der anderen Seite publiziertes Dokument dar. Man griff die Argumente auf und widerlegte sie mit scharfen Worten.³⁸ Diese medienwirksame Publizistik erfolgte im allgemein zugänglichen Kommunikationsraum der Reichstagsteilnehmer und ermöglichte so Eskalationsdynamiken.³⁹ Auf eine Invektive reagierte der Invektierte mit einer weiteren Stellungnahme unter Einbeziehung des Publikums, welches direkt angesprochen wurde und die Auseinandersetzung nahm an Schärfe zu.⁴⁰ Die Verbalinjurien, zunächst *argumentum ad hominem*, wechselten sehr schnell über zu Argumentationen *ad personam*.

Dieser beleidigende Diskurs geht im Kern auf ein genealogisches Problem zurück. Die Welfen verstanden sich als ältere und damit länger in der sächsischen Geschichte verankerte Dynastie als die Wettiner, was den Kurfürsten sehr stark getroffen haben muss. Sie, die Welfen, hätten die ältere und demzufolge bedeutendere

33 VD 16 B 7290, 7291.

34 VD 16 S 1061.

35 Albrecht LUTTENBERGER (Bearb.), Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Karl V. Der Reichstag zu Regensburg 1541, 4 Teilbde. (Deutsche Reichstagsakten: Jüngere Reihe 11,3), Berlin 2018, Nr. 544 Christoph Zwicker an Burgmannen und Rat von Memmingen. Regensburg, 2. April 1541, S. 2353–2356.

36 HEINEMANN (Anm. 11), S. 200.

37 Günter KIESLICH, Das „Historische Volkslied“ als publizistische Erscheinung. Untersuchungen zur Wesensbestimmung und Typologie der gereimten Publizistik zur Zeit des Regensburger Reichstages und des Krieges der Schmalkaldener gegen Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig: 1540–1542 (Studien zur Publizistik: Münstersche Reihe 1), Münster 1958.

38 Ebd., S. 19.

39 SCHNURR (Anm. 6), S. 39f. Siehe zudem: Rainer WOHLFEIL, Reformatorische Öffentlichkeit, in: Ludger GRENZMANN u. Karl STACKMANN (Hgg.), Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit. Symposium Wolfenbüttel 1981 (Germanistische Symposien, Berichtsband 5), Stuttgart 1984, S. 41–52.

40 Dagmar ELLERBROCK u. a., Invektivität – Perspektiven eines neuen Forschungsprogramms in den Kultur- und Sozialwissenschaften, in: Kulturwissenschaftliche Zeitschrift 2,1 (2017), S. 2–24.

Anciennität. „Will man einen bei seiner Ehre nehmen, so packt man ihn bei den Mängeln in seinem ‚Herkommen‘“,⁴¹ meint treffend Olav HEINEMANN. Dies konnte der Wettiner so nicht stehen lassen. Er wollte seine Position durch Untermauerung mit genealogischen Argumenten stärken und negative Qualitäten im welfischen Geblüt hervorheben.⁴² Nach Auffassung von Herzog Heinrich dem Jüngeren wurde der ‚jungen‘ wettinischen Dynastie die Kurwürde aus dem erlesenen älteren und im Gebiet verwurzelten Geschlecht der Askanier nur verpflanzt, während die Welfen immanent mit der Geschichte des Herzogtums verbunden waren und schon aus diesem Grund eine edlere Abkunft haben mussten.⁴³ Vor diesem Hintergrund in der Eskalation der Auseinandersetzung beauftragte Kurfürst Johann Friedrich I. von Sachsen seinen ehemaligen Erzieher Georg Spalatin zum Abfassen der genannten Schrift.⁴⁴ Zudem wies der Kurfürst darauf hin, dass die zu erstellende Entgegenschrift vor allem die Vorwürfe der mangelhaften Herkunft entkräften sollte. Er griff persönlich in das Manuskript Spalatin ein und bat um Überarbeitung. Die 1541 in hoher Auflage erschienene Schrift zum Preis von nur zwei Groschen verdeutlicht die ihm beigemessene Priorität des anscheinend notwendigen Beweises des Wettiners gegen den Welfen hinsichtlich der Anciennität.⁴⁵ Dem sächsischen Kurfürsten ging es wahrscheinlich mehr um die allgemeine Anerkennung als um Gewinn zu ziehen aus der Publikation.

Doch wechseln wir kurz den Raum, aber nicht die Dynastie, denn die Wettiner waren zu diesem Zeitpunkt in die altgläubige Linie der Albertiner und die lutherischen Ernestiner gespalten. Auf den albertinischen Herzog Heinrich folgte 1541 sein protestantischer Sohn Moritz zunächst als Herzog von Sachsen, nach der Schlacht von Sievershausen und der Wittenberger Kapitulation 1547 dann als Kurfürst von Sachsen-Wittenberg.⁴⁶ Für die Auseinandersetzungen zwischen den ernestinischen Wettinern und den welfischen Herzögen von Braunschweig sind die bereits kurz skizzierten invektiven Auseinandersetzungen wichtig zu erwähnen, weil diese kontroversen schriftlich ausgetragenen Diskussionen von 1541 Vorläufer hatten, die noch

41 HEINEMANN (Anm. 11), S. 202, Anm. 369.

42 Ebd., S. 206.

43 Ebd., S. 207–210.

44 Zu den vertrauten Beziehungen siehe: Jan HIRSCHBIEGEL, *Nahbeziehungen bei Hof – Manifestationen des Vertrauens. Karrieren in reichsfürstlichen Diensten am Ende des Mittelalters* (Norm und Struktur 44), Köln, Weimar, Wien 2015, S. 94 f.

45 HEINEMANN (Anm. 11), S. 209.

46 Johannes HERRMANN, *Moritz von Sachsen (1521–1553). Landes-, Reichs- und Friedensfürst*, Beucha 2004. Die Wettiner teilten 1485 in Leipzig ihren Herrschaftsbereich in zwei Linien. Ernst erhielt die Kurwürde von Sachsen-Wittenberg und die thüringischen Gebiete. Sein Bruder Albrecht den erweiterten markmeißnischen Raum und den Titel eines Herzogs von Sachsen. Siehe dazu André THIEME, 1485 – Die Leipziger Teilung der wettinischen Lande, in: Reinhardt EIGENWILL (Hg.), *Zäsuren sächsischer Geschichte*, Beucha 2010, S. 68–93, Jörg ROGGE, *Herrschaftsweitergabe, Konfliktregulierung und Familienorganisation im fürstlichen Hochadel. Das Beispiel der Wettiner von der Mitte des 13. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts* (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 49), Stuttgart 2002, S. 213–246.

zu benennen sind und langwährende Fortsetzungen nach sich zogen. Nur so ist zu verstehen, warum Spalatin's Schrift von 1541 mit einem Vorwort von Philipp Melancthon 1553 nochmals gedruckt wurde, aber diesmal im albertinischen Sachsen. Denn nach dem Verlust der Kurwürde für die ernestinische Linie 1547 musste sich diese wettinische Linie neu definieren und die ungebrochene Legitimation ihrer Herrschaft über Sachsen bestimmen, die freilich von anderen Dynastien angezweifelt wurde.⁴⁷ Es lässt sich von einer über 100 Jahre währenden Kontroverse um die Anerkennung der Wettiner als höchste Reichsfürsten sprechen. Die Mehrzahl an genealogischen Arbeiten als Auftragswerke sollten den empfundenen Makel kompensieren und die seit je her genealogisch anhaltend legitime Idoneität der Wettiner belegen.⁴⁸

Zu fragen ist, wie es zu der Eskalation in den invektiven Auseinandersetzungen in der Öffentlichkeit zwischen Heinrich dem Jüngeren und Johann Friedrich 1541 kam. Wo liegen die Ursachen des so wortgewaltig beleidigenden Schriftenaustausches? Vermutlich sind diese in der Art und Weise der Übertragung der sächsischen Kurwürde durch Kaiser Sigismund an den wettinischen Markgrafen Friedrich IV. von Meißen im Januar 1423 zu sehen. Denn mehrfach wiederholte der Welfe 1541 seine Vorwürfe, dass sich der Wettiner unehrenhaft durch Geldzahlungen die Kurwürde erkaufte hätte.⁴⁹ Zwar wurde Friedrich von Meißen kurze Zeit später in das Kurfürstenkolleg aufgenommen, doch nicht immer mit dem ranghöheren Titel eines Kurfürsten angesprochen. Er selbst verwendete den Titel anfangs kaum. Erst im August 1425 erfolgte die feierliche Belehnung in Ofen. Der über zweijährige zeitliche Abstand zwischen der Erhebung in den Kurfürstenstand und der feierlichen Handlung in Ofen ist dadurch zu erklären, dass es mehrere Bewerber um Sachsen-Wittenberg gab, so Markgraf Friedrich von Brandenburg, Pfalzgraf Ludwig III. und vor allem Herzog Erich V. von Sachsen-Lauenburg, der ein direkter Verwandter des verstorbenen Askaniers war, zudem bestand eine Erbverbrüderung der beiden sächsischen Linien seit 1374, die durch König Sigismund 1414 erneut bestätigt worden war.⁵⁰ Sigismund, der im Reich nicht über eine starke Position verfügte, musste mit den anderen Bewerbern und den Kurfürsten erst einmal Konsens in dieser Angelegenheit herstellen, was den Wettiner sicher zunächst brüskierte.

Für die Argumentation Herzog Heinrichs des Jüngeren 1541 mit dem Kauf der Kurwürde ist der Passus wichtig, dass Markgraf Friedrich IV. von Meißen sich Sigismund gegenüber verpflichtet hatte, 2.000 Spieße und 2.000 Schützen für die Dauer von sechs Monaten auf seine Kosten zur Verfügung zu stellen für den Kampf

⁴⁷ HEINEMANN (Anm. 11), S. 213–302.

⁴⁸ Zu älteren genealogischen Werken siehe umfangreich Bettina MARQUIS, *Meissnische Geschichtsschreibung im späten Mittelalter* (ca. 1215–1420), München 1998, und zeitlich davor Stefan PÄTZOLD, *Die frühen Wettiner. Adelsfamilie und Hausüberlieferung bis 1221* (Geschichte und Politik in Sachsen 6), Köln, Weimar, Wien 1997.

⁴⁹ HEINEMANN (Anm. 11), S. 206 f.

⁵⁰ BUTZ (Anm. 5), S. 380–382.

gegen die Hussiten und zur Durchsetzung der Thronansprüche Sigismunds in Polen.⁵¹ Zum Kurfürstentag in Bingen 1424 wurde bei Abwesenheit von Sigismund über die Ansprüche des Lauenburgers diskutiert, die Frage aber wieder vertagt. Erich von Lauenburg strebte nach der feierlichen Belehnung Friedrichs 1425 einen Gerichtsentscheid vor Sigismund an, um doch noch die sächsische Kur zu erhalten. Im Jahr darauf entschied der König aber, dass die Ansprüche des Lauenburgers unberechtigt seien. Vorgelegte Dokumente wurden als Fälschung erkannt. In das Kurfürstenkolleg wurde dann zwar Friedrichs Sohn und Nachfolger, Friedrich der Sanftmütige, 1428 aufgenommen, aber ohne die Stimmen der Erzbischöfe von Köln und Trier wegen der Lauenburger Forderungen. Der Askanier wandte sich an die Kurie und die *causa* wurde beim Baseler Konzil 1434 verhandelt. Über den Tod Erichs V. 1435 hinaus flammten die Auseinandersetzungen über die Rechtmäßigkeit der Belehnung des Wettiners und der Anciennität der Dynastie immer wieder auf.⁵² Ernst HINZE formuliert in seiner 1906 eingereichten Dissertation resümierend treffend und richtig:

„Die Ansprüche des Lauenburger Hauses kamen zwar noch lange nicht zum Schweigen, aber sie waren nach wie vor erfolglos geltend gemacht, und somit erübrigt sich auch ein weiteres Eingehen auf dieselben.“⁵³

Endgültig endeten die Forderungen nach Übertragung der Kurwürde auf die Askanier in Lauenburg mit deren Aussterben erst 1689. Aber dieser Rechtsstreit blieb im Bewusstsein der Öffentlichkeit und bedrohte beständig die Wettiner in der Frage ihrer Legitimität.⁵⁴ Letztlich wurden diese Zweifel am Herkommen der seit 1806 durch Kaiser Napoleon mit königlicher Würde – aber ohne Krone – versehenen Dynastie erst von Otto POSSE 1897 mit der Publikation der Genealogie der Wettiner geklärt. POSSE, seit 1875 Direktor des Hauptstaatsarchives, Schüler von Leopold VON RANKE und Georg WAITZ, konnte die Ahnenreihe des Geschlechts bis in die Zeiten Kaiser Ottos des Großen belegen. In seinem Vorwort hebt er deren Idoneität hervor:

„Im Jahre 1889 konnte das Gesammthaus Wettin die achthundertjährige Wiederkehr des Tages begehen, mit dem seine Herrschaft über die Sächsischen Lande begonnen hat. Im Herzen Deutschlands gelegen, waren im Laufe der Jahrhunderte die Wettiner Lande Träger Deutscher Kultur

51 Friedrich zahlte zudem 5.500 ß guter böhmischer Groschen an Friedrich von Brandenburg, um ihn zum Verzicht auf Sachsen zu bewegen und das bereits von ihm besetzte Kurfürstentum zu räumen. Der etablierte altsächsische Adel wollte den Wettiner nicht anerkennen, BUTZ (Anm. 5), S. 386. Zudem war König Sigismund bei Friedrich von Meißen mit 90.000 Gulden verschuldet, HEINEMANN (Anm. 11), S. 205.

52 BUTZ (Anm. 5), S. 399.

53 Ernst HINZE, Der Übergang der sächsischen Kur auf die Wettiner, Halle a. d. Saale 1906, S. 69.

54 HEINEMANN (Anm. 11), S. 22 f.

und Sitte. In der Geschichte ihres Fürstenhauses drängt sich die Summe hervorragender Eigenschaften der Germanen zusammen: das Geschlecht zeigt geniale Krieger, feinsinnige Denker, hochstrebende Kunstliebhaber. In Sachsen gelangte dank der Fürsorge seiner Fürsten die Literatur zu ungeahnter Blüthe, Wissenschaft und Gewerbefleiß mehrten den Ruhm und Wohlstand des Landes.“⁵⁵

Vor dem historischen Hintergrund der offiziellen Feierlichkeiten anlässlich der 800-jährigen Herrschaft des Hauses Wettin 1889 in Sachsen sind die seit 1539 gedruckt ausgetragenen Schmäh- und Verleumdungsduelle zwischen dem Wettiner und dem Welfen einzuordnen. Es ging um die Wurzeln und die Identität des Hauses Sachsen und das Selbstverständnis der Wettiner.⁵⁶ Mit der Beauftragung Spalatin, die ungebrochene, ältere und geradlinige Herkunft der Dynastie und damit auch deren Verortung im somit angestammten sächsischen Raum zu erstellen, wurde ein Wechsel in der Diskursebene eingeleitet. Es ging nun nicht mehr nur um verbale Beleidigungen unter Einbindung der Öffentlichkeit durch Druckmedien, sondern auch um einen Paradigmenwechsel. Der humanistisch gebildete, genealogisch arbeitende ehemalige Prinzenenerzieher sollte anhand von historischen Quellen den Beweis erbringen, dass die Wettiner von edlerem und älterem sächsischen Geblüt seien als die Welfen. Nur ihnen gebühre das Recht der Herrschaft über Sachsen.

Spalatin gliedert seine Abhandlung in fünf Abschnitte und beginnt gleich im ersten mit seiner Polemik gegen die Welfen, indem er schon in der Überschrift den Grund für seine Stellungnahme formuliert: „Wie es umb die Chür /vnd Fürstliche Heuser zu Sachssen / vnd Braunschweig /bewand“. Wir haben also auf der einen Seite ein Fürstenhaus und andererseits lediglich die Menschen mit der Herkunftsbezeichnung Braunschweig. Darauf folgen Ausführungen über Veränderungen im kurfürstlichen Haus bis zum Jahr der Drucklegung. In Abschnitt drei wird mit wertenden Worten „Von den loeblichen alten herkomen /der jtzigigen Chur / vnd Fürsten zu Sachssen / vnd irer Vorfaren /Vnd iren herrlichen / ehrlichen / vnd menlichen thaten“ geschrieben. Vor allem die Betonung, dass die Wettiner nur ehrliche und wahrhaftig ritterliche Taten vollbracht hätten, zeigt die Zielrichtung der Schrift. Aber statt sich sofort gegen die Welfen zu stellen, fügt er noch einen Abschnitt über die ebenfalls herrlichen und übermenschlichen und gottesfürchtigen Taten der ottonischen Dynastie ein. Damit soll eine kontinuierliche Linie zu den aus Sachsen stammenden Königen aufgebaut und die Wettiner als deren Nachfolger artikuliert werden. Erst im letzten Abschnitt geht es bei Spalatin konkret um die Auseinandersetzung mit Herzog Heinrich von

55 Otto POSSE, Die Wettiner. Genealogie des Gesamthauses Wettin Ernestinischer und Albertinischer Linie mit Einschluß der regierenden Häuser von Großbritannien, Belgien, Portugal und Bulgarien. Mit Berichtigungen und Ergänzungen der Stammtafel bis 1993 von Manfred KOBUCH, Leipzig 1994, Vorwort.

56 HEINEMANN (Anm. 11), S. 208.

Braunschweig, den er sehr sachlich und kurz überschreibt: „Von Hertzog Heinrichen zu Braunschweig herkomen vnd Vorfaren.“⁵⁷

Dass seine Ausführungen unhinterfragbar und demzufolge wahr seien, verdeutlicht er durch das dreiseitige Aufführen von Quellen, die seine darauf folgende Argumentation belegen sollen. Dies soll von seiner Belesenheit und seiner Vernetzung mit den Humanisten seiner Zeit zeugen. So wird „Aus dem Strabone /Griechen, Aus dem Herodiano /Griechen, Aus dem Suetonio /Roemer, Aus dem Cornelio Tacito Roemer“ sowie Beda Venerabilis, die Chronik Thietmars von Merseburg, das Werk Widukinds von Corvey und vor allem Otto von Freising mit seiner Geschichte der zwei Staaten und der Gesta Friderici aufgeführt. Es fehlt nicht eine wichtige und zahlreich rezipierte Überlieferung zur altsächsischen und markmeißnischen Geschichte. Spalatin zitiert auch päpstliche Bullen als Ausdruck höchster Autorität und geht bei den Autoren bis in seine Zeit:

Aus einer Chronicken auszug / aus keiser Maximilianus Hoff, Aus Herrn Johann Stabii /Keiser Maximilianus Historici etc. etlichen Stammenbewmen, Aus Doctor Albrecht Crantz /Dechand zu Hamburg /Sechssischen Historien.⁵⁸

Die Auflistung der Quellen zeugt von seinem Bemühen um eine sachliche Auseinandersetzung Kurfürst Johann Friedrichs von Sachsen um die ehrenvollere und ältere Abstammung im Gegensatz zu Herzog Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig und den invektiven Schriften, die im zeitlichen Zusammenhang mit dem Regensburger Reichstag 1541 entstanden.

Gleich zu Beginn betont Spalatin den Grund für seine Stellungnahme. So habe Herzog Heinrich „sich vnterstehet hoch zu rhümen /vnd vber den itzigen Churfürsten zu Sachssen /zuerheben“. Nach seiner Auffassung sei es klar, dass ein Geschlecht, das viele Jahrhunderte Römische Kaiser, Könige, Fürsten und Herren hervorgebracht hat, eine größere Idoneität haben müsse als die Welfen. Als Beleg führt er zahlreiche Chronisten an, wo dies nachgelesen werden könne. Zudem haben sie seit den Zeiten des legendären Königs „Syghard zu Sachssen“ und des „Koenigs Dagobrechts Francorum“ um 400 geherrscht, die Welfen aber erst seit Kaiser Heinrich IV. im 11. Jahrhundert, dann unter Kaiser Lothar III. und schließlich unter Kaiser Friedrich Barbarossa im 12. Jahrhundert als Herzöge in Sachsen. Zudem würden die Wettiner von „Gros Hertzogen zu Sachssen Widekind / vnd seinem bruder Braun /des Roem. Keiserlichen vnd Koen. Blutstammens“ abstammen.⁵⁹ Die Vorfahren Heinrichs des Jüngeren, namentlich Heinrich der Löwe, seien hingegen wegen ihrer Verweigerung der Lehnsleistung des Heerbanns und der damit verbundenen Demütigung Kaiser

⁵⁷ Spalatin (Anm. 3), S. av.

⁵⁸ Ebd., S. 6.

⁵⁹ Ebd., S. 8.

Friedrich Barbarossas aller ihrer Lehen in Bayern und Sachsen reichsrechtlich abge-
sichert verurteilt worden und „in die Acht gethan“.

In seiner Argumentation geht Spalatin noch weiter und verweist auf die Dauer der Herrschaft der Welfen in Sachsen, das heißt darauf, dass sie von Kaiser Lothar belehnt worden und nur 40 oder 50 Jahre Herzöge gewesen seien. Das wettinische Geschlecht habe so mehr königliche Vorfahren aufzuweisen als die Welfen, die nur einen hätten, nämlich Kaiser Otto IV., und zwar zum Zeitpunkt „als sein vater Hertzog Heinrich der Lewe vnd hoffertige/ seiner Fürstenthumb zu Sachssen vnd Baiern/ bereit entsetzt gewest“ sei.⁶⁰ Heinrich der Jüngere von Braunschweig habe somit unehrenhafte Vorfahren, als Beleg nennt Spalatin Thietmar von Merseburg und Otto von Freising. Zudem gipfelt seine Argumentation, immer mit Bezug auf nachlesbare Quellen, darin, dass die Welfen „elteste Vorfaren/ Schwaben oder/ als etliche Chronicken haben/ Beyern Vnd gar nicht wider den rechten alten Widekindischen/ noch Heinrichischen/ oder Ottonischen/Sachssen sind gewest“.⁶¹ Damit möchte er deutlich machen, dass im Gegensatz zu den Wettinern die Welfen keinerlei Ansprüche formulieren dürften auf eine ehrwürdige sächsische Abstammung. Sie seien Schwaben und das frühmittelalterliche Herzogtum Schwaben sei im 16. Jahrhundert schon lange von der politischen Landkarte verschwunden gewesen. Der dezidierte Hinweis auf die schwäbische Abkunft der Welfen ist schwer zu interpretieren. Möchte Spalatin hier herkunftsspezifische Ressentiments anführen und den Schwaben negative Eigenschaften unterstellen? Er selbst stammt aus Franken und auch dieses Herzogtum existierte zu Beginn der Frühen Neuzeit nicht mehr. Zu bedenken ist dabei aber auch, dass die Chronik ein Auftragswerk des sächsischen Kurfürsten war mit einer ganz klar vorgegebenen Zielrichtung zur Herausarbeitung der besonderen Idoneität der Wettiner. Und diesen fühlte er sich aus Gründen der Loyalität dem Landesherren gegenüber verpflichtet.

Zudem betont Spalatin weiter, dass der große sächsische Held Arminius erfolgreich gegen die Römer gekämpft und einen gewaltigen Sieg errungen habe. Welfen oder Schwaben seien nicht dabei gewesen. Also gebühre der Ruhm einzig und allein den Sachsen. In seiner Argumentation wechselt er dicht aufeinanderfolgend in der chronologischen Ordnung sofort wieder zu Herzog Heinrich dem Löwen, der zu seinem Schwager, dem englischen König geflohen sei. Tatsächlich musste er aber auf kaiserlichen Befehl das Reich für einige Jahre verlassen. Heinrich II. von England habe „im auch sein Wapen/ die Leoparden mit geteilt“.⁶² Stets versieht Spalatin Heinrich den Löwen abwertend mit negativen Attributen.⁶³ Das sächsische Wappen sei eine Eigenkreation und habe ursprünglich ein schwarzes Pferd auf rotem Untergrund gezeigt, kein geringerer als Kaiser Karl der Große habe es zu dem nun bekannten

60 Ebd., S. 9.

61 Ebd., S. 10.

62 Ebd., S. 12v.

63 Ständig bezeichnet er ihn als „der hoffertige genant“, ebd., S. 12.

verändert. Nur im Raum verwurzelte Sachsen dürften das Wappen mit dem weißen Pferd auf rotem Grund verwenden. Hier verfälscht Spalatin eine Textstelle bei Widukind. Das welfische Wappen sei hingegen nicht mit der glorreichen Geschichte der edlen Sachsen verbunden, die das Wappen ausdrücke, so Spalatin. Zudem verwahrt er sich gegen die Behauptung, dass das jetzige kurfürstlich-sächsische Geschlecht ein „einsetzling vn Neuling“ sei.⁶⁴

Hier nimmt Spalatin direkt Bezug auf die mehrfachen Invektiven Herzog Heinrichs des Jüngeren seit 1539, in denen Heinrich des öfteren den angeblichen Kauf der Kurwürde durch die Wettiner thematisiert. Es sollte eine direkte öffentliche Antwort auf die Behauptungen des Welfen sein. Denn schließlich hätten die Wettiner, obwohl der Braunschweiger fälschlicherweise etwas anderes behauptet habe, „ehrliche grostetige Vorfordern“ aufzuweisen.⁶⁵ Spalatin zielt hier wiederum auf die Verweigerung des Heerbanns durch Heinrich den Löwen Kaiser Friedrich Barbarossa gegenüber. Durch dieses mehr als unehrenhafte Verhalten seien die Welfen über Generationen gebrandmarkt, was sich nun erneut beim Braunschweiger zeige. Zur weiteren Unterlegung seiner Argumentation führt er an, dass sich in der Zeit des sog. Investiturstreits Herzog Otto von Bayern „vngehorsamlich wider in setzten/ vnd einen andern Keiser welen woelten“.⁶⁶ Er sei zwar ein durchaus altetablierter Sachse, aber auch sein Schwager Rudolf von Schwaben habe sich daran beteiligt. Gemeint ist damit der Gegenkönig Heinrichs IV., was nur dem historisch gebildeten Laien bekannt gewesen sei. So habe sich die „bosheit/ so sie lang in jrem hertzen getragen/ ausgeschuet/ vnd sich oeffentlich wider den Herrn Keiser gesetzt“.⁶⁷ Rudolf von Rheinfelden sei dafür zurecht hart bestraft worden, habe nicht nur die Schlacht im Welfesholz, sondern vor allem die Schwurhand verloren und dann verstorben. Spalatin betont immer wieder, dass die Welfen keinerlei Bezug zu Sachsen hätten, denn sie seien Schwaben und hätten Bayern als Lehen erhalten.⁶⁸ Die schwäbischen Welfen hätten nicht nur gegen Heinrich IV. und Heinrich V. opponiert, sondern auch gegen die Königserhebung Lothars von Sachsen gestimmt, wie er in seiner Argumentation fortfährt: „Denn die Schwaben vnd Francken liessen das reich nicht gerne an Sachsen komen. ... Darumb satzten sie sich wider Keiser Lotharien/ Vnd unterstunden sich/ das Reich bey sich zu behalten“.⁶⁹

Spalatin geht in seiner chronologisch aufgebauten Argumentation gegen die Welfen weiter, benötigt eine plausible Erklärung für die Belehnung der Welfen mit dem Herzogtum Sachsen und findet eine recht pragmatische Erklärung: „Wie nun Keiser Lothar zum letzen in Italien hat wollen reisen/ hat er seinen Tochterman dem

64 Ebd., S. 13.

65 Ebd.

66 Ebd., S. 15.

67 Ebd., S. 15v.

68 Ebd., S. 17v.

69 Ebd., S. 19v.

Welfen/ Hertzogen zu Beiern/ das Hertzogthumb zu Sachssen gegeben.“⁷⁰ Er habe so das Reich in Sicherheit wissen wollen und seinem Verwandten vertraut. Spalatin verschweigt aber auch nicht, dass Lothars Schwiegersohn, Herzog Heinrich der Stolze, in Königslutter neben dem Kaiser bestattet wurde. Die Welfen seien im falschen Vertrauen des Supplinburgers Herzöge von Sachsen geworden und auch nur wegen des Romzugs des Königs. Darüber herrsche nach Spalatin's Einschätzung tiefe Enttäuschung. In der Abfolge der Könige geht er richtig sofort danach auf Konrad II. über, der von Geburt her ein Schwabe gewesen sei, was Spalatin erneut betont, dem die Vorfahren Heinrichs von Braunschweig ablehnend gegenübergestanden seien.⁷¹ Sie haben das Reich an sich bringen wollen. Auch unter Kaiser Friedrich Barbarossa habe sich die ablehnende Grundhaltung der Welfen gegenüber dem rechtmäßigen König nicht geändert. Barbarossa habe Heinrich dem Löwen zwar neben Sachsen auch noch Bayern als Lehen übertragen, aber dieser habe den Herrscher „vbel vnd vntrewlich verlassen“.⁷² Der Welfe habe dabei seinen wahren Charakter gezeigt wie seitdem seit Generationen bei den Welfen immer wieder, denn er sei „so stolz vnd hoffertig worden“. Doch damit nicht genug. Nach Spalatin habe Heinrich der Löwe massiven Widerstand mehrerer Fürsten gegen König und Kaiser organisiert.⁷³

Spalatin teilt auch hier nicht nur seine persönliche Einschätzung mit, sondern unterlegt sie mit Quellenbelegen. So führt er an, dass dies u. a. bereits Otto von Freising oder Albrecht Crantz ausgeführt hätten. Dabei wird er ziemlich genau in den Quellenangaben, indem er das entsprechende Buch oder Kapitel des jeweiligen Textes angibt. Er bezieht sich stets auf Autoritäten. Es ist eben mehr als nur eine hart formulierte Invektive, wodurch sich diese Schrift deutlich von anderen Schmähschriften abhebt. Grundlage seiner Argumentation ist dabei die in der Öffentlichkeit kursierende Behauptung des Welfen über die ältere und edlere sächsische Abkunft. Mit seinem enzyklopädischen Ansatz erhebt sich Spalatin aber mit seiner humanistisch begründeten Ansicht über die lediglich schmähend formulierten Aussagen. Schließlich sei das „Fuerstenthumb zu Sachssen/ etlich hundert jare/ vor des Roe. Keisers Otto/ des ersten regierung vnd belehnung/ zu dem Churfuerstlichen vnd fuerstlichen Haus zu Sachssen/ gehort hat“.⁷⁴ Endlich geht er direkt auf die Wettiner und deren Vorfahren ein und hebt hervor, dass diese „Burggrauen vnd Landvogte zu Zorbeck/ vnd Grauen zu Wittyn/ dem Roe. Koenig Heinrich/ dem Fogler oder Finckler/ vnd den dreien Roemischen Keisern Ottonen/ Vnd sonderlich den zweien Koenigen Sigharden vnd Diettrichen / zu Sachssen/ vater vnd Son/ dieser gestalt verwand gewest“ seien.⁷⁵ Die Wettiner seien demzufolge nicht nur Nachfahren der

70 Ebd., S. 20.

71 Ebd.

72 Ebd., S. 21.

73 Ebd., S. 23.

74 Ebd., S. 24.

75 Ebd., S. 24v.

ottonischen Königsdynastie, sondern auch Agnaten der legendären ersten sächsischen Könige. Schwaben hingegen, der Herkunftsraum der Welfen, sei unter Kaiser Otto I. durch seinen Sohn Liudolf regiert worden.⁷⁶ Also hätten sie noch nicht einmal in ihren Stammlanden Herrschaftsrechte wahrgenommen, so die mögliche Schlussfolgerung des Lesers dieser Invektive.

Spalatin wechselt schnell nach der Feststellung der Stammlande der Welfen die Zeit und zitiert mit Johann Stabius den Hofchronisten Kaiser Maximilians I. Dieser hochgelehrte Mann habe herausgearbeitet, dass Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen ein rechtmäßiger und etablierter Nachfahre Sighards und Widukinds seit 26 Generationen sei.⁷⁷ Den ersten Teil seiner Stellungnahme gegenüber dem welfischen Herzog Heinrich schließt Spalatin mit den Worten:

... das je des itzigen Churfuersten zu Sachssen/ Herzogen Johansen Fridrichen/ herkomen/ so new vnd gruen/ nicht ist/ als on grund aller Chronicken furgibt vnd gerne in die leute/ jm zu vnglimpf vnd erkleinerung/ treiben wollte.⁷⁸

Damit greift er die Invektiven des Welfen seit 1539 nochmals auf. In der welfischen Publizistik um 1541 hatte Herzog Heinrich wie ausgeführt immer wieder den Kauf der sächsischen Kurwürde 1423 durch die Wettiner angeprangert. Spalatin pariert dies damit, indem er vor allem die ältere und ehrvollere Herkunft der Wettiner belegt. Die Wettiner hätten eine wesentlich weiter zurückreichende Idoneität als die Welfen. Zudem sei es falsch, so Spalatin, was Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig in gedruckten Werken behauptete, dass das sächsische Rautenwappen braunschweigischen Ursprungs sei. Doch bei genauer Recherche in den Quellen, so wiederum Spalatin, sei dies als weitere Lüge und Anmaßung des Welfen zu identifizieren.⁷⁹ Wie ungebildet Heinrich von Braunschweig sei, zeige sich auch darin, dass er sich auf Chroniken im sächsischen Dialekt beziehe, Spalatin aber auf das Werk von Albrecht Crantz in lateinischer Sprache, der Sprache der Gelehrten.⁸⁰ Dieser Seitenhieb auf das sprachliche Unvermögen durchzieht die gesamte Abhandlung. Spalatin habe natürlich die deutsche Sprache verwenden müssen, damit sein Widerpart ihn überhaupt verstehen und folgen könne. So sollten es die zeitgenössischen Rezipienten interpretieren. Die Welfen seien niemals in ganz Sachsen verwurzelt gewesen, sondern nur durch späte Belehnung Herzöge von Braunschweig und Lüneburg, also nur in einem kleinen Raum des viel größeren Sachsens.⁸¹ Die Wettiner hingegen seien

76 Ebd., S. 25v.

77 Ebd., S. 26.

78 Ebd.

79 Ebd., S. 26v.

80 Ebd., S. 27.

81 Ebd., S. 27v.

seit dem wiederholt genannten König Sighard mit Herrschaftsrechten von Geburt an der Region eingebunden. Zudem hätten sie im Gegensatz zu den Welfen seit den Zeiten Karls des Großen gegen die heidnischen Sorben gekämpft, gesiegt und seien mit deren Landen für ihren Einsatz belohnt worden, hätten damit Sachsen territorial erweitert, während die Welfen auf Braunschweig und Lüneburg begrenzt blieben und erst seit „vngeueerlich/ dreihundert vnd viertzig jar/ Herzogen zu Braunschweig vnd Lueneburg gewest“ seien.⁸²

Im zweiten Teil seiner Invektive gegen Heinrich von Braunschweig zielt Spalatin darauf ab, herauszuarbeiten, wie sich das sächsische Fürsten- und Kurfürstenhaus in den letzten achthundert Jahren entwickelt hat unter Zuhilfenahme lateinischer Quellen, die er aber zum besseren Verständnis nicht nur den Welfen gegenüber übersetzte.⁸³ Er strebt damit eine größere Öffentlichkeit im protestantischen Lager an und zielt damit sicher auch auf den Bildungsstand des Braunschweigers ab. Wie im ersten Abschnitt seiner Schrift bringt er auch hier wie im Gelehrtenbetrieb üblich seine Argumente in nummerierten Passagen, die jeweils mit einer Zusammenfassung enden. Einleitend äußert er, dass er in sechs Entwicklungsabschnitten berichten will. Zudem bedauert er wiederholt, dass er dies in deutscher Sprache tun muss, bedienen sich doch die Gelehrten der gebildeten lateinischen Sprache. Aber um verstanden zu werden, sei dies notwendig.⁸⁴ Dies bedauernd fährt Spalatin fort, dass die Sachsen schon vor Christi Geburt von einheimischen Königen regiert worden seien. Bei Beda Venerabilis aus dem 8. Jahrhundert, den er zitiert, sei nachzulesen, dass die Sachsen und Angelsachsen einst eine gemeinsame Nation gewesen seien. Auch Thietmar von Merseburg und Otto von Freising hätten in ihren Chroniken die lange und ehrwürdige Ahnenreihe der ottonischen Herrscher herausgearbeitet. Erst unter Kaiser Otto I. sei das Gebiet um Lüneburg, also nur ein kleiner Teil des sächsischen Territoriums, als Fürstentum vergeben worden. Die sächsische Kurwürde, die es im 10. Jahrhundert noch nicht gab, sei aber bei der direkten Linie verblieben.⁸⁵ Mit dieser Aussage möchte Spalatin an die königliche Gnade der Teilnahme an der politischen Herrschaft erinnern und zugleich erneut auf das ehrverletzende Verhalten Heinrichs des Löwen verweisen, was sich nun in den invektiven Anwürfen der gegenwärtigen Welfen fortsetze.

Kaiser Otto I. habe nur wegen einer Rebellion des Papstes Johannes XIII. Hermann Billung, ehemals Landvogt und Sohn eines armen Edelmanns, das Herzogtum Sachsen und Lüneburg an die Billunger zusammen mit einem neu geschaffenen Wappen übertragen, das nun auch die Welfen für sich beanspruchten und verwendeten. Über fünf Generationen und 150 Jahre bis in die Zeit Kaiser Heinrichs V. hätten sich diese, wiederum im Gegensatz zu den Herzögen von Braunschweig, treu dem Königtum

⁸² Ebd., S. 29v.

⁸³ Ebd., S. 30.

⁸⁴ Ebd.

⁸⁵ Ebd., S. 31.

gegenüber verhalten.⁸⁶ Nach dem Aussterben der Billunger habe Kaiser Heinrich V. „gnediglich“ dem „Grauen Lother oder Luder“ das Herzogtum Sachsen verleht und dieser habe es ihm „Vbel gedanckt“.⁸⁷ Sachsen sei nun an die Welfen durch Belehnung unter Kaiser Lothar an Heinrich den Stolzen gekommen, der es „seinem Tochtermann/ Hertzog Heinrich Welffen/ zu Bayern“ gegeben habe. Somit habe ein ehemaliger Graf Sachsen an einen Fremden übertragen und nicht an einen in der Region verwurzelten Herrschaftsträger.⁸⁸ Detailliert beschreibt Spalatin die Entmachtung Heinrichs des Löwen 1180 und die Belehnung der Askanier, hier als Fürsten von Anhalt bezeichnet und damit höherstehend als Graf Lothar. Sie hätten mit königlichem Einvernehmen über 200 Jahre bis 1423, also ein bis zwei Generationen länger als die Billunger, geherrscht.⁸⁹

Zum Schluss dieses Abschnitts gibt Spalatin sehr kenntnisreich die Auseinandersetzungen der Askanier in Lauenburg mit Kaiser Sigismund wieder, der wie erwähnt 1423 die vakante sächsische Kurwürde an Friedrich IV., Markgraf von Meißen, Landgraf von Thüringen und Pfalzgraf von Sachsen, vergeben hat. Spalatin führt alle Titel an und erhebt Friedrich so über alle anderen Bewerber. Auch nennt er die Gründe für die Entscheidung des Kaisers. Schließlich seien Friedrichs Vorfahren Sachsen gewesen. Der Lauenburger Erich sei hingegen nur Herzog von Niedersachsen und nur entfernt verwandt mit den Fürsten von Anhalt. Der Wettiner Friedrich residiere nun in Wittenberg, dem Zentrum des Kurfürstentums, und würde beleidigend von Erich nur als Herzog von Obersachsen bezeichnet. „Aber solche Tittel/ hab ich sonst in keinem Historico/ bisher/ gefunden“, so Spalatin. Sondern vielmehr sind mit der Belehnung Friedrichs 1423 die „nehest verwante Blutsfreunde/ widerkomen“. Alle anderen zwischenzeitlichen Herrscher in Sachsen hätten „nicht in den Blutsamen/ der jtzigem Chuer/ vnd Fuersten zu Sachssen/ gehoert“.⁹⁰ Vielmehr sei er nicht nur Kurfürst, sondern auch Erzmarschall des Reiches dank kaiserlicher Gnade und von der Herkunft dafür geradezu prädestiniert. Mit genauen Angaben versieht Spalatin unter Zitation von Urkunden die Versuche des Lauenburgers zum Erhalt der Kurwürde.⁹¹ Dabei geht er auch chronologisch zurück. Er führt die sächsischen Herrscher seit Heinrich VII. im 14. Jahrhundert auf und geht auch auf Karl IV., Günther von Schwarzburg, Ludwig den Bayern, Friedrich den Schönen und Wenzel ein. Alle hätten Sachsen als ein besonders traditionsreiches Fürstentum gesehen und niemals in unebenbürtige Hände vergeben. Mit der Übertragung der Kurwürde auf die Wettiner 1423 sei es nun an eine etablierte Linie mit hoher Idoneität zurückgekommen.⁹²

86 Ebd., S. 31–31v.

87 Ebd., S. 33v.

88 Ebd., S. 32.

89 Ebd., S. 32v–33.

90 Ebd., S. 33v.

91 Ebd., S. 33v–45.

92 Ebd., S. 45–47v.

Breiten Raum nehmen Spalatin's Schilderungen zu den Vorfahren der Wettiner ein, die nach den Fränkischen Reichsannalen direkte Nachfahren des legendären sächsischen Königs Sighard seien. Dazu zitiert er auch die Chronik vom Lautenberg, die Chronik von Reinhardsbrunn in Thüringen und die Annalen von Altzelle. Er hebt gleich zu Beginn dieses Kapitels die Abstammung des jetzigen Kurfürsten hervor, „der vber die/ so zuvor in diesen Blutstammen/ gehört/ ausserhalbe/ auch der seitlichen Linien/ Voreltern vnd Vorfarn/ nach dem Blutsstammen“ herkommt, agnatisch und kognatisch.⁹³ In diese Ahnenreihe gehöre natürlich auch Widukind von Sachsen und dessen gleichnamiger Sohn, der die Sorben in sein Reich eingegliedert habe. Ebenso seien sie an der Schlacht auf dem Lechfeld 955 beteiligt gewesen, wo die Ungarngefahr endgültig beseitigt worden sei, als sie an der Seite Ottos I. kämpften.⁹⁴ Er geht im weiteren Verlauf auf alle namentlich bekannten Wettiner und deren Herrschaftsraum ein und findet nur lobende Worte. Dies ist bemerkenswert, weil in seinem Hauptwerk, die Chronik der Sachsen und Thüringer, zwar auch jeder Wettiner angeführt wird, aber durchaus auch deren Schwächen und Fehlleistungen benannt werden.⁹⁵ Für ihn ist es unerklärlich, dass Herzog Heinrich – ein Schwabe und erst seit Zeiten Kaiser Lothars in Sachsen und nur auf Lüneburg und Braunschweig beschränkt – sich als Angehöriger eines älteren und edleren sächsischen Geschlecht ausgeben kann in einem „verdrieslichen Lesterdruck“.⁹⁶

Spalatin argumentiert klassisch scholastisch, indem er die Invektive des Braunschweigers fast wörtlich aufgreift, um dann nach der sic-et-non-Methode zu einem anderen Ergebnis zu kommen. Im Gegensatz zum Welfen habe er sowohl lateinische als auch deutsche Chroniken studiert. Aber über einen solchen Wissensstand verfüge Heinrich ja nicht. Vielmehr hätten sich die Vorfahren ungebührlich den staufischen Herrschern gegenüber verhalten, was deren Entmachtung 1180 zur Folge gehabt habe. Die Wettiner hingegen hätten 1247 noch die Landgrafschaft Thüringen und die Pfalzgrafschaft Sachsen sowie die Burggrafschaft Magdeburg erhalten. Der erlauchte Fürst Heinrich habe das Ansehen der festverwurzelten Familie noch steigern können, denn Kaiser Friedrich II. habe seine Tochter Margarethe Heinrichs Sohn Albrecht zur Frau gegeben. So sei erneut königliches Blut in diese Linie gekommen, was die Welfen nicht aufzuweisen hätten, denn laut Spalatin habe in Braunschweig nun Otto, genannt das Kind, geherrscht. Seine detaillierten genealogischen Kenntnisse setzt er gezielt ein, um den Welfen herabzusetzen. Unter dem Wittelsbacher Ludwig im 14. Jahrhundert sei es erneut zu einem Ehekontrakt und demzufolge einer weiteren Aufwertung der Wettiner gekommen.⁹⁷ Und 1353 sei der Herrschaftsbereich des Wettiners Friedrich III. durch Kaiser Karl IV. reichsrechtlich um das Land Coburg in

93 Ebd., S. 48.

94 Ebd., S. 49.

95 Landesbibliothek Coburg, MS Cas 9, MS Cas 10, MS Cas 11, ThHStA Weimar, EGA, Reg. O 21.

96 Spalatin (Anm. 3), S. 50v.

97 Ebd., S. 52.

Franken erweitert worden.⁹⁸ Die Welfen hingegen könnten keine solch ehrsteigernden Eheverbindungen aufweisen und seien territorial weiterhin sehr eingeschränkt in einem Teil Sachsens als Fremde geblieben. Alle Anerkennung der Wettiner seitens des Königtums, wie z. B. die Belehnung mit der sächsischen Kurwürde 1423, gingen auf ihr treues Verhalten und ihren edlen Charakter zurück und seien niemals durch Geldzahlungen erworben worden. Wer so etwas behauptet, handle bewusst widerwärtig und hinterhältig.⁹⁹ Zudem seien die Wettiner im Gegensatz zu den Welfen bei ihrem Einsatz für den König und das Reich „nicht solche Memmen gewest“.¹⁰⁰ Damit nimmt Spalatin direkt Bezug auf die Invektiven des Braunschweigers.

Auch Abwesenheit des wettinischen Kurfürsten auf dem Regensburger Reichstag 1541 kann Spalatin historisch erklären. Falls jemals ein sächsischer Kurfürst nicht zu einem Reichstag erschienen sein sollte, habe dies stets gesundheitliche Gründe gehabt. Man habe aber einen Vertreter geschickt. Dreißig Beratungen an der Seite von Friedrich III., Maximilian I. und Karl V. hätten die Wettiner als Erzmarschälle unterstützt. Zudem ginge die Stiftung der Universität Wittenberg auf die Wettiner zurück, wo neben Martin Luther auch Philipp Melanchthon lehrte.¹⁰¹ Eine solche Leistung hätten die Welfen nicht aufzuweisen. Zudem hätten die Wettiner ihr Herrschaftsgebiet stets arrondiert und erweitert und nicht permanent geteilt und sich so selbst geschwächt.¹⁰² Dabei übergeht Spalatin geflissentlich die einschneidende Leipziger Teilung von 1485, wo der wettinische Herrschaftsbereich in das albertinische Herzogtum Sachsen und das ernestinische Kurfürstentum Sachsen geteilt wurde, also etwa eine Generation vor ihm, was noch sehr bewusst war.¹⁰³ Schließlich blieb die albertinische Linie altgläubig und die ernestinische Linie förderte den Protestantismus bzw. ermöglichte diesen erst. Für die Argumentation Spalatin's spielt es auch keine Rolle, trotz genügend Informationen aus den Quellen, die er beständig zitiert, dass die Wettiner bereits 1382 in Chemnitz ihre Lehen und Allode geteilt hatten und zeitweilig aus drei konkurrierenden Linien bestanden.¹⁰⁴

Als Kaiser Maximilian I. 1519 verstarb, also schon zu Zeiten der konfessionellen Auseinandersetzungen, hätten die Wettiner die angebotene Krone abgelehnt. Kurfürst Friedrich der Weise habe sie wegen „seiner sorgfältigkeit/ nicht angenommen/ Sondern sein Stim Keiser Karl dem fuenfften/ gegeben/ Vnd also die Keiserliche Kron/ von

98 Ebd., S. 53; Reinhardt BUTZ u. Gert MELVILLE (Hgg.), Coburg 1353. Stadt und Land Coburg im Spätmittelalter (Schriftenreihe der Historischen Gesellschaft Coburg e. V. 17), Coburg 2003.

99 Spalatin (Anm. 3), S. 53v.

100 Ebd., S. 54v.

101 Ebd., S. 56–56v.

102 Einen tabellarischen Überblick über die welfischen Teilungen bietet: Harm von SEGGERN, Die Theorie der „Zentralen Orte“ von Walter Christaller und die Residenzbildung, in: Reinhardt BUTZ, Jan HIRSCHBIEGEL, Dietmar WILLOWEIT (Hgg.), Hof und Theorie. Annäherungen an ein historisches Phänomen (Norm und Struktur 22), Köln, Weimar, Wien 2004, S. 127–130.

103 THIEME (Anm. 46), S. 68–93.

104 ROGGE (Anm. 46), S. 93–140.

seinem heubt genomen/ vnd itziger Keys. Maie. auffgesatz“.¹⁰⁵ Einer solchen Demut dem Amt des Königtums gegenüber bei solch starker Verwurzelung in Sachsen hätten die Welfen und insbesondere der Braunschweiger Heinrich nichts entgegenzusetzen gehabt. Vielmehr spielt Spalatin wiederum auf das ehrverletzende Handeln Heinrichs des Löwen gegenüber Kaiser Friedrich Barbarossa an. Sein dritter Abschnitt endet mit einem invektivisch verwendeten Zitat, das der Welfe durch seinen Bildungsstand vermutlich nicht vollständig verstehen konnte, aber die gelehrte Welt: „so muessten ehe/ vber alle andere beschwerung/ auch personen aus Fuerstlichen heusern herkommen/ nur boese buecher wider in zu schreiben/ Aber es heist also/ Verbum Domini manet in aeternum.“¹⁰⁶ Mit diesen Worten schließt der dritte Teil mit polemischen Äußerungen gegen den welfischen Herzog Heinrich von Braunschweig.

Den vierten Teil widmet Spalatin „den hochrhuemlichen Geschichte/ der zween Heinrichen vnd dreien Ottonen/ aller / Roemischen Keisern/ zu diesem itzigen Chur vnd Fuerstlichem Haus zu Sachssen gehoerig“.¹⁰⁷ Dabei arbeitet er wiederum in scholastischer Methode die Zugehörigkeit der Wettiner zu den ottonisch-sächsischen Vorfahren heraus und vor allem, im Gegensatz zu den schwäbischen Welfen, deren Verankerung in der Region. Es mangelt nicht, wie bisher, an Zitaten nach Autoritäten vergangener Zeiten, um die wettinische Idoneität zu belegen. Die Gründung der sorbenländischen Bistümer Meißen, Zeitz und Merseburg 968 etwa wie auch die Einrichtung des Erzbistums Gnesen 1000 sowie die Heirat Ottos II. mit Theophanu, einer ‚Tochter‘ des byzantinischen Kaisers, lässt er nicht unerwähnt. Den Kampf gegen die aufrührerischen Italiener und Dänen schmückt er wortgewaltig aus und betont immer wieder die Entschlossenheit der Ottonen, deren Stärke und deren Siegeswillen. Den Wechsel zur bayerischen Linie der Ottonen in der Königswürde begründet Spalatin damit, Heinrich II., ein heiliger König, sei von „der geburt auch ein Sachs/ .../ gewest. Denn sein Vater/ Hertzog Heinrich zu Bayern/ ist ein leiblicher bruder des Roe. Keisers Otto/ des ersten oder grossen/ gewest“.¹⁰⁸ Dabei verschweigt er scheinbar ganz bewusst, dass Herzog Heinrich der Zänker einen Aufstand geplant hatte und sich der Königswürde bemächtigen wollte. Dann vollzieht Spalatin einen großen chronologischen Sprung zu den Saliern Heinrich III., Heinrich IV. und Heinrich V., ohne auf den Begründer der Königsdynastie Konrad II. einzugehen. Die Ahnenfolge scheint ihm in der Auseinandersetzung mit den Welfen wichtiger. Die drei Heinrichs seien eben auch aus den „blutstammen herkommen“, ohne freilich Belege anzuführen, die es nicht gibt.¹⁰⁹ Spalatin blendet in seiner weiteren Argumentation die nachfolgenden Königsdynastien der Staufer, Luxemburger, Nassauer und Wittelsbacher aus, stellt aber eine enge Bindung des altgläubigen Wettiners Georg von Sachsen zu Beginn

105 Spalatin (Anm. 3), S. 57.

106 Ebd., S. 60.

107 Ebd., S. 60v–65.

108 Ebd., S. 63v.

109 Ebd., S. 64.

des 16. Jahrhunderts zum habsburgischen Kaiser Maximilian her. Dieser habe für seine treuen Dienste für die Krone die Statthalterschaft über Friesland erhalten.¹¹⁰ Damit betreibt Spalatin *historiographia* und nicht *chronologia* in bekannter scholastischer Weise. Er wählt aus der Geschichte Ereignisse aus und formt diese um, um ein bestimmtes Ziel bei den Rezipienten zu erreichen, nämlich den Nachweis der ehrwürdigeren Herkunft der Wettiner im Unterschied zu den Welfen. Damit endet das Kapitel.

Die folgenden wenigen Druckseiten über die Vorfahren Herzog Heinrichs des Jüngeren zu Braunschweig stehen vom Umfang her diametral den bisherigen Ausführungen gegenüber. Auf über 60 Seiten hat Spalatin die Herkunft des erlauchten Geschlechts der Wettiner, fest verankert im sächsischen Herkunftsgebiet und stets verbunden mit der Reichsgeschichte, dargelegt. Sein genealogisches Vorgehen, unterlegt mit zahlreichen Quellenzitaten, hätte doch eigentlich den Zweck erfüllt. Denn den entsprechenden Eindruck habe er ja anscheinend bei den Rezipienten seiner Invektive erreichen wollen. Die Behauptung nun, dass Heinrichs Vorfahren bis zu den Trojanern zurückreichen, sei nicht zu belegen, fährt Spalatin aber fort. Die offizielle lateinische Geschichtsschreibung am Hof Maximilians habe die Welfen eindeutig als Schwaben und Bayern eingestuft, woran es nach Spalatin Kenntnis der Überlieferung keinen Zweifel gebe.¹¹¹ Eine eigene Abstammung von *Catulos* zu behaupten sei falsch. Denn es habe nach Cicero und Sallust in der Römerzeit nur *Catuli* gegeben, die aber „auffrührerisch/ wider sein eigen Heimat vnd Vaterland [seien]/ vnd richtet gros jamer vnd not an“.¹¹² Ein Bezug mache aber, so Spalatin, schnell die wahren Vorfahren der Welfen sichtbar. Und so sei es belegt, dass „Ethico/ ein Graff zu Altdirff und Andechs/ vnd Herr zu Hohenwart/ der Welffen Stammen/ Grosvater/ vnd Anherr sey“. Und deren Nachfahren hätten sich bereits gegen Kaiser Heinrich IV. aufgelehnt und Herzog Heinrich der Löwe habe, wie Spalatin erneut wiederholt, von Friedrich Barbarossa entmachtet werden müssen wegen seines ehrverletzenden Handelns gegen die kaiserliche Majestät.¹¹³

Die chronologischen Sprünge bei Spalatin haben allerdings eine didaktische Funktion. Egal zu welchen Zeiten die Welfen betrachtet werden, zeigen sich dieselben Eigenschaften. Sie seien wortbrüchig, aufführerisch, rebellisch und stellten sich gegen die gesatzte Ordnung. Zudem seien sie keine Sachsen und demzufolge nicht Teil der erfolgreichen Geschichte, sondern Schwaben oder Bayern. Hier erscheinen regionale oder territoriale Vorbehalte die Oberhand zu gewinnen. Denn gleich darauf befragt Spalatin wiederum das Verhalten der Welfen seit den Zeiten Karls des Großen und geht damit in der Chronologie wieder zurück. Dunkel sei die Herkunft der Welfen.

110 Ebd., S. 65.

111 Ebd., S. 65v.

112 Ebd.

113 Ebd., S. 66.

Sie sollten wohl Herzöge von Bayern gewesen sein, ohne dass Namen und oder Jahreszahlen überliefert seien.¹¹⁴ Erst unter Kaiser Heinrich IV. seien sie in der Überlieferung greifbar. Hier dynamisiert Spalatin die Argumentation und wird schärfer in der Wortwahl. Bisher verblieb er auf einer sachlichen Ebene und belegt seine Äußerungen überprüfbar, ohne dabei auf intelligent formulierte Kritiken zu verzichten. Sie seien eben Schwaben oder Bayern. Zudem sieht er einen ursächlichen Zusammenhang zwischen der Entmachtung Heinrichs des Stolzen und dessen Todesursache: „Do Hertzog Heinrich ... des Landes Baiern entsetzt ... were er zu fus ... geflohen Vnd das nehest jar darnach / gestorben.“¹¹⁵ Dieses unritterliche Verhalten belege sehr deutlich, dass diese Dynastie nicht edler und rumreicher Herkunft sein könne. Nach dem Verlust der Lehen in Bayern und Sachsen seien sie auf Braunschweig beschränkt worden. Demgegenüber konstruierten sie in ihrer hauseigenen Historiographie – „in Sechssischer sprach ... [die] so vnrichtig/ vnd irrig ist“ – ihre eigene Geschichte, der der gebildete Leser einfach nicht folgen könne.¹¹⁶

Spalatin referiert nun wiederholt alle bereits mehrfach aufgeführten Verfehlungen Heinrichs des Löwen, des Sohnes des ebenfalls aufrührerischen Heinrichs des Stolzen. Selbst der Sohn des Löwen, Otto IV. aus dem Hause Braunschweig, habe sich gegen den rechtmäßigen staufischen Herrscher Philipp erhoben, das Papsttum geblendet und sich die Kaiserkrone erschlichen. Doch Papst Innozenz III. habe seinen Fehler erkannt und ihn gebannt.¹¹⁷ Erst durch die Gnade Kaiser Friedrichs II. hätten die Welfen unter Otto mit dem wertenden Beinamen das Kind das Herzogtum Braunschweig erhalten – also wieder eine bewusste Reduktion auf den Raum und keine lang zurückreichende Verankerung in Gesamtsachsen. So sollten es die Leser wohl verstehen. Die herabsetzende Charakterisierung behält Spalatin bei der Auflistung der Nachfahren bei: Es folgen Herzog Albrecht der Feiste oder Fette und Herzog Heinrich der Wunderliche.¹¹⁸ Spalatin zieht hieraus den logischen Schluss wiederum nach der scholastischen Methode, dass Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig keine ältere und ehrwürdigere Herkunft als Sachse haben könne. Dessen Invektive von 1541 gegen den ehrwürdigen und edleren Kurfürsten Johann Friedrich I. von Sachsen entbehre jeglicher Grundlage und er habe sie *ad absurdum* geführt mit seiner nachvollziehbaren und mit Quellen belegten Argumentation. Er beendet den Abschnitt mit einem moralischen Appell: „Was huelffs doch den Menschen/ wenn er gleich die gantze Welt gewoenne/ vnd neme doch schaden an seiner Seelen.“¹¹⁹

Nach jeder klassisch-scholastischen *lectio* folgt eine *conclusio*, so auch bei Spalatin. Er habe aus zahlreichen lateinischen und auch deutschsprachigen Chroniken eindeutig

114 Ebd., S. 66–66v.

115 Ebd., S. 66v.

116 Ebd., S. 67.

117 Ebd., S. 68.

118 Ebd., S. 68v.

119 Ebd., S. 69v.

das ältere, ehrbarere Herkommen der Wettiner, zutiefst in und mit Sachsen verbunden, nachweisen können. Jeder die Wahrheit liebende und intelligente Mensch müsse dies erkennen, so Spalatin. Alle Invektiven des Welfen Heinrich von Braunschweig seien „liederlich vnd leichtlich ermessen“.¹²⁰

Die 1541 in Wittenberg gedruckte Schrift wurde wie erwähnt 1553 mit einem Vorwort von Philipp Melanchthon versehen erneut publiziert. Darin benutzt Melanchthon die Parabel von der guten und schlechten Regenschaft und geht nicht auf die Auseinandersetzungen der Wettiner mit den Welfen oder umgekehrt ein. Vielmehr hebt er hervor, dass glückliche und erfolgreiche Regenten einzig und allein von der göttlichen Gnade abhängen, von Gott geprüft und dann belohnt werden. Stolze, mutwillig zerstörerische und tyrannische Herrscher hingegen „treiben Abgoetterey/ zeuberey/ vnzucht/ rawben/ schinden vnd morden/ vnd verleumen die Gericht“.¹²¹ Melanchthon greift hier zielgerichtet die Argumente Spalatin auf, wiederholt sie und diffamiert ohne direkte Benennung die Welfen und auch die Lauenburger. Es handelt sich um eine weitere Eskalation in den Invektiven seit 1423 und vor allem um die Jahre um 1540. Im weiteren Verlauf seiner Vorrede konzentriert sich Melanchthon auf die Hervorhebung der christlich wertvoll geprägten Handlungen von Königen und Fürsten unter Zitation zahlreicher Bibelstellen. Denn nur gerechte Regenten garantieren Recht, Zucht, Frieden und Schutz, weil sie unter göttlicher Gnade stehen.¹²² Die ungehorsamen Herrscher bestrafe er, z. B. bei Ehebruch.¹²³ Damit verweist Melanchthon ohne namentlichen Bezug auf Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig. Seit über 550 Jahren, so endet er, herrschen unter göttlicher Führung erfolgreich die Wettiner. Dies könne in diesem gelehrten Buch nachgelesen werden.¹²⁴ Damit gibt Melanchthon für den zeitgenössischen Leser auch den Grund für die Neuauflage an, denn 1547 wurde der albertinischen Linie die Kurwürde übertragen und ihre Angehörigen mussten sich mit neuorientierter dynastischer Geschichtsschreibung legitimieren.¹²⁵

120 Ebd., S. 70.

121 Ebd., S. 2v.

122 Ebd., S. 3.

123 Mit dem Hinweis Melanchthons auf Ehebruch zielt er auf die langjährige Affäre des Welfen mit Eva Trott zu Solz ab, auf die u. a. auch Luther mit seiner Invektive „Wider Hans Worst“ von 1541 reagierte. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe (Weimarer Ausgabe), Abt. 1, Bd. 51, Weimar 1967, S. 469–572. Zu der hessischen Adligen siehe auch: Elisabeth E. KURAN u. Anna E. RÖHRIG, Gefangene der Liebe. Eva von Trott (um 1506–1567), in: DIES., Frauen vom Hof der Welfen. 20 Biographien, Göttingen 2006, S. 23–35; Ernst-August NEBIG, Herzog Heinrich d.J. von Wolfenbüttel und Eva von Trott. Eine unglaubliche, aber wahre Geschichte aus der Reformationszeit, in: Braunschweigisches Landesmuseum. Informationen und Berichte 1995, Nr. 1/2, S. 25–40.

124 Spalatin (Anm. 3), S. 4v.

125 HEINEMANN (Anm. 11), S. 213–273.

Georg Spalatin schrieb im Jahre 1541 seine Chronik über das edlere und ältere Herkommen der sächsischen Kurfürsten aus dem Hause Wettin als Antwort auf die Invektiven des welfischen Herzogs Heinrich des Jüngeren von Braunschweig. Diese Schrift war ein Auftragswerk seines Landesherrn Kurfürst Johann Friedrich I. von Sachsen. Es stellt eine sachliche und genealogisch vorgehende Antwort dar, quellengebunden und überprüfbar. Nur im letzten Teil seiner Abhandlung überwiegen die mit negativ wertenden Attributen versehenen Aussagen. Er bedient sich einer feinzüngigen und spitz formulierten Argumentation. Klassische Humanisten könnten dem Text folgen, weniger gebildete Leser, die sich nur der deutschen Sprache bedienen, würden ihn wohl nicht verstehen. So ist Spalatin's Abhandlung zu interpretieren. Dazu bedarf es keiner obszönen Worte, um die Invektive zielgerichtet zu platzieren. Nach klassisch-scholastischer Methode führt er die Rezipienten zu der Erkenntnis, die er auch schon im Titel vorwegnimmt, dass die edlere und ältere Herkunft den Sachsen zukommt. Indem er sich des Druckmediums bediente, erreichte er eine große Öffentlichkeit. Spalatin nutzte gezielt das geschliffene Wort als Waffe im Streit mit Herzog Heinrich von Braunschweig. Dadurch wurde der konfessionell-politische Gegner herabgesetzt.

Spalatin konnte den Auftrag seines Landesherrn schnell erfüllen, denn er verfügte über ein sehr großes Reservoir an genealogischen und historiographischen Quellen. Bereits seit 1510 schrieb er an einer großformatigen und reichlich illustrierten Chronik der Sachsen und Thüringer, wobei der vierte und letzte Band unvollendet blieb. Eng vernetzt mit Humanisten und mit ihnen im ständigen Austausch stehend, arbeitete er unermüdlich daran. Im Kern all seiner historiographischen Arbeiten wollte er nachweisen, dass die Wettiner von edlem Geblüt und zur Herrschaft in Sachsen auserwählt waren. Der Makel des Kaufs der Kurwürde 1423 sollte widerlegt werden. Die Dynastie sah sich immer mit Anfeindungen bezüglich der Herkunft und Idoneität konfrontiert, sei es durch die Askanier oder die Welfen. Sie wollten und mussten ihre Verankerung in der Region immer wieder unter Beweis stellen. Persönliche Stellungnahmen und Auseinandersetzungen vor dem Reichskammergericht gegen die lauenburgische Linie der Askanier eskalierten durch die Invektiven des Welfen aus Braunschweig, die Kurfürst Johann Friedrich I. hingegen immer wieder parierte. Auf einer sachlich-argumentativen Ebene sollte Spalatin's Chronik von 1541 die öffentlich ausgetragene Debatte beenden. Dies ist aber nicht gelungen. Der kontroverse Diskurs ging weiter und wurde mit Melanchthons Vorwort erneut aufgegriffen, aber ebenfalls nicht endgültig zum Abschluss gebracht. Bis zum Aussterben der Lauenburger 1689 gab es immer wieder Anfeindungen hinsichtlich der Übertragung der sächsischen Kurstimme auf die Wettiner. Die Invektiven von 1541 stellen aber einen Höhepunkt in der mehrere Jahrhunderte umfassenden Kontroverse dar. Sie wurden fortgeführt und letztlich erst mit der allgemein akzeptierten, von Otto POSSE erstellten Stammtafel des Hauses Wettin 1897 beendet.¹²⁶

126 POSSE (Anm. 55).

Schlagwortregister

- Agon/Agonalität** 6, 9, 52, 61–64, 71, 75, 77–79, 112, 139, 141, 275
- Alfons V., König von Neapel** 33 f., 36–43, 47
- Altzelle** 281–286, 288–293, 295–300, 302–305, 326
- Anciennität** 307, 315, 317
- Antidotum in Pogium** 36, 58, 60, 64, 95 f., 98–102, 105 f.
- Badius, Jodocus** 99–101, 104
- Bedrohung** 210, 217, 222–225, 228, 238, 240, 242
- Benno von Meißen** 281–285, 289, 293–299, 302, 305
- Bildparodie** 107–112, 119, 128, 138–141
- Bracciolini, Poggio** 9, 11, 17–19, 23–27, 29–31, 36, 39, 44, 46, 49–79, 91, 93, 95–104, 215, 251
- Buchdruck** 88, 91, 250 f., 254, 256, 280
- Carlowitz, Christoph von** 105 f.
- Carracci, Agostino** 107 f., 112–116, 119 f., 128–132, 134 f., 138–141, 148, 168 f., 174
- Carracci, Annibale** 112, 115, 119–125, 127–131, 140, 148 f.
- Chronik** 292, 309, 311, 319 f., 323 f., 326, 330, 332
- Ciceronianismus** 139
- convenevolezza** 159
- de' Becchi, Gentile** 83, 88
- de' Medici, Lorenzo** 85–94
- Dichter/Poet** 9, 29, 68, 72, 88, 154–157, 159, 182, 193, 196–198, 200 f., 212–214, 222, 224–228, 230–235, 237–242, 248, 252, 268, 276–278
- Disputation** 12, 59, 203–205, 215 f., 231
- dissimulatio** 111, 131, 135, 175
- Ehre** 9, 53, 73–75, 97, 134, 156, 205, 207, 233–235, 263, 298, 301, 314 f.
- Erasmus von Rotterdam** 84, 104 f., 160, 199, 222, 226, 242
- Erfurt (Universität)** 195–199, 200–207, 225–228, 309
- Estienne, Robert** 101, 105
- Fabrikation/fabrizieren** 210 f., 217, 220, 236, 240–242
- Facio, Bartolomeo** 33–39, 41–47, 50, 57, 70, 96
- Fazetie** 17, 23–27, 29–31, 100 f., 103
- Fehde** 22, 24, 29 f., 243, 246, 249 f., 252, 254, 260 f., 264 f., 278, 280
- Feind/Feindschaft/Anfeindungen** 8 f., 26, 34, 39, 50, 53, 56, 60, 63, 65–67, 70, 74, 78, 91 f., 96, 104, 121, 128, 155, 198, 206, 209–211, 217, 219–222, 224–242, 249, 278, 304, 332
- Florenz** 29 f., 47, 54, 65, 77, 79, 82, 84–94, 138, 154

- Flugschriften** 281, 289, 291, 293f., 301
- Gegenreformation** 155, 174, 176f.
- Gelehrte** 10, 49, 53–55, 58, 60, 68, 70, 72f., 75, 77, 79, 94, 104, 139, 194, 196f., 201, 204f., 211–218, 224–226, 231, 233f., 241f., 255f., 295, 309, 323f.
- Genealogie** 317
- Generationenkonflikt** 50, 60, 140
- Grazie (gratia)** 37, 104, 166, 173
- Gruppe** 1, 6–9, 13, 54, 59, 66f., 78f., 108, 139, 193, 199, 206, 210f., 217–222, 229, 235–238, 240f., 257, 275, 290, 294, 299, 309
- Handschrift(en)/Sammelhandschrift** 11, 17–19, 21–27, 33, 38, 45–47, 64, 71, 96, 99, 101, 279f., 286, 311
- Heilige (Erhebung, Verehrung)** 61, 104, 159–161, 170f., 173, 281–285, 289, 293–303, 305
- Hofhistoriker** 33f., 38–44, 46
- Humanismus** 1–6, 8–11, 13, 17, 23, 29, 31, 33, 46f., 53, 63f., 78, 82, 107, 193, 195, 200f., 208f., 211–214, 219, 227f., 232–234, 242, 247, 254, 276, 309
- Hutten, Ulrich von** 194f., 206, 237, 243–260, 262, 266–270, 272–280
- imitatio** 51, 64, 110f., 116, 119, 121, 125, 128–131, 138f.
- Ironie** 112, 168, 186, 204, 206
- Kanzleischrift** 314
- Knabenliebe (Homoerotik)** 147f., 152, 161
- Kryptoporträt** 122f., 184
- Laszivität** 107
- Lauenburger** 309, 317, 325, 331f.
- Luther, Martin** 249, 271, 273, 281–284, 286–306, 327, 331
- micelangioliisti** 107, 129, 131, 133–135, 138–141
- Nacktheit** 147, 158–160, 170f., 175f.
- Obszönität** 100, 106, 155, 182
- Öffentlichkeit** 7f., 55, 86, 183, 243f., 246–259, 262, 271f., 275, 277f., 280, 309, 316–318, 322, 324, 332
- Pasquinade** 155–157, 171, 181, 185f.
- Pazzi (Verschwörung)** 81f., 84–86, 91f.
- Perotti, Niccolò** 9, 46, 49f., 52–79
- Postillen** 120, 122, 125, 128f.
- Rhetorik** 10, 57, 102f., 106, 145, 201, 225, 234, 237, 241, 255
- Rom** 30, 33–35, 39, 43–47, 78, 83, 85–87, 91, 112, 121f., 148, 154f., 158, 166, 226, 244, 249, 257, 265, 276, 279, 293, 295, 322
- Sachsen** 212, 244, 273, 291, 307–309, 311–313, 315–332
- Scholastik/Scholastiker** 200f., 209–211, 219, 227f., 233–235, 237–242, 249
- Sixtus IV.** 83, 85–94
- Spott(schriften)** 2, 24, 26, 72, 84, 88, 119, 131, 143, 148, 155–157, 180f., 183f., 197f., 206, 227, 238, 247, 302–304
- Subversion/subversiv** 150, 155, 157, 171, 176, 185, 204
- Universität** 17, 19, 21, 23, 141, 193–199, 201–203, 205, 207–219, 221f., 224–228, 230f., 235–239, 242, 285, 287, 292, 309f., 327
- Unruhen (studentische)** 195, 207
- Valla, Lorenzo** 9, 18, 30, 33–45, 47

Vasari, Giorgio 107, 116, 119-125,
128 f., 131, 133, 135, 138-140, 170

**Verteidigung (Nominalismus/
Realismus)** 200-202, 228

Wegestreit 200, 215

Welfen 307, 309, 311-315, 318-332

Wettiner 307-323, 325-329, 331 f.

Das Mittelalter Beihefte MABH 17

Was bedeutet Humanismus, wer gehört zu den Humanisten? Von den Zeitgenossen wurde das nicht zuletzt durch Invektiven geklärt. Intellektuelle, die seit Mitte des 14. Jahrhunderts Rhetorik als vornehmste Methode der Tugendförderung, Wahrheitssuche und Gotteserkenntnis betrachteten, sahen gerade in gegenseitigen persönliche Herabsetzungen das Mittel zur Durchsetzung ihrer Positionen.

Bei einer interdisziplinären Zusammenschau werden Konjunkturen und Diffusionsformen der Invektiven deutlich. Welche Bedeutung kam dabei den kulturellen Milieus dies- und jenseits der Alpen zu, welche Rolle spielten wettbewerbliche Momente, wie wurden die frühen reformatorischen Auseinandersetzungen davon beeinflusst?

Zur Reihe

Die in doppeltem Peer Review geprüfte Open-Access-Schriftenreihe fördert interdisziplinäre und interkulturelle Studien und Sammelbände aus dem Bereich der Mittelalterforschung. Sie zielt darauf ab, unterschiedliche methodische Zugänge und innovative Ansätze im fächerübergreifenden Diskurs zu verankern, ohne auf Grundlagenforschung zu verzichten.



UNIVERSITÄT
HEIDELBERG
ZUKUNFT
SEIT 1386

ISBN 978-3-96822-087-1



9 783968 220871